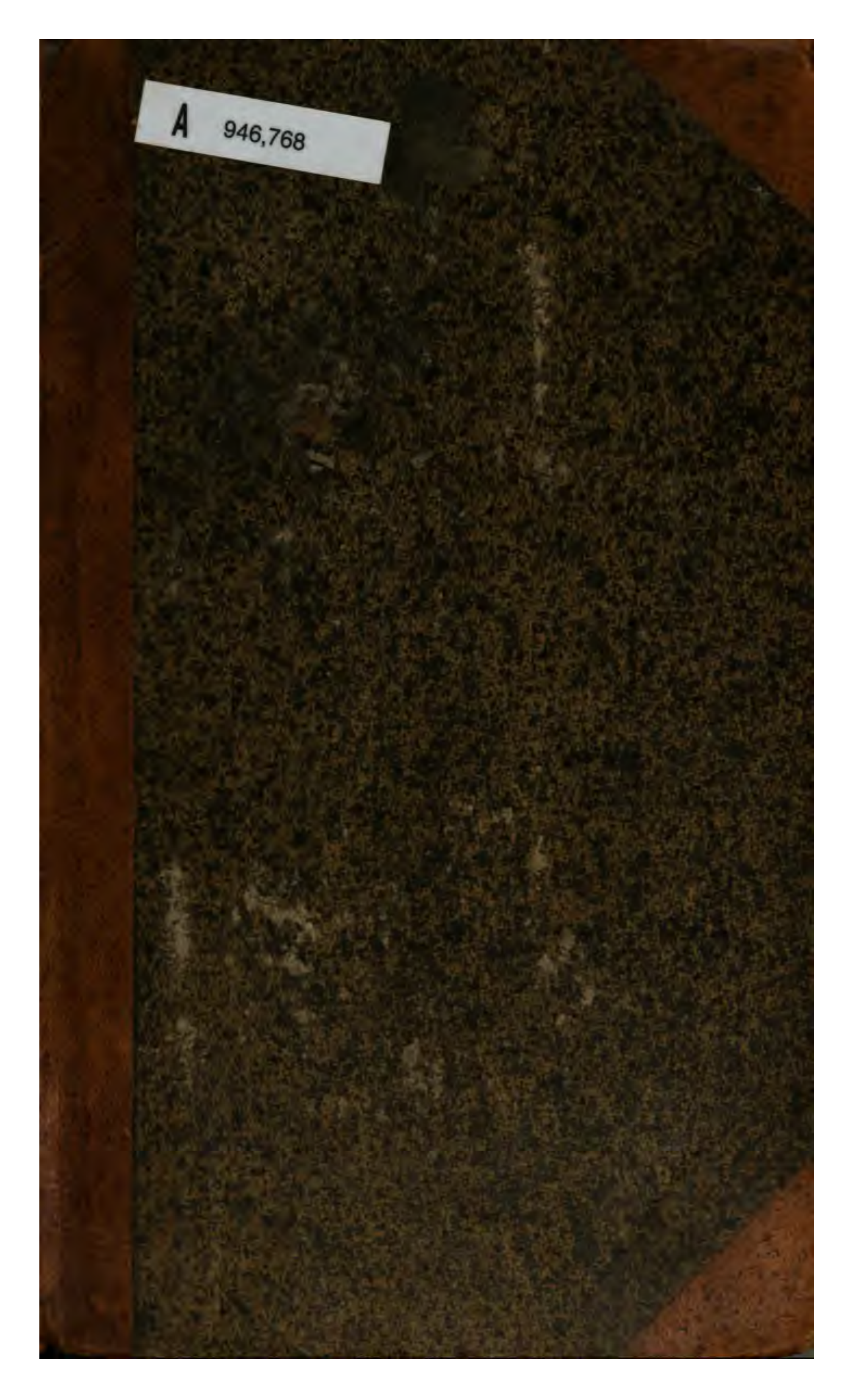
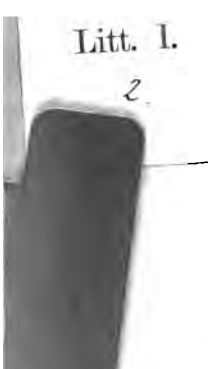
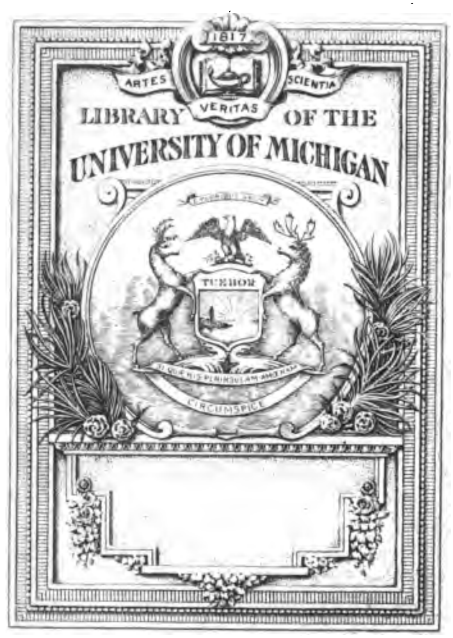
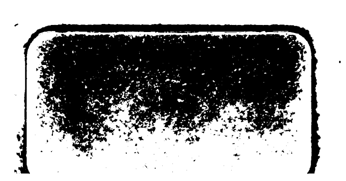
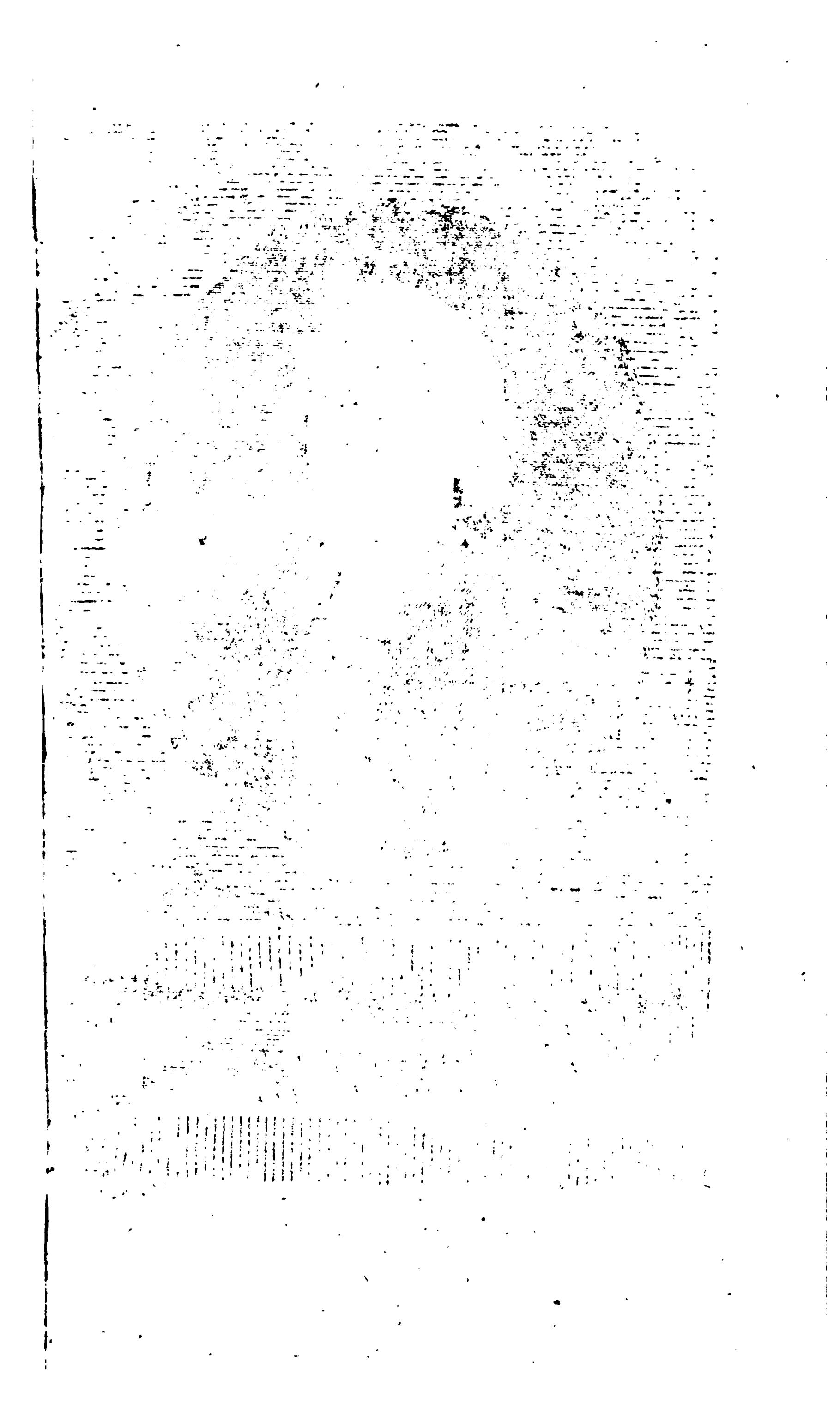

A 946,768


Litt. I.
2


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE






D. ANTON FRIEDRICH
BÜSCHING.
Schleuen sc.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

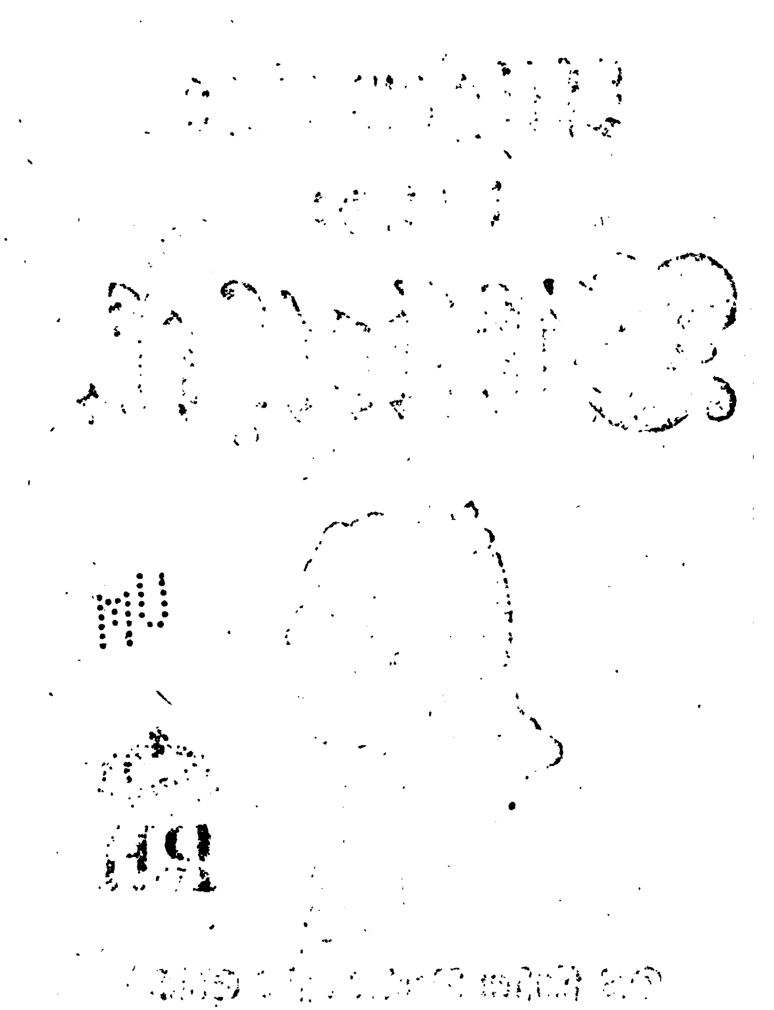




Des fünften Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. und Churfürstl. Sächßl. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1767.



Inhalt

derer in diesem ersten Stük des fünften Bandes recensirten Bücher.

)(XIV.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Balth.

J.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

Musik.

Sechs

I.



I.

Sämtliche poetische Werke von Joh. Jak. Dusch. Erster Theil. Altona, 1765. 356 Seiten in gr. 8.

Dieser erste Theil enthält das Lehrgedicht, die Wissenschaften, und einige Versuche von der Zuverläßigkeit und Schwäche der menschlichen Vernunft. Man hat die Lehrgedichte des Hrn. Dusch allzeit mit Vergnügen gelesen, und die Kunstrichter haben ihm längst seine Stelle unter unsern besten Lehrdichtern angewiesen. Er erhebt sich zwar selten bis zum Großen, wird auch bisweilen etwas weitschweifig, wo die Materie sich nicht sogleich in eine leichte Kürze schmiegen will; allein er hat glückliche Stellen, schöne Schilderungen, sinnreiche Gegensätze, und wohl angebrachte Sentenzen,

die den Leser schadlos halten. Von einem Lehrdichter wird selten mehr gefordert.

Zwar zeiget Hr. D. in der Vorrede, daß viele Gattungen der Dichtkunst in ihrem Stoffe, und in manchen andern Umständen, sehr große Vortheile vor der didactischen Poesie haben, indem das Lehrgedicht, in Ansehung seiner Materien, entblößt von allem, was gefallen kann, trocken, ernsthaft, einförmig, ermüdend, gar nichts hat, um sich anzupreisen, als was es von dem Genie bekömmt. „Wie überwiegend, spricht Hr. „D. müssen nicht die Schönheiten seyn, wenn sie den „Widerwillen des Lesers gegen den Stoff überwinden, „und wie mannigfaltig, wenn sie die Einförmigkeit „desselben genugsam abändern sollen?„ Allein, uns dünkt, für diejenigen Leser, die an einen ernsthaften Stoff mit Widerwillen gehen, schreibet der Lehrdichter gewiß nicht, denn diese werden ihn nicht lesen. Es giebt aber Leser, die sich gern unterrichten, Leser, denen die Wahrheit selbst willkommen ist, die ihnen der Dichter geschmükt zuführet. Diese wissen dem didactischen Poeten auch für die Wahrheiten Dank, die er ihnen beybringet, und der Inhalt des Lehrgedichts hat für sie so viel Reitze, als die interessanteste Begebenheit. — Zudem muß der Inhalt selbst mit in Berechnung kommen, wenn das Lehrgedicht mit den übrigen Arten verglichen werden soll. Bey den übrigen Dichtungsarten ist es mehrentheils der Inhalt, der die größten poetischen Talente erfordert. Die Poesie des Styls ist die geringste Tugend eines epischen oder tragischen Dichters, da sich hingegen das größte poetische Verdienst des Lehrdichters fast auf die Poesie

des Styls einschränket. Den Inhalt hat er entweder gar nicht, oder nicht als Dichter; sondern als Weltweiser oder Kunstverständiger erfunden. — Jedoch, es ist eine mißliche Sache um die Ausmessung der Verdienste. Sie ist einem Abbt selbst nicht sonderlich gelungen; also mögen wir sie auch nicht wagen. Wir haben nur zeigen wollen, daß sich auch auf der andern Seite Gründe anführen lassen. —

Selten hat sich ein Dichter so viel Mühe gegeben, seine Gedichte zu verbessern, als Herr Dusch. Er hat sie fast durchgehends umgearbeitet, und in dem Lehrgedichte die Wissenschaften, sogar das Sylbenmaaß verändert. In der vorigen Ausgabe waren alle erste Halbverse um eine kurze Sylbe länger, als sie sonst in Alexandrinern zu seyn pflegen. Hr. D. hatte diese Neuerung gewagt, weil ihm die gewöhnliche Alexandrinische Versart, auf welche sich unsere Lehrdichter einschränkten, zu monotonisch geklungen. Allein die Seinige war es nicht weniger, und die hinzugethane Sylbe hatte etwas schleppendes, das die Einförmigkeit noch unangenehmer machte. In dieser neuen Ausgabe hingegen ist der Abschnitt nur alsdenn weiblich, wenn der Reim männlich ist. Diese Abwechselung ist dem Ohre angenehm, und sie hat auch das Verdienst, daß dadurch alle Verse, von gleicher Länge werden. Man siehet aber gar leicht, in welche Kosten diese Verbesserung den Dichter hat setzen müssen, da niemals vier nach einander folgende Verse haben unverändert bleiben können.

Hr. D. beurtheilt seine Gedichte selbst in der Vorrede mit Strenge und Verläugnung. Er gestehet es, daß

daß es ihm unmöglich gewesen, den Plan in dem Gedichte, die Wissenschaften von allen Fehlern zu befreyen. Kein Wunder! In einem Gedichte ist es eben so unmöglich als in einem Gebäude, Regelmäßigkeit in den Plan zu bringen, wenn die erste Anlage nicht darnach ist. Die Absicht des Dichters war, den Einfluß der Wissenschaften auf die Glükseligkeit des menschlichen Geschlechts zu zeigen. Dieses Subject hat zwo verschiedene Seiten, von welchen es betrachtet werden kann. Man nimmt entweder den Menschen in seiner Barbarey, und zeiget, wie er durch die Bemühung um Wahrheit und Schönheit, gesitteter und milder geworden. In diesem Falle müssen auch die Wissenschaften in ihrer ersten Kindheit genommen werden, da sie noch in unmittelbarer Verbindung standen mit der Gesetzgebung. Allmählig müßte alsdenn der Dichter die Wissenschaften und die Sittlichkeit sich der Vollkommenheit nähern, und uns ihren wechselsweisen Einfluß sehen lassen. Ein solches Gemählde von dem Gesittetwerden des menschlichen Geschlechts verdiente gar wohl von einem poetischen Genie behandelt zu werden, und Iselins Geschichte der Menschheit würde reichlichen Stoff dazu hergeben. In diesem Plane würde auch Fabel und wahre Religion gar wohl auf einander folgen, und der Dichter ohne alle Unschiklichkeit in dem ersten Gesange vom Saturnus, und in dem lezten von dem wahren Gotte sprechen können, welches Herr D. in der ersten Ausgabe seines Gedichts mit Recht tadelhaft findet. Dieser Tadel würde nach unserer Voraussetzung nicht Statt finden, denn die Fabellehre war in der würklichen Geschichte

schichte, der Uebergang von Barbarey zur wahren Religion. — Von der andern Seite hätte der Dichter auch das menschliche Geschlecht nehmen können, wie es anjetzo ist, und den Einfluß zeigen, den die Wissenschaften, wie sie jezt sind, auf die Gesetze, Sitten, Gebräuche, bürgerliche Verfassung, Krieg, Handlung, Wohlstand der Menschen u. s. w. haben. Dieser Gesichtspunkt ist von dem vorigen ganz verschieden, und erfordert eine ganz andere Bearbeitung. Wo wir nicht irren; so liegt der Grundfehler, den Herr D. durch keine Verbesserung, aus seinem Plane hat wegschaffen können, in der Vermischung und Verwechselung dieser beiden Gesichtspunkte. In dem ersten Buche wird der Mensch in seiner Barbarey beschrieben; dieses ist offenbar nach dem ersten Gesichtspunkte, da man das Gesittetwerden der Menschen durch die Wissenschaften zum Gegenstande nimmt. In dem zweyten Buche erscheinet die Dichtkunst in persönlicher Gestalt, mit ihrem ganzen Gefolge, nicht wie sie einen Theil der Gesetzgebung ausmachet, nicht in der ursprünglichen Gestalt, da noch Dichter, Weltweiser, Gesezgeber und Musikus in einer Person vereiniget wären; sondern so wie uns die Dichtkunst anjetzo bekannt ist. Epopeen, Trauerspiele, Idyllen, Voltaire, Shakespear, Virgil, Leonidas, Milton und Klopstock erscheinen alsofort in dem zweyten Buche und reissen die Menschen aus ihrer Barbarey. Mit allen übrigen Wissenschaften, die in den folgenden Büchern erscheinen, hat es die nemliche Beschaffenheit; sie werden in allegorischen Personen, so aufgeführet, wie sie uns anjetzo bekannt sind, in der ausgebildeten Ge-

stalt, die sie ohne Jahrhunderte von gesitteten Leben nicht haben erlangen können. Hieraus sind, unsers Erachtens, alle die Unschiklichkeiten in dem Plane entsprungen, die Hr. D. in der Vorrede bemerkt, und auch die er übergehet.

An einzelnen Schönheiten hat dieses Gedicht keinen Mangel. Hr. D. denkt, und weis seine Gedanken zuweilen sehr glüklich zu concentriren. Das ganze fünfte Buch, in welchem von der Unsterblichkeit der Seele gehandelt wird, hat uns vorzüglich gefallen. Es reichet freylich nicht an die Erhabenheit mit welcher Young, in seiner sechsten und siebenden Nacht, über die Unsterblichkeit philosophiret. Wenn Young nicht öfters durch das allzublendende Licht seiner Meteoren ermüdete; so würden wir sagen, daß noch nie eine Materie so poetisch schön, und zugleich so philosophisch richtig ausgeführet worden sey. Dusch hat Schönheiten die nicht so blenden, aber doch nicht ohne Wirkung sind. Wir begnügen uns folgende Stelle daraus anzuführen.

Wahrhaftig! ward die Seele, um so, wie ihr Gebein,
Die irrdische Behausung, bald wieder nichts zu seyn;
So ist das Laster gut, so seyd ihr Weise! Thoren,
Und Tugend ist ein Traum, von Aberwitz geboren;
So ist der Prasser weise, der bloß für sich die Welt,
Und sich zum Götzendienste des Bauchs erschaffen hält.
In Lappen eingehüllt, die nicht vor Kälte decken,
Nicht vor dem Sonnenbrand; der Weichlichkeit ein Schrecken,
Ein sterbendes Gerippe, verfallen, zitternd, schwach,
Kriecht Irus hier am Stabe, — der Eckel kriecht ihm nach! —

Hat

Hat nicht, womit er eins den heissen Hunger pflege,
Hat nicht, worauf zur Ruh, sein Haupt sich niederlege;
Nachdem er, Lebensmüde, von Thür zu Thüre gieng,
Um einen kargen Bissen, den oft der Hund empfieng.
Er hat nicht einen Freund, der ihm ein Trostwort rede,
Ihn kennt der Bruder nicht: die Welt ist für ihn öde:
Wes hat er sich zu trösten? Der Frömmigkeit allein?
Wenn er ein Sünder wäre, er könnte glücklich seyn.
Und soll denn dieser Mann zum Leiden auf der Erden
Verdammt durch Tugend seyn, und nie belohnet werden?

Hat dazu GOtt erschaffen; so war er ungerecht:
Domitian war Kayser, und Epictet ein Knecht.
Der Fromme leidet Noth, und Wollust tränkt den Frechen:
Was Tugend haben soll, empfänget das Verbrechen:
Der Hochmuth eines Fürsten macht Millionen bloß,
Und wenn Aenäus*) blutet, wird Tigellinus groß;
Ein Böser erndtet ein, was ihm der Acker bringet,
Den hundert Redliche mit ihrem Schweiß gedünget.
Kann Gott das menschliche Geschlecht zu dieser Hofnungslosen Qual erschaffen haben?

Entsetzlicher Gedank, ein Quäler seiner Kinder!
Wer keinen Gott erkennt, der sündigt zehnmal minder. —

Die drey übrigen Gedichte, unter der Aufschrift: Versuche, sind so sehr verändert, daß sich der Leser nicht ohne Mühe erinnern wird, sie schon einmal gelesen zu haben. Wo wir nicht irren; so haben wir einst unter dem Titel: drey Gedichte, die im ersten Stük des ersten Bandes der Bibliothek der schönen Wissenschaften S. 168. und folg. angezeigt worden, etwas ähnliches gelesen. Der zweyte Versuch wird am besten gefallen. Der Dichter eifert in demselben

*) Seneka.

wider den Mißbrauch der Vernunft, in Erfindung üppiger Künste, dadurch der gesittete Mensch seine Bedürfnisse ins Unendliche vermehret, und fast unglüklicher geworden, als das vernunftlose Thier, das bloß seinem natürlichen Triebe folget.

Sieh! wie unschuldig froh das Lamm im Grünen spielet,
Und um den Hirten scherzt, der Gram im Busen fühlet;
Weil ihm ein Sonnenstrahl, der Stachel einer Fliege
Erinnert, daß sein Herr auf Rosen besser liege.

— — — — — —

Vergebens pralet man, wie vieles sie erdacht.
Unsinn ist die Vernunft, die mehr Begierden macht!

Mit dem Sokrates eifert er über die Vernachläßigung der Selbsterkenntniß;

Der Wollaut hört im Zwist des Guten und des Bösen.
Vermag der auch in sich den Mißklang aufzulösen?
Der der Natur Gesetz entfaltet, kann der wohl
Erfüllen, was er lehrt, und leben, wie er soll?
Statt Eintracht, Maaß und Gang die Leidenschaft zu lehren,
Erforscht er Gang und Maaß, und Eintracht in den Sphären:
Schwärmt überall umher, und wird — fruchtloser Fleiß! —
Ein Unglükseeliger, ein Thor, der alles weiß.

Hierauf ruft er die Vernunft an, und preiset ihr Bemühen, die Menschen aus der Barbarey zu ziehen, in einem Staate zu verbinden, und ihnen bürgerliche Gesetze vorzuschreiben;

Doch

Doch bleibest du hier stehn? War dies die Gränze?
Nein!
Die du zu Bürgern machst, ach! lehr sie, Menschen
seyn;
Gehorsam, ohne Zwang gebietender Gesetze,
Erhaben ohne Stand, begütert ohne Schätze,
Friedfertig ohne Furcht, treu sonder Eigennutz,
Und sonder Arzt gesund, und ohne Schwerdt in Schutz,
Dienstfertig, brüderlich, als Bürger Einer Erden,
Geschöpfe Eines Gotts; lehr sie, vernünftig werden!

Der dritte Versuch hingegen ist dem Verf. am wenigsten gelungen. Er hat ihm die äussere Form, ohne die innere Einrichtung eines Gesprächs gegeben. Man merkt es gar zu deutlich, daß das Gedicht vorhin eine andere Gestalt gehabt, und der Dichter sichs nachher hat einfallen lassen, es in ein Gespräch zu verwandeln. Zudem nimmt er in demselben den Ton der Satyre an, der ihm gar nicht glücken will. Seine Scherze sind gezwungen, und seine Ironien meistens ohne Salz, sonderlich auch in den beygefügten Anmerkungen. Die Muse des Hrn. D. scheint unwillig ihre Ernsthaftigkeit zu verläugnen.

G.

II.

Der Königl. Großbritt. Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Landwirthschafts-Gesellschaft, Nachrichten von Verbesserung der Landwirthschaft und des Gewerbes. Erste Sammlung. 8. Halle, 1765. Bey George Conrad Gsellius

Kö-

Königl. privil. Buchhändler, 8 Bogen. Zweyte Sammlung 1765. 7 Bogen. Dritte Sammlung 1766. 7 Bogen. Vierte Sammlung 1766. 8 Bogen.

Ohnerachtet diese Landwirthschafts-Gesellschaft schon vor drittehalb Jahren ihren Anfang genommen, so glauben wir doch Gründe zu haben, unsern Lesern von dem Ursprunge und der Absicht derselben allhier einen hinlänglichen Begrif zu geben, welches wir nicht besser bewerkstelligen können, als wenn wir die im erstem Stük S. 2. 3. hiezu dienlichen Worte hieher setzen. Sie lauten also: „Da „Ihro Königl. Majestät wahrgenommen, was für „einen großen Zuwachs die Glükseligkeit der brittischen „Inseln dadurch erhalten, daß der Ackerbau und die „Landwirthschaft in einen blühenden Zustand gesezt „worden, und zugleich bemerket, daß die Gesellschaften, „welche daselbst zu Beförderung eines so gemeinnützigen Endzwecks zusammen getreten, nicht ohne Nutzen „gewesen, so haben Ihro Königl. Majestät Sich gegen den patriotischen Minister, der bey Allerhöchst „Dero Person sich gegenwärtig befindet, dahin allerhuldreichst zu äusern geruhet, wie es Ihro Majestät „angenehm seyn würde, wenn auch in Deroselben „deutschen Ländern eine Gesellschaft sich zu einem eben „so heilsamen Werke vereinigte. Es haben derowegen unter der Allergnädigsten Genehmigung und Bestätigung Ihro Königl. Majestät, einige getreue „Vasallen und Unterthanen sich dahin vereiniget, mit „gemeinschaftlichen Kräften darauf zu denken, wie vor-

„nem-

„nemlich die Landwirthschaft, denn aber auch andere „Gewerbe in den Braunschw. Lüneburg. Churlanden „zu verbessern und zu erweitern, und sind dieserwegen „von Ihro Königl. Majestät unter dem Nahmen ei„ner Königl. Churfürstl. Braunschweig. Lüneburg. „Landwirthschafts-Gesellschaft, mit dem Allergnädig„sten Patent versehen worden. Sowohl die Königl. „Churfürstl. Hohe Landesregierung, als auch Hochlöbl. „Landschaften haben denselben gleichfals allen Beystand „und Beförderung gnädigst versprochen, und sie ist „den 4ten Junius 1764 als an dem erfreulichen Ge„burtstage Ihro Majestät des Königes, zu Zella „eingeweihet worden.

Die Hauptabsicht dieser Gesellschaft ist, selbst „Versuche zur Verbesserung der Landwirthschaft und „anderer Gewerbe zu machen, und andere aufzumun„tern, eben dergleichen anzustellen, und wenn es sich „durch selbige ergiebet, daß dieses und jenes im Gros„sen thunlich und zugleich vortheilhaft, wird solches „durch den Druk bekannt gemacht.„

Die Mitglieder dieser Gesellschaft halten sich keinesweges, bey speculativischen Vorschlägen auf, sondern sie liefern zuverläßige Erfahrungen, und betreten also den sichersten Weg gegründete Verbesserungen für die Landwirthschaft und das Gewerbe aufzufinden. Es wäre zu wünschen, daß in unserm deutschen Vaterlande mehrere dergleichen Gesellschaften zur Aufnahme der Landwirthschaft ihre Bemühungen dergestalt vereinigten, daß ein und eben derselbe Versuch von ihnen allen in verschiedenen Gegenden zu gleicher Zeit angestellet würde, um auf diese Weise, sowohl zu dem

mög-

möglichsten Grad der Gewißheit zu gelangen, als auch vornemlich das allgemeinnützige desto eher zu bestimmen und desto leichter auszubreiten. Die in diesen vier Stücken enthaltenen Aufsätze, sind allzumal wichtig und enthalten viel neues. Sonderlich dürfte der Inhalt des leztern Stüks, welches von der Viehseuche handelt, vornemlich den Ländern vorjezt merkwürdig seyn, wo gegenwärtig diese Landplage so fürchterlich wütet. Unter den Vorbauungsmitteln wird hier das Salz angepriesen, um der Fäulung des Blutes bey dem Viehe zu widerstehen. Wir kennen einen aufmerksamen Landwirth, der sein Vieh schon zweymal dadurch gerettet hat, daß er selbigem wöchentlich ein paar mal Salz mit Schrot vermenget zu lecken gegeben, und alle Morgen, so lange die Seuche in der Nachbarschaft gewesen, die Nasenlöcher desselben mit in Brandwein zerlassenen Campher beschmieren lassen.

X.

III.

D. Iohannis Henrici Lange, Medici provincialis & Physici Helmstadiensis, Imperial. Acad. Nat. Curios. Sodalis, nec non Societat. Ducal. Teuton. Helmst. Membri, *Tentamen* medico-physicum *de remediis Brunsuicensium domesticis.* Brunsuigæ sumtibus orphanotrophei, 1765. Ohne Vorrede und Register 324 Seiten in 8.

Durch

Durch die Hausmittel, von denen hier die Rede ist, versteht der Hr. V. diejenigen meistentheils einheimische und einfache Mittel, welche bey dem gemeinen Volk, vornemlich dem Landmann, sich Zutrauen erworben, und nicht solche, welche von Leuten bessern Standes in den Städten ohne Rathziehung des Arztes gebraucht werden. Daß dergleichen Mittel allerdings Aufmerksamkeit verdienen, wird man um so viel weniger läugnen können, da sie den Grund zu der ganzen Heilkunst geleget haben, und viele der wirksamsten Arzneyen zuerst durch die Beobachtungen schlechter Leute aufgebracht worden sind. Es scheint uns daher die Rechtfertigung des Hrn. V. bey seiner Arbeit fast überflüßig zu seyn. Der Hr. V. schränkt sich aber für dießmal nur auf die im Braunschweigischen meist vorkommende Krankheiten, als das hysterische Uebel, die Wechselfieber, und verschiedene Krankheiten der Lunge ein, denen er zulezt die in der Gelbsucht, die aber nicht endemisch ist, gebräuchlichen Mittel anhängt. Viele der angemerkten Arzneyen sind zwar auch sonst ihrer Wirkung nach, bekannt genug; verdienen aber, um dieselbe noch mehr zu bestätigen, angezeichnet zu werden. Hiemit verbindet er jederzeit seine Beurtheilung, und erläutert sie durch die Gedanken anderer Aerzte und seine eigene sonst gemachte Erfahrungen.

Wider die hysterische Krankheit bedienen sich die gemeinen Leute in Braunschweig verschiedener Mittel aus der Paullinischen Apotheke, als des Unraths von den Katzen zu einer raisonablen Dosis, und des ausgepreßten Safts aus dem Pferd- oder Kuhemist.

Sie halten auch viel auf die Warzen an den Füß
der Pferde, und die zarten Hufen derselben; Produc
die man ihnen gern überlassen kann. Lieber wird m
ihnen in dem Gebrauch des Knoblauchs, Anieses, d
Mutterkrauts, des Seselsamens, Kümmels, der B
wurz, des Teufelsdreks, Biebergeils, der Zedoar
Verbindung mit der Galgantwurz und der Muttern
ken folgen. Eben so setzen sie dieser Krankheit d
Philonium romanum entgegen.

Die Wechselfieber herrschen besonders in Wolfe
büttel. Von den Blutkügelgen hat der Hr. V. e
besondere Meynung, daß sie aus zusammengerollt
Fäden bestünden. Bey einer mit dem Quartanfieb
behafteten Frauensperson ist das Blut nach der Ad
lasse weiß und fäsericht gewesen. Unter den Fieb
mitteln zeigt sich der Wermuth besonders wirksa
Von der Schädlichkeit des Pfeffers, in diesem Ueb
ist ihm selbst ein Fall vorgekommen. Besser schlä
aber der Saft des Steinpfeffers (Sedum acre L.) a
Man giebt auch das große Schellkraut, dessen Extra
der Hr. V. in Verstopfungen der Eingeweide so b
währt gefunden. Die gedürreten Wachholderbee
sind unwirksamer als das Oel derselben. Wiederho
Erfahrungen haben den Hrn. V. von dem Nutzen d
Infuses dieser Beere, die er sonst in vielen Fällen m
bestem Erfolg gebraucht, im Stein überzeugt. D
Quittenäpfel, Muscatennuß, das Fichtenöl, die M
sterwurz, der Campher, die Salpeterkuchen, das Wei
fischbein, die Kellerhalsbeere, die Meerzwiebel, d
Kostenrinde, der Ingfer, der Enzian, die Aloe, d
Alaun, der Salmiak und der versüßte Salzgeist m

ch

chen die übrigen Mittel aus. Wider den weissen Fluß von gehemmter Reinigung, hat der Hr. V. mit dem Campher, vermischt mit präparirten Bernstein, viel ausrichten können. Die Kellerhalsbeere nimmt man sogar zu 8. Gran ein. Der Aloe ist der Hr. V. nicht gut, und hat dadurch nicht selten die Wechselfieber in solche, die in eins fortdauren, übergehen gesehen. Ein nicht nachzuahmender Versuch ist jener eines Mannes, der in der Bauchwassersucht sich dreyer Gran Arsenik mit Erfolg bediente: da ein anderer sich durch ein einziges Gran in dem Wechselfieber eine tödliche Wassersucht zuzog. Von Alaun pflegt das Volk 21 Linsen schwer vor dem Anfall zu nehmen. Beyläufig wird der nachtheiligen Wirkung des Berlinerpulvers gedacht.

Zu den Brustkrankheiten, die hier vorkommen, gehören das Blutspeyen, die Verstopfung der Lungen, Catarrhe, die Engbrüstigkeit, nebst der Schwindsucht. Zu Anfang der Schwindsucht hat vielen ein Brey aus Rockenmehl, Wasser und ungesalzener Butter geholfen. Der Pferdsamen (Phellandrium) ist als ein den Braunschweigern eigenes Mittel anzusehen. Sie bedienen sich des Samens sogar zu einer Quente und darüber. Nach eigenen Erfahrungen giebt der Hr. V. ihn für ein balsamisches Mittel aus; sogar daß durch den innerlichen Gebrauch desselben sehr tiefe Wunden geheilet sind; so wie er ihm auch im Blutspeyen sehr gute Dienste gethan. Der übertriebene Gebrauch hat dennoch viele mit einem Schwindel, Kopfschmerzen, und der Empfindung einer Trunkenheit bestrafet. Die

Kraft der kleinen Nessel stimmt der Hr. V. nach e
gener Ueberzeugung bey. Wer würde aber das sch
bey dem Andenken eckelhafte Pferdemark billigen kö
nen? Die Dosten scheint dem Hrn. V. zu hitzig
einer eingewurzelten Schwindsucht, und von der i
nern Büchenrinde glaubt er, daß sie nichts besonde
vor der Eichenrinde besitze. Von dem Körbel, de
braunen Kohl, den gelben Rüben, der Sanikel, de
Lachenknoblauch, dem Cardubenedikten-Kraut, d
Fuchsleber, sehen wir nur die Nahmen her, weld
Mittel insgesammt als dienlich in den angeführten Bru
krankheiten erhoben werden. Den Amber hält d
Verf. für einen Stein eben des Fisches der den Wa
rath giebt. Der Wallrath und das Leinöl sind au
stark im Gebrauche. Wenn man gleich den Schw
fel in der Engbrüstigkeit noch billigen kann, so ist
doch in den Brustentzündungen sehr oft schädlich g
wesen; dem Meerrettig kann man seine Kraft in Au
lösung des Schleims nicht absprechen, dahingegen d
Wolfsleber in dem Verzeichniß der Brustmittel leic
wegbleiben könnte. Was aber von dem weissen A
dorn, dem Ehrenpreiß, den Gundelreben, den Rosin
zu halten, ist zu bekannt, als daß es hier erst von u
eine Anzeige brauchte. Die letzte Abhandlung v
der Gelbsucht ist gegen die andern nur kurz. D
wichtigsten dawider üblichen Mittel sind, das gro
Schellkraut, die Kellereſel und die Curcumwurz
Denn der Wahn des Pöbels, das Uebel durch d
Anschauen die Sperrs zu heben, die eckelhafte Erzä
lung vom Ungeziefer und der äusserliche Gebrauch d
Schleyfisches verdienen keiner Erwähnung. Alle

 fal

falls könnte man noch die gelbe Baumkrätze wegen ihrer zusammenziehenden Kraft hier stehen lassen.

G.

IV.

Wilhelm Abraham Tellers Uebersetzung des Segen Jacobs und Mosis, ingleichen des Lieds der Israeliten und der Debora mit beygefügten practischen Anmerkungen. Halle und Helmstädt verlegt von Carl Hermann Hemmerde, 1766. 14 Bogen und 2 Bogen Vorrede in 8.

Guil. Abrah. Telleri Notae criticae et exegeticae in Gen. XLIX. Deut. XXIII. Exod. XV. Jud. V. cum var. lect. interpretat. multorum aliorum locorum V. T. Excursibus tribus et quatuor indicibus. Halae et Helmstadii Impensis Car. Herm. Hemmerde. MDCCLXVI. 12 Bogen in 8.

Eine bessere deutsche Uebersetzung, des A. T. besonders, ist immer der Wunsch der Verständigen gewesen; da das aber nicht das Werk Eines Mannes ist, so ist wohl kein anderes Mittel dazu zu gelangen, als daß wahre Kenner von dem Geiste beyder Sprachen einzelne Theile des A. T. in unsre Sprache übertragen, aus denen endlich unsre Nachkommen ein Ganzes machen. So dachten wir, und so wünschten wir oft. Wie angenehm war es uns

also, da wir gegenwärtige Uebersezung der ältesten He-
ligen Lieder erblikten, und den Herrn D. Teller de
ersten, und zugleich sehr rühmlichen Schritt zu solche
wichtigen Geschäft thun sahen. Niemand wird in A
rede seyn, daß er zum ersten Versuch gewiß nicht de
leichteste gewählt habe. Das zum Theil dunkle Su
jekt dieser erwählten Stücke; die Kürze der darin en
haltenen Säze, und der Lieder selbst; die Anspielun
auf verschiedene Dinge, die wir mehr errathen, a
historisch wissen; der pathetische Gang; der Geist d
höchsten Alterthums, der darin herrscht; die morge
ländische Denkungsart; kurz, alles vereiniget sich hi
gleichsam, einem Uebersezer seine Arbeit schwer zu m
chen. Man darf nur die gewöhnlichen Uebersezung
ansehn, um davon überzeugt zu werden; es ist
nicht die Frage, ob sie den rechten Sinn liefern, so
dern ob sie überall einen Sinn ausgedrukt haben.

Der Augenschein kann gleich zeigen, daß He
D. T. mehr geleistet habe. Er besizt nicht allein d
für jeden Uebersezer so nothwendige, obgleich nic
sehr gemeine Hartnäckigkeit, keine Uebersezung zu wä
len, die nicht einen vernünftigen, und zum Zusamme
hange schiklichen, Sinn giebt; er hat auch dabey d
vorzügliche Gabe, den Leser in den untergelegten A
merkungen mit sich, auf eine leichte und faßliche A
in diesen Sinn zu versezen. Sie werden befriedig
und wissen es ihm Dank, daß sie auf einem ebnen u
unbeschwerlichen Wege aus der Verwirrung, darin
durch entgegengesezte Auslegungen gerathen ware
und aus der Dunkelheit, darin sie aus Mangel ei
ner Sprachkenntniß schwebten, herausgeführt werde

W

Was wir aber an unserm Verf. als eine seltene und doch nothwendige Eigenschaft eines Auslegers, vorzüglich auszeichnen; das ist die Biegsamkeit der Seele, sich in die ganze Situation des Redenden, und derer, an welche seine Rede gerichtet ist, zu versetzen; und die Richtigkeit und Feinheit des Gefühls, welche Erklärung dieser Situation angemessen sey oder nicht, zu bemerken. Der empfindende Leser fühlt es gleich mit ihm, daß er sich in dem wahren Gesichtspunkte befinde; und wir getrauen uns zu behaupten, daß diese Gabe eines lebhaften Geistes, von deren richtigen Gebrauch der V. in der Einleitung zum Dankliede der Israeliten seine Leser unterrichtet, eher auf die Spur der richtigen Erklärung bringe, als die kritische und vertraute Bekanntschaft mit der Sprache der Bibel, die der Verf. auch zu Tage gelegt, und wovon er in dem oben angezeigten lateinischen Werke aufs neue Proben gegeben hat. Diesen Zug seines Geistes, den er in vorliegenden Uebersetzungen so charakteristisch bewiesen hat, sehen wir als einen innern Beruf für ihn an, sich vorzüglich der Schrifterklärung des A. T. zu widmen: zumal da er mit allen übrigen Hülfsmitteln dazu auf keine gemeine Art versehen ist, und Eifer und Trieb allenthalben hervorleuchtet, sie sich immer vollkommener und brauchbarer zu machen. Und diesen Beruf, wagen wir es, ihm desto angelegentlicher zu empfehlen, da alle Sprachkenntniß, und alle Schätze der Philologie, wo wir uns nicht ganz irren, schlechte Ausleger machen, und nur gar zu oft gemacht haben, wenn man nicht zugleich die Situation des Originalverfassers treffen kann, oder daran wohl gar nicht, als

an etwas erhebliches, gedacht, und ihn nach seiner (ei-)genen Situation ausgelegt hat. Eine Auslegung, d(ie) immer exegetisch falsch ist, oder es doch nur zufällig(er) Weise nicht ist.

Doch man wird Proben von uns verlangen. W(ir) wollen sie gleich geben, wenn wir noch zuvor erinne(rt) haben, daß man aus einzelnen Stellen nicht vollkom(-)men urtheilen könne. Man muß das Ganze lese(n) und es aus verschiedenen kleinen Zügen und Verbi(n)dungen der Uebersetzung erkennen, wie scharfsinnig de(r) Uebersetzer in den Geist des Original-Verfassers ein(-)gedrungen sey.

Was den Segen Jakobs betrift, so glaubt de(r) Verf. nicht ohne Grund, daß Jakob den persönliche(n) Charakter seiner Söhne dabey vor Augen gehabt, un(d) man daher die Anfangsworte jedes einzelnen Segen(s) in der gegenwärtigen Zeit, und nicht als eine Weissa(-)gung, übersetzen müsse. Dieß ist in den Anreden a(n) Ruben, Simeon und Levi offenbar, und bey verschie(-)denen der übrigen sehr wahrscheinlich. Diese Anmer(-)kung leitet den Leser gleich auf die Spur des verschie(-)denen Tons im Ausdrucke, den Jakob in jedem beson(-)dern Segen gebraucht hat; und läßt ihn zu der Quell(e) bringen, daraus Jakobs Geist seine Bilder geschöpf(t) hat. Mit diesem Anschauen ihrer Person, das durch Gottes Offenbarung von ihren künftigen Schiksalen erweitert war, weissaget er; und wenn man sich in eben dieses Anschauen versezt, und die Geschichte und Erdbeschreibung eines jeden Stammes vor Augen hat, so wird man mit dem Geiste seiner Weissagung recht bekannt. — Nun zu einzelnen Stellen. — Wenn

V. 3.

V. 3. vom Ruben gesagt wird nach Luthers Uebersetzung: du bist der oberste im Opfer, und der oberste im Reich; ohne daß man sattsam einsieht, was sie in Absicht auf ihn bedeuten sollen: so übersezt unser Verf. dem Sprachgebrauch und dem vorher erklärten Anschauen Jakobs gemässer: du bist vorzüglich (erhaben) von Ansehn wie von Stärke, allein — du sollst nicht ein vorzüglich Glük geniessen, oder, wie wir noch lieber wollten, doch sollst du nicht der erhabenste (unter deinen Brüdern) seyn. In dem Segen Judas wird V. 11. mit weit mehrerer Wahrscheinlichkeit von dem reichen Erbtheil dieses Stammes im Lande Kanaan, als von dem V. 10. erwähnten Schilo gedeutet. Die Worte V. 18. Herr, ich warte auf dein Heil! welche ausser allem Zusammenhange da stehen, und weder zum vorhergehenden noch nachfolgenden Segen gehören können, erhalten nach des V. Erklärung aus des entkräfteten Jakobs Situation, eben so viel Licht, als Schönheit und Schiklichkeit. Sie sind nemlich ein frommer Seufzer des sterbenden Patriarchen, der in seiner Rede aus Ermattung inne hält, und in dieser Erholungspause unter dem Gefühl seiner leiblichen Schwachheit ausruft: Herr rc. Die Worte V. 24. welche in der gewöhnlichen Uebersetzung gar keinen Sinn haben, und darüber die Ausleger so uneinig sind; aus ihnen sind kommen Hirten und Steine in Israel: bekommen bey unserm Verf. den natürlichsten Verstand, der sich gleich als der einzig richtige empfiehlt; zur Ehre des, (oder um des Namens desjenigen willen,) der ein Hüter des Steins (war,

auf welchen) Israel (schlief.) Was ist natürliche als daß der fromme Mann die Geschichte, welc 1. B. Mos. 28, 11-13. von ihm erzählt wird, un die Verheissungen Gottes, welche ihm bey dieser Gel genheit geschahen, seinem Herzen tief eingeprägt hatt und daß sie ihm hier gleich wieder gegenwärtig ware da es ihm der Lauf der Geschichte Josephs, den er je segnet, wahrscheinlich machte, daß Gott schon dur Josephs Begebenheiten zur Annäherung und Erfü lung dieser Verheissungen Anstalten habe verkehr wollen. — So viel kömmt für einen Ausleger darau an, daß er sich ganz in die Umstände des Redenden z versetzen wisse.

Der Segen Mosis im 5 B. Mos. 33. ist zun Theil eine Erweiterung des Segens Jakobi. Er si het die Zukunft bereits in grösserem Umfange als die ser: und wenn man beyde mit einander vergleicht, s erfährt man, wie viel sie zu ihrer gegenseitigen Erläu terung beytragen. Wenn es hier V. 2. in Luth Uebersetzung heißt: Gott kam mit viel tausend Hei ligen, so giebt es der Verf. der Geschichte und de theokratischen Regierung Israels sowohl, als der all gemeinen Bedeutung des Originalworts gemäßer er reisete mit den vielen Tausenden des auserle senen Heers: und in der unterstehenden Anmerkung erläutert er zugleich den verschiedenen Schriftgebrauch im A. und N. T. des Grundworts sehr wohl, das gemeiniglich durch Heilige übersetzt wird. Bey dem 8. V. wird durch die natürliche und vernunftmäßig Erklärung des so genannten Lichts und Rechts, der vielen seltsamen, gesuchten und geheimnißvollen Deu tun

kungen, die man davon gemacht hat, der Weg versperrt; und auch aus dem Parallelismus 2 Kor. 3, 10. 11. gezeigt, daß nichts weiter als der vollkommene Glanz darunter zu verstehn sey, den die zwölf Edelgesteine auf dem Brustschildlein des Hohenpriesters von sich warfen, und metonymisch auch zuweilen die Würde und das Ansehn des Hohenpriesters selbst. Bey V. 9. und einigen andern Stellen, als V. 20. und im Liede der Debora V. 15. u. s. w. ist es uns vorgekommen, als hätte Hr. D. Teller zuweilen durch eine wörtlichere Uebersetzung die Schönheit und Stärke des Originals besser ausdrucken können. Die morgenländischen Ausdrücke sollen zwar nicht in unsre Sprache übergetragen werden, aber doch der morgenländische und antike Geist der redenden Personen. Und dahin rechnet der Verf. so wohl als wir, die häufigen Wiederholungen eines Gedanken, unter verschiedenen, ja auch wohl unter einerley Worten. So ist die Wiederholung im angezeigten Liede V. 15, die der Verf. ausgelassen hat, von grosser Schönheit und zugleich von grossem Nachdruk, indem der Verdruß über die Feigheit des Stammes Ruben stärker geschildert wird: Ach der Schmerz unsers Herzens über Rubens Trennung ist groß! Nicht zu gedenken, daß diese Wiederholungen, dieses Drehen eines Gedanken auf verschiedene Seiten, als hier V. 9, charakteristische Züge von der Simplicität des ältesten Ausdruks sind. — Anstatt daß es in Luth. Uebersetzung V. 12. vom Benjamin heißt; Das liebliche des Herrn wird sicher wohnen: so heißt es hier; Ueber Benjamin wird der Geliebte des Herrn sicher woh-

wohnen, und unter dem Geliebten des Herrn wird, mit den besten Auslegern, Juda verstanden; welches aus der Lage beyder Stämme erwiesen wird. V. 18. 19. 21. muß man diese mit den gewöhnlichen Uebersetzungen vergleichen, wenn man deutlich erkennen will, wie alles hier faßlich, lichtvoll und zusammenhängend sey, was in jenen dunkel ist, und dem Leser auch nicht einmal Anleitung giebt, einigen Sinn daraus zu fassen. Wir dürfen uns aber, um nicht allzuweitläuftig zu werden, nicht auf das specielle einlassen; und brauchen es auch nicht; weil jeder, dem die Ehre der heil. Schrift am Herzen liegt, die Vergleichung selbst anstellen, und sollte er auch nicht mit jeder einzelnen Erklärung des Verf. zufrieden seyn, es ihm doch Dank wissen wird, daß er eine solche gegeben, welche den heil. Verfassern Ideen beylegt, die nicht allein schicklich sind, sondern auch die Schönheit und Würde der heiligen Schrift kenntlich machen.

Das Lied der Debora dürfen wir aber doch nicht ganz übergehn. Dieses so schwere und dunkle Lied, darin man aber doch bey aller Dunkelheit, Pathos und wahren poetischen Schwung fühlt, ist zwar schon von vielen Auslegern bearbeitet, aber unsers Wissens, noch nicht in einen so guten, und lichtvollen Zusammenhang gesezt worden, als von unserm Verfasser. Er giebt davon in der Einleitung einen sehr natürlichen Plan; zeigt wahrscheinlich, daß es von verschiedenen Chören gesungen worden, und nimmt deren drey an, nemlich Debora, Barak und das Volk; nach welchen er auch das ganze Lied in einer lateinischen Uebersetzung, welche dem lateinischen Werk angehängt ist, ordnet. Jeder

den wird gestehn müssen, daß das Lied eine ganz andere Gestalt bekommen habe, als in den gewöhnlichen Uebersetzungen, wenigstens wird man es verständlich und schön finden. Wir wollen einige Stellen aus dieser und Luthers Uebersetzung einander gegen über stellen, und den Leser selbst urtheilen lassen. Das Lied hebt sich mit einer allgemeinen Aufmunterung zum Lobe des Gottes an, der Israel bisher geführet hat, und V. 6. f. wird die nähere Veranlassung dazu erzählt, welche in Luthers Uebersetzung so lautet:

V. 6. Zun Zeiten Samgar, des Sohns Anath, zun Zeiten Jael, waren vergangen die Wege: und die da auf Pfaden gehen sollten, die wandelten durch krumme Wege.

V. 7. Es gebrach, an Bauren gebrachs in Israel, bis daß ich Debora aufkam, bis ich aufkam; eine Mutter in Israel.

V. 8. Ein neues hat Gott erwehlet, er hat die Thore bestritten: es war kein Schild noch Spieß unter vierzig Tausend in Israel zu sehen.

V. 9. Mein Herz ist wohl an den Regenten Israel, die freywillig sind unter dem Volk. Lobet den Herrn.

V. 10. Die ihr auf schönen Eselinnen reitet, die ihr am Gericht sitzet: und singet, die ihr auf dem Wege gehet.

Nun wollen wir auch unsre Uebersetzung dagegen hören. Aus dem verständlichen Zusammenhange muthmaßt man schon, daß sie richtiger sey. Debora singt:

In

In den Tagen des Samgar, des Sohns Anath; in den Tagen Jael,

Waren die Landstrassen öde,

Und die sonst auf gebahnten Wegen zu wandern pflegten,

Mußten auf höckerichten Steigen wandeln.

Die Rathsversammlungen in Israel waren aufgehoben, aufgehoben waren sie:

Bis ich Debora mich aufmachte,

Bis ich mich erhob, eine Mutter in Israel.

Barak.

Israel hatte neue Götter erwählt,

Sogleich war auch der Feind vor den Thoren,

Und war kein Schild noch Spieß zu sehen unter den Vierzigtausenden in Israel.

Debora.

Ich faßte ein Herz zu den entschlossenen Israeliten.

Zu denen, die sich freywillig aufwarfen unter dem Volk —

Barak.

Lobet den Herrn,

Ihr, die ihr auf weissen Eselinnen reitet,

Ihr, die ihr auf kostbaren Teppichen sitzet,

Auch ihr, die ihr zu Fusse einhergeht.

Ihr alle, dichtet einen Lobgesang.

Man siehet, was Luther übersezt, es gebrach an Bauren, heißt hier; die Rathsversammlungen waren aufgehoben; so wie auch V. 11. die Bauren in den geheimen Rath Gottes verwandelt werden, wovon in dem lateinischen Werke aus der Spra

che ein wahrscheinlicher Beweiß gegeben wird. Die Regenten in Israel V. 9. sind hier die entschlossenen in Israel, welche sich an Tapferkeit vor andern hervorthun. Und V. 10. hat man von denen, die am Gericht sitzen, mancherley künstliche Auslegungen gemacht, und unser Verf. zeigt, daß das hebräische Wort מִדִּין, wovon unser deutsches Wort Matten herkömmt, nichts anders als Teppiche bedeute: und so ist der Sinn ganz klar, daß in diesem Vers vornehme, reiche und arme zum Lobe Gottes aufgefordert werden. Der so schwere 11. V. wird wenigstens unter seiner Hand verständlich, ob er gleich seine Deutung der Originalworte selbst nur für muthmaßlich ausgiebt. V. 14. 15. geben nach allen Auslegern keinen erträglichen Sinn. Der Verf. sieht darin die Anordnung des Kriegesheers beschrieben, und dieser Blik hat ihn mit Hülfe der Sprache auf die verständlichste und schiklichste Uebersetzung geleitet, die wir nebst den Anmerkungen zum Nachlesen empfehlen. V. 21. wird das Wort Keduminn, das Luther für einen eigentlichen Namen gehalten hat, richtig durch gewaltsam strömende Wasser gegeben. Doch wir müssen uns einschränken, weil wir auch noch des zu diesen Uebersetzungen gehörigen lateinischen Werks Erwähnung thun müssen. Wir merken also nur noch an, daß er bey V. 24. die Besingung der That Jaels, um die Würde der heiligen Schrift zu retten, nicht aus göttlicher Begeisterung, sondern aus dem menschlichen Feuer, von welchem Debora gegen ihren Feind erhizt war, herleiten will.

In

In dem lateinischen Werke werden den Gelehrten die kritischen und philologischen Beweisgründe für gegenwärtige Uebersetzung vorgelegt. So viel guten Geschmak und feines Gefühl er in der Uebersetzung gezeigt hat, so viel Gelehrsamkeit und Bekanntschaft mit dem Genie der hebräischen Sprache leuchtet aus diesem hervor. Es enthält zuerst kritische Anmerkungen über die Richtigkeit des übersezten Textes, dessen verschiedene Lesarten aus der komplutischen Bibel, dem Samaritanischen Pentateuch und den alten Uebersetzungen angezeigt, Muthmassungen sowohl zur Verbesserung des gewöhnlichen Textes selbst, als auch zur Aenderung im Lesen, Schreiben und in den Abtheilungen der Verse desselben vorgetragen, und endlich ausführlich beurtheilt, und die, welche der V. für die richtigsten hält, erwiesen werden. Man siehet leicht, daß dieß keines Auszuges fähig sey; als prüfungswürdig können wir es aber allen Kritikverständigen empfehlen. Wir begnügen uns an ein paar Anmerkungen. Die Vergleichung des Samaritanischen Codex empfiehlt der V. S. 17. f. mit Recht, ob es uns gleich scheint, daß er zu den muthmaßlichen Veränderungen des Textes, welche von unserm Verf. vorgeschlagen worden, noch nicht genung berechtige. Ehe wir nicht eine grössere Sammlung von Lesearten über das A. T. vor uns haben, werden wir wohl nicht mit genungsamer Sicherheit auf die Aenderung des Textes schliessen können. — Die Auslassung Simeons im Segen Mosis, dessen doch die LXX. in ihrer Uebersetzung erwähnen, ist zu merkwürdig, als daß es nicht der Mühe werth seyn sollte, mehr Handschriften darüber zu befragen. S.

32.

32. f. — Verschiedenen kleinen Aenderungen des V. im Texte können wir unsern Beyfall nicht versagen. Als S. 40. verändert er Gen. 49, 6. Schor in Schur, daß er, dem Verstande gemäßer, dasjenige durch Mauer übersezt, was andere durch Ochsen geben. S. 41. anstatt lickhat, lickhatu im 10. V. S. 47. anstatt Mischam, Misschem Vers 24. so wie uns auch die angeführte gleichmäßige Veränderung Jes. 48, 16. und Hos. 6, 7. Aufmerksamkeit zu verdienen scheint. S. 51. wird man des Verf. richtigere Eintheilung des 8. und 9. Verses im Segen Mosis nicht anders als billigen können; so wie auch S. 55. die Veränderung der Punkte im 27. Vers, welche einen so guten Sinn giebt; denn uns dünkt, der Sinn müsse nicht der Autorität der hebräischen Punkte, sondern diese jenem nachstehen. — Die Worte Richter 5, 16. welche der Verf. in der Uebersetzung ausgelassen; Ach der Schmerz rc. hat er nach S. 60 aus kritischen Gründen weggelassen; der Leser mag es beurtheilen ob seine kritische Gründe für die Weglassung derselben triftiger sind, als der Grund, den wir oben für die Beybehaltung derselben aus dem eigenthümlichen Schwunge der alten Poesie beygebracht haben.

Von S. 62. an folgen die exegetischen Anmerkungen in zweyen Hauptstücken. Im ersten wird die Bedeutung der Worte, welche einer nähern Erklärung bedürfen, aus der Sprache entwickelt; und das zweyte besteht aus dreyen Excursus, wie sie der Verf. nennt, oder weitläuftigern Abhandlungen, 1. über das Wort Schilo; 2. über den Dienst der Engel bey der Offenbarung des Gesetzes Gottes auf Sinai;

 und

und endlich 3. über die Chöre im Liede der Debora, wo der Verf. wie wir bereits erwähnt haben, eine lateinische und in Chöre abgetheilte Uebersetzung dieses Liedes liefert, welcher er die nicht vor langer Zeit herausgekommene Uebersetzung und Anordnung dieses Liedes nach der Form einer pindarischen Ode von Hrn. Ruckersfelder an die Seite gesezt hat, die der seinigen, ob sie gleich von einem grossen Sprachgelehrten herrührt, den Vorzug nicht streitig machen wird. — Wir würden viel zu weitläuftig werden, wenn wir dem Hrn. D. hier Schritt vor Schritt folgen wollten. So viel können wir überhaupt mit Zuversicht sagen, daß es keinem Kenner der orientalischen Philologie gereuen wird, diese Anmerkungen durchgelesen zu haben. Wird man gleich dem Verf. nicht allenthalben beystimmen, so wird man doch mit der Beurtheilungskraft, die ihn leitet, die Bedeutung der Wörter aufzusuchen und zu bestimmen, zufrieden seyn. Zum Nachlesen empfehlen wir besonders, was er S. 82. über die Bedeutung des Worts Kodesch, S. 87. über das Wort Chasid, S. 99. über das Wort Perahot, Chokek, S. 103. Middin, S. 104. Mechazezim S. 107. u. s. w. sagt. Wir schränken uns hier auf dasjenige ein, was er S. 130. f. zur Erläuterung des Worts Schiloh beybringt.

Nachdem er mit Recht darüber geklagt, daß man oft noch heut zu Tage in Erklärung der heil. Schrift manche Auslegungen annimt und eifrig vertheidiget, blos deswegen, weil sie von diesem oder jenem Kirchenvater, unter welchen doch die wenigsten Sprachgelehrten wären, auf die Bahn gebracht worden; so erzählt

er

er die verschiedenen Auslegungen, welche die Juden, die chaldäischen Paraphrasten, Julianus, Servetus und endlich die Christen von diesem Wort, und der Stelle, darin es sich befindet, gemacht haben. Hierauf trägt er seine Auslegung vor, welche er aus grammatischen, historischen und dogmatischen Gründen zu beweisen sucht. Wir wollen sie mit seinen eigenen Worten hersetzen. Er versteht nemlich die Stadt Siloh und übersezt den Vers also: Iuda per totum iter in terram Canaan reliquis tribubus praeitus est, hique eum constanter sequuti sunt, usque dum venerit Schiluntem. Natürlich ist die Erklärung, und den historischen Umständen des Volks Israel gemäß; aus den grammatischen Gründen erhellet so viel, daß sie statt finden kan, und die gewöhnliche Bedeutung, missus hingegen, die man dem Worte beylegt, unwahrscheinlicher sey: die dogmatischen zeigen, daß dieser Sinn natürlich und leicht, dem Ton der ganzen Rede Jakobs und dem nähern Zusammenhange dieser Stelle gemäß sey, und dem ohngeachtet im mystischen Verstande eine Weissagung von dem Meßias darin liege, welche in der Folge der Zeit bis auf den David stuffenweise aufgeklärt worden. Wir enthalten uns ein Urtheil darüber zu fällen, ob wir gleich gern gestehen, daß sie in unsern Augen über alle gewöhnliche Erklärungen dieser Stelle ein Uebergewicht habe. Es schadet auch ihrer Wahrheit nicht, wenn sie gleich schon von andern, und besonders von Juden, zur Bestreitung der Auslegung der Christen angenommen seyn sollte. Es kömmt auf exegetische Gründe an, nicht darauf, wer, und in welcher Ab-

 sicht

sicht er sie zuerst gegeben habe. Nach diesen Gründen, und ohne Vorurtheil, wünschten wir unsers Verfassers Erklärung dieser schwergemachten Stelle von Kennern geprüft zu sehen.

B.

V.

Selectae e profanis Scriptoribus historiae, quibus admista sunt varia honeste vivendi praecepta ex iisdem Scriptoribus depromta in usum juventutis scholasticae. Tertium recensuit, atque praefationem adjecit *Ioh. Frid. Fischerus.* Leipzig auf Kosten J. G. Löwens, 1765. 8. 1 Alph. 7 Bogen.

Dieses Werkchen, das so vielen Beyfall gefunden hat, hat eine Seite, von welcher es gefallen kann: Es füllt jungen Leuten das Gedächtniß mit einer Menge nützlicher Geschichten, guter sittlicher Wahrheiten und zugleich vieler andern brauchbaren Kenntnisse an, und erleichtert ihnen die Erlernung der lateinischen Sprache, indem es durch die Mannichfaltigkeit seines Inhalts junge Gemüther leichter in Aufmerksamkeit erhält. Es ist eine andre Seite, von der sich Bedenklichkeiten, wider die Nutzbarkeit davon machen lassen. Die Erzählungen sind mitten aus dem Zusammenhang der Geschichte herausgerissen; da man nun bey jungen Leuten noch nicht voraus sehen kan, daß sie die Geschichtsfolge inne haben, und also nicht wissen können, in welche Zeit, in wel-

welche Verbindung der übrigen Geschichte die Erzählung gehört, so müssen theils für junge Leute viele dunkle und unverständliche Dinge darinnen vorkommen, theils müssen sie eben der Gefahr, die im ganzen Schulunterricht so oft entsteht, ausgesezt seyn, Sachen zu lesen, herzusagen, auch wohl auswendig zu lernen, bey denen sie keine, oder doch sehr dunkle und unbestimmte Begriffe haben. Ausserdem sind die Stellen aus Schriftstellern von so verschiedenen Charakter und Schreibart entlehnt, daß vielleicht junge Leute abgehalten werden können, sowohl einen sichern Geschmak als einen einförmigen reinen lateinischen Ausdruk sich eigen zu machen. Allein wo ist irgends ein Plan, eine Methode in der Erziehungs- und Unterweisungskunst, wobey sich nicht die Unvollkommenheit menschlicher Erfindungen äusserte? Ausserdem kann jenen Unbequemlichkeiten ein geschikter Lehrer größtentheils durch mündliche Erläuterung und Erinnerung abhelfen. Er kann zum Exempel mehrere Cursus bey dem Büchelchen einführen. Anfangs geht er blos die Stellen durch, die aus den besten Schriftstellern genommen sind. Das zweytemal nimmt er noch andre Stellen darzu, und so fort. Für die Erlernung und Einprägung der Anfangsgründe der lateinischen Sprache, und einer nöthigen Anzahl lateinischer Worte und Ausdrücke scheint es allzeit noch das beste und brauchbarste Werkchen zu seyn. Mit alten Schriftstellern den allerersten Anfang machen, wo blos und allein auf Worterlernung und Sprachübung zu sehen ist, bleibt ein Mißbrauch eines guten Schriftstellers; und jene elenden, erbärmlichen Schulbücher, als Langens Colloquia, Sey-

bold, Spenius (denn den Orbis Pictus, wenn er gehörig eingerichtet seyn wird, nehmen wir gar sehr hievon aus) zugebrauchen, ist ein wirksames Mittel, allem Geschmak und gesunden Verstande den Zugang in eines jungen Menschen Gemüthe zu verschliessen.

Uebrigens hat das Buch in unsern deutschen Ausgaben gar vorzügliche Verbesserungen und Vorzüge vor der parisischen. Heuzet, der erste Verfasser, ein Professor zu Paris, hatte sich in seiner Ausgabe 1727. einfallen lassen, die Worte der alten Schriftsteller theils hin und her zu verändern, mit bekanntern, wie ihm deuchte, zu vertauschen und in eine leichtere Construction aufzulösen. Dieser sonderbare Einfall ist von den deutschen Herausgebern, unter welchen der erste der verstorbene Prof. Kappe war, billig mißbilliget worden. Sie haben die Stellen aus dem Original berichtiget, am Rande die Anführungen vollständig gemacht. Die zweyte Ausgabe von 1733. folgte fünf Jahre nach der ersten; und diese war doch zwey tausend Exemplarien stark. Diese dritte wird als correkter angegeben. Die vom Hrn. Prof. Fischer vorgesezte Vorrede handelt vom Nutzen und Gebrauch des Buches in der gewöhnlichen nachdrüklichen Schreibart des Herrn Professors.

L.

VI.

VI.

Dithyramben: Zwote Auflage. Berlin, bey Birnstiel, 1766. 5 Bogen in 8.

Nachdem die deutschen Dichter ihre Musen und Begeisterungen an sehr verschiednen Orten gesucht: auf Sion und Thabor, Sinai und Ararat; auf dem Olymp und Parnaß, in Arcadien und selbst in Mexico: so trat vor einiger Zeit auch einer auf, der sie auf den Thracischen Gebürgen und in den Bacchustempeln suchte. Nicht zufrieden, dem Bacchus in Gesellschaft von Trinkbrüdern Lobgesänge anzustimmen, hatte er den Muth, sich mitten in das Gefolge desselben zu wagen, ihn und seine Thaten wieder lebendig zu machen, und uns mitten unter wütende Thyaden und Bacchanten zu zaubern. Er schrieb Dithyramben. — Man fiel mit Freudengeschrey auf sie; denn wenigstens waren sie eine neue Gattung von Gedichten: man erklärte sie fast für wiedergefundne Pindarische Stücke, ohne die Dithyramben der Griechen je gesehen zu haben. Stücke aus ihnen wurden ins Französische übersezt, und vielleicht lassen sie sich in einigen Stellen besser in der Uebersezung lesen, als in der Originalsprache: weil jene nach dem Genie ihrer Grammatik die im Deutschen zerstückten Bilder mehr aneinander hängen mußte. Ja, was die höchste Stuffe eines leidigen Autorruhms ist: man ahmte ihnen elend nach!

Nur einige Kunstrichter stunden noch in Bedenken, ob diese Lieder denn so ausgemacht Dithyramben wären, sie machten Anmerkungen und Schwürigkeiten,

und — siehe! da tritt der Verf. mit einer zwoten Auflage in ihren Kreis! Vielleicht wird er uns von seinem zweyten Bacchischen Zuge Entdeckungen mitbringen, Fragen auflösen, und unser ἱεροφαντης in die heiligen Geheimnisse des Dionysius werden? —

Er rede selbst! „Wem meine Erklärung kein „Gnüge gethan hat, dem werde ich es gar nicht ver„übeln, er nenne sie Dithyrambische Oden, oder „schlechthin Oden, oder Gesänge, oder wie er es „ihrem Charakter am gemäßesten zu seyn glaubet.„ Auch uns wird der V. nicht verübeln, wenn uns diese Entscheidung kein Gnüge thut. Wenn der Verf. den Augenblik darauf saget: „er habe sich der Benennung „der Dithyramben mehr zu nähern gesucht, indem er „den Bacchus genauer in sein Sujet gezogen, und „alles auf ihn zurükgeführt, was sich nur hat wollen „dahinbringen lassen:„ so bleibt ja der Knoten noch ganz unaufgelöset. Wie? wenn Bacchus in ein Sujet gezogen wird, wohin er nicht gehöret? Wie wenn alles auf ihn zurükgeführt wird, was sich nur mit Gewalt dahin bringen läßt? — Ausserdem ist es der griechischen Litteratur und der dichterischen Begeisterung entgegen, das Wesen des Dithyramben allein in den Gegenstand des Gesanges zu [illegible]; die Natur des Διθυραμβωδες ist der [illegible] der Untersuchung. Die Schwürigkeiten [illegible] noch immer übrig: ist der Verf., er [illegible] wolle [illegible] lyrischen Begeisterung treu gebl[illegible] Gegenstand würdig in seiner [illegible]türlicher Schw[illegible] seine Erhebung [illegible] es [illegible] sey

sey ein Titel, welcher es wolle. Ist ein Werk, das ungekünstelte Produkt einer schöpferischen Muse, und ein himmlisches Bild der Götter: so kann der Urheber ziemlich gleichgültig seyn, was für Aehnlichkeiten die Vorübergehenden in ihm finden. Er hat ein wohlgebildetes Kind geboren; nun mögen sich seine Schwäger und Verwandte darüber zanken, was sie dem Kinde für einen Namen geben wollen. Aber der Fall dürfte nicht eben hier seyn. Als unser Verf. sich aus Nachrichten einen historischen Plan der Dithyramben bildete, ihn auf unsre Zeit anzuwenden sann, und überdachte, ob man Dithyramben singen könnte: da war er blos Kunstrichter. Er ward Dichter, und o! wäre er, selbst da er dichtete, oft nicht noch Kunstrichter gewesen: so hätte er vielleicht seinen Gedichten die Macht eingehaucht, den Leser zu ergreifen, daß er selbst die Fehler als Schönheiten liebet. Nun ist aber die Muse unsres Sängers eine Tochter der Kunst, nicht der schöpferischen Natur: wir finden in diesen Gesängen grosse Gedanken, kühne Worte und reiche Bilder; da sie aber künstlich zusammen gesezt, mühsam herausgedrechselt, oder gar gelehrt gesammlet sind: so kann man ihn blos nach der Manier seiner Poesie betrachten, wenn man ihm nicht Unrecht thun will.

Wir reden zuerst von den neuen Stücken, die in dieser Auflage dazu gekommen sind; und alsdenn von den [illegible]derungen. Bacchus Rükzug aus In[illegible] [illegible]chönste Sujet zum Dithyramben, und das [illegible]ier Sammlung. Wem ist der berühmte [illegible]annt, da Bacchus Indien besieget, um [illegible]nd Ackerbau und Gottesdienst und Wein den

 bar-

barbarischen Völkern zu geben? ein Feldzug, der voll von dichterischen Thaten, in dem ganzen Alterthum vom Ganges bis in Europa auch dadurch berühmt ist, daß er Gelegenheit zum ersten Triumph gegeben, den nachher die Eroberer Alexander, Antonin u. a. nachgeahmet haben. Das muß ein göttliches Triumphslied werden können, das vor dem Siegeswagen unter Satyren, Faunen und Mänaden über diese Thaten schallt, und sie zu einem Fest von Dithyrambischen Bildern und Freuden macht! — Wir haben uns nicht völlig geirrt. Der Verf. läßt den Triumph durch das Doppelchor von Satyren und Mänaden eröfnen: der alte Silen erzählt alsdenn die Wunder seines Königes; und die vorigen Chöre preisen ihn als einen Schreklichen. Jezt schildert ihn Silen in seinen Wohlthaten, und die Chöre jauchzen ihm als einem Geber der Freude. Die Chöre sind schön, und wenn der alte Silen etwas mehr von den Freudentönen des Dithyramben hören ließe, wenn ein natürlicherer Fortgang der Bilder, und ein rauschender Fluß derselben uns fortrisse: so wäre dies vielleicht eine kleine Probe eines wahren Bacchischen Gesanges. Vielleicht wäre der ganze Auftritt glüklicher geworden, wenn der Verfasser, der jezt die Idee dazu nach der Beschreibung Curtius vom Zuge des Alexanders ausgebildet, statt des Natalis Comes, und andrer kleben Leute den Lucian nicht vergessen hätte, der in seinen Werken diesen Zug des Bacchus in einem eignen Stük beschrieben, und wie uns dünkt, in seine Abhandlung eine schöne Idee zum Dithyramben hierüber eingewebt hat.

Das

Das vierte Stük heißt: Atlantis, und hat wieder einen wirklich dichterischen Plan zum Grunde: „Der Dichter ist mit dem Bacchus in der Unterwelt „gewesen: hier hat er erfahren, daß die Atlantische „Insel, nichts anders als das Elysium sey, welches „vormals auf der Oberwelt gewesen, wegen der ver„dorbnen Sitten der Welt aber von den Göttern in „die Unterwelt versezt worden.„ Eine schöne Poetische Lüge, wenn nur der Vortrag derselben ihr völlig entspräche? — Nicht völlig! Die Mänade siehet das Tageslicht wieder! Ein schöner Anfang, denn wenn sich der Leser erinnert, wie prächtig Milton und Klopstok diesen Anblik im Epischen Tone gemacht; so wird er ihn hier im Lyrischen, und zwar im höchsten Lyrischen Tone erwarten. — Allein die Mänade scheint in den Sonnenlosen ewig demmerigten (lieber dämmernden) Gebieten des schwarzen Dis, wo ein Demantnes Schiksal blind und taub herrscht, und Freuden und Schmerz unwandelbar sind, selbst etwas kalt und unempfindlich geworden zu seyn: daher äussert sie nichts von den Jubeltönen, mit denen sie ihr Geburtsland, und die Weinberge und die Auen ihrer Tänze begrüssen sollte. — Nun ist die natürlichste Frage diese: Was hat die Mänade im Reich Plutons gemacht? Der Dichter antwortet so troken, als möglich: Bacchus hat bey der Proserpina geschlafen, und die Mänade am Cocyt gewandelt: mehr weiß er nicht, und ich auch nicht. — Aber jezt hebt die Priesterin des Bacchus an:

Voll ist mir die Brust
Von Göttergeheimnissen, Sterblichen ungehört

Er

Er giebt sie mit der Geheimnissentdecker
Mit weitgeöfnetem Munde auszusprechen.

Heil uns! hac iter Elysium nobis! Nun werden wir ἀπορρητα des Bacchus hören!

Ventum est ad limen, nam virgo, poscere fata
Tempus ait: Deus, ecce Deus. Cui talia fanti
Ante fores subito non vultus, non color unus
Non comtae mansere comae: sed pectus anhelum
Et rabie fera corda tument: majorque videri
Nec mortale sonans, afflata est numine quando
Iam propiore Dei. — —

Allein statt aller dieser Kühnheit findet man eine Beschreibung von Elysium, die blos malerisch und ganz und gar nicht Dithyrambisch ist. „Gebürge mit Licht übersirnist, Wälder und Blumenteppiche, goldgegipfelte Städte und ein perlengegründeter Tempel in der Mitte;„ das ists, was sie gesehen. Ist Elysien nichts als dies; freilich so kann der Künstler, wenn er auch nicht Gott begabet ist, diese Göttergefilde weit besser darstellen, und der Dichter sollte es nicht einmal wagen, sich mit ihm zu vergleichen. Aber heißt das Dichterisch nachgebildet? Dithyrambisch nachgebildet? Laß die Mänade erzählen, was sie in Elysien gemacht, was sie für göttliche Freuden hier geschmekt, mit ihrem Bacchus umhergeschwärmt, den Himmel gefühlt; laß sie alles in Dithyrambische Handlung setzen; alsdenn würde kein Künstler ihr Dithyrambisches Göttergemälde nachbilden können,

und könnt er auch
in reines Sonnenlicht, oder Titoniens
Purpur den Pinsel tauchen, und wäre gleich

das

das unnachahmliche Gewand des Aethers ihm
und der Smaragden Glan mischbar.

Das Gleichniß übrigens, das die Schönheit Elysiens concentrirt, und sagt:

Wenn der Königin
von Amathus, der schwarzaugichten Schönheiten
schöpferin
auf der unsterblichen Wange ihr eroberndes Lächeln
sich bildet, schmilzt der Götter Herz und die Natur
wird zum Frühling: so unaussprechlich
reizend ist Elysien — —

Dies Gleichniß ist zwar schön; aber viel zu sehr mit Schmuk überladen, und wenn man es in seiner weit angenehmern Naktheit siehet: so ist es nach griechischen Worten nachgebildet. Jezt folgt die Poetische Geschichte von Atlantis, in welcher insonderheit der Lärmen schön gemahlt ist, mit welchem die Cyklopen es auf Jupiters Befehl einreissen. Das Ende ist etwas kalt, und läßt in uns eine kleine Unzufriedenheit nach mit diesem Bothen der Götter, der uns auch durch die Art seines Gesanges gleichsam in ein Elysium hätte entzücken können.

Das 6te Stük ist Herrmann: In Rom stehet der Tempel des Mars vom Bliz entflammet: Alpen stürzen in einander: am Himmel glänzen furchtbare Meteore:

Zittre, stolze Weltbeherrscherin!
Mars will nicht ferner für dich wachen.

Bacchus rüstet den Herrmann zum Helden für sein Vaterland aus:

und endlich 3. über die Chöre im Liede der Debora, wo der Verf. wie wir bereits erwähnt haben, eine lateinische und in Chöre abgetheilte Uebersetzung dieses Liedes liefert, welcher er die nicht vor langer Zeit herausgekommene Uebersetzung und Anordnung dieses Liedes nach der Form einer pindarischen Ode von Hrn. Ruckersfelder an die Seite gesezt hat, die der seinigen, ob sie gleich von einem grossen Sprachgelehrten herführt, den Vorzug nicht streitig machen wird. — Wir würden viel zu weitläuftig werden, wenn wir dem Hrn. D. hier Schritt vor Schritt folgen wollten. So viel können wir überhaupt mit Zuversicht sagen, daß es keinem Kenner der orientalischen Philologie gereuen wird, diese Anmerkungen durchgelesen zu haben. Wird man gleich dem Verf. nicht allenthalben beystimmen, so wird man doch mit der Beurtheilungskraft, die ihn leitet, die Bedeutung der Wörter aufzusuchen und zu bestimmen, zufrieden seyn. Zum Nachlesen empfehlen wir besonders, was er S. 82. über die Bedeutung des Worts Kodesch, S. 87. über das Wort Chasid, S. 99. über das Wort Perahot, Chokek, S. 103. Middin, S. 104. Mechazezim S. 107. u. s. w. sagt. Wir schränken uns hier auf dasjenige ein, was er S. 130. f. zur Erläuterung des Worts Schiloh beybringt.

Nachdem er mit Recht darüber geklagt, daß man oft noch heut zu Tage in Erklärung der heil. Schrift manche Auslegungen annimt und eifrig vertheidiget, blos deswegen, weil sie von diesem oder jenem Kirchenvater, unter welchen doch die wenigsten Sprachgelehrten wären, auf die Bahn gebracht worden; so erzählt er

er die verschiedenen Auslegungen, welche die Juden, die chaldäischen Paraphrasten, Julianus, Servetus und endlich die Christen von diesem Wort, und der Stelle, darin es sich befindet, gemacht haben. Hierauf trägt er seine Auslegung vor, welche er aus grammatischen, historischen und dogmatischen Gründen zu beweisen sucht. Wir wollen sie mit seinen eigenen Worten hersetzen. Er versteht nemlich die Stadt Siloh und übersezt den Vers also: Iuda per totum iter in terram Canaan reliquis tribubus praecursus est, hique eum constanter sequuti sunt, usque dum venerit Schiluntem. Natürlich ist die Erklärung, und den historischen Umständen des Volks Israel gemäß; aus den grammatischen Gründen erhellet so viel, daß sie statt finden kan, und die gewöhnliche Bedeutung, missus hingegen, die man dem Worte beylegt, unwahrscheinlicher sey: die dogmatischen zeigen, daß dieser Sinn natürlich und leicht, dem Ton der ganzen Rede Jakobs und dem nähern Zusammenhange dieser Stelle gemäß sey, und dem ohngeachtet im mystischen Verstande eine Weissagung von dem Meßias darin liege, welche in der Folge der Zeit bis auf den David stuffenweise aufgekläret worden. Wir enthalten uns ein Urtheil darüber zu fällen, ob wir gleich gern gestehen, daß sie in unsern Augen über alle gewöhnliche Erklärungen dieser Stelle ein Uebergewicht habe. Es schadet auch ihrer Wahrheit nicht, wenn sie gleich schon von andern, und besonders von Juden, zur Bestreitung der Auslegung der Christen angenommen seyn sollte. Es kömmt auf exegetische Gründe an, nicht darauf, wer, und in welcher Ab-

menn ist Bacchus noch nicht die Hauptperson; noch ist es nicht werth, ein Triumphslied über diesen Sieg zu heissen, noch immer eine einfache Erzählung der Geschichte, eine kalte Begeisterung, und der Anfang dieses Dithyramben schreyt uns so in die Ohren, als wenn Boileau seine Ode auf Namur anfängt:

Quelle docte et sainte yvresse
Aujourd'hui me fait la loi? u. s. w.

Das Gedicht, Peter der dritte, hat sich in der metrischen Oeconomie verschönert: aber wieder eine kleine Probe, wie wenig die Dithyrambische Muse sich unter die Künsteley bücket! das schönste Bild desselben: Blitze zerreissen den Olymp u. s. w. war überall gelobt: Der V. will es verschönern, und aller Reitz ist weg! Beynahe ists auch so mit dem Beschlusse, wo ich mir immer, statt dieser langweilig erzählten Geschichte, doch lieber den Beschluß der ersten Ausgabe zurückwähle. Statt der Noten in der vorigen Ausgabe geht hier vor jedem Stück der Inhalt voraus; wenn der V. aber auch die Quellen anzeigen will, aus denen er geschöpft: so hat dies weiter keinen Zweck, als zu zeigen, daß seine Kenntniß der Quellen ein fundus mendax sey. Und überhaupt: Leute die den Natalis Comes zur Hand haben müssen, um zu lesen, sind eben sowohl Profane in den Heiligthümern des Bacchus, als eine Mänade, die ihn aus Natalis Comes singt. Die Thaten ihres Königes müssen so in ihrer Seele leben, als hätte sie dieselbe selbst gesehen.

Noch ein paar Worte über diese Dithyramben überhaupt! Sie sind als Gesänge schätzbar, wenn sie gleich

welche Verbindung der übrigen Geschichte die Erzählung gehört, so müssen theils für junge Leute viele dunkle und unverständliche Dinge darinnen vorkommen, theils müssen sie eben der Gefahr, die im ganzen Schulunterricht so oft entsteht, ausgesezt seyn, Sachen zu lesen, herzusagen, auch wohl auswendig zu lernen, bey denen sie keine, oder doch sehr dunkle und unbestimmte Begriffe haben. Ausserdem sind die Stellen aus Schriftstellern von so verschiedenen Charakter und Schreibart entlehnt, daß vielleicht junge Leute abgehalten werden können, sowohl einen sichern Geschmak als einen einförmigen reinen lateinischen Ausdruk sich eigen zu machen. Allein wo ist irgends ein Plan, eine Methode in der Erziehungs- und Unterweisungskunst, wobey sich nicht die Unvollkommenheit menschlicher Erfindungen äusserte? Ausserdem kann jenen Unbequemlichkeiten ein geschikter Lehrer größtentheils durch mündliche Erläuterung und Erinnerung abhelfen. Er kann zum Exempel mehrere Cursus bey dem Büchelchen einführen. Anfangs geht er blos die Stellen durch, die aus den besten Schriftstellern genommen sind. Das zweytemal nimmt er noch andre Stellen darzu, und so fort. Für die Erlernung und Einprägung der Anfangsgründe der lateinischen Sprache, und einer nöthigen Anzahl lateinischer Worte und Ausdrücke scheint es allzeit noch das beste und brauchbarste Werkchen zu seyn. Mit alten Schriftstellern den allerersten Anfang machen, wo blos und allein auf Worterlernung und Sprachübung zu sehen ist, bleibt ein Mißbrauch eines guten Schriftstellers; und jene elenden, erbärmlichen Schulbücher, als Langens Colloquia, Sey-

 bold,

bold, Spenius (denn den Orbis Pictus, wenn er gehörig eingerichtet seyn wird, nehmen wir gar sehr hievon aus) zugebrauchen, ist ein wirksames Mittel, allem Geschmak und gesunden Verstande den Zugang in eines jungen Menschen Gemüthe zu verschliessen.

Uebrigens hat das Buch in unsern deutschen Ausgaben gar vorzügliche Verbesserungen und Vorzüge vor der parisischen. Heuzet, der erste Verfasser, ein Professor zu Paris, hatte sich in seiner Ausgabe 1727. einfallen lassen, die Worte der alten Schriftsteller theils hin und her zu verändern, mit bekanntern, wie ihm deuchte, zu vertauschen und in eine leichtere Construction aufzulösen. Dieser sonderbare Einfall ist von den deutschen Herausgebern, unter welchen der erste der verstorbene Prof. Kappe war, billig mißbilliget worden. Sie haben die Stellen aus dem Original berichtiget, am Rande die Anführungen vollständig gemacht. Die zweyte Ausgabe von 1733. folgte fünf Jahre nach der ersten; und diese war doch zwey tausend Exemplarien stark. Diese dritte wird als correkter angegeben. Die vom Hrn. Prof. Fischer vorgesezte Vorrede handelt vom Nutzen und Gebrauch des Buches in der gewöhnlichen nachdrüklichen Schreibart des Herrn Professors.

L.

VI.

VI.

Dithyramben: Zwote Auflage. Berlin, bey Birnstiel, 1766. 5 Bogen in 8.

Nachdem die deutschen Dichter ihre Musen und Begeisterungen an sehr verschiednen Orten gesucht: auf Sion und Thabor, Sinai und Ararat; auf dem Olymp und Parnaß, in Arcadien und selbst in Mexico; so trat vor einiger Zeit auch einer auf, der sie auf den Thracischen Gebürgen und in den Bacchustempeln suchte. Nicht zufrieden, dem Bacchus in Gesellschaft von Trinkbrüdern Lobgesänge anzustimmen, hatte er den Muth, sich mitten in das Gefolge desselben zu wagen, ihn und seine Thaten wieder lebendig zu machen, und uns mitten unter wütende Thyaden und Bacchanten zu zaubern. Er schrieb Dithyramben. — Man fiel mit Freudengeschrey auf sie; denn wenigstens waren sie eine neue Gattung von Gedichten: man erklärte sie fast für wiedergefundne Pindarische Stücke, ohne die Dithyramben der Griechen je gesehen zu haben. Stücke aus ihnen wurden ins Französische übersezt, und vielleicht lassen sie sich in einigen Stellen besser in der Uebersetzung lesen, als in der Originalsprache: weil jene nach dem Genie ihrer Grammatik die im Deutschen zerstückten Bilder mehr aneinander hängen mußte. Ja, was die höchste Stuffe eines leidigen Autorruhms ist: man ahmte ihnen elend nach!

Nur einige Kunstrichter stunden noch in Bedenken, ob diese Lieder denn so ausgemacht Dithyramben wären, sie machten Anmerkungen und Schwürigkeiten,

und — siehe! da tritt der Verf. mit einer zwoten Auflage in ihren Kreis! Vielleicht wird er uns von seinem zweyten Bacchischen Zuge Entdeckungen mitbringen, Fragen auflösen, und unser ιεροφαντης in die heiligen Geheimnisse des Dionysius werden? —

Er rede selbst! „Wem meine Erklärung kein „Gnüge gethan hat, dem werde ich es gar nicht ver„übeln, er nenne sie Dithyrambische Oden, oder „schlechthin Oden, oder Gesänge, oder wie er es „ihrem Charakter am gemäßesten zu seyn glaubet.„ Auch uns wird der V. nicht verübeln, wenn uns diese Entscheidung kein Gnüge thut. Wenn der Verf. den Augenblik darauf saget: „er habe sich der Benennung „der Dithyramben mehr zu nähern gesucht, indem er „den Bacchus genauer in sein Sujet gezogen, und „alles auf ihn zurükgeführt, was sich nur hat wollen „dahinbringen lassen:„ so bleibt ja der Knoten noch ganz unaufgelöset. Wie? wenn Bacchus in ein Sujet gezogen wird, wohin er nicht gehöret? Wie wenn alles auf ihn zurükgeführt wird, was sich nur mit Gewalt dahin bringen läßt? — Ausserdem ist es der griechischen Litteratur und der dichterischen Begeisterung entgegen, das Wesen des Dithyramben allein in den Gegenstand des Gesanges zu setzen; die Natur des Διθυραμβωδες ist der Mittelpunkt der Untersuchung. Die Schwürigkeiten bleiben also noch immer übrig: ist der Verf., er singe, was er wolle, der lyrischen Begeisterung treu geblieben? singt er seinen Gegenstand würdig in seiner Dichtungsart? ist natürlicher Schwung, oder ein blos künstlicher Aufflug seine Erhebung? — Fragen, die immer vest bleiben, es

sey

sey ein Titel, welcher es wolle. Ist ein Werk, das ungekünstelte Produkt einer schöpferischen Muse, und ein himmlisches Bild der Götter: so kann der Urheber ziemlich gleichgültig seyn, was für Aehnlichkeiten die Vorübergehenden in ihm finden. Er hat ein wohlgebildetes Kind geboren; nun mögen sich seine Schwäger und Verwandte darüber zanken, was sie dem Kinde für einen Namen geben wollen. Aber der Fall dürfte nicht eben hier seyn. Als unser Verf. sich aus Nachrichten einen historischen Plan der Dithyramben bildete, ihn auf unsre Zeit anzuwenden sann, und überdachte, ob man Dithyramben singen könnte: da war er blos Kunstrichter. Er ward Dichter, und o! wäre er, selbst da er dichtete, oft nicht noch Kunstrichter gewesen: so hätte er vielleicht seinen Gedichten die Macht eingehaucht, den Leser zu ergreifen, daß er selbst die Fehler als Schönheiten liebet. Nun ist aber die Muse unsres Sängers eine Tochter der Kunst, nicht der schöpferischen Natur: wir finden in diesen Gesängen grosse Gedanken, kühne Worte und reiche Bilder; da sie aber künstlich zusammen gesezt, mühsam herausgedrechselt, oder gar gelehrt gesammlet sind: so kann man ihn blos nach der Manier seiner Poesie betrachten, wenn man ihm nicht Unrecht thun will.

Wir reden zuerst von den neuen Stücken, die in dieser Auflage dazu gekommen sind; und alsdenn von den Veränderungen. - Bacchus Rükzug aus Indien! das schönste Sujet zum Dithyramben, und das 5te St. dieser Sammlung. Wem ist der berühmte Zug unbekannt, da Bacchus Indien besieget, um Gesetze und Ackerbau und Gottesdienst und Wein den

barbarischen Völkern zu geben? ein Feldzug, der voll von dichterischen Thaten, in dem ganzen Alterthum vom Ganges bis in Europa auch dadurch berühmt ist, daß er Gelegenheit zum ersten Triumph gegeben, den nachher die Eroberer Alexander, Antonin u. a. nachgeahmet haben. Das muß ein göttliches Triumphlied werden können, das vor dem Siegeswagen unter Satyren, Faunen und Mänaden über diese Thaten schallt, und sie zu einem Fest von Dithyrambischen Bildern und Freuden macht! — Wir haben uns nicht völlig geirrt. Der Verf. läßt den Triumph durch das Doppelchor von Satyren und Mänaden eröfnen: der alte Silen erzählt alsdenn die Wunder seines Königes; und die vorigen Chöre preisen ihn als einen Schreklichen. Jezt schildert ihn Silen in seinen Wohlthaten, und die Chöre jauchzen ihm als einem Geber der Freude. Die Chöre sind schön, und wenn der alte Silen etwas mehr von den Freudentönen des Dithyramben hören ließe, wenn ein natürlicherer Fortgang der Bilder, und ein rauschender Fluß derselben uns fortrisse: so wäre dies vielleicht eine kleine Probe eines wahren Bacchischen Gesanges. Vielleicht wäre der ganze Auftritt glüklicher geworden, wenn der Verfasser, der jezt die Idee dazu nach der Beschreibung Curtius vom Zuge des Alexanders ausgebildet, statt des Natalis Comes, und andrer lieben Leute den Lucian nicht vergessen hätte, der in seinen Werken diesen Zug des Bacchus in einem eignen Stük beschrieben, und wie uns dünkt, in seine Abhandlung eine schöne Idee zum Dithyramben hierüber eingewebt hat.

Das

Das vierte Stük heißt: Atlantis, und hat wieder einen wirklich dichterischen Plan zum Grunde: „Der Dichter ist mit dem Bacchus in der Unterwelt „gewesen: hier hat er erfahren, daß die Atlantische „Insel, nichts anders als das Elysium sey, welches „vormals auf der Oberwelt gewesen, wegen der verdorbnen Sitten der Welt aber von den Göttern in „die Unterwelt versezt worden.„ Eine schöne Poetische Lüge, wenn nur der Vortrag derselben ihr völlig entspräche? — Nicht völlig! Die Mänade siehet das Tageslicht wieder! Ein schöner Anfang, denn wenn sich der Leser erinnert, wie prächtig Milton und Klopstok diesen Anblik im Epischen Tone gemacht; so wird er ihn hier im lyrischen, und zwar im höchsten lyrischen Tone erwarten. — Allein die Mänade scheint in den Sonnenlosen ewig demmerigten (lieber dämmernden) Gebieten des schwarzen Dis, wo ein Demantnes Schiksal blind und taub herrscht, und Freuden und Schmerz unwandelbar sind, selbst etwas kalt und unempfindlich geworden zu seyn: daher äussert sie nichts von den Jubeltönen, mit denen sie ihr Geburtsland, und die Weinberge und die Auen ihrer Tänze begrüssen sollte. — Nun ist die natürlichste Frage diese: Was hat die Mänade im Reich Plutons gemacht? Der Dichter antwortet so troken, als möglich: Bacchus hat bey der Proserpina geschlafen, und die Mänade am Cocyt gewandelt: mehr weiß er nicht, und ich auch nicht. — Aber jezt hebt die Priesterin des Bacchus an:

II.

Voll ist mir die Brust
Von Göttergeheimnissen, Sterblichen ungehört

Gut. Luther wußte aber, daß nach einer masorethischen Anmerkung, die unter der Rubricke der ordinationis Scribarum bekannt ist, hier gelesen werden müsse בְּעִיר, und wäre also auch dies zugleich eine Stelle, in welcher das Cetibh, die rechte Lesart enthält. Wir hätten daher noch gewünscht, daß es dem Hrn. Prof. gefallen hätte, alle die 18. Stellen, die unter die gedachte Rubrik gehören, ingleichen die Fünfe, bey denen eine ablatio Scribarum angemerkt worden, in des Gersons Abdruk nachzuschlagen, und noch überdies anzumerken, wo etwa die Lectio Orientalium von ihm in den Text aufgenommen worden. Nicht selten scheint ihm die Meynung vom weitern Nachspüren abgehalten zu haben, als ob Luther diese einzige Ausgabe bey seiner Uebersetzung gebraucht; welches doch daraus, daß er dieselbe zu seiner Handbibel gemacht, noch lange nicht geschlossen werden kann. Nun wir eilen zum Schluß, zeigen noch kurz an, daß am Ende noch durch eine dritte Classe von Excerpten unzählbahre Anomalien aus den gemeinen ebräischen Grammaticken ausgemerzt worden, und bitten den Hn. Prof. recht sehr, uns, wenn es seine Zeit und andre Umstände erlauben, mit einer vollständigen Collation der ebräischen Bibel-Ausgaben zu beschenken. Dazu würde vielleicht ein mäßiges Bändgen erfordert werden, wann von Seite zu Seite in verschiedenen Columnen, ohne alle eigne Anmerkungen, die verschiedenen Abweichungen bemerkt würden. Aber wie hoch soll man nun den Patriotismus erheben, mit welchem ein Deutscher es wagt, dem D. Kennicot ein deutsches Werk zu dediciren? und wie sehr sind nicht Verleger

und Buchdrucker zu loben, die es den Ausländern durch die Feinheit des Pappiers und Richtigkeit des Druks noch gefälliger zu machen suchen!

A.

VIII.

Beleuchtung einiger Artickel in der Encyclopädie oder dem raisonnirenden Wörterbuch der Wissenschaften. Frankfurt am Mayn, 1766. 4to. 1 Alph. 7 Bogen.

Das Organon des Baco, sagt ein witziger Schriftsteller, ist das Gerüste, woran man das Gebäude der Wissenschaften aufgeführt; Das Gebäude ist fertig, nun brauchen wir das Gerüste nicht mehr. Wenn dieser Ausspruch weiter nichts als ein Einfall seyn soll, so mag er dafür gelten: aber gründlich ist er nicht. Mann könnte vielleicht sagen, wenn es denn soll verglichen seyn, daß Baco vorzüglich die beste und sicherste Art die Materialien herbeyzuschaffen, anzeigen wollte, daß er einige Vortheile bey ihrem Gebrauch lehrte, und selbst bey der Aufführung des Gebäudes einige Hand anlegte. Seitdem haben verschiedene auf seinem Grunde und nach seinem Plane fortgearbeitet, und das Werk hat sich mit der Zeit immer mehr über der Erde erhoben. Ohne Figur zu reden, wir sind weiter als Baco und seine Zeitgenossen, aber es ist nur noch gar zu viel zurük. Dem ohngeachtet ist es nicht zu leugnen, daß die Anzahl der menschlichen Kenntnisse nicht sehr groß

sey, so groß, daß es einem Menschen beynahe unmöglich ist, sie zu übersehen. Und gleichwohl ist es so nothwendig, daß derjenige, der die Gränzen der Wissenschaften erweitern will, (wir reden hier nicht von Erfindungen, die man dem Zufall zu danken hat,) das, was in demselben vorhanden ist, genau kenne. Er muß vorher überzählen, was schon von Kenntnissen vorräthig ist, damit er wisse, was noch hinzu zu thun ist, und wie das fehlende herbey geschaft werden kann. Dies war die Ursach, warum die grösten Weltweisen nach einer Encyclopädie verlangten, und warum vorzüglich Leibnitz an so vielen Orten in seinen Schriften darauf dringt.

Wenn das Werk zur Erreichung dieser Absicht sollte unternommen werden, so kann man sich leicht vorstellen, mit wie viel fast unüberwindlichen Schwierigkeiten die Ausführung desselben müßte verbunden seyn. Eine unzählige Menge Hände müßten beschäftigt seyn, diese ungeheure Nomenclatur der Wissenschaften zu compiliren; die geübtesten Männer müßten diese Materialien in Ordnung bringen, und zwar nach einer doppelten Methode ordnen, der analytischen, der Methode der Erfinder, und der synthetischen, nach der sie aus den ersten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß herfliessen. Wenn man endlich noch den Gebrauch dieses Inbegrifs aller menschlichen Erkenntniß durch die alphabetische Ordnung erleichtern wollte, so müßte diese Absicht durch gute Register erreichet werden.

Und dieses wäre dann das Ideal einer vollkommnen Encyclopädie gewesen. Allein wie man gewohnt

ist,

ist, in der Ausführung noch immer etwas unter dem Ideal zu bleiben, so wird sich es ein jeder gern gefallen lassen, mit etwas, das demselben nur ziemlich nahe kömmt, zufrieden zu seyn. Die Verfasser der großen französischen Encyclopädie aber scheinen die angeführten Absichten fast gar nicht vor Augen gehabt zu haben. Hingegen haben sie vermuthlich ihr Werk zu diesem oder jenem andern Gebrauch bestimmt, der bey ihrer Unternehmung vielleicht nicht so sehr hätte in Betrachtung kommen sollen. Indem sie demjenigen Theil ihrer Leser haben dienen wollen, der sich aus der Gelehrsamkeit kein Geschäft macht, sondern nur so viel davon kosten will, als ihm nöthig ist, um in der Gesellschaft für wohlerzogne Menschen gehalten zu werden; so haben sie ihrer höchsten Bestimmung nun sehr wenig können ein Gnüge leisten. Der beste Nutzen, den der Gelehrte aus ihrem Werke ziehen kann, besteht also lediglich darin, daß er daraus in denjenigen Theilen der Gelehrsamkeit sich einige Kenntniß schöpfe, die nicht unmittelbar zu seiner Hauptwissenschaft gehören, und worinn er doch nicht ganz und gar ununterrichtet seyn will.

Allein auch diejenigen, die das Werk aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, haben in demselben ungemein viel unrichtig und mangelhaft finden wollen, und wir können aus eigner Erfahrung versichern, daß wir darinn viele unglaublich seichte und nachläßig ausgearbeitete Artickel gefunden haben. Der V. der Schrift, die wir hier vor uns haben, hat sich vorgenommen, dieses insonderheit in Absicht auf die Kirchenhistorie darzuthun. Da dieses Studium seine Hauptbeschäftigung ist, und er schon ehemals darin geschrieben, so

will

will er die dahin einschlagenden Art. berichtigen, und, wo sie mangelhaft sind, ergänzen. Dieser Vorsaz ist nun wohl ganz gut, man kann aber schon zum voraus darauf wetten, daß der Verbesrer (das ist das Schiksal aller menschlichen Werke —) wieder andern etwas zu verbessern geben wird, und so wird es ins unendliche fortgehen.

Der Verf. läßt indeß die Encyclopädie in den übrigen Disciplinen in ihrem Werth. Nur die Kirchengeschichte konnte seiner Meynung nach um deswillen nicht so gut bearbeitet werden, da man dem Verfasser ausserdem noch die Besorgung der politischen und gelehrten Historie aufgetragen. Der gegenwärtige Band enthält die Art. die noch zu den Buchstaben A. gehören. Einige waren in der Encyclopädie gänzlich übergangen, die andern sind zwar darin befindlich, aber unvollständig und voll Unrichtigkeit. Zu den erstern gehören die Art. Abälardisten, Adoriren, Aeon, Alexias, Amalrikaner, Armannus, Astater. Nach unserm Urtheil kann man eigentlich nicht sagen, daß die E. die meisten von diesen Art. übergangen, da sie nicht zu ihrem Plan gehörten, wonach man doch ihr Werk blos beurtheilen muß. Sie sagen darüber ausdrücklich in dem Discours preliminaire S. XLI. „Au reste on observera, que les Articles d'Histoire de notre Encyclopedie ne s'étendent pas aux noms de Rois, de Savans et de peuples, qui sont l'objet particulier, du Dictionaire de Moreri, et qui auroient presque doublé le notre.„ Auf diese Weise kann man ihnen schon keinen Vorwurf machen, daß sie den Abälard und Armannus nicht

in

in ihr Werk gebracht; noch weniger aber, daß sie der Alexias, eines einzelnen Buchs, und des Worts Adoriren, so fern es die Verehrung bedeutet, welche die Albigenser den sogenannten Vollkomnen unter sich erzeigten, nicht Erwähnung gethan. Die E. hat zwar einen Art. adorer; allein der eine Theil desselben ist blos theologisch, der andre grammatikalisch.

Die Verbesserungen betreffen die Art.: Adamiten, Adiaphoristen, Albanenser, Albigenser, Anabaptisten, Anthropomorphiten, Antichrist, Antilutheraner, Antinomier, Antitrinitarier, Apostelbrüder, Arianer, Arminianer, Arnoldisten, Atheist. Wir wollen von beyden Gattungen einige Beyspiele geben; und nehmen von der ersten den Art. Abälardisten. So wie ihn der V. ausgearbeitet, hat er das mit allen übrigen gemein, daß es aller Orten an einem ordentlichen Vortrage fehlt, und daß die Schreibart eckelhaft ist.

Die Meynung des V. daß die Schultheologie erfunden, um die Irrthümer der Katharer, in der Lehre von der Dreyeinigkeit und von Christo zu widerlegen, möchte wohl nicht vielen Beyfall finden. Die Verbindung der Aristotelischen Philosophie mit den Lehrsätzen des Christenthums, worin eigentlich die Schultheologie bestand, mußte natürlicher Weise dadurch erfolgen, daß sich die Schriften des Aristoteles um diese Zeit aus dem Orient im Occident auszubreiten anfingen. So trug Abälard die Theologie in seiner Introduct. ad Theol. L. 3. oder Opusc. de Fide Trin. vor, so trug sie sein Lehrer Roscelin vor. Allein auch Lanfrank und Anselm von Canterbury

hat-

Stärke eindringen, und viele mit Unrecht veraltete Machtworte wieder hervorziehen. Opitz z. E. hat viel edle Dithyrambische Redarten theils überall, theils besonders in seinem Lobgesange auf Bacchus, die unsrer Sprache sehr angemessen sind. Irren wir uns nicht; so hat der Verf. bey dem 5ten Stück diesen Hymnus des Opitz in seinen Wörtern vor Augen gehabt. Weil er, aber blos einzelne Wörter gewählet, und sie auf einander häufet, daß sie sich im Wege stehen: so sieht man gleichsam den grossen Herrn nicht, der sich mit seinen Bedienten umherdränget. Von dieser Seite wäre der Dithyrambe nützlich der Sprache; und wenn er auch kühne Sylbenmaasse und gleichsam tripudia von Tönen versuchte, wie es hier nicht ist: so könnte er auch vielleicht unsre Prosodie bestimmen. Sonst aber wünschen wir nicht, daß das Dithyrambisiren der herrschende Poetische Geschmack unsrer Zeit würde; Griechische Dithyramben zurückzufinden, ist eine leere Kunst; und unsre Gegenstände Dithyrambisch besingen, ist uns fremde und voll Zwang. Es herrscht in dieser Gedichtart gleichsam ein hoher, kühner, regelloser Styl, der vor der wahren sanften, und regelmäßigen Schönheit voraus gieng; und wir wollen die lezte lieber. Der Verf. hat also Recht: „scharfe Gewürze und lärmende Instrumente müssen „sparsam gebraucht werden, wenn sie nicht Unlust er„wecken sollen.„ Aber wenn er sagt: „ich erkläre mich, „daß dies die erste und lezte Veränderung ist, die ich „mit meinen Gedichten vornehme!„ so müssen wir gestehen, daß uns diese Worte ganz fremde und unverständ-

ständlich sind, ob wir sie hier gleich schon vom dritten neuern Dichter in Deutschland lesen.

C.

VII.

Benjamin Wilhelm Daniel Schulze, Professors im Königl. Joachims-Thal. Gymnasio zu Berlin vollständigere Kritik über die gewöhnlichen Ausgaben der hebräischen Bibel, welche der seel. D. Luther bey seiner Uebersetzung gebraucht. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Real-Schule, 1766, 8. ohne Dedication, Vorrede und Register 1 Alphabet.

Weil wir allen, auch angehenden Gottesgelehrten, die Sprachen und Kritik zu schätzen wissen, so viel edle Neugier zutrauen, daß sie durch eignen Gebrauch dieses Werk sich bekannt machen werden, so wollen wir auch in der Anzeige desselben so kurz als möglich seyn. Es ist die Fortsetzung und Erweiterung, der im 1. B. 2. St. S. 289. f. f. beurtheilten kleinen Schrift; Sie ist im ersten Abschnitt wieder ganz abgedrukt und darauf in dem zweyten ein weit vollständigerer Auszug der Varianten in der Gersonschen Bibel geliefert worden, welchen dann und wann eine mit dem Text der leztern einstimmende Lesart aus einer Handschrift in der Königl. Bibliothek, nicht selten eigne Muthmassungen und Erklärungen des Verf. und fast auf jeden Blatte Verweisungen

 all-

allzugrossen Anhänglichkeit des Hrn. Prof. Simonis an das Cetibh beygefügt worden. Das lezte können wir nun nicht billigen, und welcher unpartheyische Leser wird es können? Hr. Sch. ist ein geschworner Feind des Cetibh, Hr. S. ein übertriebener Vertheidiger desselben. Herr Sch. hat unsrer Einsicht nach Recht, wenn er, wie wir schon neulich erinnert, das Keri nur nicht durchaus für die ausgemachte ächte Lesart hält, und da er sich in diesem 2ten Abschnitt selbst also erklärt, so haben wir auch weiter nichts dagegen zu erinnern. Allein wie nun? Mußte deswegen der alte ehrwürdige verdiente Mann so viel Streiche leiden, als wenn er wer weis was für ein Bubenstük begangen hätte? Konnte das nicht mit einmal in der Vorrede gesagt werden, daß man Hrn. S. Eifer für das Cetibh nicht billigen könne; daß seine Methode dasselbe aufrecht zu erhalten zu viel Zwang und Affectation verrathen; daß ihn vielleicht der folgende Auszug auf die Seite des Keri lenken werde? Die ganze Art des Streits fällt auch oft beynahe ins Burleske. Ein Glük für Hrn. Sch. daß sein Gegner eben Hr. Simonis ist, zu den wir hoffen können, daß, wenn er sich etwa vertheidigen sollte, er doch die Art des Angrifs nicht ahnden werde. Ueberhaupt müssen wir, obgleich ungern, sagen, daß der Hr. Prof. eine ganz seltsame Figur macht, wenn er wizig seyn will. Das einemal heißt es: „Die Herrn Juristen werden gemeiniglich juris prudentes genannt, und dieses mit Recht, denn sie sind Rechtsverständige. Wenn man nun in einer Handschrift juris pudentes fände und behaupten wollte, daß dieses eine verschiedene Lesart sey, würden nicht die

die Hrn. Juristen dieses für eine große Beleidigung halten?,, und nun wendet er sich noch einmal an sie. „Sollten wir auch vor dem philologischen Richterstuhl verdammet werden; so würden doch die Hrn. Juristen, als Vorsteher der Gerechtigkeit, unsre gerechte Sache erkennen.,, Nicht doch! sie werden sich seiner gerechten Sache schämen, sagen, was geht uns das an. Ein andermal lesen wir: „Hier werden wir wohl mit dem Weltgepriesenen Herrn Rabbi Jacob Ben. Chaiim ein Wörtgen zu sprechen bekommen;,, hierauf wird er zur Schau gestellt und endlich geschlossen. — „Bald sollten wir sagen, daß Hr. Chaiim zur Abkühlung eine ehemalige Züchtigung von 40. Streichen weniger einen verdienet hätte! d. i. richtig gezählt, 13. Streiche auf den rechten Arm, 13. auf den Linken, und 13. auf den Rücken, Summa Neun und Dreyßig, welcher schaler und zum Eckel ausgedehnter Witz! Doch es war dem Verf. nur um die Note zu thun,,, (p) „von dieser Züchtigung haben wir eine saubere Beschreibung des Namchristen Pfefferkorn beym Leckemacher, Obs. p. 1. S. 116.,, Auch das gefällt uns nicht, daß Hr. Sch. nur immer auf den Chaiim und die Fehler seiner Ausgabe losfährt! Chaiim hat freylich zu masorethisch gedacht! Aber einem Juden wäre dies auch am leichtesten zu verzeihen. Denen, die von Zeit zu Zeit unter den Christen neue Abdrücke besorgt haben, und Troz allen erregten Verdacht gegen die masorethische Lesart, doch immer dabey geblieben sind, denen muß man die Schuld beymessen. Recht lobenswürdig ist es dahero, daß er zuweilen den unstritig sehr verdienten Glaßium zu recht gewiesen.

Das wird eine gute Lection für die seyn, die so oft schreyen: Was Lowth? Was Lowth? das steht alles schon in Glaßio, und nicht bedenken, daß man, als dieser sein Buch edirte, eben so gut hätte rufen können: Was Glaßius? das hat alles schon der Dänische Gottesgelehrte Matthiä gesagt, in seiner introductione ad Scripturam S. discendam et docendam.

Doch genug hievon. Bis S. 244. liefert der Hr. Prof. Excerpte aus des Gersons Bibel, die das Keri betreffen, welches hier im Texte steht. Es werden hier viel feine richtige Anmerkungen mit eingestreut, auch S. 46. aus des Menasse Bibel von Jahr 1639. Varianten gesammelt, wobey wir uns aber nicht aufhalten können. Zu einem kleinen Vorschmak von der Erklärungsart des Verf. mag die Uebersetzung von 2. Sam. 12, 31. und 1. Chron. 20, 3. genug seyn. „Und das Volk, welches drinnen (in der Stadt Rabba) war, ließ er heraus führen und es in Stricken und in eiserne Ketten und in eiserne Gefängnisse setzen und ließ es gebunden (mit Ketten und Stricken) durch das ganze Jüdische Reich führen und so thät er allen Städten der Kinder Ammon. — Und das Volk, welches drinnen war, ließ er heraus führen und ließ es feste machen und mit Stricken und mit eisernen Ketten und mit Gefängnissen; und so that David allen Städten der Kinder Ammon.„ Der Leser wird es bald merken, was der Uebersetzung als Uebersetzung fehlt, und in der ersten Stelle, der Erklärung, wenn er, nachdem er sie schon ins Gefängniß setzen lassen, sie doch auch durch das ganze Reich führen lassen.

Der Verf. scheint dies selbst gefühlt zu haben, indeß wollen wir die Uebers. nicht ganz verwerfen. Noch wichtiger ist von S. 244 - 300. der Auszug von Lesarten der Gersonischen Bibel, welche man bisher gar nicht gekannt, als 2. Sam. 22, 43. ארקעם ohne das vorhergehende ארקם, wobey auch die Muthmassung des Hrn. Prof. sehr wahrscheinlich ist; Jesa. 63, 5. für חֲמָתִי (mein Grimm hat mir unterstützet.) das in diesen Zusammenhang wirklich schicklichere וְצִדְקָתִי (meine gerechte Sache unterstützte mich) Jer. 33, 15. wird im Text supplirt וְהִשְׂכִּיל וּמָלַךְ מֶלֶךְ, ganz wie Luther, übersezt, und soll ein König seyn der wohl regieren wird und so a. m. Mit Vergnügen haben wir aus diesen beyden Classen von Varianten, und besonders aus der lezten einen neuen Beweis von Luthers und seiner Gehülfen bey der Bibel-Uebersetzung früh blühenden Einsichten in die Kritik des A. T. genommen. Wir wollten nun um so viel weniger mit den Hrn. Prof. Sch. wo er von der Lesart seiner Gersonischen Bibel abgegangen, sagen, wie es ihm einmal beliebt sich auszudrücken, er sey den in ein Horn blasenden Uebersetzern gefolgt. Wir würden uns Mühe gegeben haben, andre Fußstapfen aufzusuchen, denen er etwa gefolgt ist; und auch da, wo er die Lesart seiner Bibel ausgedrukt hat, gefragt haben, warum er nun dies gerade in dieser oder jener Stelle gethan? Oft würde es nicht schwer gewesen seyn, in beyden Fällen etwas gewissers zu sagen. Z. E. S. 203. wird gesagt, Luther übersetze 2. Sam. 16, 12. mein Elend, obgleich hier die Gersonische Bibel mit unsern gedrukten Büchern übereinstimme.

 Gut!

Gut! Luther weiß aber, daß nach einer masorethischen Anmerkung, die unter der Rubricke der ordinationis Scribarum bekannt ist, hier gelesen werden müsse [illegible], und wäre also auch dies zugleich eine Stelle, in welcher das Cetibh, die rechte Lesart enthält. Wir hätten daher noch gewünscht, daß es dem Hrn. Prof. gefallen hätte, alle die 18. Stellen, die unter die gedachte Rubrik gehören, ingleichen die Fünfe, bey denen eine ablatio Scribarum angemerkt worden, in des Gersons Abdruk nachzuschlagen, und noch überdies anzumerken, wo etwa die Lectio Orientalium von ihm in den Text aufgenommen worden. Nicht selten scheint ihm die Meynung vom weiterm Nachspüren abgehalten zu haben, als ob Luther diese einzige Ausgabe bey seiner Uebersetzung gebraucht; welches doch daraus, daß er dieselbe zu seiner Handbibel gemacht, noch lange nicht geschlossen werden kann. Nun wir eilen zum Schluß, zeigen noch kurz an, daß am Ende noch durch eine dritte Classe von Excerpten unzählbahre Anomalien aus den gemeinen ebräischen Grammaticken ausgemerzt worden, und bitten den Hn. Prof. recht sehr, uns, wenn es seine Zeit und andre Umstände erlauben, mit einer vollständigen Collation der ebräischen Bibel-Ausgaben zu beschenken. Dazu würde vielleicht ein mäßiges Bändgen erfordert werden, wann von Seite zu Seite in verschiedenen Columnen, ohne alle eigne Anmerkungen, die verschiedenen Abweichungen bemerkt würden. Aber wie hoch soll man nun den Patriotismus erheben, mit welchem ein Deutscher es wagt, dem D. Kennicot ein deutsches Werk zu dediciren? und wie sehr sind nicht Verleger

und

und Buchdrucker zu loben, die es den Ausländern durch die Feinheit des Pappiers und Richtigkeit des Druks noch gefälliger zu machen suchen!

A.

VIII.

Beleuchtung einiger Artickel in der Encyclopädie oder dem raisonnirenden Wörterbuch der Wissenschaften. Frankfurt am Mayn, 1766. 4to. 1 Alph. 7 Bogen.

Das Organon des Baco, sagt ein witziger Schriftsteller, ist das Gerüste, woran man das Gebäude der Wissenschaften aufgeführt; Das Gebäude ist fertig, nun brauchen wir das Gerüste nicht mehr. Wenn dieser Ausspruch weiter nichts als ein Einfall seyn soll, so mag er dafür gelten: aber gründlich ist er nicht. Man könnte vielleicht sagen, wenn es denn soll verglichen seyn, daß Baco vorzüglich die beste und sicherste Art die Materialien herbeyzuschaffen, anzeigen wollte, daß er einige Vortheile bey ihrem Gebrauch lehrte, und selbst bey der Aufführung des Gebäudes einige Hand anlegte. Seitdem haben verschiedene auf seinem Grunde und nach seinem Plane fortgearbeitet, und das Werk hat sich mit der Zeit immer mehr über der Erde erhoben. Ohne Figur zu reden, wir sind weiter als Baco und seine Zeitgenossen, aber es ist nur noch gar zu viel zurük. Dem ohngeachtet ist es nicht zu leugnen, daß die Anzahl der menschlichen Kenntnisse nicht sehr groß

 seyn,

sey, so groß, daß es einem Menschen beynahe unmöglich ist, sie zu übersehen. Und gleichwohl ist es so nothwendig, daß derjenige, der die Gränzen der Wissenschaften erweitern will, (wir reden hier nicht von Erfindungen, die man dem Zufall zu danken hat,) das, was in demselben vorhanden ist, genau kenne. Er muß vorher überzählen, was schon von Kenntnissen vorräthig ist, damit er wisse, was noch hinzu zu thun ist, und wie das fehlende herbey geschaft werden kann. Dies war die Ursach, warum die größten Weltweisen nach einer Encyclopädie verlangten, und warum vorzüglich Leibnitz an so vielen Orten in seinen Schriften darauf dringt.

Wenn das Werk zur Erreichung dieser Absicht sollte unternommen werden, so kann man sich leicht vorstellen, mit wie viel fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die Ausführung desselben müßte verbunden seyn. Eine unzählige Menge Hände müßten beschäftigt seyn, diese ungeheure Nomenclatur der Wissenschaften zu compiliren; die geübtesten Männer müßten diese Materialien in Ordnung bringen, und zwar nach einer doppelten Methode ordnen, der analytischen, der Methode der Erfinder, und der synthetischen, nach der sie aus den ersten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß herfliessen. Wenn man endlich noch den Gebrauch dieses Inbegrifs aller menschlichen Erkenntniß durch die alphabetische Ordnung erleichtern wollte, so müßte diese Absicht durch gute Register erreichet werden.

Und dieses wäre dann das Ideal einer vollkommnen Encyclopädie gewesen. Allein wie man gewohnt

ist,

ist, in der Ausführung noch immer etwas unter dem Ideal zu bleiben, so wird sich es ein jeder gern gefallen lassen, mit etwas, das demselben nur ziemlich nahe kömmt, zufrieden zu seyn. Die Verfasser der großen französischen Encyclopädie aber scheinen die angeführten Absichten fast gar nicht vor Augen gehabt zu haben. Hingegen haben sie vermuthlich ihr Werk zu diesem oder jenem andern Gebrauch bestimmt, der bey ihrer Unternehmung vielleicht nicht so sehr hätte in Betrachtung kommen sollen. Indem sie denjenigen Theil ihrer Leser haben dienen wollen, der sich aus der Gelehrsamkeit kein Geschäft macht, sondern nur so viel davon kosten will, als ihm nöthig ist, um in der Gesellschaft für wohlerzogne Menschen gehalten zu werden; so haben sie ihrer höchsten Bestimmung nun sehr wenig können ein Gnüge leisten. Der beste Nutzen, den der Gelehrte aus ihrem Werke ziehen kann, besteht also lediglich darin, daß er daraus in denjenigen Theilen der Gelehrsamkeit sich einige Kenntniß schöpfe, die nicht unmittelbar zu seiner Hauptwissenschaft gehören, und worinn er doch nicht ganz und gar unanterrichtet seyn will.

Allein auch diejenigen, die das Werk aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, haben in demselben ungemein viel unrichtig und mangelhaft finden wollen, und wir können aus eigner Erfahrung versichern, daß wir darinn viele unglaublich seichte und nachlässig ausgearbeitete Artickel gefunden haben. Der V. der Schrift, die wir hier vor uns haben, hat sich vorgenommen, dieses insonderheit in Absicht auf die Kirchenhistorie darzuthun. Da dieses Studium seine Hauptbeschäftigung ist, und er schon ehemals darin geschrieben, so

will

will er die dahin einschlagenden Art. berichtigen, und, wo sie mangelhaft sind, ergänzen. Dieser Vorsaz ist nun wohl ganz gut, man kann aber schon zum voraus darauf wetten, daß der Verbeßrer (das ist das Schicksal aller menschlichen Werke —) wieder andern etwas zu verbessern geben wird, und so wird es ins unendliche fortgehen.

Der Verf. läßt indeß die Encyclopädie in den übrigen Disciplinen in ihrem Werth. Nur die Kirchengeschichte konnte seiner Meynung nach um deswillen nicht so gut bearbeitet werden, da man dem Verfasser ausserdem noch die Besorgung der politischen und gelehrten Historie aufgetragen. Der gegenwärtige Band enthält die Art. die noch zu den Buchstaben A. gehören. Einige waren in der Encyclopädie gänzlich übergangen, die andern sind zwar darin befindlich, aber unvollständig und voll Unrichtigkeit. Zu den erstern gehören die Art. Abälardisten, Adoriren, Aeon, Alexias, Amalricianer, Armannus, Astater. Nach unserm Urtheil kann man eigentlich nicht sagen, daß die E. die meisten von diesen Art. übergangen, da sie nicht zu ihrem Plan gehörten, wonach man doch ihr Werk blos beurtheilen muß. Sie sagen darüber ausdrücklich in dem Discours preliminaire S. XLI. „Au reste on observera, que les Articles d'Histoire de notre Encyclopedie ne s'étendent pas aux noms de Rois, de Savans et de peuples, qui sont l'objet particulier du Dictionaire de Moreri, et qui auroient presque doublé le notre.„ Auf diese Weise kann man ihnen schon keinen Vorwurf machen, daß sie den Abälard und Armannus nicht

in ihr Werk gebracht; noch weniger aber, daß sie der Alexias, eines einzelnen Buchs, und des Worts Adoriren, so fern es die Verehrung bedeutet, welche die Albigenser den sogenannten Vollkomnen unter sich erzeigten, nicht Erwähnung gethan. Die E. hat zwar einen Art. adorer; allein der eine Theil desselben ist blos theologisch, der andre grammatikalisch.

Die Verbesserungen betreffen die Art.: Adamiten, Adiaphoristen, Albanenser, Albigenser, Anabaptisten, Anthropomorphiten, Antichrist, Antilutheraner, Antinomier, Antitrinitarier, Apostelbrüder, Arianer, Arminianer, Arnoldisten, Atheist. Wir wollen von beyden Gattungen einige Beyspiele geben; und nehmen von der ersten den Art. Abäkardisten. So wie ihn der V. ausgearbeitet, hat er das mit allen übrigen gemein, daß es aller Orten an einem ordentlichen Vortrage fehlt, und daß die Schreibart eckelhaft ist.

Die Meynung des V. daß die Schultheologie erfunden, um die Irrthümer der Katharer, in der Lehre von der Dreyeinigkeit und von Christo zu widerlegen, möchte wohl nicht vielen Beyfall finden. Die Verbindung der Aristotelischen Philosophie mit den Lehrsätzen des Christenthums, worin eigentlich die Schultheologie bestand, mußte natürlicher Weise dadurch erfolgen, daß sich die Schriften des Aristoteles um diese Zeit aus dem Orient im Occident auszubreiten anfingen. So trug Abälard die Theologie in seiner Introduct. ad Theol. L. 3. oder Opusc. de Fide Trin. vor, so trug sie sein Lehrer Roscelin vor. Allein auch Lanfrank und Anselm von Canterbury

hat-

hatten schon die Theologie mit ihrer Philosophie ausgestuzt. Von dem erstern wird es ausdrüklich versichert, ohngeachtet man in seinen Werken keine Spuren davon findet. Es war ganz natürlich, daß der Strom der Aristotelischen Philosophie endlich auch die Gegenden des Occidents überschwemte, wo man leicht denselben in die Bäche der Theologie leiten, und dieselben damit anschwellen konnte.

Nirgends ist der V. unglüklicher, als wenn er, wie Bayle, über Begebenheiten philosophiren will. Die Betrachtung, die er über die Liebe des Abälards und der Eloise anstellt, können davon zum Beweise dienen. Er will darthun, daß bey ihrem vertrauten Umgange gar keine Liebe zum Grunde gelegen; und da er hierin die historischen Denkmale wider sich hat, so sucht er ihnen durch ein allgemeines Raisonnement aus dem Wege zu gehen, welches wir hier mit seinen eignen Worten anführen wollen. „Diese Einsamkeit, heißt es, „diente ihm, seinen Begierden ein Gnüge „zu leisten. War das Liebe? Die Liebe zwoer Per„sonen erfordert eheliche Verbindung.„ Ohne zu entscheiden, wiefern dieser lezte Saz für ein Axiom gelten kann, so ist bekannt, daß diese eheliche Verbindung blos wegen gewisser gar zu zärtlicher Bedenklichkeiten von Seiten der Eloise nicht Statt hatte, und daß sie, so bald diese wegfielen, sogleich erfolgte, wie aus Abälards Histor. calam. su. cap. 6. 7. erhellet. Allein auch diesen historischen Gründen sucht der V. durch einen Vernunftschluß zu entgehen. Er will erweisen, daß sie sich nicht konnten verheyrathen wollen. „Aber,„ sagt er in seiner ihm eigenthümlichen Schreibart, „bloß

„kann

„kann keinem der Sinn daran. Der Eloise nicht, weil „sie noch ein Kind war.„ Ich weis nicht mit welchem Rechte der V. die Eloise ein Kind nennen kann, ein Frauenzimmer, welche in einem Alter war, worin sie konnte Mutter werden. Petrus Astrolabius war die Frucht ihrer Vertraulichkeit mit dem Abälard, und dieses konnte dem V. unmöglich unbekannt seyn.

Mit Recht tadelt der V. in dem Art. Antilutheraner den Encyclop. daß er das Buch mit demselben beschwert. Er versteht hierunter, die Anhänger des Calvinus, des Zwinglius. Diese wunderliche Vermehrung der Ketzer und Ketzernahmen hat schon zu vieler Verwirrung Anlaß gegeben, so daß man nicht Ursach hat, die alten Ketzerverzeichnisse darin nachzuahmen. Bey Gelegenheit der Antinomier hatte die E. auch die aufrührischen Bauern, welche Thomas Münzer anführte, unter diese Benennung gebracht. Es wird daher bemerkt, daß man unter diesem Worte etwas ganz anderes verstehe. Die Aufrührer verwarfen das Ansehen der weltlichen Obrigkeit, und zerbrachen die Bande der bürgerlichen Gesetze, und die Anhänger des Joh. Agrikola von Eisleben leugneten den Nutzen des Gesetzes bey der Bekehrung und Heiligung des Menschen.

Da die E. die Benennung der Antitrinitarier in ganz engem Verstande genommen, und nur vorzüglich die Socinianer darunter verstanden, so erweitert der Verf. der Bel. hingegen die Bedeutung des Worts und giebt ein langes Verzeichniß derjenigen, die darin irrig gedacht, von den Zeiten der Apostel bis auf die gegenwärtigen. Die Lehre Jesu hat immer

hier von zweyerley Art Leuten gestritten, von Grüblern und Schwärmern, diese erfüllen die ganze Ketzergeschichte. Ein jeder wollte das zu Lehrsätzen der Religion machen, was ihm entweder sein eitler Witz oder seine erhitzte Einbildungskraft eingegeben. Der erstere nahm gemeiniglich seine Träumereyen aus der Philosophie seiner Zeiten, und machte sich sein theologisches Lehrgebäude nach derselben zurechte. Daher hat die Theologie fast beständig mit den Systemen der Philosophie ihre Gestalt verändert, und mit ihr gleiche Schiksale gehabt. Dies erhellet aus den Irrthümern, die aus der orientalischen Weltweisheit durch die Gnostiker, und aus der platonischen durch die Arianer in die Lehre von der Dreyeinigkeit flossen. Was die Schwärmer anbetrift, die in diesem Punkte geirret haben, so glauben wir, daß der V. verschiedene hätte weglassen können, weil es bey den meisten doch endlich nur darauf hinauskömmt, daß sie sich in einem gar zu ungeschikten Verstande Kinder Gottes genannt, und die Folgen solcher Ausdrücke wohl nicht eingesehen, als die venetianische Jungfer des Wilhelm Postellus und David Joris; einige auch wohl gar verrükt gewesen, wie es von dem lezten mehr als muthmaßlich ist.

Der Art. Arminius scheint nicht mit der gehörigen Unpartheylichkeit verfertigt zu seyn. Der Verf. giebt sich viele Mühe der Meynung des Calvinus, ja sogar des Gomarus eine gute Auslegung zu geben. Obgleich der erstere in seinem Buche de aeterna Dei prædestinatione zugiebt, daß Gott seinem Rathschluß der Erwählung und Verwerfung seine Ursachen haben müsse; so folgt doch daraus gar nicht,

daß er diese Ursachen für äussere (rationes objectivas) gehalten, und der V. behauptet auch selber nicht, daß er es irgendwo gethan, sondern glaubt nur, daß er sich so hätte erklären können. Wie weit aber Gomarus, von milden Gesinnungen in dieser Lehre entfernt war, kann man aus seinem unendlichen Abscheu gegen die Lehrsätze des Arminius sehen, mit denen er, wie er sagte, nicht vor dem Throne Gottes erscheinen möchte.

Die E. behauptet mit Recht, daß die Arminianer sich beklagt, ihre Gegner handelten nicht nach ihren eignen Grundsätzen mit ihnen, sondern verführen via auctoritatis. Der V. der Bel. gestehet selbst, daß ganz unpartheyische Männer gegen das eigenmächtige Verfahren des Synodus vieles einzuwenden gehabt: allein er glaubt, daß die Remonstranten selbst hiezu Gelegenheit gegeben. Inzwischen ist es jezt, da das Feuer des Partheyeifers verloschen, wohl ausgemacht, daß der Prinz Moritz die Remonstranten als eine Staatspartheyen verfolgt, daß er zu dem Ende ihre Verdammung auf einer Synode nöthig gehabt, daß hiezu der Präses des Concilii, der Bogermann, ein ganz unfähiger Mann, blos ein Werkzeug in seiner Hand gewesen, der nicht die geringste Bewegung gemacht, die ihm nicht von dem Statthalter vorgeschrieben, daß die Remonstrantischen Theologen nicht die Erlaubniß erhalten können, auch mit Sitz und Stimme auf der Synode zugelassen zu werden, sondern daß man sie als Verbrecher, die sich verantworten sollten, wenn man gewollt, vorgelassen habe, worüber sich der Simon Episcopius in einer rührenden lateinischen

Rede bitterlich beklage, und daß man es endlich für unnöthig gehalten, sich noch die geringste Gewalt anzuthun, sondern daß man ohne Scheu bey verschlossenen Thüren in einem Privathause die Berathschlagungen fortgesezt, und die Remonstranten, ohne sie zu hören, verdammt habe. Dieses sind alles Wahrheiten, wozu man die Belege in des Hales Briefen finden wird.

Der lezte Art. Atheisterey ist von keiner Erheblichkeit, sondern führt nur einen feinen Fechterstreich des großen Hof-Polemicus, des B. Bossuet an, der es vor gut befunden, in seiner Hist. des Variations des Wiklefs Lehren ärger als Atheisterey zu nennen, und um diesem sanften Urtheil einen Anstrich zu geben, die von der Kirchenversammlung zu Costnitz ausgezogne Stelle: Deus dat obedire Diabolo, durch: Dieu est obligé d'obéir au Diable, sehr gewissenhaft übersezt hat.

G. L.

Dritte Fortsetzung der vorläufigen Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen und Beobachtungen von J. G. Kölreuter. Leipzig, 1766. auf 156 Seiten in 8.

Die Versuche und Beobachtungen, die Herr Kölreuter über das Geschlecht der Pflanzen angestellt hat, sind Entdeckungen geworden, worauf Deutschland und unsere Zeit stolz seyn darf.

Unse-

unsere Begriffe von den Befruchtungstheilen der Blu-
men sich [illegible] genauer entwickelt; und bewiesen; und
die Theorien, die man uns bisher von der Erzeugung
aufgedrungen hat, sind größtentheils vernichtet worden.

Hr. K. hat die Versuche, die er uns in den beyden
ersten Theilen bekannt gemacht hat, fortgesezt, und zum
Theil mehreren Beweise für seine allgemeine Schlüsse
gefunden, zum Theil vieles beobachtet, das bisher
noch verborgen gewesen war. Er beschreibt zuerst die
Bastarte, die er aus sechs *) Arten des Wollkrauts
gezogen hat. Sie sind alle ihren Aeltern so ähnlich
geworden, daß man sie für eine vollkommene Mittelgat-
tung hat halten müssen: wenigstens ist Hr. K. ungewiß
geblieben, ob sie grössere Aehnlichkeit mit dem Vater
oder mit der Mutter gehabt haben. Es war die
Mühe werth, mehrere Untersuchungen über diese Aehn-
lichkeit anzustellen. Der Hr. W. kehrte deswegen den
Versuch um, und machte die Gattung, die vorhin Va-
ter gewesen war, zur Mutter; und die Gattung, die
Mutter gewesen war, zum Vater. Der Bastart,
den er aus dieser Ehe erhielt, war mit dem ersten ei-
nerley. Dieser Versuch, der uns bey Thieren nicht
so leicht gelingt, ist ungemein unterrichtend, und wir
wünschten, daß Bonnet denselben gewußt, und bey
seiner Theorie von der Zeugung mit in Rechnung ge-
bracht hätte. Der Samenstaub der Bastarte ist noch
fruchtbar, aber sie tragen keine Samenkapseln. Die
Anmerkungen hat der Hr. W. bey allen seinen Versu-
chen gemacht, daß die Bastarte viel geschwinder wach-

*) Verbascum 1) *phoenic.* 2) *Thapsus.* 3) *lychnit.* 4) *ni-
grum.* 5) *blattar. flore flavo.* 6) *phlomoid.*

ser zur Reife kommen, als ihre Anlage ... Man glaubt daher daß es vortheilhaft seyn würde, aus verschiedenen Gattungen der Hölzer Bastarte zu ziehen, weil sie in ungleich kürzerer Zeit vielmehr treiben würden. Die Verbasc. lychnit. mit der weissen und gelben Blüthe sind keine Gattungen, weil die Bastarte, die der Hr. V. daraus gezogen hat, noch fruchtbaren Samen hervorbringen. Die Verschiedenheit der Farbe muß also von ausserwesentlichen Ursachen herkommen, und diese Pflanzen müssen nur für Varietäten angesehn werden. Der Hr. V. bedient sich dieser Methode, die Varietäten kennen zu lernen noch mehrmal, und sie scheint in der That sehr entscheidend zu seyn; wenigstens ist die Untersuchung leichter, als nach dem Kennzeichen, das der Ritter von Linne vorträgt.

Der Hr. Verf. kömmt nun auf die Frage, ob die Natur, ohne unsere Hülfe, Bastarte zeuge, oder wohl jemals gezeugt hat? Wir wundern uns, daß er sich in dieser Sache auf Pflanzen-Geschichtschreiber beruft. Sind nicht ihre Beschreibungen insgemein so unvollkommen, oder oft so widersprechend, daß es unmöglich ist, sie zu vereinigen! Die beste Antwort auf diese Frage sind des Hrn. V. eigne Erfahrungen. Er hat wahrgenommen, daß der Muttermund den Staub der eignen Staubkölbchen der Blume viel leichter einnimmt als fremden. Wir getrauen uns aber demungeachtet nicht, die natürlichen Bastarten gänzlich zu leugnen. Doch warum wollen wir der Erfahrung mit unsern theoretischen Möglichkeiten zuvorkommen? Endlich hat der Hr. V. den Uebergang einer Bastartpflanze in ihre erste Mutter mit angesehn. Er puderte den Samen-

staub

staub des Bastarts, von der nicotiana rustica (dem Vater) und der nic. paniculata (der Mutter); auf den Stigma der n. panic.; den Staub des Bastarts, der aus dieser Ehe gezeugt wurde, wieder auf die panic. und diess wiederhohlte er bis ins fünfte Geschlecht. Die Bastarte wurden der Mutter immer ähnlicher, bis sie sich endlich in der fünften Zeugung nicht mehr von ihr unterschieden. Der Hr. B. glaubt, daß auch Pflanzen nicht allezeit eben so viel, sondern bisweilen mehr, bisweilen weniger Zeugungen, durchgehn müssen, ehe sie in die Art eines ihrer Aeltern wieder übergehen.

Die Versuche mit den Nelken sind zu reich an schönen Anmerkungen, als daß wir etwas davon sagen könnten, ohne weitläufig zu werden.

Sollte man wohl die Bastarte durch Ablegen, Okuliren und dergleichen Kunstgriffe erhalten können? Vielleicht sind sie bisweilen schön und merkwürdig genug, daß sie diese Sorge verdienen.

Von der 125 S. an bestätiget der Hr. B. des Hr. Baptista dal Covolo Entdeckung der Bewegung, die sich auf eine vorhergegangene Berührung an den kleinen Blümchen zeigt, deren versammlete Menge die Blumen des Distelgeschlechtes ausmacht. Die Bewegung erfolgt einige Sekunden nach dem Stosse, das Pistill rückt weiter fort, treibt etwas Samenstaub vor sich her, wenn es sich durch die fünfblättrige Spitze der cylindrischen Staubscheide hindurch drengt. Die Absicht der Bewegung scheint die Befruchtung zu seyn, und sie wird vermuthlich gewöhnlicher Weise durch Insekten und andere zufällige Umstände bewirkt. Die

liche. Er hat es billig für unnöthig gehalten, mit einer vollständigen Geometrie anzufangen, und nahmentlich bleiben die Körpermessung und dergleichen geometrische Geheimnisse für diesesmal verborgen. Ob es aber nicht eben so gut wäre, wenn seine Euthymetria und Epipedometria gleichfalls verborgen geblieben wäre, und ob der Verfasser nicht besser gethan hätte, seinen Unterricht sogleich mit Ausmessung der Strumpfgewende, Sotteln, Dreygerthen und Gebreitgen anzufangen, das mag man aus etlichen Müstergen entscheiden. Z. B. Anfänglich werden 24. lateinische Kunstwörter übersezt, darauf schreitet der Vf. sogleich zu den Aufgaben. Die erste betrift die Ausmessung der geraden Linien: dieselben werden auf dem Papier durch angenommene in gleiche Theile eingetheilte gerade Linien gemessen, und verjüngter Maasstab genannt u. s. f. aber welche von beyden, fragt hier der lehrbegierige Forstbediente, ist denn die, so Maasstab heißt, die getheilte oder die zu messende? Die krummen und gemischten Linien werden in ordentliche und unordentliche abgetheilet, die ordentlichen bestehen allezeit aus einem Theil einer Zirkel-Linie und einer geraden Linie, die unordentlichen können aus denen Figuren gar leicht erkennet werden. Die Zirkel-Linie muß zu Ausmessung aller krummen Linien dienen, der ganze Zirkel wird dieserwegen in 360 Grade getheilet — — — Dahero ein auf solche Art eingetheilter Zirkel, wenn er von Holz, Pappe oder Meßing ist, Transporteur genennet wird. Wie aber, wenn er von Horn oder Eisen wäre, hiesse er da anderst? Die Vorschrift wie ein Winkel dem andern

Nachrichten und Anmerkungen vorgestellt wird, von Ernst Gottlieb Woltersdorf, evangelischen Prediger zu Bunzlau in Schlesien. Zweyter Band. Budißin und Görlitz, verlegts Jacob Deinzer, 1766. 8. 319 S.

Die wenigsten Missethäter, die auf den Tod sitzen, lassen sich mit jenem Schächer am Kreuz vergleichen. Aber auf den Titel kommt es nicht an. Herr Hein, Prediger in Gliawecke und Herzberg, schließt mit dieser Sammlung eine von dem seeligen Woltersdorf angefangene Arbeit. Wir könnten sie mit ein paar Worten als unerheblich abfertigen, aber wir scheuen uns, das zu thun, weil wir wissen, wie leicht einem das zur Gleichgültigkeit gegen Erbauungsschriften ausgelegt wird. Wir wollen also offenherzig unsre Meynung über den Schluß eines Buchs sagen, dessen Anfang viel gutes soll gestiftet haben. Die Nachrichten darin mögen ganz wahr und die Anmerkungen herzlich gut gemeint seyn; wir zweifeln nicht, daß die Missethäter, deren sogenannte Bekehrung uns hier erzählt wird, sich wirklich vor und nach der Bekanntmachung ihres Todesurtheils also betragen, wirklich die und die Reden geführt, die und die Gesinnungen, Wünsche und Empfindungen geäußert haben, und auf die beschriebene Art von denen, die sie zum Tode bereitet, behandelt worden sind. Ob aber die Veränderungen, die bey ihnen vorgegangen, das sind, wofür sie hier so zuverläßig ausgegeben werden, und ob sie aus denen hiervon angezeigten Ursachen entsprungen, dawider läßt sich sehr viel einwenden, und wir gestehen gerne, daß wir daran aus verschie-

deren Gründen sehr zweifeln. Wenn die armen Sünder, die zum Theil von der allergrösten Unwissenheit, Ruchlosigkeit und Verstockung waren, gleich in wenig Tagen und nach etlichen Unterredungen mit dem Prediger, im Verstande erleuchtet und am Herzen gebessert sind, so ist die Veränderung wohl zu schnell, als daß sie sich nach dem ordentlichen Lauf und der gewöhnlichen Wirkung der göttlichen Gnadenmittel denken liesse. Der Präparant sieht sich auch vielmals hinterher in seiner guten Meynung von ihnen sehr betrogen. Er verläßt den Neubekehrten manchesmal mit inniger Freude über dessen Gemüthsfassung und bey dem nächsten Besuch ist wieder alles an ihm verdorben. Wenn solche unglüklichen, als uns in diesem Buche vorgeführt werden, in dem Zustande ihres Gemüths und Gewissens beständig wanken; heute die Hrn. Prediger sehr freundlich empfangen und morgen ungerne sehen oder gar von sich weisen; an dem einem Tage und in der einen Stunde nichts als Sanftmuth, Gelehrigkeit und Bekümmerniß um ihre Seele, in der andern aber offenbaren Troz, Bosheit und Tücke an sich blicken lassen; in der einen Minute zu dem höchsten Grade der Inbrunst, des Glaubens und der Zuversicht erhoben werden, in der folgenden aber in Gleichgültigkeit, Unglauben und Verzweifelung zurük sinken; Wenn sie am Tage schläfrig und träge zum Gebet sind und die Nacht über winselnd und heulend auf den Knien liegen; ist den ganz besondern Einfluß der göttlichen Gnade und die Wirkung des heiligen Geistes unter heftigen Bewegungen erfahren, und bald darauf wieder mit dem Teufel und seinen Eingebun-

 gen

gen zu kämpfen haben; wenn sie izt mit aller Fassung eines wahrhaftig gläubigen und frommen Menschen an ihre lezte Stunde gedenken, sie wünschen und sich darnach sehnen, aber nicht lange darauf mit der äussersten Verzagtheit vor dem Tode zittern; bis sie denn endlich zum Gericht hinausgeführt werden; — lieber Gott, was läßt sich doch wohl von dem Zustande und der wirklichen Bekehrung solcher Seelen mit Gewisheit sagen? Und wer, als der Allwissende, mag hier Natur und Gnade, Wahrheit und Phantasie unterscheiden. Wir wenigstens getrauen uns nie mit Zuverläßigkeit zu bestimmen, weder was bey dergleichen Personen Verstellung oder Aufrichtigkeit, Nothbuße oder freywillige Sinnesänderung sey, denn das müßte sich erst zeigen, wenn solche Missethäter Pardon erhielten und wieder in die Welt kämen; noch was von ihren Gemüthsveränderungen bloß der Furcht vor dem Sterben selbst und dem Spektakel des Todes, oder denen durch die Religion erlangten schnellen Ueberzeugungen von der Wahrheit und verursachten Empfindungen des Gewissens zugeschrieben werden müsse. In der Todesangst greift der verworfenste Bösewicht nach allem, was ihn retten kann. Wir sehen ihn nach einer Zubereitung von wenig Wochen unter andächtigen Gesprächen und Zurufungen zum Gericht führen; er scheint eine christliche Fassung zu beweisen, oder er ist betrübt und weint. Es kann seyn, daß sein Herz verändert ist, aber wir würden uns hüten, wie in diesem Buche geschieht, ihn unter die Heiligen vom ersten Range zu rechnen und neben seinem Galgen und Rade die Siegesfahne des christlichen Glaubens aufzuste-

 cken.

den. Es läßt sich dabey freylich viel Erbauliches sagen; aber nicht alles, was für erbaulich gehalten wird, ist wahr und gegründet. Man muß dabey sehr behutsam paränesiren; denn man kann sich über Menschen, die keine unverdächtige Proben ihrer Bekehrung mehr abzulegen im Stande sind, gewaltig irren und Einbildungen und enthusiastische Träume, wiewohl in der besten Absicht, als liebe gute Wahrheit ausbreiten. Wir glauben gerne, daß mancher Unglückliche, der eines verschuldeten gewaltsamen Todes und unter den Händen des Henkers stirbt, mit einer bessern Verfassung seines Gemüths aus der Welt gehe, als dieser und jener selig gepriesene, dessen Tugenden sein Grabmal verkündigt. Allein uns dünkt doch dabey, es giebt richtigere Vorstellungen vom Christenthum, wodurch man die Menschen besser in sich selbst und zu Gott führen könnte, es giebt lehrreichere Unterweisungen für Leute von allerley Einsichten, Fähigkeiten und Gemüthsarten, wodurch man sie vor dem Verderben des Unglaubens und der Lasterhaftigkeit zu ihrem Besten warnen kann, als Bekehrungsgeschichte von Missethätern, die 20. bis 50. Jahre ihres Lebens zu dem Abschaum des menschlichen Geschlechts gehört hätten, aber nach einer Frist von wenig Wochen um einiger scheinbaren Merkmale der Buße willen auf heiligen Händen von der Gerichtsstätte in den Himmel getragen würden? Die Eindrücke der erstern, wenn sie an den Verstand und das Herz gerichtet sind, würden gewiß länger dauern, als die letzteren, sollten sie auch so viel Leser finden, als die Hinrichtung bewegte Zuschauer herbeygezogen hatte. Erzählungen von Men-

schen,

schen, die ruchlos und lasterhaft waren und auf bessere Wege umkehrten, könnten freylich unter den moralischen und erbaulichen Büchern mit oben anstehen, aber sie müssen von ganz anderer Art seyn, als die gegenwärtigen. Wir fanden in dem Schächer am Kreuz nicht die Vorstellungsarten, die wir wünschten, machten also, nachdem wir einige Nachrichten gelesen hatten, das Buch zu und schrieben unsre Gedanken davon auf, die man hoffentlich nicht für Gedanken eines unbelehrten und übelgesinnten Lesers halten wird.

E.

XI.

Lieder nach dem Anakreon. Von dem Verfasser des Versuchs in scherzhaften Liedern. Berlin und Braunschweig, 1766.

Herr Gleim, der den Anakreon so sehr studiert, der ihn übersezte, der selbst anakreontisch gedichtet hat, versucht izt, indem er den Anakreon nachahmet, selbst Original zu seyn. Er hat bloß den Inhalt der Lieder dem Anakreon abgeborgt, die Gesinnungen, die Empfindungen sind sehr oft nicht anakreontisch. Der Charakter dieser Lieder ist Naivität mit sanftem Vergnügen verbunden, und eine Lieblingsidee des Dichters ist, bey Gelegenheit den König von Preussen, einige Helden und seine Freunde auf eine feine Art zu loben. Naivität macht auch einen Zug im Charakter des Anakreon aus, aber sie ist nicht der einzige; Liebe und sorgenlose Frölichkeit erfüllen alle

Langensalza in Verlag Johann Christian Martini 1766. 218 Seiten in 8. nebst 17. Kupfertafeln.

Die eine Absicht des Verfassers ist, den Kern und das brauchbarste aus Zollmanns praktischer Geometrie, solchen Personen vorzutragen, denen jene zu theuer, oder wegen der darin vorkommenden lateinischen, französischen und juristischen Benennungen unbrauchbar ist; Die vornehmste Absicht aber gehet dahin, den Gebrauch der Meßscheibe, gemeinnütziger zu machen, weil diese Messungsart, nach des Verfassers Meynung, vorzüglich vor allen andern anzunehmen, ohne Einwenden die beste und doch noch nicht gnugsam bekannt ist. Ob gleich unserer geringen Einsicht nach, die wenigen lateinische und französische Kunstwörter eben nicht die vornehmste Ursache sind, warum man manche Bücher nicht versteht, so haben wir doch nichts dabey zu erinnern, wann jemand lieber Umkreiß als Peripherie sagt, oder auch im Anfang, bis man seiner Sprache gewohnt ist, die gewöhnliche Kunstwörter, seinen Uebersetzungen beyfügt. Geschiehet aber letzteres durch das ganze Buch, so wird es eckelhaft und man thut besser, indem man gar zu unwissenden Lesern zu gefallen schreibt, sie mit Distanz, direction, fundamental, ordinair, continuirt, Special, correspondiren, irregular, inclinirt, proportion, corrigiren u. s. f. lieber ganz und gar nicht zu behelligen, als ihnen diese Wörter auf einer Seite sechsmal zu übersetzen, oder von ihnen zu verlangen, daß sie blindriß, übereinkommende Linien, Bestim-

stimmungen, Wasserrecht, Durchschneidslinie besser verstehen sollen als Brouillon, correspondirende Termini, horizontal, Diagonale. Ueberhaupt siehet man wohl, daß der Verf. die Feldmeßkunst fleißig getrieben hat, und sich angelegen seyn lässet, die ihm bekannte Vorschriften und Vortheile dem gemeinen und von allen mathematischen Kenntnissen entblößten Manne, der etwa auch gerne Feldmesser wäre, begreiflich zu machen. Solte er es nicht allemal getroffen haben, so wollen wir ihm dieses, aus Nachsicht für seinen Fleiß und seine wohlgemeynte Absicht, nicht gar zu hoch anrechnen.

Man kann zwar ein geschikter und brauchbarer Mann seyn, ohne die Gabe der Rechtschreibung, der Wortfügung und des guten Vortrages zu haben. Der Feldmesser wird zwar deswegen nicht schlechter messen, wenn er, wie unser V. statt der gebräuchlichen Art, Linia serpendina, perpenticul, divitiren, coppiren (für copiren) Limpus, basin communis u. s. f. spricht und schreibt. Aber es wäre doch besser, wenn ein Mitglied der R. K. und Chur-Maynzischen Gesellschaft orthographice schreiben könnte. Wir kennen berühmte Männer, und was noch mehr ist, Lehrer, die, für den gemeinen Mann schreiben und schlecht schreiben, für eines halten, gerade als ob nicht mehr Kunst dazu gehörte, Einfältigen als Verständigen deutlich zu seyn. Eckelhafte Weitläuftigkeit, zehnfache Wiederholung solcher Dinge, die man kaum einmal zu sagen brauchte, vernachläßigte, pöbelhafte Sprache, macht es wahrhaftig nicht aus. Doch, wir kommen zurück auf unsern Verfasser und dessen ausführlichen Unter-

 richt.

richt. Er hat es billig für unnöthig gehalten, mit einer vollständigen Geometrie anzufangen, und nehmentlich bleiben die Körpermessung und dergleichen geometrische Geheimnisse für diesesmal verborgen. Ob es aber nicht eben so gut wäre, wenn seine Euthymetria und Epipedometria gleichfalls verborgen geblieben wäre, und ob der Verfasser nicht besser gethan hätte, seinen Unterricht sogleich mit Ausmessung der Strumpfgewende, Sotteln, Dreygerthen und Gebreitgen anzufangen, das mag man aus etlichen Mustergen entscheiden. Z. B. Anfänglich werden 24. lateinische Kunstwörter übersezt, darauf schreitet der V. sogleich zu den Aufgaben. Die erste betrift die Ausmessung der geraden Linien: dieselben werden auf dem Papier durch angenommene in gleiche Theile eingetheilte gerade Linien gemessen, und verjüngter Maasstab genannt u. s. f. aber welche von beyden, fragt hier der lehrbegierige Forstbediente, ist denn die, so Maasstab heißt, die getheilte oder die zu messende? Die krummen und gemischten Linien werden in ordentliche und unordentliche abgetheilet, die ordentlichen bestehen allezeit aus einem Theil einer Zirkel-Linie und einer geraden Linie, die unordentlichen können aus denen Figuren gar leicht erkennet werden. Die Zirkel-Linie muß zu Ausmessung aller krummen Linien dienen, der ganze Zirkel wird dieserwegen in 360 Grade getheilet — — — Dahero ein auf solche Art eingetheilter Zirkel, wenn er von Holz, Pappe oder Meßing ist, Transporteur genennet wird. Wie aber, wenn er von Horn oder Eisen wäre, hiesse er da anderst? Die Vorschrift wie ein Winkel dem an-

dern

dern gleich gemacht wird, verstehet zuverläßig kein Forstbedienter, und wenn er auch dadurch Oberförster werden könnte. Die Flächen bestehen aus Zusammensetzung der Linien. Der ordentlichen Figuren nicht allein, sondern auch der unordentlichen können sehr viele und beynahe unzählbare seyn. Bey Ausrechnung der Dreyecke wird wohl erinnert: daß man allezeit die längste Seite zur Basi annehmen und auf sie den Perpendicul fallen lassen müsse. Auch die Trapezia und Trapezoides werden durch die Diagonalen in zwey gleichgroße Dreyecke getheilet. Um einen Winkel zu messen, muß die Spitze oder Mittel des Transporteurs an das Centrum des Zirkelumkreises in gerader Linie angelegt werden. Eben so muß auf dem Felde der Mittelpunkt der Scheibe mit dem Pflock auf der Erde in gerader Linie gesezt werden. Das senkrechte Einstecken der Stäbe geschiehet ganz leicht, wenn man gerade vor dem Stab stehet, und solchen nach der Mitte des Körpers richtet. Entfernung einer Linie wird hier für ihre Länge genommen. Wenn Bäume und Büsche bey dem Messen hinderlich sind, so werden sie abgehauen, oder wenn es nicht erlaubt u. s. f. Wenn bey der Meßkette die Glieder vermittelst derer Ringe in einander greifen, also, daß sie eine lüftige Bewegung machen, so ist solche auch zum zusammen legen und bey sich zu führen, sehr bequem. Wenn man 48°, 48' (zum Beyspiel) auf einer Linie auf einmal abstecket, auf einer andern aber nach und nach stückweis aufträgt, so wird man finden, daß die leztere um zwey Decimal Füsse länger als jene ist. Und warum just länger, oder warum eben um zwey

Füsse? Die Zirkelspitzen machen gar selten einen mathematischen Punkt. Auf wie mancherley Art die Winkel entstehen, ist in der Geometrie gezeigt worden. Damit der unvergleichliche Nutzen der Winkelscheibe bekannt werde, so soll dieses mit einer der schwersten Operationen auf dem Felde geschehen, nemlich wie aus Polygonen (aus Winkeln und Seiten der Figur) zu messen. Auf einer Scheibe die 8. Zoll im Diametro hat, sind gar leicht 150. Winkel zu bringen wenn nicht viele stumpfe Winkel mit vorkommen; brauchen denn dieser ihre Schenkel mehr Raum in die Länge als der spitzigen? Die Zuverläßigkeit der Winkelscheibe bestehet hauptsächlich darin, daß sie während der Messung immer einerley Richtung behält u. s. f. aber bey dem Meßtisch und der Boussole ist es ja eben so, und erster hat noch den Vorzug daß die Figur sogleich gezeichnet wird und die Winkel nicht erst abzutragen sind?

Es gereichet dem Verf. würklich zur Ehre, daß er, seiner Lobeserhebungen ungeachtet, an der Meßscheibe so lange und viel künstelt, bis sie unter seinen Händen zu einem Astrolabio von ganz guter Einrichtung wird, auf dessen Linial gleichsam ein zweytes Astrolabium senkrecht stehet, das daran befindliche Dioptern-Linial allenfalls bis zum Perpendicul neigen, um den Neigungswinkel messen zu können. Wenn das Werkzeug richtig genug gearbeitet wird, so daß bey dem sorgfältig zu beobachtenden wagerechten Stand der Hauptscheibe die Bewegung der Dioptern-Regel zuverläßig in einer senkrechten Ebene geschiehet, so ist dessen Gebrauch weit ausgedehnter als bey den gewöhnlichen

Win-

Winkelmessern. Die bequeme Art, wie die Winkel von der Scheibe mit dem rechtwinkeligen Dreyeck und Handlinial abzutragen sind, haben, wie der Verfasser glaubt, die Practici aus Nahrungsneid bisher als ein groses Geheimniß verwahret, und er verwundert sich, daß Dillich, Spekle, Bion, Wolf, Leupold und Nienburg nichts davon gewußt oder gedacht haben; der Hr. Verf. verräth dieses Geheimniß, weil wir aber niemanden gerne an seiner Nahrung Abbruch thun, so wollen wir es nicht weiter nachsagen, einen einzigen Umstand ausgenommen, der aber nicht viel vom Geheimniß verrathen wird: Auch muß der eine Winkel des Triangels ein rechter seyn, damit, wenn in der Arbeit der Triangel verwandelt wird, im Fortschieben das Lineal am Dreyeck die gerade Linie nicht in eine krumme verwandelt werde. Daß aber zu dieser sogenannten Abschiebung der Linien sich die Anschlag-Lineale ganz und gar nicht gebrauchen lassen, darin irret sich der Verf. gar sehr, und wir wollen uns, beliebter Kürtze wegen nur auf des Alberti Perspektive berufen, wo er die Art, wie man perspektivische Risse mit dem Anschlag-Lineal verkleinert oder vergrößert, abschieben kan, bereits vor 150 Jahren in einem artigen Kupferstich vorgemahlet hat. Wenn die Figur nicht schliessen will, und zu vermuthen ist, daß man um eine ganze Kette gefehlet hat, so ist leicht zu helfen, man darf nur die fehlende Ruthen der kurzen Linie beyfügen, u. s. f. vorausgesezt, daß man bey dem zehlen nie zu viel, sondern immer zu wenig zählt. Wenn ganze Bezirke zu messen sind, thut Geometra wohl, vorher einen ungefähren Entwurf auf ein Pa-

 pier,

alle Lieder desselben. Hievon finden wir weniger in den Liedern des deutschen Dichters. Der sanfte Ton hingegen und das Lob der Helden, so fein es auch eingeführt ist, ist gar nicht der Ton Anakreons, sondern er ist dem deutschen Dichter eigen, und stehet ihm in der That wohl. Inzwischen ist auch nicht zu läugnen, daß verschiedene Lieder, die an sich recht wohl gefallen, zu verlieren scheinen, wenn man sie gegen Anakreons Urkunde hält, dies scheint uns bey den Meisten bloß daher zu rühren, weil das sanfte gegen das muntere gehalten, allemal verlieret. Eigentlich schadet dies der Schönheit der Lieder nichts, denn es ist Dichtern wohl erlaubt einen Gegenstand auf verschiedene Art zu bearbeiten, und die Züge die Hr. Gleim dem Anakreon unterschreibt, sind meistens so niedlich, daß wir, ob wir gleich Anakreons Vorzug merken, dennoch nicht unzufrieden werden. Nur da sind wir mit dem deutschen Dichter nicht zufrieden, wenn er aus Begierde naiv zu werden, eine allzulange Erzählung verschiedener kleiner Umstände einmischt, wodurch das Gedicht zuweilen matt wird. Nirgend, wir müssen es gestehen, hat uns dies mehr mißfallen, als in der Nachahmung der 45sten Ode Anakreons. Im Anakreon haben wir 17 kleine Verse, und im deutschen funfzehn Strophen. Das ist fast zu arg. Wir wollen nur eine kleine Probe anführen, Anakreon sagt: „der Mann Cytherens verfertigte in den Feueressen „zu Lemnos, aus Stahl die Pfeile des Amors:„

Ἀκίδας δ' ἔβαπτε Κύπρις
Μέλι τὸ γλυκὺ λαβοῦσα
Ὁ δ' Ἔρως χολὴν ἔμισγεν.

Wie

Das Aufnehmen der Dörfer und Städte hat gleichfalls seine Schwürigkeiten; der V. ziehet dabey den Meßtisch billig der Meßscheibe vor; wir würden zuerst die Figur die von den längs den Strassen und um das Dorf angenommenen Hauptlinien formirt wird, mit Hülfe des Astrolabii auf das sorgfältigste aufnehmen, die Zeichnung davon auf das Meßtischgen befestigen, und so die einzelne Höfe und Gebäude, theils aus kurzen Stationen, theils durch rechtwinkliges querüber messen, aufnehmen und auf der Stelle eintragen. Die Nachricht so hierauf von denen besonders in Thüringen gebräuchlichen Eintheilungen und Benennungen der Aecker und Güter, sowohl in Ansehung ihrer Größe, als der darauf haftenden Zinse und Dienste, gegeben wird, kann, eben so wie die Erklärung einiger bey ihrer Ausmessung vorkommender Redensarten, denenjenigen nützlich seyn, die etwa künftig in dasigen Gegenden etwas zumessen bekommen. Es wird auch gezeigt, wie man die Ländereyen abzutheilen habe, wenn sie noch nicht versteinet oder mit Schiedrainen und andern Gränzzeichen versehen sind. Die Wiesen haben öfters Bäche und Flüsse zu Gränzen, die eben dadurch, wegen der Alluvionen und des Alvei de relicti veränderlich sind. Daß beyde denenjenigen zuwachsen, die daran gränzen, hält der V. deswegen für billig, weil sie im Gegentheil es sich auch müssen gefallen lassen, wenn ihnen das Wasser etwas hinweg reisset, und weil sie gegen den Einbruch des Wassers oft große Kosten anwenden müssen. Die Besitzer so auf der andern Seite des Flusses Abgang erlitten, können deswegen nicht verlangen, daß die Erde, so sich gegenüber angeleget hat, ihnen

eigenen Art. [illegible] In dieser Absicht hat uns besonders das Gespräch mit der Taube wohl gefallen, in welchem Uz auf eine ungemein feine Art gelobet wird. Da diese Sammlung doch in kurzem, in den Händen aller Liebhaber der Dichtkunst seyn wird, so wollen wir nur noch zwey schöne Oden zur Probe hersetzen. In der ersten ist Anakreon sehr glüklich umgebildet, die zweyte aber ist ganz anakreontisch.

An die Hausschwalbe.
(Nach der zwölften Ode.)

Willst du kleine Schwätzerin,
Der ich sonst gewogen bin,
Daß ich deine Flügel beyde
Mit der Scheere dir beschneide?
Oder soll ich grausam seyn?
Und ein scharfes Messer nehmen,
Und dir deine Zunge lähmen?
Denn mit ihrem frühen Schreyen
Hat sie meine schönsten Träume
Weggejagt. Lorbeerbäume
Hoch und niedrig, jung und alt,
Machten einen schönen Wald:
[illegible] in Menge
Sichtbar war des Waldes Geist
Und unsterbliche Gesänge
Sangen [illegible], Uz und Kleist.

An seinen Freund.
(Nach der fünf und zwanzigsten Ode.)

Freund, ich trinke,
Denn, von Morgen bis zum Morgen
Schlafen alle meine Sorgen,
Wenn ich trinke!

Wider

Wider Willen.
Werd ich leider einmal sterben,
Warum soll ich meiner Erben
Hände füllen?

Mein Vergnügen
Ist der edle Saft der Reben,
Soll ich um mein kurzes Leben
Mich betriegen?

Nein: Ich trinke,
Denn von Morgen bis zum Morgen
Schlafen alle meine Sorgen,
Wenn ich trinke!

K.

XII.

Ausführlicher Unterricht zur Feldmessungskunst, oder Scheibenmessung, wobey eine richtige Ausmessung, Ausrechnung und Eintheilung einzelner Stücke, und auch ganzer Fluhren, nöthige Handgriffe und Vortheile gezeiget werden, allen Liebhabern der praktischen Geometrie oder Feldmeßkunst, nicht allein, sondern auch besonderns denenjenigen, welche würkliche Messungen vorzunehmen willens sind, dergleichen alle Forstbediente und Feldmesser sind, verfasset und mit gehörigen Kupfern versehen, von einem der Römisch-Kayserlichen und Churfürstlich Maynzischen Akademien der freyen Künste, und nüzlichen Wissenschaften Mitgliede in Mathesi G. H. W.

Lan-

Langensalza in Verlag Johann Christian Martini 1766. 218 Seiten in 8. nebst 17. Kupfertafeln.

Die eine Absicht des Verfassers ist, den Kern und das brauchbarste aus Zollmanns praktischer Geometrie, solchen Personen vorzutragen, denen jene zu theuer, oder wegen der darin vorkommenden lateinischen, französischen und juristischen Benennungen unbrauchbar ist; Die vornehmste Absicht aber gehet dahin, den Gebrauch der Meßscheibe, gemeinnütziger zu machen, weil diese Messungsart, nach des Verfassers Meynung, vorzüglich vor allen andern anzunehmen, ohne Einwenden die beste und doch noch nicht gnugsam bekannt ist. Ob gleich unserer geringen Einsicht nach, die wenigen lateinische und französische Kunstwörter eben nicht die vornehmste Ursache sind, warum man manche Bücher nicht verstehet, so haben wir doch nichts dabey zu erinnern, wann jemand lieber Umkreiß als Peripherie sagt, oder auch im Anfang, bis man seiner Sprache gewohnt ist, die gewöhnliche Kunstwörter, seinen Uebersetzungen beyfügt. Geschiehet aber lezteres durch das ganze Buch, so wird es eckelhaft und man thut besser, indem man gar zu unwissenden Lesern zu gefallen schreibt, sie mit Distanz, direction, fundamental, ordinair, continuirt, Special, correspondiren, irregular, inclinirt, proportion, corrigiren u. s. f. lieber ganz und gar nicht zu behelligen, als ihnen diese Wörter auf einer Seite sechsmal zu übersetzen, oder von ihnen zu verlangen, daß sie Blindriß, übereinkommende Linien, Bestim-

stimmungen, Wasserrecht, Durchschneidslinie besser verstehen sollen als Brouillon, correspondirende Termini, horizontal, Diagonale. Ueberhaupt siehet man wohl, daß der Verf. die Feldmeßkunst fleißig getrieben hat, und sich angelegen seyn lässet, die ihm bekannte Vorschriften und Vortheile dem gemeinen und von allen mathematischen Kenntnissen entblößten Manne, der etwa auch gerne Feldmesser wäre, begreiflich zu machen. Solte er es nicht allemal getroffen haben, so wollen wir ihm dieses, aus Nachsicht für seinen Fleiß und seine wohlgemeynte Absicht, nicht gar zu hoch anrechnen.

Man kann zwar ein geschikter und brauchbarer Mann seyn, ohne die Gabe der Rechtschreibung, der Wortfügung und des guten Vortrages zu haben. Der Feldmesser wird zwar deswegen nicht schlechter messen, wenn er, wie unser V. statt der gebräuchlichen Art, Linia serpendina, perpenticul, divitiren, coppiren (für copiren) Limpus, basin communis u. s. f. spricht und schreibt. Aber es wäre doch besser, wenn ein Mitglied der R. K. und Chur-Maynzischen Gesellschaft orthographice schreiben könnte. Wir kennen berühmte Männer, und was noch mehr ist, Lehrer, die, für den gemeinen Mann schreiben und schlecht schreiben, für eines halten, gerade als ob nicht mehr Kunst dazu gehörte, Einfältigen als Verständigen deutlich zu seyn. Eckelhafte Weitläuftigkeit, zehnfache Wiederholung solcher Dinge, die man kaum einmal zu sagen brauchte, vernachläßigte, pöbelhafte Sprache, macht es wahrhaftig nicht aus. Doch, wir kommen zurück auf unsern Verfasser und dessen ausführlichen Unter-

 richt,

richt. Er hat es billig für unnöthig gehalten, mit einer vollständigen Geometrie anzufangen, und namentlich bleiben die Körpermessung und dergleichen geometrische Geheimnisse für diesesmal verborgen. Ob es aber nicht eben so gut wäre, wenn seine Euthymetria und Epipodometria gleichfalls verborgen geblieben wäre, und ob der Verfasser nicht besser gethan hätte, seinen Unterricht sogleich mit Ausmessung der Strumpfgewende, Sotteln, Dreygerthen und Gebreitgen anzufangen, das mag man aus etlichen Müstergen entscheiden. Z. B. Anfänglich werden 24. lateinische Kunstwörter übersezt, darauf schreitet der V. sogleich zu den Aufgaben. Die erste betrift die Ausmessung der geraden Linien: dieselben werden auf dem Papier durch angenommene in gleiche Theile eingetheilte gerade Linien gemessen, und verjüngter Maasstab genannt u. s. f. aber welche von beyden, fragt hier der lehrbegierige Forstbediente, ist denn die, so Maasstab heißt, die getheilte oder die zu messende? Die krummen und gemischten Linien werden in ordentliche und unordentliche abgetheilet, die ordentlichen bestehen allezeit aus einem Theil einer Zirkel-Linie und einer geraden Linie, die unordentlichen können aus denen Figuren gar leicht erkennet werden. Die Zirkel-Linie muß zu Ausmessung aller krummen Linien dienen, der ganze Zirkel wird dieserwegen in 360 Grade getheilet — — — Dahero ein auf solche Art eingetheilter Zirkel, wenn er von Holz, Pappe oder Meßing ist, Transporteur genennet wird. Wie aber, wenn er von Horn oder Eisen wäre, hiesse er da anderst? Die Vorschrift wie ein Winkel dem andern

dern gleich gemacht wird, verstehet zuverläßig kein Forstbedienter, und wenn er auch dadurch Oberförster werden könnte. Die Flächen bestehen aus Zusammensetzung der Linien. Der ordentlichen Figuren nicht allein, sondern auch der unordentlichen können sehr viele und beynahe unzählbare seyn. Bey Ausrechnung der Dreyecke wird wohl erinnert: daß man allezeit die längste Seite zur Basi annehmen und auf sie den Perpendicul fallen lassen müsse. Auch die Trapezia und Trapezoides werden durch die Diagonalen in zwey gleichgroße Dreyecke getheilet. Um einen Winkel zu messen, muß die Spitze oder Mittel des Transporteurs an das Centrum des Zirkelumkreises in gerader Linie angelegt werden. Eben so muß auf dem Felde der Mittelpunkt der Scheibe mit dem Pflock auf der Erde in gerader Linie gesezt werden. Das senkrechte Einstecken der Stäbe geschiehet ganz leicht, wenn man gerade vor dem Stab stehet, und solchen nach der Mitte des Körpers richtet. Entfernung einer Linie wird hier für ihre Länge genommen. Wenn Bäume und Büsche bey dem Messen hinderlich sind, so werden sie abgehauen, oder wenn es nicht erlaubt u. s. f. Wenn bey der Meßkette die Glieder vermittelst derer Ringe in einander greifen, also, daß sie eine lüftige Bewegung machen, so ist solche auch zum zusammen legen und bey sich zu führen, sehr bequem. Wenn man 48°, 48' (zum Beyspiel) auf einer Linie auf einmal absteckt, auf einer andern aber nach und nach stückweis aufträgt, so wird man finden, daß die leztere um zwey Decimal Füsse länger als jene ist. Und warum just länger, oder warum eben um zwey

 Füsse?

Füsse? Die Zirkelspitzen machen gar selten einen mathematischen Punkt. Auf wie mancherley Art die Winkel entstehen, ist in der Geometrie gezeigt worden. Damit der unvergleichliche Nutzen der Winkelscheibe bekannt werde, so soll dieses mit einer der schwersten Operationen auf dem Felde geschehen, nemlich wie aus Polygonen (aus Winkeln und Seiten der Figur) zu messen. Auf einer Scheibe die 8. Zoll im Diametro hat, sind gar leicht 150. Winkel zu bringen wenn nicht viele stumpfe Winkel mit vorkommen; brauchen denn dieser ihre Schenkel mehr Raum in die Länge als der spitzigen? Die Zuverläßigkeit der Winkelscheibe bestehet hauptsächlich darin, daß sie während der Messung immer einerley Richtung behält u. s. f. aber bey dem Meßtisch und der Boussole ist es ja eben so, und erster hat noch den Vorzug daß die Figur sogleich gezeichnet wird und die Winkel nicht erst abzutragen sind?

Es gereichet dem Verf. würklich zur Ehre, daß er, seiner Lobeserhebungen ungeachtet, an der Meßscheibe so lange und viel künstelt, bis sie unter seinen Händen zu einem Astrolabio von ganz guter Einrichtung wird, auf dessen Linial gleichsam ein zweytes Astrolabium senkrecht stehet, das daran befindliche Dioptern-Linial allenfalls bis zum Perpendicul neigen, um den Neigungswinkel messen zu können. Wenn das Werkzeug richtig genug gearbeitet wird, so daß bey dem sorgfältig zu beobachtenden wagerechten Stand der Hauptscheibe die Bewegung der Dioptern-Regel zuverläßig in einer senkrechten Ebene geschiehet, so ist dessen Gebrauch weit ausgedehnter als bey den gewöhnlichen

Win-

Winkelmessern. Die bequeme Art, wie die Winkel von der Scheibe mit dem rechtwinkeligen Dreyeck und Handlinial abzutragen sind, haben, wie der Verfasser glaubt, die Practici aus Nahrungsneid bisher als ein grosses Geheimniß verwahret, und er verwundert sich, daß Dillich, Spekle, Bion, Wolf, Leupold und Nienburg nichts davon gewußt oder gedacht haben; der Hr. Verf. verräth dieses Geheimniß, weil wir aber niemanden gerne an seiner Nahrung Abbruch thun, so wollen wir es nicht weiter nachsagen, einen einzigen Umstand ausgenommen, der aber nicht viel vom Geheimniß verrathen wird: Auch muß der eine Winkel des Triangels ein rechter seyn, damit, wenn in der Arbeit der Triangel verwandelt wird, im Fortschieben das Lineal am Dreyeck die gerade Linie nicht in eine krumme verwandelt werde. Daß aber zu dieser sogenannten Abschiebung der Linien sich die Anschlag-Lineale ganz und gar nicht gebrauchen lassen, darin irret sich der Verf. gar sehr, und wir wollen uns, beliebter Kürtze wegen nur auf des Alberti Perspektive berufen, wo er die Art, wie man perspektivische Risse mit dem Anschlag-Lineal verkleinert oder vergrößert, abschieben kan, bereits vor 150 Jahren in einem artigen Kupferstich vorgemahlet hat. Wenn die Figur nicht schliessen will, und zu vermuthen ist, daß man um eine ganze Kette gefehlet hat, so ist leicht zu helfen, man darf nur die fehlende Ruthen der kurzen Linie beyfügen, u. s. f. vorausgesezt, daß man bey dem zehlen nie zu viel, sondern immer zu wenig zählt. Wenn ganze Bezirke zu messen sind, thut Geometra wohl, vorher einen ungefähren Entwurf auf ein Pa-

pier, welches zu diesem Ende vorhanden ist, (er möchte es sonst auf einem Papier thun wollen, das nicht vorhanden wäre) zu verfertigen. Wenn mehrere Bogen zusammen zu leimen sind, so ist zu wissen, daß man vorher jeden Bogen, da wo er gebrochen ist, durchschneiden und die halben Bogen wieder zusammen leimen müsse; wir dächten, man liesse sie immer ganz, feuchtete sie an und liesse sie ausgespannet wieder trocken werden, so würde sich die Biegung schon geben. Daß eine horizontale Fläche für einer schief liegenden den Vorzug habe, beweiset der Hr. V. damit, weil, wenn Klafterholz gemessen werden sollte, man sehr zu kurz kommen würde, wenn man es so über einen Berg hinüber aufklaftern wollte, daß man die Klafterstangen, nach der schräge des Berges legete. Uns kommt die ganze Frage, die so manchen praktischen Kopf warm gemacht hat, ziemlich müßig vor, ob auf der Hypotenusa mehr oder weniger Graß wächst als auf der Basi, das muß wohl in der Scheune und nicht auf dem Papier gemessen werden; vermuthlich entscheidet diese Scheunenmessung bald für die eine bald für die andere Linie. Dem Feldmesser kann es gleich viel gelten, ob die Halmen gerade über sich oder schräge zum Berg heraus wachsen; er misset die Berge wie sie sind, und rechnet entweder ihre gekrümte Oberfläche oder ihre ebene Grundfläche aus, so wie das eine oder das andere von ihm verlanget wird. Waldungen, zumal gebürgichte, wie sie gemeiniglich sind, machen allerdings den Feldmessern viel zu schaffen. Der Hr. V. giebt viele gute Vorschriften, die ihnen die Mühe erleichtern und sie aus mancher Verlegenheit ziehen können.

Das

Das Aufnehmen der Dörfer und Städte hat gleichfalls seine Schwürigkeiten; der V. ziehet dabey den Meßtisch billig der Meßscheibe vor; wir würden zuerst die Figur die von den längs den Strassen und um das Dorf angenommenen Hauptlinien formirt wird, mit Hülfe des Astrolabii auf das sorgfältigste aufnehmen, die Zeichnung davon auf das Meßtischgen befestigen, und so die einzelne Höfe und Gebäude, theils aus kurzen Stationen, theils durch rechtwinkliges querüber messen, aufnehmen und auf der Stelle eintragen. Die Nachricht so hierauf von denen besonders in Thüringen gebräuchlichen Eintheilungen und Benennungen der Aecker und Güter, sowohl in Ansehung ihrer Größe, als der darauf haftenden Zinse und Dienste, gegeben wird, kann, eben so wie die Erklärung einiger bey ihrer Ausmessung vorkommender Redensarten, denenjenigen nützlich seyn, die etwa künftig in dasigen Gegenden etwas zumessen bekommen. Es wird auch gezeigt, wie man die Ländereyen abzutheilen habe, wenn sie noch nicht versteinet oder mit Schiedrainen und andern Gränzzeichen versehen sind. Die Wiesen haben öfters Bäche und Flüsse zu Gränzen, die eben dadurch, wegen der Alluvionen und des Alvei de relicti veränderlich sind. Daß beyde denenjenigen zuwachsen, die daran gränzen, hält der V. deswegen für billig, weil sie im Gegentheil es sich auch müssen gefallen lassen, wenn ihnen das Wasser etwas hinweg reisset, und weil sie gegen den Einbruch des Wassers oft große Kosten anwenden müssen. Die Besitzer so auf der andern Seite des Flusses Abgang erlitten, können deswegen nicht verlangen, daß die Erde, so sich gegenüber angeleget hat,

ihnen zu Theil werde, weil sie wegen des dazwischen lauffenden Flusses nicht hinüber kommen können, (dazu liesse sich wohl Rath schaffen.) Bey der Ausrechnung der Felder hält der Verf. nicht für nöthig, sie bis auf einzelne Quadratfüße vorzunehmen, weil es theils natürlicher Weise, theils vernünftiger Weise unmöglich ist, und man die Erde nicht wie den Pfeffer zuwiegt. Die Ausrechnung kann nach Trapeziis geschehen (dabey wollten wir unmaßgeblich rathen, sich auf oben angeführten Lehrsaz: daß Trapezia durch Diagonalen halbirt werden, nicht allzusehr zu verlassen) oder man zeichnet ein Nez von Quadratruthen auf ein Blat Horn, leget es auf den Riß und zehlet wie viele Quadrate das Feld einnimmt. Diese Methode ist in der That, bey sehr unordentlichen und in viele krumme Linien eingeschlossenen Figuren die bequemste und wenigstens sicherer, als wenn man die Figur in so gar viele Dreyecke theilet, den Beschluß macht ein kurzer Unterricht von Auszierung des Risses, von Abtragen, vergrößern und verkleinern.

Y.

XIII.

Joach. Joh. Dan. Zimmermanns, Archid. an der Katharinenkirche in Hamburg, Vertheidigung seiner Schrift von der ersten Drohung Gottes, zugleich auch einiger Gelehrten, wider die allgemeine deutsche Bibliothek. Nebst einem Versuche über die Religion dieser

ser Bibliothek. Hamburg, bey sel. Christian Herolds Witwe, 1767. 8 Bogen in 8.

Wollten die Verf. der Bibliothek das Gesez, das sie sich gegeben hatten: nicht auf das Kleid, nicht auf die Person des Schriftstellers, sondern auf den Werth oder Unwerth seines Buchs zu sehen, und das Publikum mit diesem nach möglichster Einsicht und Unpartheylichkeit bekannt zu machen, heilig beobachten; so mußten sie sich auch im voraus auf den Haß der Schriftsteller, denen für erwartetes Lob Tadel zu Theile ward, gefaßt halten. Man rechne nun, wie viel Haß, von vielen schlechten Scribenten; und durch ganz Deutschland: und Autorhaß ist immer der bitterste. Noch größere Gefahr für solche Kunstrichter, wenn sie auch an geistlichen Schriftstellern mit eben der Treue ihr Amt ausüben wollten. Sie haben nicht mehr den Schriftsteller beurtheilt; nicht die Schwäche seiner Argumente, nicht das falsche seiner Vorstellungsart, nicht das unreife und leere seiner Gedanken, das oft in gedunsene Worte verhüllt ist, aufgedekt: nein; sie haben ihre Hand ins Heiligthum ausgestrekt, sich wider die Kirche empört, die Religion angetastet; es sind Irrgeister, Kezer, vermaledeyete Böswichter! — Doch entschlossen wir uns der Wahrheit treu zu seyn, und rüsteten uns darauf, solche Aussprüche erzürnter Autoren kaltblütig aufzunehmen.

Wir können daher jezt Herrn Zimmermanns Vertheidigung seiner Schrift von der ersten Drohung Gottes wider das Urtheil unsrer Bibliothek 3. B. 1 St. S. 165. ganz gelassen prüfen,

ob sie gleich beynahe alles in sich faßt, was nur ähnlichen Schriftstellern zum Muster dienen kann, die Einsicht und Gemüthsart ihrer Kunstrichter verdächtig zu machen. Wir werden nur so viel sagen, als zu Aufklärung einer wichtigen theologischen Wahrheit dienlich seyn kann. Wir müssen von unsrer Religion reden, weil sie der Verf. nachtheilig abbildet. Seine unanständige Schmähungen und Verkleinerungen, die er doch selbst am Ende gewissermassen zurükzunehmen scheint, werden wir nun um desto lieber mit Stillschweigen übergehn, da wir es uns zur Pflicht rechnen, die Schwachheiten eines Mannes zu verdecken, der bereits in die Ewigkeit gegangen ist.

Herr Z. will in seiner Schrift beweisen, daß Gott die Sünde des ersten Menschen mit dem zeitlichen, geistlichen und ewigen Tode, an ihm und allen seinen Nachkommen bestraft habe. Nur zwey Schriftstellen fand er, worauf er seinen Beweiß gründen konnte; nemlich 1 B. Mos. 2, 17. und Röm. 5, 12. f. — Der Beweiß aus der ersten Stelle. — Das Wort ביום (welches Tages) zeigt an, daß die Drohung noch am Tage der Uebertretung in Erfüllung gehen muste. Adam mußte an dem Tage sterben. Er ist aber nicht den zeitlichen, nicht den ewigen Tod an dem Tage gestorben; er muß also den geistlichen Tod erfahren haben. Aus diesem ist hernach der zeitliche, und ewige erfolgt. Die R. A. des Todes sterben; schließt folglich den geistlichen, zeitlichen und ewigen Tod in sich. Dieser Beweiß wird der Sache nach S. 15. der Vertheidigung von dem Verf. selbst so wiederholt.

Es

Es kömmt hierbey auf zwey Fragen an: Bedeutet ביום schlechterdings die Erfüllung der Drohung noch am Tage der Uebertretung? Und wenn sie es bedeutet; muß die R. A. des Todes sterben, in dreyfachen Verstande genommen werden?

Auf die erste Frage: Bedeutet das hebräische Wort, welches Tages, schlechterdings den Tag der Uebertretung? Nein, sagte der Recensent, es bedeutet auch wenn, oder nichts anders als wenn. Hr. Z. sammlet S. 20. alle Stellen der Schrift, wo dieses Wort vorkömmt, aber nach aller angewandten Mühe muß er doch S. 27. zugeben, daß es wenn, zu der Zeit, da, bedeuten könne, ohne das Gesagte allemal an einen einzigen Tag zu binden. Und jeder uneingenommene Leser wird auch von allen diesen Stellen den natürlichsten Sinn finden, wenn er sich bey dem Wort ביום eine Bedingung der Zeit oder der Umstände gedenkt. — So fällt ja nun die ganze Kraft des Beweises hin. Nein, sagt Hr. Z., „man muß einen Unterschied machen unter solchen Stellen, wo es durch die Beschaffenheit der Sache selbst offenbar ist, daß sie nicht an einen einzigen Tag gebunden sey; und unter solchen, wo die Sache in einer einzigen Handlung besteht, die füglich an dem einen ausdrüklichbenannten Tage zu Stande kommen können.„ Welche Ausflucht, und welche Verwirrung! Aber freylich wuste sich der Verf. nicht anders zu helfen. Erst bewieß er aus der besondern Bedeutung des Worts, welches Tages, daß die R. A. des Todes sterben, den zeitlichen, geistlichen und ewigen Tod bedeuten müsse. Nun er, auf Anweisung seines Recens. aus der Concordanz be-

leh-

lehret ist, daß diese besondere Bedeutung nicht statt finde, daß sie die Sache, von der die Rede ist, nicht an einen einzigen Tag binde; nun drehet er es um. Eine ausgemachte Sache ist es ihm schon; der dreyfache Tod ist die Strafe der ersten Sünde. Aus dieser Beschaffenheit der Sache, und weil der dreyfache Tod füglich an dem Adam noch am Tage der Uebertretung zu Stande kommen konnte, erhellet, daß das Wort, welches Tages, bedeuten könne, ja müsse, daß die Vollziehung der Drohung an denselben Tag gebunden sey. Kann man so schliessen? so die Schrift erklären? Man würde es kaum glaublich finden, wenn man es nicht an Männern, die mit dem System bekannter sind, als mit der Schrift, gewohnt wäre, daß sie diese nicht anders, als durch das Fernglas von jenem betrachten könnten.

Auf die zweyte Frage: „Aber dieser Ausdruk könnte doch wenigstens die Erfüllung der göttlichen Drohung an den Tag der Versündigung binden. S. 28.„ Es sey drum. Mußte sie denn um dieser Möglichkeit willen auch erfolgen? „Allein so hätte ja Gott zweydeutig geredt, und würde nach seiner Weisheit ein anderes hebräisches Wort gewählt haben. ebend.„ Weiß man denn, daß Gott mit dem Adam hebräisch gesprochen? Doch wir wollen uns bey diesen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Gesezt einmal; Adam habe es so verstanden, daß er noch an eben dem Tage sterben würde, mußte er denn die R. A. des Todes sterben; von einem leiblichen, geistlichen und ewigen Tode verstehen? Diese R. A. bedeutet ihrer Natur nach ein Aufhören des Lebens. In der heiligen Schrift bedeu-

deutet sie eben das, z. E. 1 B. Mos. 20, 7. B. der Richter 13, 22. 1 Sam. 14, 44. u. a. Woher verstand es Adam, daß sie in dieser Drohung nicht allein das Aufhören des leiblichen Lebens, sondern auch das gänzliche Unvermögen zum Guten, und die ewige Dauer peinlicher Strafen bedeuten solle? „Durch das anerschaffene göttliche Bild ist er dazu im Stande gewesen. S. 17.„ So? das hat ihn also in den Stand gesezt, sich bey der R. A. etwas zu denken, was nicht drinnen liegt, und worauf ihn die Bedeutung des Worts, welches Tages, auch nicht führt? Gott müßte es ihm ausserordentlich geoffenbaret haben, und wer hat Nachricht davon ausser der Schrift? In der That, man sollte das Ebenbild Gottes nicht so mißbrauchen, um einem seichten Argument zur Schuzwehr zu dienen: das heißt die Begriffe der Christen vom Ebenbilde Gottes mehr verwirren, als aufklären. — Daß Paulus einige tausend Jahr nach dem Adam das geistliche Unvermögen der Menschen unter dem nachdrüklichen Bilde des Todes vorgestellet hat, daraus folgt ja nicht, daß Adam sich dieß Unvermögen auch unter dem Bilde des Todes, und als eine Strafe von Gott, vorstellen müsse. Paulus konnte ihm diesen Namen auch nicht geben, zur Sache thut es nichts, das geistliche Unvermögen blieb doch, was es war. Er redet auch nicht davon, als von einer Strafe Gottes; und konnte auch nicht, wie ich hernach zeigen werde: wie sollte sich es Adam als eine Strafe Gottes vorstellen? „Ja so wäre ja aber die Drohung gar nicht an eben dem Tage in Erfüllung gegangen, wenn Adam nicht sogleich mit dem geistlichen Tode be-

strast

strafet worden ist.„ Gesezt, daß es die Meynung der Drohung gewesen sey, daß sie gleich am Tage der Uebertretung vollzogen werden solle, welches doch auf sehr unsichern Gründen beruhet; konnte denn Gott die Vollziehung nicht aus Gnaden aufschieben, zumal, da er gleich wieder ein Rettungsmittel hatte und bekannt machte? Hat Gott das nach dem Zeugniß der Schrift nicht oft gethan? Und nimmt der Verf. nicht selbst an, daß Gott den angedroheten zeitlichen und ewigen Tod nicht sogleich habe erfolgen lassen?

Es erhellet also weder aus dem Sprachgebrauch der N. T. des **Todes sterben**, noch aus der Bedeutung des Worts, **welches Tages**, noch aus der Erfüllung der Drohung Gottes, noch aus einer dabey angedeuteten göttlichen Absicht; daß Gott den ersten Eltern für ihre Sünde den zeitlichen, geistlichen und ewigen Tod angedrohet habe. „Aber **wenigstens** hat Gott **den folgenden Zeiten** durch die deutliche Bestimmung des Tages anzeigen wollen, daß er nicht blos von dem zeitlichen Tode geredet habe S. 18.„ Wenn es dem Adam nicht gegolten hat, warum sollte es seinen Nachkommen gelten? Gott hat auch den folgenden Zeiten keine Aufklärung darüber gegeben, daß er sie und den Adam mit dem geistlichen Tode bestraft habe, wie sich im folgenden zeigen wird. —

Wir können hierbey nicht unerwähnt lassen, daß der Verf. seinen Recens. S. 13. f. Untreue, Verfälschung, und Gott weiß, was noch mehr, Schuld giebt, daß er den Beweiß aus dieser Stelle, seinen vornehmsten Beweiß genannt hat, ja auf den sich sein ganzer Beweiß gründe. Und doch muß er diese Beschuldi-

gung

gung S. 48. schon wieder vergessen haben, denn da wiederholt er selbst aus seiner Schrift: „die erste Erwähnung des Todes, die zugleich den Ursprung desselben eröfnet, ist als die Grundlage alles desjenigen anzusehen, was die ganze folgende Schrift von dem Tode, als einem durch die Sünde entstandenen Uebel lehret.„ Was heißt das anders? als, aus dieser Stelle muß entschieden werden, was die heilige Schrift von der Strafe Gottes über die Sünde lehre.

Die zweyte Stelle, Röm. 5, 12. f. — „Zwar ist es nicht eben so deutlich,„ sagt der Verf. in seiner Schrift und S. 38. seiner Werth. „daß der Apostel den geistlichen Tod in Gedanken habe. Aber warum sollte er ihn nicht mit einschliessen? Ist dieser geistliche Tod nicht auch eine Strafe der Sünden?„ Nein. „Ist es nicht eine wirkliche, ja eine überaus wichtige Strafe, daß derjenige, der nur zum erstenmal in eine Sünde williget, alsofort alles Vermögens zum Guten beraubet, und in eine natürliche Nothwendigkeit, der Sünde zu gehorchen, gesezt wird? S. 39.„ Wenn das eine von Gott gesezte Strafe wäre, so wäre es eine abscheuliche Strafe, die Gott verunehrte; wie ich hernach beweisen will. „Aber der Apostel fasset ja unter dem Tode alle Strafen der Sünde zusammen. ebend.„ Falsch. Er redet nur von der Strafe, die auf Adams Sünde erfolgt ist. V. 14. sagt er: der Tod hat geherrschet von Adam bis auf Mosen, auch über die, die nicht so, wie Adam, übertreten hatten. Heißt das wohl? Alle von Adam bis auf Mosen sind im gänzlichen Unvermögen zum Guten geblieben und ewig verdammt worden? „Es erhellet aus anderweitigen und

ge-

gewiß zureichenden Gründen, daß der geistliche Tod eine Strafe der Sünde sey. S. 40.„ Man hat gar keine tüchtige Gründe dazu. Und so fällt auch der Schluß weg: „daß der geistliche Tod in diesem Ausspruch des Apostels gemeynet sey.„ Nun so wird denn doch der ewige Tod, d. i. die unaufhörliche Dauer peinlicher Strafen, verstanden werden müssen? Ich antworte: wenn er in der ersten Drohung verstanden werden muß; sonst nicht: es kömmt bey Erklärung dieser paullinischen Stelle auf den Sinn der ersten Drohung an. Doch Herr Z. will es aus dieser Stelle selbst beweisen. Und wie? Er sagt: „der 12. und 18. V. gehören zusammen; dieser ist der Nachsatz von jenem. S. 44.„ Das ist wahr. Er fährt fort; „das griechische Wort κατάκριμα V. 18. bedeute nicht ein verdammendes Urtheil zu der Strafe, wovon die Rede ist, wie sein Recens. meynt; sondern die Verdammniß, (d. h. die ewige Strafe) selbst. S. 45.„ Und womit beweißt er das? Mit nichts. Er gesteht sogar ebend. „daß das Zeitwort κατακρίνειν auch von andern Arten der Verurtheilung in der Schrift gebraucht werde.„ Warum denn hier nicht? Ja, sagt er, „wenn es eine Verurtheilung anzeigt, die von Gott geschieht, und zwar ohne Beysatz und Einschränkung; so ist es natürlich, darunter eine Verurtheilung zu denjenigen zu verstehen, dazu Gott die Sünder vornemlich zu verurtheilen gedrohet hat; und also eine Verurtheilung zum ewigen Tode. ebend.„ Da siehet man, daß der Verf. immer das schon, als bewiesen, annimmt, was er erst aus den Worten der Stelle nach dem Sprachgebrauch beweisen soll. In allen

Stel-

Stellen der Schrift, wo κατακρίνειν von Menschen oder von J. C. als Joh. 8, 10. 11. Mark. 14, 64. Röm. 8, 34. Kap. 14, 23. u. s. w. gebraucht wird, bedeutet es verurtheilen, nicht aber, die Strafe vollziehen. Warum soll es denn, von Gott gebraucht, diese und nicht jene Bedeutung haben? Da müßten doch triftige Gründe in der Stelle selbst liegen, die für solche ungewöhnliche Bedeutung sehr beweisend wären. „Sonst würde, meynt der Verf. S. 43. 44. der Apostel in dem 12. und 18. Vers, die zusammengehören, etwas ungereimtes sagen.„ Ja, nach des Verf. seltsamer Uebersetzung, aber nicht, wenn man beyde Verse vernünftig übersezt. V. 12. „Daher, wie durch einen Menschen (Adam) die Sünde in die Welt gekommen ist, und durch die Sünde der Tod, und also der Tod über alle Menschen gekommen ist, —„ wie nun wiederholt der Apostel nach der langen Parenthese V. 13-17. eben diesen Saz V. 18. mit etwas andern Worten: „wie nun durch die einzige Uebertretung (Adams) die Verurtheilung (zum Tode, oder, „daß sie sterben müssen; siehe V. 15. 16.) über alle „Menschen gekommen ist;„ nun folgt der Nachsaz: „so ist auch durch die eine Gerechtigkeit (oder Unsträflichkeit Christi) ein rechtfertigendes Urtheil (Gottes) „zum Leben über alle Menschen gekommen.„ d. h. mit andern Worten: So wie Gott um Adams Sünde willen alle Menschen zum Tode verurtheilt hat, so hat er um der Gerechtigkeit Jesu willen es für recht erkannt, (denn dieß ist der Sinn des Worts δικαιωσις;) daß alle Menschen wieder leben sollen. Sprachverständige müssen es beurtheilen, ob diese oder Hn. Z.

Uebersetzung den Worten und dem Sinne des Apostels gemäßer sey. Was soll das aber wohl in Hn. Z. Uebersetzung S. 44. bedeuten? „Der Tod ist zu allen „Menschen zur Verdammniß„ d. i. zur Empfindung ewiger peinlicher Strafen „hindurchgedrungen.„ Von dem Tode rühret sie ja nicht her, sondern von dem Urtheil Gottes über Adams Sünde: und da wird ja wieder vorausgesezt, daß Gott unter dem Worte Tod, zugleich ewige peinliche Strafen dem Adam angekündiget habe. „Aber aus dem Gegensaz erhellet ja, was das Wort Tod hier für eine Bedeutung habe. Nicht die Auferstehung, sondern die Rechtfertigung, das ewige Leben, ein ewiges Königreich durch Christum, wird dem durch Adam eingedrungenem Tode entgegen gesezt. Es muß also nicht allein der leibliche, sondern auch der geistliche und ewige Tod durch Adam über sein Geschlecht gebracht seyn. S. 46.„ Falsche Gründe und falsche Schlüsse. Dem über alle Menschen herrschenden Tode ist V. 17. das über alle Menschen herrschende Leben entgegengesezt; es wird V. 21. ein ewiges Leben genannt, welches ja durch den angedrohten Tod, wenn er in einem gänzlichen Aufhören des Lebens bestand, verloren gegangen wäre. Von einem ewigen Königreiche ist in der ganzen Stelle gar nicht die Rede, und steht denn diesem wohl eine ewige Pein contradictorie entgegen? Gesezt ferner, daß Paulus hier von der Rechtfertigung im theologischen Verstande rede, wird denn der geistliche Tod durch sie aufgehoben? Sie ist eine gerichtliche Handlung Gottes, dadurch der Mensch von den Strafen der Sünde losgesprochen wird, und nun muß erst bewiesen werden, daß

der geistliche Tod auch eine Strafe Gottes über die Sünde sey; welches man nie beweisen kann. Ueberdem wird der geistliche Tod nicht durch die Rechtfertigung, sondern durch die wirkende Gnade des heiligen Geistes weggenommen. So sprechen die alten Gottesgelehrten, auf welche sich Hr. Z. so pochend beruft; mit denen er aber selbst nicht bekannt genug gewesen, oder sich wenigstens nicht auf sie besonnen zu haben scheint, sonst würde er Dinge, die nicht zusammengehören, nicht unter einander gemischt haben.

„Wenn nun aber S. 42. weder in der ersten Drohung, noch Röm. 5, 12. f. von dem geistlichen und ewigen Tode geredet wäre, so würde uns ja die Schrift gar keine Nachricht von jenen Arten des Todes gegeben haben, u. s. w.„ So ist es auch. Es würde uns zu weit führen, die Lehre der Schrift vom ewigen Tode, als einer Strafe der ersten Sünde, hier zu erörtern. Aber vom geistlichen Tode ist es gewiß, daß die Schrift nirgends sage noch auch sagen könne; daß er eine von Gott gesezte Strafe sey. Man nehme die Sünde Adams noch so groß an, so widersteht es allen unsern Begriffen von Gott, und es ist ungeheuer zu denken, daß es ihm Gott zur Strafe gesezt haben sollte: du sollst nun nie wieder vermögend seyn, gutes zu thun; deine Natur soll nun so verderbt seyn, daß du nichts anders thun kanst, als sündigen. Würde ein Vater wohl dem ungezogensten Kinde die Strafe drohen? Ich will dich ganz ausser Stand sätzen, jemals eine gute, mir wohlgefällige That, zu thun. Würde wohl ein König rebellischen Unterthanen zur Strafe dictiren? Ich will euch in solche Umstände setzen, daß

ihr zeitlebens rebelliren müßt? Und der heilige Gott, der allein will, was gut ist; dem so viel daran gelegen ist, daß die Menschen gut seyn sollen; der durch Schrift und Natur auch das kleinste Fünklein zum Guten erwekt, nährt und erhält, und es nach seiner Heiligkeit nicht anders als thun kann: der sollte die erste Sünde Adams mit der Strafe bedrohet haben, daß nicht allein er, sondern auch alle seine Nachkommen, ganz untüchtig und todt zum Guten seyn sollten? Und diese Strafe hätte er auch sogleich vollzogen? Und wie? Natürlicher weise konnte doch Adam durch seine Uebertretung nicht sogleich alle Erkenntniß des Guten, alle gute Empfindungen, die Gott ihm eingepflanzt, alle heilige Neigungen, die er in seiner Unschuld gefaßt hatte, verlieren. Das ist unmöglich. Gott hätte sie also, noch an dem Tage, und durch ein Wunder, selbst in seiner Seele ausgelöscht, vertilgt, so vertilgt, daß keine Spur davon übrig geblieben, und er keine andere als böse und gottlose Grundsätze auf seine Nachkommen fortpflanzen können? Schändlich wäre es, so von Gott zu denken, so lange wir ihn für heilig halten. Und die Schrift, die uns so ehrwürdige Begriffe von Gottes Heiligkeit giebt, gebeut uns auch nirgends, so von ihm zu denken. — Aber sie redet doch an einigen Orten vom geistlichen Tode? Ja, aber nicht, als ob Gott das menschliche Geschlecht damit bestraft hätte. Wie ist er nun aber in die Welt gekommen? Er ist ein Uebel, das sich mit der ersten Sünde Adams angefangen hat, und eine natürliche Folge der Sünde ist; ein Uebel, das succeßive durch fortgesezte Sünden unter den Menschen angewachsen, bis es endlich bey

ver-

vernachläßigtem Unterricht, durch die Gewohnheit zu sündigen, u. s. w. zu einem solchen Grade der Fühllosigkeit gegen alles Gute gestiegen, daß es den Namen eines geistlichen Todes verdient hat. Durch eine Sünde wird der Mensch nicht geistlich todt; es gehören wiederholte Sünden dazu: die Gewohnheit, das Wohlgefallen daran, das Gefühl ihrer Bedürfniß, u. s. w. tödtet endlich. Adam ist nie geistlich todt gewesen, der noch dazu auch nach dem Fall Gottes Unterricht genossen hat; seine Nachkommen sind es bey immer mehr einreissendem Verderben geworden: und wer ist es ganz in dem strengen Verstande gewesen, den die ganze Ausdehnung des metaphorischen Ausdruks todt mit sich führt? Vielleicht die Caffern, die Cannibalen, die Grönländer, und die ihnen ähnlich sind.

Der zweyte u. f. Abschnitte von Hn. Z. Schrift enthalten Schlüsse aus den vorigen Beweisen, die mit diesen selbst stehen oder fallen. Ob nun diese Schlüsse wider Herrn Michaelis oder einen andern gerichtet wären, konnte dem Publiko gleichgültig seyn; der Recens. hatte es auch gleich zu Anfang seiner Recension gesagt, daß die ganze Schrift die Hrn. Michaelis, Teller und Basedow widerlegen solle. Aber daran war dem Publiko gelegen, den Werth dieser Schlüsse zu kennen, und diesen mußte ihm der Recens. bekannt machen. Doch zur Sache.

S. 54. f. will er die Streitfrage bestimmen. Sein Recensent frägt: ob Gott es für gerecht erkläret habe, jemand um einer fremden Sünde willen durch ein verdammendes Urtheil ewigen peinlichen Strafen zu übergeben? „Falsch,„ antwortet Hr. Z. „die wah-

„re Gestalt der Frage ist diese: ob es der Gerechtigkeit „des Höchsten gemäß sey, die Nachkommen des ersten „Menschen, um seines Verbrechens willen, der ihnen „zugedachten ewigen Glükseligkeit verlustig zu erklä„ren?„ Gut. „Es ist eine Beraubung des ihnen „zugedachten Lebens. S. 56.„ Also ohne peinliche Strafen. So ist er ja mit seinen Gegnern, die er widerlegen will, in der Hauptsache eins. Doch nein: „Der daher entstehende Zustand ist das Mittel zwi„schen der Pein der Verdammten, und der Wonne „der Himmelsbürger; ein Zustand, zu welchem Gott „ein gewisses Geschlecht der vernünftigen Geschöpfe „gleich Anfangs hätte bestimmen können.„ Darin sie also Gott durch den Genuß manches Guten erfreuet hätte, nur daß er weniger herrlich gewesen wäre, als der, den Gott ihnen Anfangs zugedacht hatte. So vermindert er ja den Tod, der dem Adam gedrohet war, weit mehr als Hr. Michaelis, Teller und Basedow. Das ist ja nun keine Strafe mehr für die, die keinen bessern Zustand kennen. Oder fühlen sie in diesem Mittelzustande weder Pein noch Freude? so ist das kein Leben mehr, sondern die Vernichtung. Oder fühlen sie darin lauter Pein, da doch andere vernünftige Geschöpfe in demselben hätten glüklich seyn können? so gestehen wir, daß kein vernünftiger Mensch sich solchen Zustand denken könne. Auf eben der Seite gesteht er auch, „man habe nicht nöthig, die wirkliche „Pein der Verdammten, als ein wesentliches, und in „allen Fällen untrennbares Stük des ewigen Todes, „und als eine nothwendige Folge des Falls, und der „blossen Erbsünde anzusehn; nur bey denen, die eigene „Sün-

„Sünden begangen haben, komme sie erst hinzu.„ So ist er ja wieder mit seinen Gegnern eins. Was will er denn also?

Doch er redet bald aus einem andern Tone. Die schrekliche Vorstellung von der göttlichen Strafe für Adams Uebertretung an unschuldigen Kindern, an den tugendhaftesten Menschen, an den gottseligsten Streitern wider das angeborne Verderben, u. s. w. die ihm sein Recens. vorhält, und er selbst S. 57. wiederholt, ist nach S. 60. „nichts weiter, als eine nachdrükliche „Umschreibung des Satzes, daß die Erbsünde schon „an sich selbst verdammlich sey.„ Und so verdammlich, wie er es beschreibt? So widerspricht er ja dem, was er zuvor behauptet hat. — Er geräth hierauf in eine umständliche Deklamation wider den Socinismus, die zu Aufklärung der Sache nichts thut, und uns nichts angeht, und die wir übergehn können. Einzelne Gedanken daraus gehören hieher, die wir bemerken wollen. S. 61. Wenn man solche entsetzensvolle Gerechtigkeit in Gott nicht annimmt, als er behauptet, „so hält man es seiner Gerechtigkeit für eben „so möglich, vorsezliche Sünden, wenn sie aufrichtig „bereuet werden, mit der verdienten Strafe, auch ohne „Genugthuung, zu verschonen.„ Falsch; es kömmt ja hierbey vornemlich auf die Rettung der Ehre und Unverlezlichkeit der göttlichen Gesetze an. S. 64. beruft er sich auf Gottes Gerechtigkeit, auf das majestätische Recht, „das Gott über die Menschen, als seine „Geschöpfe hat, ein solches Urtheil über Adams Ge„schlecht zu fällen: es sey ja kein Endurtheil; seine „Erbarmung in Jesu Christo sey hinzugekommen.

„u. s. w.„ Eben so spricht er S. 55. „Das Urtheil
„Gottes über Adam und seine Nachkommen habe nur
„die Absicht gehabt, die Unverlezlichkeit der höchsten
„Majestät zu offenbaren, und das, was Gott befugt
„gewesen wäre, zu thun: es sey aber kein Endurtheil
„gewesen, habe nur auf neue Gnade gültig seyn, und
„durch eine erstaunenswürdige That der Erbarmung
„wieder aufgehoben werden sollen, u. s. w.„ Hier
liegt der Knoten, den der Verf. nicht aufgelößt, sondern mehr verschürzt hat. Von dem ersten Urtheil,
das Gott nach des Verf. Meynung, über die Menschen gefällt hat, ist ja eben die Hauptfrage: Ob es
den Begriffen, die wir von Gottes Gerechtigkeit haben,
gemäß sey? Dieß Urtheil muß ja doch auch an sich
gerecht seyn, wenn auch keine Erlösung hinzugekommen wäre; es mag nun ein Endurtheil seyn, oder nicht.
So lange man von einer Erlösung nichts weiß, muß
nichts wider die Gerechtigkeit desselben einzuwenden
seyn; und weiß man die Erlösung Jesu Christi, so
muß die Gerechtigkeit des ersten Urtheils den Werth
der Gnade in der Erlösung erhöhen; aber nicht diese,
das vorhergegangene Urtheil zur Strafe erst berichtigen und dessen Disproportion gut machen. Was würde man von einem Richter denken, der jemand um
eines vom Großvater angestammten Erbschadens willen zum ewigen Vestungsbau verdammte, nach der
Verdammung aber Gnade ankündigte, und das Urtheil aufhöbe? Würde etwa seine Gerechtigkeit und
Gnade in grossem Lichte erscheinen? Würde man seine
Erbarmung sehr rühmlich finden? Würde man ihm
nicht sagen: Deine Gnadenbezeugung ist eine Schwachheit

heit oder eine Gaukeley; sprich ein gerechter Urtheil, und der verurtheilte bedarf deiner Gnade nicht. Man mache hiervon die Anwendung; und lese dann, was der Verf. S. 72. sagt, um seine Vorstellung von Gottes Gerechtigkeit und Gnade recht ins Licht zu setzen. Wie oft meynt doch der Mensch, daß er Gottes Ehre befördere, und geht den graden Weg, sie zu verdunkeln! Hr. Zim. glaubte S. 65. „daß seine Abbildung „von Gott in der Schrift durch und durch leuchte,„ und da ihm sein Recensent zeigte, daß sich durch Vernunft und Schrift geläugnet werde, so wurde er erbittert, schrieb diese Vertheidigung, verwirrte sich noch mehr; nahm aber dabey Gelegenheit, seinen Kritikus so schwarz zu machen, daß er doch den Sieg davon tragen könnte. Weil er todt ist, wollen wir das gern übergehen. Wir haben ihm bisher so geantwortet, daß wir glauben, er würde vielleicht, wenn er noch lebte, itzo anders geurtheilt haben.

Einiges aber kann nicht unerwähnt bleiben. Herr Z. sagt S. 62. „der Recensent habe nicht allein ihn, „sondern auch beyde protestantische Kirchen, samt allen „ehemaligen und gegenwärtigen Gottesgelehrten in „denselben, die für rein geachtet werden, geschmähet; einen Lehrsaz, den beyde Kirchen für Grundartickel erkennen, nicht nur verworfen, sondern auch auf „das allerabscheulichste gelästert; u. s. w.„ S. 65. 66. führt er, in einem zu großem Eifer, aus den Glaubensbüchern der lutherischen Kirche an, „daß die „Erbsünde wahrhaftig für Sünde, für den Quell aller „wirklichen Sünde, zu halten sey, um derentwillen die „Natur von Gottes Gesez beklaget und verdammet

„werde,„ und er hat nicht bemerkt, daß der Recens. wider diesen Lehrsaz auch nicht ein Wort sagt, sondern nur die Erklärung prüft, die Hr. Z. davon gegeben hat. Ueberdem ist ja auch Hr. Z. Erklärung, die er bald angenommen, bald verworfen hat; daß nemlich die Strafe der Erbsünde ein gewisser Mittelzustand zwischen der Pein der Verdammten, und der Seligkeit der Himmelsbürger sey, S. 56. weder den Glaubensbüchern, noch der Erklärung der alten Gottesgelehrten gemäß. Doch wir wollen uns hierüber noch offenherziger erklären.

Viele alte Gottesgelehrten haben freylich von dem leiblichen, geistlichen und ewigen Tode, als einer Strafe der Sünde Adams über Ihn und alle seine Nachkommen, geredet. Man kann sie auch, ohne abscheulich zu denken, ganz getrost behaupten, so lange man es sich nicht genau entwickelt hat, was geistlicher und ewiger Tod heisse, und in welchem Verhältniß diese Strafe, und das Verbrechen, und die Gerechtigkeit Gottes sey. So ist es dem Recensenten selbst ergangen: er hat den geistlichen und ewigen Tod für eine Strafe der Erbsünde gehalten, ohne zu glauben, daß er was unbilliges denke. Wenn man aber, so wie Hr. Z. die Ideen von diesem zweifachen Tode aus einander sezt, die Strafe und die Gerechtigkeit Gottes, die Strafe und das Verbrechen, mit einander vergleicht; so erschrikt man, wenn man sonst ein menschliches Gefühl hat, vor der Härte und Unfreundlichkeit, die darin liegt: und wenig alte Gottesgelehrten haben wohl den Umfang und das Verhältniß der Strafe in solcher Ausdehnung auseinander gesezt, als Hr. Z.; und dennoch dabey so kalt-

blütig

blütig und gleichsam triumphirend behauptet, daß sie vollkommen gerecht sey. Sondern manche haben den Saz behauptet, ohne ihn aufzulösen; wie es mit manchen theologischen Sätzen geht, die man für richtig hält, weil man das Ohr daran gewöhnt hat. Andere haben ihn durchschaut, und mit Schauder, und sich lieber gar nicht in eine umständliche Erklärung desselben eingelassen, oder bey andern Gelegenheiten die Härte desselben gemildert, oder Ausnahmen gemacht, oder das, in einer andern Reihe zu denken, eingeschränkt, was sie sonst ohne Einschränkung behauptet hatten. So hat es Hr. Z. in seiner Schrift selbst gemacht; und so ist es von Luthern an bis auf diese Zeiten vielen Gottesgelehrten ergangen; wie es mit Zeugnissen dargethan werden könnte, wenn es hier nicht viel zu weitläuftig dazu wäre, oder wenn Hr. Z. selbst es für rathsam gehalten hätte, seine bittere Beschuldigung mit Zeugnissen zu bewähren. Sein Recensent hat das Harte seiner Erklärung ins Licht gesezt, damit er sehen sollte, daß sie nicht bestehen könne: aber weder ihn, noch andere Gottesgelehrten, noch die Kirche damit geschmähet, oder auch nur schmähen wollen. — Ueber die Glaubensbücher wollen wir uns hernach erklären, wenn wir von unsrer Religion zu reden haben.

So haben wir nun unsern Lesern des Verf. Gründe und unsre Gegengründe über die streitige Frage aufrichtig gegen einander gestellt; er trägt sie mit Aeusserungen der unverantwortlichsten Rachsucht vor; wir haben diese ganz übergangen, sind bey der Sache allein stehen geblieben, und getrauen uns zu sagen, daß unsre Mäßigung ihn schamroth machen würde, wenn er unsre

Beantwortung noch hätte lesen können. Der Leser mag nun selbst das Gewicht der gegenseitigen Gründe abwägen, und des Verf. giftige und aus sehr feindseligem Herzen geflossene Anklagen wider seinen Recensenten S. 75. 77. darnach beurtheilen.

Hier konnte nun Hr. Z. wie er selbst S. 77. sagt, aufhören. Er hatte seine Schrift vertheidiget. Aber seine Rache war noch nicht befriediget; und doch schämte er sich, in seinem eigenen Namen ferner zu schmähen. Drum nahm er andere Männer, die seiner Meynung nach in unserer Bibliothek gemißhandelt seyn sollten, zum Vorwande, um, unter dem Schein der Großmuth, alle Verf. derselben verächtlich zu machen. Drum warf er sich zum Vorfechter seiner Kirche auf, um auch die Religion dieser Verf. in Verdacht zu setzen. Das erheblichste in beyden Punkten können wir nicht mit Stillschweigen übergehn.

„Die Bibliothek S. 78. verurtheilt viele Scribenten schlechthin, ohne den geringsten Grund ihres „Urtheils anzuzeigen. Und der Scribent kennt seinen „Tadler, seinen anonymischen Meuchelmörder, „nicht einmal, und hat den Trost nicht, ihn verfolgen zu können.„ Vortreflich! man merke diesen Ausspruch: Ein getadelter Scribent hat also das Recht, seinen Recensenten zu verfolgen? Wovon ist das Herz voll gewesen, daraus diese Worte geflossen sind? — Die Verfasser der Bibliothek mußten unbekannt seyn, wenn sie unpartheyisch urtheilen wollten. Es war für verständige Leser nicht nöthig, und überhaupt auch nicht möglich, über jede unbedeutende Schrift die Gründe ihres Urtheils anzuzeigen.

Leser,

Leser, lies nun selbst, und siehe, ob das Urtheil wahr ist.
— „Herr Paulsen ist S. 78 - 85. ein rechtschaffener
„und verehrungswürdiger Mann; er hat mit Beschei-
„denheit und Mäßigung wider Hn. Basedow geschrie-
„ben. Die Bibliothek hat selbst verschiedene Säze
„des leztern getadelt, und doch wird Hr. Paulsen in
„der Recension seiner Schrift: Wahrheit und Un-
„schuld der Anmerkungen über die Philalethie:
„B. 3. St. 1. S. 238. der Bibliothek so schnöde ver-
„läumdet.„ Der Recensent kennt Hrn. Paulsen
nicht, und weis nicht, was er für ein Mann sey; er
hat nur sein Buch beurtheilt. Er hat eben den per-
sönlichen Haß wider Hrn. B. darin gefunden, der fast
in allen Gegenschriften wider diesen Mann befindlich
ist. Kann man niemand widerlegen, ohne zugleich sei-
nen Charakter anzugreifen, und sein zeitliches Glük zu
untergraben? Ferner; man muß einen Gegner nicht
dadurch zu widerlegen suchen, daß man zeigt; wie weit
er von der herrschenden Kirche abgehe. Das macht
zwar seine Person verdächtig, sezt ihn vielleicht über
seine äusserliche Umstände in Verlegenheit, aber seine
Gründe verlieren nichts dadurch von ihrer Kraft: er
wird vielmehr darin bestärkt, weil man ihm nur das
entgegensezt, was die Kirche sagt, und was ihm doch
eben keine Genüge gethan und ihn bewogen hat, ande-
re Erklärungen zu suchen. Vielleicht hat die entge-
gensezte Art zu urtheilen in der Bibliothek auf Hrn.
Bas. Denkungsart in seinen folgenden Schriften mehr
Einfluß gehabt, als alle Schriften seiner erhizten Geg-
ner. Ueberdem ist es ein Hauptgesez der Bibliothek
über das kostbare Kleinod der Gewissensfreyheit zu
wa-

machen; ohne welche die Wahrheit weder untersucht noch gefunden werden kann. Dieses ehrwürdige Gesez macht es nothwendig, solchen Scribenten strenger zu seyn, die gegen jeden, der seiner Einsicht folgt, inquisitionsmäßig verfahren. Gilt dies einmal; so wird in der Theologie nicht mehr gedacht, oder geschrieben, sondern nur nachgesprochen; und Wahrheit, Freyheit und Wissenschaft geht endlich verloren. Bey aller Mäßigung also, die sich die Verf. der Bibliothek vorgesezt haben, müssen sie den Leser auf den Geist der Schriften eines Paulsen, Trescho, u. s. w. aufmerksam machen, welche, vielleicht ohne daß sie es selbst wissen und wollen, den Grund aller freyen Untersuchung der Wahrheit untergraben. Das Publikum soll nun aber das gefällte Urtheil nicht auf guten Glauben annehmen. Gar nicht. Und wenn es das thut, so ist es ja nicht die Schuld des Kunstrichters. Nein, es soll selbst prüfen. Die Freyheit, die wir uns für Recht halten, ist ein allgemeines Recht, folglich auch für unsre Leser.

„Auch zum Nachtheil eines Hamburgischen „Predigers S. 83. wird so, ohne Beweis und Pro„be, geurtheilt.„ Wir wissen wirklich nicht, was wir hiezu sagen sollen. Seine eigne Worte, die er hier braucht, „wie äffet ihn sein Hochmuth!„ wollten wir ihm nicht gern wieder zurük geben. Ist denn ein Hamburgischer Prediger etwa unfehlbar? Erlangt er durch das geistliche Amt in dieser Stadt eine vorzügliche Begeisterung; Wird sein Geschmak, sein Verstand, seine Wissenschaften dadurch so umgestimmt, daß keine Kritik mehr über ihn statt findet? Wir wollen unsere Leser hierauf antworten lassen. Sie geben uns

das

das Zeugniß, daß das Kleid, der Kragen oder die Statur des Schriftstellers auf unser Urtheil über sein Buch keinen Einfluß habe. — „Ueberhaupt hat alles, „was von Hamburgischer Fabrik ist, das Unglük „diesen Herren vorzüglich zu mißfallen. S. 89.„ Auf die Fabrik sehen wir nicht, nur auf die Güte der Waare: sie mag übrigens zu Hamburg oder zu Kostnitz verarbeitet seyn. Wir sind auch zu patriotisch, und rechnen es zu genau zur Ehre unsers deutschen Vaterlandes, als daß wir nicht wünschen sollten, viel gute Scribenten anzutreffen. Wer Wahrheit und Weisheit lehrt, ist uns willkommen; wir wollen ihn mit Vergnügen unter die Sterne versetzen, die unsern deutschen Horizont erleuchten, er erscheine nun in Norden oder Süden von Deutschland. Auch in Hamburg sind Gelehrte, deren Werke wir mit Beyfall aufnehmen werden. Sollte ein Reimarus seine weitern philosophischen Untersuchungen über die Triebe der Thiere der Welt mittheilen, so wissen wir zum voraus, daß wir Ursach finden werden, uns neuer Aussichten in die Schönheit der Schöpfung zu erfreuen. An den Predigten eines Alberti werden wir das Licht in den Gedanken, die Kraft zu überreden, die Kenntniß des menschlichen Herzens, und die Kunst, den Weltmenschen bis in seine verborgenste Schlupfwinkel zu verfolgen, mit Recht rühmen. Die Predigten eines Herrenschmids werden wir um ihrer Ordnung und Bündigkeit willen jungen Gottesgelehrten zum Unterricht empfehlen. Und überhaupt fordern wir jeden Gelehrten in Hamburg auf, aus dem Schaz seiner Erkenntniß das, was für den Staat, die Kirche oder

die

die Wissenschaften wirklich gut und nüzlich ist, hervorzubringen; so wollen wir gern und aufrichtig sagen: Es ist gut und nüzlich. Aber daß wir die Gedichte eines Richey, und Zimmermann, die Vorreden eines Schulze, die Streitschriften eines Göze und die Zeitungen eines Ziegra loben sollen, werden selbst sehr wenige Hamburger verlangen.

Nun von der Religion der Bibliothek. — Die Bibliothek hat zur Absicht, dem Publiko den Inhalt und Werth neuer Schriften vor Augen zu legen, und mit der Religion eigentlich gar nichts zu thun. Aber was kann man aus den darin enthaltenen Urtheilen von der Religion ihrer Verf. und besonders der theologischen Recensenten schliessen? Wir getrauen uns zu antworten, es erhellet daraus, daß sie viel wahre Religion, und eine unverstellte Ehrfurcht vor Gottes Wort haben. Allein man muß nicht, wie Hr. Zimm. S. 90. f. Religion und lutherische Kirche für einerley halten, nicht so seltsam wie er, schliessen; als ob ausser der lutherischen Kirche über theologische Wahrheiten kein Urtheil von Gewicht gefället werden könne. Der Kritikus muß keine Rücksicht auf diese oder jene Kirche und ihre Unterscheidungslehren haben, wenn er unpartheyisch seyn will. So bald er seine Kirche und ihre Glaubensbücher mit ins Spiel zieht, so kann er nicht mehr Richter seyn, er ist Parthey. Er soll die Erklärungen und Beweise seines Schriftstellers prüfen: wonach? Nach den Glaubensbüchern der Kirche, zu welcher der Schriftsteller gehört? So ist er ein unberufener Inquisitor; und ein unberufener Inquisitor ist ein Bösewicht. Wonach denn? Nach

Schrift

Schrift und Vernunft: dieß sind die einzigen Probiersteine für den Forscher der Wahrheit. Die symbolischen Bücher sind die Norm für den öffentlichen Lehrer, welche Lehrsätze er in seiner Kirche vortragen, und wofür er sich hüten soll, um das Volk, das er unterrichtet, in den Lehren, dadurch es zur Seligkeit geleitet werden soll, nicht irre zu machen. Aber keine Norm für den Gelehrten, der über diese Sätze philosophirt, welches das Volk nicht kann; der die Schrift in einem weit größerm Lichte übersieht, als es der ungelehrte zu thun vermögend ist. Keine Norm für ihn, wie er sich den Lehrsaz vorstellen, darüber denken, ihn mit andern Wahrheiten vergleichen und verbinden, oder in welchem eingeschränkten Lichte er ihn erblicken solle: sonst müßte er aufhören zu denken, nur die vorgeschriebenen Worte nachsprechen, und alle freye Untersuchung aufgehoben seyn. Und wenn ihm das auch durch die Symbola geboten würde, so ist es doch durch die Natur unmöglich, dem Gebot zu gehorchen. Keine Norm endlich für den Kritikus, wie er urtheilen soll; denn er beurtheilt nicht die Lehrsätze, sondern die Erklärungen und Beweise, die sein Schriftsteller davon giebt, er geht mit ihm nicht als sein Vorgesezter um, der ihn über das System seiner Kirche zur Rechenschaft fordert, sondern als ein Freund der Wahrheit, der den von ihm eingeschlagenen Weg mit ihm fortgeht, und ihm offenherzig sagt, was für Steine des Anstosses er noch darauf antreffe. Ueberdem dogmatisirt der Kritikus auch nicht, er schreibt kein Lehrbuch, er fällt nur einzelne Urtheile, und diese nur immer in Beziehung auf die Beweisart, die ihm sein Scri-

 benten

tent vorlegt. Daraus kann man wohl schliessen, ob er Liebe zur Wahrheit und zur Religion habe, aber wie will man sein Kirchensystem daraus beurtheilen? Doch hat es Hr. Zim. gethan. Sein Urtheil hat also unrichtig ausfallen müssen, und, nach seinem aufgebrachten Herzen, auch unbillig. Wir wollen es etwas beleuchten.

Erst giebt er sich viel Mühe S. 95. f. ausfindig zu machen, ob die theologischen Recensenten lutherisch oder reformirt sind; und läßt sich nicht undeutlich merken, daß reformirte Urtheile kein Gewicht haben würden. Wie abgeschmakt! Er kann aber doch S. 97. aus der Recension von Cliffords Versuch und H. Carpovs Theologie mit sich selbst nicht eins werden, ob er den V. für lutherisch oder reformirt halten soll. Er nimmt dabey an, daß alle Recensionen, die mit einerley Buchstaben unterzeichnet sind, auch von einem Verf. herrühren: aber wer heißt ihm das? Doch gesezt dem sey so; so ist seine Ungewißheit, zu welcher Kirche der Recensent zu rechnen sey, ein wahrer Lobspruch für die Unpartheylichkeit desselben. Der Recensent hat also nirgends die Meynung seiner eigenen Kirche sektirisch durchschimmern lassen; desto mehr Gewicht hat ja folglich auch sein Urtheil. Vielleicht hat er auch die Unterscheidungserklärungen beyder Kirchen vom heiligen Abendmahl nicht für so wichtig zum Heil der Christen gehalten, daß er nicht beyde Theile mit freyem und uneingenommenen Herzen darüber hören sollte. — Doch nicht umsonst will Hr. Zim. den Leser glaubend machen, die Recensenten wären reformirt. Er denkt dadurch das Zeugniß der Wahrheit

heit eines Hamburgischen Ministerii gegen das Urtheil unserer Bibliothek zu retten. Hätte er doch davon geschwiegen! Der V. dieses Urtheils ist gewiß ein Lutheraner. Er hat auch sein Urtheil nicht aus Sektenhaß, sondern aus der Schrift selbst und dem Geiste derselben hergenommen; sie wird auch nicht allein von ihm, sondern von vielen Gliedern der Lutherischen Kirche sehr laut verurtheilt, und das Lobgeschrey einiger Zeitungsschreiber hat den Ton nicht umstimmen können. Auf einen Punkt müssen wir hierbey noch antworten: Er nennt S. 93. den Recensenten „einen Lügner, weil er behauptet, daß verschiedene Glieder des Ministerii dieses Zeugniß nicht gut hiessen.„ Der Recensent hat einige derselben in frühern Jahren gekannt, und aus ihrer damaligen Denkungsart mit einer Art von Gewißheit geschlossen, daß sie das Zeugniß nicht gut heissen könnten. Ist es aber erweislich, daß auch sie es befördert und gut geheissen haben, so muß sich freylich ihre Denkungsart in Hamburg sehr geändert haben, und in dem Fall nimmt der Rec. sein Zeugniß für sie ehrlich, wiewohl mit Betrübniß, wieder zurük. — Noch eins auf S. 94. Der Verf. des Auto da Fe lacht bey Erwähnung der Furcht des Herrn, und sein Kritikus ist damit nicht zufrieden: der Recensent des Zeugnisses erwähnet auch der gemißbrauchten Furcht des Herrn, aber mit ernsthaften Unwillen. Ist denn beydes nicht sehr von einander verschieden?

Hr. Z. möchte aber auch gern die Verf. der Bibliothek zu Socinianern und Pelagianern machen: Nun das ist jezt einmal Mode, wir müssen uns diese

Scheltworte auch von Schriftstellern gefallen lassen, die über unser Urtheil böse geworden sind. Doch so böse auch Hr. Z. war, und so sehr seine Rachsucht alles aufgesucht und schwarz vorgestellt hat, was nicht allein seinen Kritikus, sondern auch die ganze Bibliothek um ihre Achtung bringen könnte, so hat sein aufgebrachter Geist doch die Zeugnisse, welche in der Bibliothek für die heilige Dreyeinigkeit, für die Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes u. s. w. gegeben werden, nicht verkennen können. Wir ersuchen unsre Leser, selbst nachzulesen, mit welcher Feyerlichkeit Herr Z. die Rechtgläubigkeit der Verf. der Bibliothek in diesen Lehrpunkten S. 98-101. selbst bezeuget. Dieß Zeugniß eines erbitterten Feindes muß doch wohl gültig seyn!

„Aber unter diesen Lehrsätzen findet man keinen „der die Genugthuung Christi beträfe. S. 102.„ Ist denn die Bibliothek ein theologisches Lehrbuch? Kann sie denn anders von einem dogmatischen Lehrsatze reden, als wenn sie durch den Inhalt des zu beurtheilenden Buchs dazu veranlaßt wird? — „Aber die Fra„gen, die Fragen, welche der Recens. von Treschos „theol. Briefen, (Bibl. B. 3. St. 1. S. 34.) „zwar mit vieler Bescheidenheit, der Welt zur Prü„fung vorlegt, verrathen doch eine socinianische See„le. S. 103-107.„ Der Verf. dieser Fragen hat wohl vorausgesehn, daß ihn Leute von solcher Gesinnung, als Hr. Z. in dieser Schrift äussert, wegen dieser Fragen verketzern würden. Doch hat er sie nach vieler Ueberlegung, und um des wichtigen Einflusses willen, den ihre Prüfung und Entscheidung hat, be-

kannt

kannt gemacht. Herr Z. hätte der christlichen Welt einen grössern Dienst gethan, wenn er sie eben so bedächtig, als sie abgefaßt sind, geprüft hätte; als es ihr ein Dienst seyn kann, daß er sie verschreyet. Werden sie einst sattsam geprüft seyn, so wird sich ihr Verf. auch, für die, die es etwa nicht übersehn können, über die angelegentliche Absicht derselben näher erklären. Herr Z. meynt zwar S. 105, die Frage müsse so gestellet werden: „Ob die Art und Weise unsrer Erlö„sung zu den Stücken des Glaubens gehöre, die je„mand ohne Verlust des Heils unbekannt seyn, oder „gar von ihm geläugnet werden können?„ Aber bey Leibe nicht, so muß sie nicht gestellt werden. Nun ist sie schon zum Verketzern eingerichtet. „Es kann dir „ja nicht unbekannt seyn; da steht es ja in der Schrift „(nach meiner Erklärung nemlich;) und du läugnest „es doch? So läugnest du es vorsezlich; so empörest „du dich wider Gott! Und nun ist das Anathema ge„recht, und wird mit Recht über dich ausgesprochen:„ Nein, die Frage ist die: Ob alle Menschen einerley Vorstellungsart von dem Modo der Erlösung haben können, und wie wir Menschen diese Vorstellungsart an andern beurtheilen sollen; ob nach unsrer Fassung und unserm System, oder nach anderweitigen Gründen? Die andere Frage, die Hr. Zim. ebend. hinzusezt, ist leicht zu beantworten. „Wer für sich von „der Art unsrer Erlösung anders denkt, als wir es „in der Schrift finden, den kann man (zurechthel„fen, und geht das nicht;) ruhig der Barmherzigkeit „Gottes überlassen.„ „Wer seine Gedanken darüber öf„fentlich ausbreitet, und das, was wir hierin für

„Lehre der Schrift halten, bestreitet, der giebt sei„nem Gewissen und Gott von dem Zwek seiner Be„streitung Rechenschaft, und sonst niemand.„ „Wer es „mit Verhöhnung thut, der handelt schändlich, und ist „in wohleingerichteten christlichen Staaten strafwür„dig, er sey num übrigens rechtgläubig oder irrgläubig.— „Weiter. — Die Verfasser der Bibliothek misbil„ligen nach S. 107. die Vorstellung vom Erlösungs„werke, daß Gottes Rache und Zorn durch das Blut „eines unendlichen Wesens befriediget werden müsse.„ Und welcher vernünftige misbilliget nicht diese übertriebenen Vorstellungen, welche nie bey ächten Theologen, sondern nur bey unbestimmt schwatzenden Homileten gangbar geworden sind? — Diese Gründe sind es, daraus Hr. Z. S. 108. folgert, daß die V. der Bibliothek nicht allein socinianisch denken, sondern auch plump und unwissend sind.

Hätte Hr. Zim. nicht so große Lust zum verketzern gehabt, so würde er die S. 109. 110. angezogene Stellen aus der Bibliothek nicht für pelagianisch erklärt haben. Wir hoffen, die protestantischen Gottesgelehrten werden es noch einst für Pflicht halten, die augustinische Lehre von der Gnade nochmals reiflich zu untersuchen. Unüberlegt aber ist es, eine philosophische Untersuchung, die so fein wird als diese; als einen Glaubenspunkt für alle Christen anzusehn. Sie wissen es aus der Erfahrung sattsam, daß sie durch sich selbst nicht gut sind; wie das in ihrer Seele zugehe, das gehört nicht zur Religion, sondern zur Philosophie über die Religion. — Das übrige, was Hr. Z. S. 111-115. aus der Bibliothek anzieht, mag

zwar ihm und seines gleichen, aber nicht gelehrten Schriftforschern; Lesern, welche Religion und Theologie zu unterscheiden wissen: und Männern, welche ihr Christenthum nicht im Verketzern setzen, anstößig seyn. Wir können getrost dazu stille schweigen. Hr. Zim. muß doch mit sich selbst nicht recht eins gewesen seyn, was er aus den Verf. der Bibliothek für Irrgeister machen solle, denn S. 116. „behauptet er wieder, die, welche er erst für Socinianer und Pelagianer gescholten, müßten eine sehr wankende Religion haben.„ Unsere Religion stehet sehr fest; aber wir gestehen, daß wir noch nicht alle bisherige Erklärungen der Schrift für richtig halten; daß wir nicht mit allen philosophischen Vorstellungsarten theologischer Lehrsätze, welche manche Gottesgelehrten davon geben, eins sind; daß wir die Erheblichkeit von manchen für das Allgemeine der Religion nicht einsehen; daß wir täglich prüfen, täglich mehr zu lernen uns zur Pflicht rechnen, und es von jedem Schriftsteller ohne Unterschied dankbar annehmen, wenn er unsre Einsichten berichtiget. Wer in allen diesen Punkten ganz fest zu stehen, oder keiner Verbesserung mehr fähig zu seyn glaubt; dem müssen wir entweder Glük wünschen, oder Mitleiden mit ihm haben. Wenn wir noch fortlernen, so soll der Leser mit uns, wie wir hoffen, auch weiter kommen.

Nach allem dem, was Hr. Zim. in seiner Hitze wider die Bibliothek ausgestossen hat, sollte man wohl nicht vermuthen, daß er in lauter Liebe und Freundschaft von ihr, und selbst von seinem Recensenten Abschied nimmt. Wir bitten unsre Leser, es S. 124. f. mit ihren eigenen Augen zu sehen, daß er sich von den

Verf. der Bibliothek diesen Socinianern, Pelagianern, anonymischen Meuchelmördern, Ochsen, verwegenen, stolzen, unwissenden Tadlern, u. s. w. nicht im Bösen scheiden will. Er fordert ihre Großmuth auf, — er ist kein Feind der Bibliothek, er lieſt vielmehr manche darin enthaltene Recensionen und Urtheile, insonderheit auch von seinem Freunde, dem Hrn. B. (der doch seiner Aussage nach ein Großsprecher S. 40. ein wissentlicher Lästerer beyder protestantischen Kirchen, S. 60. ein offenbarer Feind der Wahrheit, S. 65. ein unwissendes Kind, u. s. w. seyn soll; der heißt nun sein Freund, und manche Urtheile dieses seines Freundes lieſt er) mit Vergnügen und Achtung. Er wünscht durch seine Schrift zur Vollkommenheit der Bibliothek etwas beygetragen zu haben, damit sie ihre V. desto mehr zu einer Ehre von Deutschland erheben, und den Nutzen derselben und das Vergnügen der Leser desto allgemeiner machen. — Wir enthalten uns gern alles Urtheils über diese abstechende Ungleichheit des Charakters an Hrn. Z., wir wollen ihn nicht noch im Grabe beschämen. Der Leser mag selbst urtheilen. Wir bleiben gern bey dem reellen stehen, und wollen also nur auf seine Bitte an uns S. 125. „gegen eifrige Gottesgelehrte eben die Toleranz zu beweisen, die „wir gegen Irrende und Verführer beweisen,„ ein paar Worte antworten.

Hätten wir uns wirklich einen Mangel der Toleranz gegen jene zu Schulden kommen lassen, so würden wir sagen; nihil humani a me alienum puto: man verschwendet oft die Zeit auf das Durchlesen man-

cher Schriften, und wird nicht dafür belohnt; der Autor thut grosse Versprechungen, und hält nichts; er wiederholt bekannte Sachen, die schon gedrukt sind, und nicht neu gedrukt zu werden brauchten; er streitet wider selbst denkende Männer mit Argumenten, die aus akademischen Collegiis genommen sind; er schildert seinen Gegner schwarz und macht ihn verdächtig; eifert über die reine Lehre, und ist selbst seicht in derselben. Das kann doch einen Kritikus wohl unwillig machen? Doch haben wir es immer bey solchen Scribenten vor Augen gehabt: Sie meynen, sie eifern um das Recht, sie halten es sich für Pflicht, Gottes vermeyntliche Ehre zu retten: und unsre Freunde könnten es uns bezeugen, daß wir um dieser guten Meynung willen geurtheilt haben: Sie verdienen Nachsicht. Aber der ehrliche Kritikus muß doch auch sagen: Dieß Argument ist seicht, jenes taugt nichts wider den Gegner; diese Sachen sind bekannt, das Publikum wußte sie schon; der Geist, der dich treibt, ist kein Geist des Christenthums; du verräths Leidenschaft; du sprichst nur nach, und hast nicht selbst mit deinem Gegner über die Sache gedacht; u. s. w. Bey aller Behutsamkeit also, die sich der Kritikus vorschreibt, wird sich doch der Autor für beleidiget halten; und seinen Haß muß der Kritikus ertragen, wenn nur das Publikum dabey gewinnt. — Indessen um auch den Schein solches Vorwurfs zu vermeiden, wollen wir den Grad der Gleichmüthigkeit, den viele unsrer Leser bereits an uns erkennen, noch genauer studieren, die Ruhe des Geistes, die uns nie bey unsern Kritiken, wie wir dreist behaupten können, verlassen hat, auch

historischen Methode gehöre? ob sie nicht wenigstens besser am Ende des Buchs, als eine Folgerung aus der ganzen vorhergehenden Geschichte, gestanden hätte? und ob sie nicht deswegen hieher gleich zum Anfange gesezt worden sey, um einen jeden, der gegen die Jesuiten geschrieben hat, verdächtig und verhaßt zu machen. Genug, der Verfasser ist ein Apologet, kein Geschichtschreiber, und daher rafft er alles zusammen, was seiner Parthey dienlich seyn kann. Er macht folgende Classen von **Jesuiten-Feinden**. 1) Diejenigen, so die Jesuiten nicht kennen. Dahin rechnet er insonderheit die Einwohner vieler Protestantischen Länder, welche kaum jemals einen Jesuiten gesehen hätten; gleichsam als wenn es kein anderes Mittel zu einer zuverläßigen Kenntniß gewisser berühmten Gesellschaften gebe, als sich mit den Mitgliedern derselben zu unterreden. 2) Solche, welche die Jesuiten zwar nicht kennen, aber doch zu kennen vermeinen; weil sie viel von ihnen gelesen haben, aber in verdächtigen Büchern. 3) Die Unbesonnenen, welche von einzelen Personen gleich auf alle den Schluß machen. 4) Die Stummen, welche geheime Ursachen des Hasses wider die Jesuiten haben. 5) Die Halbchristen und Freygeister. 6) Manche junge Leute oder **junge Schnauzen**, welche auf die Jesuiten schimpfen, um die Mode mit zu machen. Der Verf. hat einem von ihnen gesagt: „Was kommt daraus? dieses: man gewöhnet sich von „Geistlichen übel zu reden; man setzet sich durch das „**Widersprechen** böse Sätze in den Kopf, man zwei„felt endlich, und glaubet zulezt, was man Anfangs „nur Eitelkeit oder Scherzhalben verfochten hatte.„

fallen, welche mit der Methode der meisten Antiquarien nicht genug bekannt sind. Diesen ist kein Nahme, wenn er auch selbst in Rom unberühmt gewesen wäre, zu unerheblich, kein Umstand, wenn er auch weder zur Erläuterung der Geschichte noch der Sprache etwas beyträgt, zu klein, daß sie es nicht für ihre Schuldigkeit halten sollten, von beyden alles, was sie wissen, und was sie nicht wissen, zu sagen. Man trägt aus andern Büchern mühsam zusammen, was mit der Materie einige Verwandschaft hat, man schweift in unnöthige Muthmassungen aus, wiederholt das oftmals schon von andern gesagte, und auf diese Art bringt man in kurzer Zeit auch über nichtswürdige Dinge ein Buch zu Stande, welches durch die vielen Citationen ein gelehrtes Ansehen gewinnt. Wir wollen sehen, wie weit sich Herr Walch von dieser Methode entfernt habe.

Erstlich untersucht der Hr. Verf. wer der DEVS TARANVCNVS sey, welchem diese Aufschrift gesezt ist. *Taran*, sagt er, war ein Gott der alten Celten, welchen die Deutschen *Thor* nennten, und der auf zwey andern Aufschriften, doch mit kleinen Veränderungen, vorkommt. Auf der einen lieſt man: I. O. M. TANARO, und auf der andern: IOVI O. M. TARANVCO. *Tanar* hat in der Celtischen Sprache den Donner bedeutet, und Tanarus oder Taranucnus wir also der donnernde Jupiter der Römer seyn. (Iupiter fulgurator, fulminator, tonans.) Hierauf werden die griechischen Benennungen dieses Gottes angezeigt, nebst den Ursachen, warum die Celten den donnernden Jupiter verehrt haben. (Der Verf. hätte

hätte dieses alles nicht nöthig gehabt, wenn ihm die Abhandlung bekannt gewesen wäre, die der Abt Tilladet von dem Gottesdienste des donnernden Jupiters geschrieben hat, und welche in dem 2ten Bande der Geschichte der Königl. Academie der schönen Wissenschaften zu Paris stehet.) Er fragt zugleich, ob der Jupiter, welchen nach Cäsars Zeugniß die Gallier verehrt, dieser Taranucnus sey, geht auf den Ursprung des Wortes Donnerstag über, welches er von *Thorsdag*, *Tanarsdag*, herleitet; handelt von der Verehrung des donnernden Jupiters; redet sehr weitläuftig von der verschiedenen Schreibart dieses Nahmens, und untersucht endlich, warum er hier bloß Deus Taranucnus genennt werde, da in den beyden eben angeführten Aufschriften lezteres Wort dem ausdrüklichen Nahmen des Jupiters beygesezt sey. Dies ist der erste Theil dieses Buches, und der wesentliche Inhalt desselben, hätte sehr füglich auf einige Seiten gebracht werden können. Der zweyte Theil ist wegen seiner Weitschweifigkeit noch viel unerträglicher. Er betrift den VERATIVS PRIMVS, und hier sehen wir dem Verf. die Mühe an, mit welcher er die Register der Sammlungen alter Aufschriften durchgesucht, um diesen Nahmen zu finden. Was für Nutzen kann nun aber diese mühsame Untersuchung haben, aus der wir nichts anders lernen, als daß *Veratius* aus einer Familia plebeia gewesen, daß die Aufschriften der drey ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt der Veratiorum Meldung thun, daß verschiedene Veratii Kriegsbedienungen gehabt haben, u. s. w. Das Wort PRIMVS giebt dem Verf. gleichfalls Gelegenheit, von

den

den Zunahmen und Nahmen vieles zusammen zu tragen. Er glaubt, daß dieses Wort hier von dem Vater dem Sohne beygelegt worden, um seine Söhne nach der Ordnung ihrer Geburthzeit zu unterscheiden. Von S. 99. an, wird eine sehr unnütze Frage aufgeworfen und beantwortet: Ob nemlich *Veratius* noch einen besondern Vornahmen gehabt habe? Aber vielleicht geschahe die Frage bloß, um in der Antwort von dem Vornahmen handeln zu können. Noch verdrießlicher ist die Untersuchung von S. 103-172. wer dieser *Veratius* wohl gewesen sey, und was er für ein Amt bekleidet habe? Der Verf. hält ihn für einen Soldaten von der achten Legion, und wer dieses nicht glauben will, der kann für seinen Unglauben nicht ärger gestraft werden, als wenn er die Gründe des Verf. zweymal durchlesen muß. Zugleich wird von den Schicksaalen und der Geschichte der achten Legion weitläuftig gehandelt. Bald hernach ist der Verf. von S. 177. an, sehr um die Ursachen bekümmert, warum wohl der *Veratius* diesen Altar dem donnernden Jupiter habe setzen lassen? Er untersucht vornemlich: Ob das Ungewitter, welches die Armee des Antoninus Philosophus errettet, dazu Gelegenheit gegeben habe? Aber es scheint ihm doch nach vielen unnöthigen Ausschweifungen diese Muthmassung nicht wahrscheinlich. Den Beschluß des Buchs macht eine Erläuterung der Formel EX IVSSV und eine kleine Beschreibung von den aris castrensibus, die man auch in allen Compendien finden kann. Einen längern Auszug aus dieser Schrift wird vermuthlich niemand verlangen. Wir setzen nur noch zweyerley hinzu: Erstlich ist die Erklärung des

Hrn.

Hrn. Verf. nichts weniger als neu. In einem Briefe des Sixon (welcher sich im 7ten Theil des Gronovischen Thesauri Antiquit. Græcar. S. 263. befindet) lesen wir: Galli Iouem suum *Taranis* siue *Taramis* nomine insigniebant — Inde petitum videtur Iouis *Taranuci* epitheton — Dominus Bernardus — Iouem *Taranucum* dici censebat pro *Tonante*, eo quod vox *Taran* in partibus Britanniæ australibus *tonitrum* significet &c. Zweytens können wir nicht läugnen, daß uns die Vergleichung dessen, was Jacob Spon und Hr. Walch bey einerley Gegenstande gethan, zu verschiedenen Betrachtungen Gelegenheit gegeben habe; Herr Walch schreibt ein ganzes Buch über eine Sache, die, kurz zu sagen, kaum für den Neugierigsten von einigem Nutzen ist. Spon machte gleichfalls die Aufschrift: IOVI O. M. TARANVCO ARRIA SVCCESSA V. S. bekannt, (in Ignotorum atque obscurorum quor. Deorum aris, N. II.) aber er setzte bloß hinzu: Nec facilius Iouem istum in Dalmatia cultum barbaroque nomine *Taranucum* indigitatum cognoscere valebimus, cui Arria Successa, nobis non minus ignota, votum soluebat. Sic ergo cum Ioue suo valeat, nosque ad alia properare concedat. — Wir überlassen es jedem Leser selbst, aus dieser Vergleichung die Folgen zu ziehen, die sie demjenigen anbiethet, welcher die Alterthümer vernünftig betrachtet und erklärt.

E.

XV.

Der Hausvater. Erster Theil. Mit Kupfern. Zweyte Auflage. Hannover, in Verlag seel. Nic. Försters und Sohns Erben Hofbuchhandlung, 1766. gr. 8. 2 Alphab.

Es ist bereits im ersten Theil dieser Bibliothek S. 314. das erste Stük des Hausvaters angezeiget. Ein Werk von dieser Art aber, welches in aller Absicht vortreflich heißt, kann den Lesern nicht genung angepriesen werden, und der häufige Abgang desselben, welcher in Jahr und Tag bereits eine neue Auflage veranlasset hat, bestättiget unser Urtheil. Der Herr Landdrost von Münchhausen, als der würdige Verfasser dieses Buchs, welches dem deutschen Vaterlande so viel Ehre machet, ist einer von den seltenen Gelehrten, die in ihrer Person alles vereinigen, was die glükliche Ausführung eines so weitläufigen Plans, nach welchem diese Schrift ausgearbeitet wird, nur irgend begünstigen kann. Ausser einer reifen Beurtheilungskraft, einer starken Belesenheit, und einer bewunderns würdigen Deutlichkeit der Schreibart, beleben ihn ein Eifer für das gemeine Beste, eine ungeheuchelte Wahrheitsliebe, und alle die grossen Eigenschaften, die das reizende Bild eines rechtschafnen Patrioten zeichnen. Hiemit verbindet er eine lange Erfahrung in der Landwirthschaft, die um so viel gründlicher seyn kann, da er als Herr von einem grossem Vermögen, und Besitzer der ansehnlichsten Landgüter in verschiedenen Ländern, alle Hülfsmittel in Händen hat, selbige durch unzählige Proben und angestelte

Ver-

Versuche ausser Zweifel zu setzen. Daß der Hr. Landdrost diese Mittel wirklich anwendet und keine Kosten scheuet, um die Aufnahme der Landwirthschaft zu befördern, davon zeugen unter andern die in der Vorrede zum ersten Stük befindlichen und hernach im zweyten Stük S. 399 - S. 422. ausführlicher erklärten Preißaufgaben, welche zusammen über dreyhundert Dukaten ausmachen. Was den Inhalt dieses Werkes selbst betrift, so bindet sich der Herr Verfasser an keiner ängstlichen systematischen Ordnung, weil seine Absicht nicht ist, ein besonderes Lehrgebäude der Haushaltungskunst zu schreiben, sondern er liefert lauter einzelne Abhandlungen, über vermischte Gegenstände, die im engern oder weitläufigen Verstande zu dem Umfang der Landwirthschaft gehören. Solcher Abhandlungen werden mehrere oder wenigere nach der Stärke ihres Inhalts zusammen gedrucket, und machen allemal drey solcher Stücke einen Band aus. Von der innern Beschaffenheit dieser Abhandlungen, sagt der Herr Verfasser in der Vorrede S. XV. also: „Ueberhaupt aber kann ich meinen Lesern keinen kürzern Begrif von dem mir gemachten Plan geben, als „wenn ich ihnen sage, daß das ganze Werk am Ende „einige Aehnlichkeit haben werde, mit dem so bekannten und in jedermanns Händen befindlichen Spectacle de la Nature des Herrn de la Pluche, und „mir wird es genug seyn, wenn ich mir nur den zehnten Theil von dem Beyfall erwerbe, mit welchem jenes Werk aufgenommen worden.„ Es ist die Sprache einer fast zu grossen Bescheidenheit, wenn der Hr. von M. sich so auszudrucken beliebt, indem nach dem

Urtheil der Kenner, der Abt Pluche in aller Absicht unendlich weit hinter dem Hausvater zurücke bleibt.

Das erste Stük enthält I. eine gründliche Betrachtung des Pfluges. Die Struktur desselben und die Untersuchung, was zu einem vollkommenen Pfluge gehöret, welches der Herr Verfasser die Theorie des Pfluges nennet, füllet 80. Blattseiten an. Nur Landwirthe, deren Erkenntniß seichte ist, oder auch aufgeblasene unphilosophische Philosophen werden sich wundern, daß man von einer so gemeinen Sache, als ein Ackerpflug ist, so viel sagen könne. Allein das wichtigste Werkzeug in der Welt war dieser Untersuchung wohl werth, und Einsichtsvolle Leser wissen, daß hier noch große Tiefen für mechanische Entdeckungen übrig sind. II. Anweisung wie die Saatfelder beackert und bestellet werden sollen, S. 86 - S. 198. Hievon sagt der Herr Verfasser S. 87. „Meine Absicht ist gewesen, die ersten Gründe des Feldbaues in einem Zusammenhange so kurz wie möglich „vorzutragen, so daß ein Haushalter sich dieses Aufsatzes als seines Catechismus bedienen könne; worinn „ihm die vornehmsten Arbeiten vom Feldbau vorgeschrieben und alles aus fünf und zwanzigjähriger Erfahrung, richtigen Gründen und hinlänglicher Ueberlegung bestättiget und erwiesen worden.„ Wir können aus wahrer Ueberzeugung mit Kenntniß der Sache hinzufügen, daß die einzigen wahren und richtigen Regeln eines glüklichen Ackerbaues allhier in der angenehmsten Kürze, mit vorzüglicher Deutlichkeit, Ordnung und Gründlichkeit vorgetragen werden, so daß wir sonderlich angehenden Landwirthen nicht genug an-

rathen können, selbige bis zum auswendig lernen oft zu lesen.

Zweytes Stük. III. Regeln zu Anlegung eines Gartens S. 201 = S. 230. Derselben sind zusammen ein und zwanzig, welche Lust. Baum. und Küchengärten zugleich betreffen, und von der guten Einsicht des Herrn Verfassers auch in diesem Fache, zeugen. IV. Abhandlung von Zubereitung des Mistes S. 233 = S. 264. enthält den Kern von dem, was ein Landwirth von dieser ihm so wichtigen Materie wissen muß. Ein jeder der sich den Hausvater anschaft, wird bereits in diesen wenigen Blättern Nutzen genung finden, um das daran gewandte Geld nicht zu bereuen; zumal die meisten Wirthschafter entweder aus Unwissenheit oder Nachläßigkeit in diesem Stük noch unvergebliche Fehler begehen. V. Abhandlung von den Wiesen, deren besserer Wartung und Nutzung S. 267 = S. 278. ist kurz, aber voller guten Anmerkungen über diesen Gegenstand. In einer Note S. 276. wird hier ein Saz aus den ökonomischen Nachrichten angeführet, wo man anräth, die Wiesen gleich nach Abmähung des Heues mit Hürden beschlagen zu lassen. Hier frägt der Herr Verfasser: „Hat dies jemand versuchet; gehet es an? verbrennet „der Schaafdünger nicht das Gras? und ist er nicht „dem Grummet schädlich?„ Wir sind im Stande hierauf zu antworten: Es gehet freylich wohl an, nur aber erst alsdenn wenn das Grummet auch schon abgebracht ist. Wir haben seit verschiedenen Jahren die Gewohnheit, gleich nach der Grummeterndte, die Schaafe auf den Wiesen pferchen zu lassen, so lange

es die Witterung erlaubet. Die Hürden werden um ein Drittheil weitläufiger geschlagen als sonsten bey dem Pferchen auf dem Ackerlande gebräuchlich ist, weil hier eine kleine Portion dieses kräftigen Düngers, wenn sie von der Winterfeuchtigkeit aufgelöset worden, vermöge der gleich einem Gewebe in einander laufenden Graswurzeln wie ein Balsam eine Menge Pflanzen durchziehet, und ihnen hinlängliche Nahrung mittheilet. Nur muß die Wiese keiner Ueberschwemmung unterworfen seyn, weil sonst die beste Kraft hinweggespület wird. VI. **Etwas von künstlichen Wiesen und Futterkräutern S. 281 = S. 318.** In dieser Abhandlung werden alle Arten der Futterkräuter, nach ihrem Anbau, Eigenschaften, Werth und Gebrauch kürzlich, jedoch gründlich betrachtet. Den grossen rothen spanischen Klee (Trifolium pratense purpureum) ziehet der Herr Verf. allen Kleearten und selbst der Luzerne (Medicago sativa) vor. Wir räumen dieses in Absicht aller übrigen Gräsereyen ein, nur die Luzerne behält bey uns den Vorzug vor allen. Wir bauen schon lange beyde Kleearten und hat die Luzerne vor dem spanischen Klee noch immer den Preiß behalten. In einem feuchten Sommer mähen wir den spanischen Klee dreymal, die Luzerne hingegen fünfmal, und in trockenen Jahren liefert diese dennoch vier Erndten, wenn wir bey jenem mit zwo derselben zufrieden seyn müssen. Nicht zu gedenken, daß die Luzerne schon im Anfang des Frühlings einer Hand lang hervorgewachsen ist, wenn der spanische Klee noch auf der Erde kriechet. Die funfzehnjährige Dauer der Luzerne, übrigens verglichen mit dem spanischen Klee, der nur

drey Jahr in seiner Kraft bleibt, und andere Umstände mehr, vermögen uns daher, dem Hrn. Verfasser hierinn nicht beyzupflichten. VII. Von dem Unterschiede des Winter- und Sommer-Roggens, nebst einem Anhange vom Brande, Roste, und Mutterkörnern S. 319-S. 334. Es findet der Leser verschiedene feine Anmerkungen in diesem Aufsatz die ihm nicht unangenehm seyn werden. Wichtiger aber ist, VIII. der Unterricht für einen angehenden Landwirth S. 337-S. 396. Hier zeigt sich der Herr v. M. als Landwirth betrachtet in seiner ganzen Größe. Er wirft folgende Fragen auf: 1) Nutze ich mein Guth recht? 2) Wie verbessere ich mein Guth? 3) Wie soll ein Haushalter Versuche anstellen? Diese drey Fragen werden in eben so viel Abtheilungen beantwortet. Ein jeder Guthsherr, er sey ein alter oder ein angehender Landwirth; wird hier den richtigsten Maasstab finden, die Beschaffenheit seiner ökonomischen Einsichten, und seiner Landwirthschaft nach ihrem wahren Werth zu bestimmen. Es ist diese vortrefliche Abhandlung ein Spiegel, der die Fehler und Vollkommenheiten bey Verwaltung eines Landguths in einem untrieglichen Lichte darstellet, und den nur ein Hausvater, wie der Herr Landdrost, verfertigen konnte. Wir müssen es bey dieser allgemeinen Beurtheilung solcher durchaus schönen Ausarbeitung bewenden lassen, weil uns der eingeschränkte Raum verbietet nach unserm Wunsch weitläufiger zu seyn. Kenner werden uns beypflichten, daß nichts vollkommeners von dieser wichtigen Materie kann geschrieben werden. IX. Vorläufige weitere Erklärung über

die

die ausgesezten Prämien. S. 399 - S. 422. Hier verweisen wir den Leser auf das, was wir oben davon gesagt haben.

Drittes Stük. Dieses enthält verschiedene Abhandlungen über vermischte Gegenstände der Landwirthschaft, von denen wir überhaupt sagen können, daß sie den vorigen am Werthe vollkommen gleich sind. Es sey uns also genung nur den Inhalt davon herzusetzen, da der Leser aus dem vorigem die Vortreflichkeit dieses ökonomischen Buches schon sattsam einsehen kann. Diese längere oder kürzere Ausarbeitungen sind also in der Ordnung folgende: X. Von Haus- und Lagerbüchern. XI. Ein Mittel wider den Biß wütender Thiere. XII. Von Fütterung der milchenden Kühe auf dem Stalle. XIII. Von der sparsamen Fütterung des Viehes, nebst einem Mittel gegen dessen Faulfressen. XIV. Anmerkung von den gefallenen Schlossen. XV. Vom Aussaugen der milchenden Kühe. XVI. Von Waschung der Schaafe mit Salzwasser. XVII. Ist es besser das Feld in schmale oder breite Beete zu theilen. XVIII. Von der Wässerung des Getraides auf dem Felde. XIX. Bestimmung der vornehmsten europäischen Maassen und Gewichte.

Von dem zweyten Theil des Hausvaters soll in einem künftigen Stük dieser Bibliothek mit mehrern gehandelt werden.

H.

XVI.

De debitore obaerato ejusque vidua seu uxore sese servante per beneficium renunciationis pactorum nuptial. ad Art. I. Iur. Lubec. Tit. 5. Lib. I. & Art. 10. Tit. I. Lib. 3. praecipue ad hujus verba; Bergen und Dachdings auftragen Dissert. etymol. jurid., quam -- Praeside, *Ge. Henr. Ayrero*, - - - - pro summis in utroque jure honoribus rite consequendis, publico eruditorum examini submittit *Ioannes Henr. Kienmann*, Lubecensis, ad d. 21. Iun. 1766. Goett. Typis Schulzianis, curante F. A. Rosenbusch. 366 S.

Ob wir gleich sonst academische Streitschriften in unserer Bibliothek zu übergehen pflegen, so sind wir doch von gegenwärtiger Schrift theils ihrer Weitläufigkeit wegen, die sie zu den Namen eines ziemlichen Tractats berechtiget, theils wegen der verschiedenen darin gegebenen neuen Aussichten, von rechtswegen eine Nachricht zu geben schuldig. Das Lübische Recht verordnet, daß eine Frau, vermöge der dort üblichen Gemeinschaft der Güter, den Gläubigern ihres Mannes alles Vermögen, so beyde Ehegatten während der Ehe gehabt, ja gar auch alles das überlassen müsse, was sie in der Folge ihres Lebens erwerben möchte. Jedoch kann sie von dieser lezteren Schuldigkeit loskommen, wenn sie binnen 6. Monathen sich zu dem entschließt, was im dem dortigen Stadtrecht Bergen und Dachdings auftragen genennet wird. Alsdenn haftet nur dasjenige Vermögen, was beyde Eheleute während der Ehe besessen haben-

ben. Es ist aber fast beständig, so oft der Fall vorgekommen, über die Bedeutung jener altdeutschen Worte gestritten worden. Gemeiniglich hat man dafür gehalten, daß Dachdings auftragen, so viel heisse, als sich gerichtlich der vorhandenen Güter begeben, weil Dachding in den Glossarien immer durch eine gerichtliche Tagefahrt übersezt wird. Es ist erst kürzlich darüber ein Rechtsstreit entstanden, davon die Geschichte in des H. R. Pütters auserlesenen Rechtsfällen Dec. 23. p. 261. und des Freyherrn von Cramers Wezlarischen Nebenstunden P. 34. N. 11. p. 34. zu finden. Dem Verf. sind die Acten mitgetheilet worden, und er hat auf des berühmten Herrn Drepers Einrathen diese Sache von Grund aus untersuchen wollen. Zugleich hat er auch die scheinbare Unbilligkeit des Lübischen Rechts zu rechtfertigen gesucht, da nach selbigem eine Frau, wenn sie Kinder mit ihrem Manne hat, und dieser einen Concurs veranlasset, gar nichts rettet, hingegen, wenn keine Kinder vorhanden sind, doch wenigstens ihr Eingebrachtes erhält. Die Arbeit besteht aus drey Kapiteln. Das erste redet von den Rechten eines Gläubigers gegen seinen Schuldner nach deutschen Gesetzen überhaupt. Das andre von der Herleitung und Bedeutung der Worte: Dachdings auftragen. Das dritte von der Verbindlichkeit der Ehegatten in Absicht der gegenseitigen Schulden. Schon aus den ältesten deutschen Gesetzen ist das Recht herzuleiten, im Fall der Schuldner nicht bezahlt, dessen Person und Freyheit anzugreiffen. (S. 6.) Daß ohne Acceptation ein Versprechen nach deutschen Rechten verbindlich sey, (S. 7.) kann der Verf. im eigent-

 lichen

Er giebt sich darauf viele Mühe zu zeigen, daß die Histoire des Religieux de la Compagnie de Iesus das Werk eines französischen Jansenisten sey, und aus lauter verdächtigen Quellen geschöpft worden. Das erstere kann wahr seyn; das leztere aber ist so falsch, daß wir es vielmehr beynahe als die zuverläßigste Geschichte der Jesuiten befunden haben, bey welcher man nur bedauren muß, daß sie nicht über das Jahr 1572. hinausgeht. Freylich war der Verf. schon gegen die Jesuiten eingenommen, als er sein Buch schrieb; allein er urtheilt doch aus Begebenheiten; er declamirt nicht an Statt zu erzählen; er führt überall seine Gewährsmänner an: und diese kann nur ein Schriftsteller wie der unsrige verwerfen, weil darunter Thuanus, Pasquier, Sarpi, u. a. m. sind, obgleich die Jesuitischen Schriftsteller selbst nicht vergessen werden. Endlich macht der V. auch von dem bekannten P. Norbert, (der allerdings den Jesuiten schlechte Dienste erwiesen hat, allein von ihnen auch übel belohnt worden ist,) und von dem Sendschreiben des Portugiesen eine schlimme Abschilderung. Kurz, man sieht wohl, daß er alle Quellen dieser Geschichte unrein nennt, welche nicht von Jesuiten oder ihren offenbaren Freunden herrühren. Er wirft 2) dem Hrn. Harenberg vor, daß er mit einer vergallten und spöttischen Feder geschrieben habe. Zum Beweise wird dasjenige angeführt, was er vom Ignatio Lojola, dem heil. Xaverio und den Jesuiten überhaupt sagt. Die Schreibart des Hn. H. ist freylich kein Muster; im übrigen aber sind wohl wenige Heilige der römischen Kirche, bey deren Geschichte man mit so vielem Rechte denken muß, diffi-

cile

cile est satyram non scribere, als bey dem Leben des Lojola. 3) Hr. H. mischet Wahres und Falsches durch einander, verdecket und verdrehet vieles. Einiges mag hier mit Recht getadelt seyn; aber wiederum, wie in dem ganzen Buche, wird die unausstehliche Sünde wider die Geschichtkunde begangen, daß alles aus Jesuitischen Panegyristen erwiesen wird, wie z. E. aus *Maffeii* vita Ignatii; da es doch eben die Glaubwürdigkeit dieser Schriftsteller ist, die am meisten in dieser streitigen Geschichte angefochten wird, und die durch die Uebereinstimmung unverdächtiger Zeugen hätte befestigt werden sollen. 4) Hr. H. ist im Citiren gar nicht richtig, und geht mit offenbaren Falschheiten um. In Ansehung der Citationen machte ihm der Verf. freylich einige gegründete Vorwürfe; aber es kömmt weder auf diese wenige Stellen bey den Beschuldigungen gegen die Jesuiten an, noch können auch diese ohne allerhand Wendungen völlig gerettet werden. 5) Hr. H. widerspricht sich schändlich, und schlägt sich mit eigenen Worten. Die angeführten Widersprüche sind eben nicht alle so augenscheinlich, daß man sie nicht durch eine genauere Bestimmung zum Theil heben könnte. Wenn z. E. S. 104. folgende zween Sätze als widersprechend angeführt werden: Der General steht unter dem Pabste, und: Die Jesuiten sind dem Pabste über den Kopf gewachsen; ingleichen: Die Jesuiten müssen vermöge ihrer Satzungen das Meßlesen, Beichthören, u. s. w. unentgeltlich verrichten, und: Es ist ihnen um nichts mehr als um den Reichthum zu thun, so sehen wir nicht, warum sich nicht jeder von beyden Sätzen mit einander ver-

vertilgen ließen. 6) Hr. H. raffet und kehret alles zusammen, und zieht die längst widerlegten Histörchen wieder auf. Hier kommt eigentlich nichts Neues vor, sondern mehr eine Wiederholung der obenstehenden Klagen über die schlechten Quellen des Harenbergischen Werks, das heißt recht deutsch darüber, daß er nicht blos aus Jesuitischen Schriftstellern geschöpft hat. Nur dieses wirft der Verf. dem Hrn. H. mit Grunde vor, daß er die verdächtige Eidesformel, welche die Oesterreichischen Jesuiten die Protestanten, die zu ihrer Kirche übergehen, schwören lassen sollen, eingerückt hat. 7) Hr. H. verstösset sich noch wider andere Anfangsgründe der Critik, und macht sich oft gar lächerlich. Z. E. er bildet sich ein, wenn er nur einen catholischen Zeugen wider die Gesellschaft auftreiben könne, so habe er gewonnen Spiel. Allein wenn Herr H. darinne vielleicht gefehlt hat, daß er manche Beschuldigung nur auf einen Zeugen gründet, (obgleich dieser auch oft wiederum mehrere Zeugnisse anführet,) so fehlt unser Verf. noch weit mehr, indem er ihm einen Haufen Zeugen entgegen stellet, die zusammen genommen nicht einen einzigen unverdächtigen ausmachen, weil es entweder Jesuiten oder eifrige Freunde derselben sind. Gegen einige andere darauf folgende Vorwürfe könnte sich Herr H. auch noch wohl verantworten; schwerlich aber gegen alle diejenigen, die von S. 128. an vorkommen. 8) Herr H. lästert den römischen Stuhl, und schonet auch anderer gekrönter Häupter nicht. Lästern heißt hier so viel, als einen jeden nach dem Begrif, den man sich von ihm gemacht hat, wenn gleich dieser schlimm genug ist, abschildern. Dazu setzt

der

der Verf. noch die Irrlehren des Hrn. H. das ist, die Stellen, wo er sich über die Religion als ein Protestant erklärt. Davon hätte nun eigentlich hier nichts gesagt werden sollen: denn wer kann es dem Hrn. H. im Ernste übel nehmen, daß er nach den Grundsätzen seiner Kirche redet? Das ist aber ganz unerträglich, wenn der Verf. dabey nicht nur auf Verdrehungen der Protestantischen Lehre, sondern auch auf die niederträchtigste Art von Spöttereyen verfällt; indem er z. E. von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum sagt: „Nur auf die Verdienste des Erlö„sers getrauet, und dann mit Stiefel und Sporen „zum Himmel hinein.„ o) Das ganze Harenbergische Werk taugt nichts, und wird von den Herren Protestanten selbst verabscheuet. Dieses beweiset der Verf. aus der Abschilderung, und dem Urtheil von diesem Werke, in den Briefen die neueste Litteratur betreffend, und rückt solches zum Theil ein. Allein er folgert daraus weit mehr als er berechtiget war. Freylich ist das Werk des Hrn. H. nichts weniger als eine pragmatische Geschichte; es fehlet darinne an Ordnung, Wahl, in Beurtheilung, und insonderheit auch an dem wahren historischen Ausdrucke; Herr H. hätte nur sammeln, und andere schreiben lassen sollen. Unterdessen sehen wir doch nicht, warum sein Werk gar nichts taugen, und verabscheuet werden soll. Als Materialien zu einer Geschichte betrachtet, behält es immer einigen Werth. Am wenigsten hätte ihm der Verf. seine seltsame Schreibart vorwerfen sollen. Loripedem rectus derideat, aethiopem albus. Wie Hr. H. geschrieben habe, weiß man; aber wie tief

sein

sein Tadler in dieser Betrachtung unter ihm stehe, mag man aus einigen Stellen urtheilen, die wir nur in der Einleitung aufgelesen haben: Hansel! geschwind gieb die Leuchte her! O schöne Rarität! charmante Margreth! Das mag der Guguk wissen; er sagt weder Puff, noch Paff; poz tausend Element! o du Einfaltspinsel! *eh bravo! che viva!* er quakset und naget an alten Knochen — Doch weg aus dieser Gesellschaft des Pöbels!

Wir sind keinesweges gesonnen, das Werk selbst eben so umständlich durchzugehen als die Einleitung; wir haben uns aber eben deswegen bey dieser länger aufgehalten, weil sie die Denkungsart und Absicht, den Ton, in welchem die darauf folgende Geschichte aufgesezt ist, so deutlich an den Tag legt, daß der längste Auszug aus den Nachrichten des Verf. weiter nichts seyn würde, als eine Sammlung von Beyspielen zur Bestätigung desjenigen, was wir von der Einleitung geurtheilet haben. Die sichtbarste Partheylichkeit gegen den geliebten Orden, ein mühsames Zusammenraffen von allem was demselben günstig und rühmlich ist; ohne darum bekümmert zu seyn, ob man nicht gegen die Zeugen des Verf. noch weit mehr einwenden könne, als wider diejenigen, welche er verwirft; ausschweifende Prahlereyen, dreistes Leugnen, gezwungene Entschuldigungen, dieses ist die herrschende Methode des Verf. dieser (nicht critischen, sondern) polemischen Geschichte von der gröbsten Fechtergattung. Er sucht zwar die meisten Erzählungen von den Jesuiten zu verbessern, und alle Beschuldigungen wider sie zu zernichten. Allein die Umstände, welche er mit Zuver-

läßig-

läßigkeit berichtiget, machen nur Kleinigkeiten aus, und bey den wichtigern Punkten findet man keine Ursache, warum man seine so schlecht unterstützten Berichte und Vorstellungen den gewöhnlichen vorziehen sollte. Wir haben uns in der That beym Durchlesen seines Buchs in die Stelle catholischer Leser gesetzt, und es überhaupt den Jesuiten sehr gegönnt, sie in manchen Stücken völlig gerechtfertigt zu sehen; aber es mag nun die überall durchscheinende eckelhafte Partheylichkeit des Verfassers, oder der verdächtige Aufzug seiner Nachrichten selbst daran Schuld seyn, so hat er bey uns sehr schlechten Eindruk gemacht; und an einigen Stellen, wo wir geneigt waren, ihm mehr als allen Hof- und gerichtlichen Erzählungen zu trauen, mußten wir doch immer denken: Wenn nur bessere Beweise und Zeugen angeführt wären! Einem ruhig erzählenden Jesuiten würden wir in dieser Geschichte noch eher glauben können, als diesem ungestümmen Panegyristen.

Im ersten Capitel, von dem Institut der Gesellschaft Jesu überhaupt, (S. 151-195.) beschreibt er die Stiftung und Ausbreitung derselben mit den prächtigsten Lobsprüchen, vergißt aber gänzlich, den abentheuerlichen und verwirrten Stifter derselben, den er einen [illegible]eiler der Kirche nennt, nach den Ausschweifungen seiner ersten Jahre abzuschildern. Zugleich vertheidigt er auch die sonderbare Verfassung der Gesellschaft gegen eine Menge von Einwürfen: eine Vertheidigung, die eigentlich in die Geschichte nicht gehöret, [illegible] ausserdem auch zu declamatorisch und seicht ist. In den beyden folgenden Capiteln werden

 die

die Mißionen der Jesuiten in Ost- und West-Indien beschrieben: alles vollkommen zu ihrer Ehre, aus ihren sehr zuverläßigen Schriftstellern, denen man nothwendig glauben muß, daß der heil. Xaverius Todte auferwekt, daß sein Leichnam die Pest gestillt habe, u. d. gl. m. Ueberall werden auch die Harenbergischen Unwahrheiten widerlegt, und einiges was unter diesen Nahmen angeführt wird, bedarf auch würklich einer Verbesserung, oder wenigstens eines stärkern Beweises; aber meistentheils wird der Leser nicht überzeugt, daß es Unwahrheiten sind. Auf den Vorwurf z. E. daß die Jesuiten ihre Mißionen hauptsächlich in der Absicht angestellet haben, um das Reich des Pabstes zu erweitern, und sich groß und reich zu machen, antwortet der Verf. dadurch, daß er die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Mißionen, und die gar dabey zu befürchtenden Martern und Tod als Umstände vorstellet, welche ganz andere Absichten bey den Mißionarien zum voraus setzen; gleichsam als wenn sie überall eine Japonische Verfolgung angetroffen hätten, und als wenn nicht ihr Betragen selbst bey den Mißionen mehr beweise, als solche Untersuchungen ihrer Absichten a priori. Wenn der Verf. vollends hinzu sezt: „Will man gar aus dem Traum kommen, „so lese man, was die römischen Päbste von dem Je„suitengeist geurtheilet haben. Julius III. wird uns „sagen, es sey der Geist Gottes, der diese Männer re„gieret; Paul III. wird uns sagen, es sey ein Werk „Gottes, rc.„ so könnte nichts lächerlicher seyn, als eine solche Entscheidung: denn selbst in der römischen Kirche hat man sich oft genug beklagt, daß die Jesui-

ten

ten von den Päbsten übermäßig begünstigt worden sind. Die Mißion von Paraguay bildet der Verf. aus dem Muratori, Charlevoix, und andern dergleichen Schriftstellern ab, deren Partheylichkeit in dieser Geschichte bekannt ist, und das berühmte Schreiben des Bischofs Palafox vom Jahr 1649. wider die Jesuiten, erklärt er vor eine untergeschobene Arbeit der Jansenisten; allein mit sehr schwachen Gründen. Im 4ten Cap. kommen die Händel der Jesuiten in Frankreich aus den ältern Zeiten, und im 5ten ihre Verfolgungen in England vor. In beyden Ländern litten die Jesuiten unschuldig. Eine Probe wie sie der Verf. rechtfertigt, kann man in der Geschichte des Chatel und Garnet sehen. Man muß die Geschichte nur aus Compendiis gelernet haben, wenn man sich durch die Art wie der Verf. die stärksten historischen Beweise oder die offenbarsten Spuren verwirft, verführen läßt. Das 6te Capitel handelt von der Sittenlehre der Jesuiten. Der Verf. findet hier viel zu vertheidigen; aber er läßt sich darüber so gar tief nicht ein. Einiges wenige ausgenommen, was er zur Beschönigung des Probabilismi sagt, wozu noch einige seichte Ausflüchte in Ansehung der Lehre von dem päbstlichen Rechte die Fürsten abzusetzen, und von dem Tyrannenmorde, kommen, beweiset er nichts mehr zum Troste der Jesuiten, als daß ihre schlimmen moralischen Lehren lange vor ihnen, und auch noch in neuern Zeiten, von andern Theologis der römischen Kirche vorgetragen worden sind: ein Beweis den niemand verlangt hat. Noch überflüßiger ist der 6te Abschnitt, S. 410. fgl. in welchem die

Lobsprüche angeführt werden, welche den Jesuiter-Moralisten von vielen Röm. Cathol. Theologen beygelegt worden sind. Der gelehrte **Farinaccio** nennt freylich **Bellarminum** einen helleuchtenden Stern der Kirche; aber es zeugt von einem sehr verdunkelten Judicio, wenn man mit diesem und hundert ähnlichen Aussprüchen einer übel berüchtigten Moral zu Hülfe kommen will. Im 7ten Cap. **von der Gelehrsamkeit und Lehrart der Jesuiten**, soll eigentlich Herr **Harenberg** widerlegt werden, welcher behauptet hat, daß die gründlich gelehrten Jesuiten sehr dünne ausgesäet sind. Der Verf. handelt daher ausführlich von den Verdiensten der Jesuiten um die Wissenschaften. So viel sie aber auch in einigen Theilen der Gelehrsamkeit geleistet haben, so hätte doch der Verf. nicht überall ein langes Verzeichniß von Schriftstellern auch vor einen Beweis von grossen und sehr verdienten Gelehrten ansehen sollen; denn diese machen immer noch eine sehr mäßige Anzahl aus; noch weniger aber hätte er so viele abgeschmakte Prahlereyen einmischen sollen, z. E. S. 470. daß Petavii griechischer Psalter ein Meisterstük sey, dem weder **Homers** noch **Theocrits** Verse beykommen. Das 8te Cap. **von dem Gewerbe und Reichthum der Jesuiten**, ist künstlich genug im Verkleinern und Leugnen desjenigen, was man über diese Materie nicht bloß aus Muthmassungen weiß. Im 9ten Cap. wird noch auf andere Klagen gegen die Jesuiten geantwortet. Die Antworten überzeugen aber nicht. Im 10ten Cap. erzählet der Verf. die ältern **Landesverweisungen der Jesuiten**, auf eine für sie rühmliche Art, und rechtfertiget

ihr

ihr Betragen zum Theil mit Gründen, die gewiß, selbst in vielen Röm. Cathol. Ländern nicht gelten, z. E. S. 580. bey ihrer Verweisung aus dem Venetianischen. Im 11ten Cap. handelt er von ihrer neuern Verweisung aus Portugall und Frankreich. Dieses lange Cap. würde eines der wichtigsten seyn, wenn sich der Verf. mehr Recht an das Zutrauen der Leser erworben hätte.

Seine Erzählung ist derjenigen gerade entgegengesezt, welche man in den Manifesten des Portugiesischen Hofs gelesen hat. Ihm zu Folge ist es bloß der Haß des Ministers Carvalho, dessen der Religion gefährlichen Absichten die Jesuiten sich widersezt haben, der den Jesuiten in diesem Reiche den Untergang gebracht hat. Und so wie er weitläuftig zu zeigen sucht, daß man mit dem P. Malagrida insonderheit auf das allerungerechteste umgegangen sey: so behauptet er ein gleiches in Ansehung des Betragens der Französischen Parlements gegen die Jesuiten. Der Verf. kann bey manchen Umständen auch würklich die Wahrheit auf seiner Seite haben; aber er hätte sich nur nicht auf Briefe von guten Freunden, auf die geheimen Berichte an auswärtige Höfe, auf einen aus Lissabon durch Frankfurt reisenden Carmeliten, und andere solche Quellen berufen sollen; denn im Grunde ist doch alles aus den Schuzschriften der Jesuiten, und aus dem Munde ihrer Freunde genommen. Das 12te Capitel, worinne die rühmlichen Urtheile gesammlet sind, welche Päbste, Heilige, Fürsten, ganze Mönchsorden, ja selbst einige Protestanten, von den Jesuiten gefället haben, hätten wir ihm, nebst der

tröstenden Anrede an die Jesuiten, am ersten geschenkt. Zulezt steht noch ein Verzeichniß von solchen Büchern, welche man über jede Materie dieser Geschichte weiter nachlesen kann; es sind aber keine andere Schriftsteller als Jesuiten und ihre geschwornen Freunde. Ueberhaupt hat wohl der Verf. fast alles gelesen, was für und wider diesen Orden geschrieben worden ist; er hat auch ungemein vieles gesammlet, was zur Vertheidigung desselben dienen kann; und in beyderley Absicht kann man sein Buch bey der Jesuitengeschichte einigermassen gebrauchen. Hr. Harenberg kann sein Werk an vielen Stellen daraus verbessern; an noch mehrern aber, wo der Verf. selbst einer Verbesserung bedarf, wird er hoffentlich mit dem schimpfenden und kriechenden Ton, in welchem sich der Affect desselben hören läßt, Mitleiden haben.

Keiner von beyden mag sich einbilden, daß man nach seinem Buche die Jesuiten sicher beurtheilen könne: so wie keine von den zwo Classen Schriftsteller über die Jesuitische Geschichte anders als Stückweise glaubwürdig ist. Auf der einen Seite herrscht unsinnige Partheylichkeit; auf der andern ist oft zu viel Heftigkeit, bisweilen auch etwas Ungerechtigkeit. Man muß die gemäßigtesten von beyden Theilen, die am wenigsten von Polemik oder Satyre angesteckt waren, lesen: alsdenn ist es eben so schwer nicht zu urtheilen. Nach einer solchen Vergleichung haben wir die Jesuiten stets vor einen Orden gehalten, der viel von der Politik der grossen Welt hat; der in der Wahl seiner Mittel und Maaßregeln eben nicht sonderlich gewissenhaft ist; der zugleich der Kirche, und auch seinem

An-

ersten, so fällt der zweyten Frau ebenfalls die Hälfte des Seinigen zu, es kann ihr auch diese nicht ganz entzogen werden, sondern sie muß wenigstens einige Schillinge vermacht bekommen. (S. 325.) Für die Schulden der Frau haftet der Mann, ohnerachtet er in solche nicht gewilliget, dennoch alsdenn, wenn er davon Wissenschaft gehabt oder seine Unwissenheit wenigstens sehr gezwungen ist, es sey denn daß er beschwören könne, daß ihm die Frau die Herrschaft genommen. (S. 331.) Die schon vor der Ehe entstandene Schulden bezahlt der Ehegatte nur, so weit des Schuldigen Eingebrachtes dazu hinreichet, und wenn diese Schulden so stark sind, daß das ganze Eingebrachte dadurch verzehrt wird, so ist die Frau für ihren Mann auch nicht einmal die während der Ehe gemachten Schulden zu bezahlen schuldig. (S. 336.) Das Dachdings auftragen muß gerichtlich und mit mehrern andern Umständen geschehen. (S. 345. u. f.) Dabey hat der Richter zu beurtheilen, ob die Frau den Mann nicht selbst heruntergebracht. (S. 347.) Hat die Wittwe binnen 6. Monaten nach des Mannes Tode nicht zum Dachdings auftragen ihre Zuflucht genommen, so hat sie gegen diesen Zeitverfluß sich nicht einmal der Wiederherstellung in den vorigen Stand zu getrösten. (S. 360.) Wenn nach gehörig geschehener Dachdings-Auftragung binnen Jahr und Tag sich kein Gläubiger zu den Gütern meldet und sie beschläget, so kann die Frau solche wieder an sich nehmen. (S. 361.) Eben die Rechtswohlthat, die die Frau nach ihres verschuldeten Mannes Absterben hat, kann sie auch bey dessen Leben gebrauchen, wenn ein Concurs über sein

Es sind in diesem Bande die kleinern Gedichte des seel. Schlegels enthalten, die dem Herausgeber seiner Schriften, der Erhaltung würdig geschienen. Wir setzen zuerst die Haupttitel her: Heinrich der Löwe, zwey Bücher eines unterbrochnen Heldengedichts: Bemühungen Irenens und der Liebe, eine kleinere epische Fiktion auf das Beylager Karls des sechsten: Briefe und vermischte Gedichte: Erzählungen: Oden: Cantaten: Anakreontische Oden: Kleinigkeiten: und zulezt ein paar historische Abhandlungen. Je mehr wir Schlegels frühen Tod bedauren; desto sorgfältiger müssen wir auf seine Nachlassenschaft merken.

Man kann die verwayseten Werke eines Schriftstellers in verschiednen Gesichtspunkten der Welt mittheilen. Will man blos dem Geiste desselben auf seinem Grabe ein Ehrendenkmal errichten: so wählet man vorzüglich die besten Produkte seiner Beschäftigungen, die reifsten und wohlgebildetsten Kinder seines Genies; Die Jugendarbeiten, die mittelmäßigen Probstücke und Versuche hält man vom Licht der Welt zurük, oder wenn sie da sind, sucht man sie, als unächte Brüder, zu verdrängen. Wir danken es der Zeit, oder den Verfassern selbst, daß sie uns bey den größten Geistern des Alterthums die Uebungsstücke und das Unächte entzogen: wir lesen Homer, Horaz, Cicero: aber zu ihrem Vortheil dörfen wir die Jugendproben nicht lesen, wodurch sie Homer, Horaz, oder Cicero wurden. Man setze sich also, wenn man diesen Gesichtspunkt treffen will, aus der Lage eines Freundes und Zeitgenossen in die Stelle der Nachwelt, die aus

Stöſ-

Stössen und Manuscripten eines Autors oft nur einzelne Bogen mit unpartheyischer Hand herausreißt, und auf sein Grab zur Fahne des Nachruhms pflanzet. —

Wenn wir in diesem Traume den Band durchlaufen, der vor uns liegt: so würden wir wenig oder nichts wählen wollen, um vor die Augen der Nachwelt zu treten, oder unsern Schlegel den Nachbarn bekannt zu machen. Wir wählen also einen andern Gesichtspunkt, der für das Publikum sicherer und nuzbarer ist: uns in den Schriften eines Mannes ein Porträt seines Geistes zu sammlen. Kennet der Herausgeber seinen Autor, liefert er denselben, wie er ist, sagt er uns von ihm sein eignes Urtheil, die Zeit, wenn seine Stücke aufgesezt sind, Gelegenheit und Folge: so giebt er uns eine Geschichte von dem Denken und Ausarbeiten seines Schriftstellers; und oft fährt bey Gelehrten ihr Leben in diese zwey Stücke zusammen. Man hat also hier den schönen Anblik, einen Dichtergeist wachsen und sich ausbreiten zu sehen: mit ihm von seinen Lehrlingsstücken bis auf den Gipfel seiner Meisterstücke hinaufzusteigen. — —

In diesem Gesichtspunkt hat diese Ausgabe der Schlegelschen Werke viele Vorzüge. Sie geht zwar nicht nach der Ordnung der Aufsäze; allein vor jeder Classe finden wir einen Vorbericht der uns gleichsam genetische Nachrichten, und eigne Urtheile giebt: der Herausgeber hat seinen Autor, als Bruder gekannt, ist selbst ein Mann von Kenntniß und Geschmak: wir lernen also unsern Joh. Elias Schlegel sehr kennen.

Und noch mehr! Wenn unvollendete Arbeiten nicht in die Erde gescharret werden: so kann ein andrer damit wuchern; er kann in die erledigten Fußstapfen treten, und nach den Anfängen weiter fortarbeiten. Wie sehr ist dies insonderheit in Deutschland zu wünschen, wo die besten Männer aus ihren halbentworfnen Planen gerissen sind, und ein frühzeitiger Tod den Genies aufzulauren scheint. Hier verrathe man ihre Verlassenschaft, daß ein andrer vielleicht davon Besitz nehme, und ihre Stelle ersetze. — So wollen wir Schl. Werke durchgehen:

1) Ein Fragment von einem Heldengedicht: Heinrich der Löwe. Es ist in vielerley Absicht gut, daß unsere Dichter Schlegeln nachfolgen, und die Vaterlandsgeschichte studiren möchten: blos auf diesem Wege dringt man in den Geist seines Volks, und kann man aus dieser Historie Stücke heben und mit Feuer und Geist belebn: so hat man ein doppelt Recht auf das Gefühl seiner Nation. Schl. hat bey dem Studiren der deutschen Geschichte nicht blos Materialien zu einem Heldengedicht, sondern auch zum Leben seines Helden gesammlet, und dasselbe in 2. Octavbänden herausgeben wollen. Wir wünschen dem Herausgeber Zeit und Kräfte, sie mit der nöthigen Ausbesserung und Vollführung ans Licht zu stellen. „Gewiß! die „Historie zeigt sich fast mehr in ihrer ganzen Schönheit, und in ihrem vielfachen Nutzen, wenn sie irgend „einen grossen Mann, einen sehr denkwürdigen Zeitpunkt auswählt, und ein ausgeführtes Gemälde darstellt, als selbst in den besten Miniaturschilderungen, „oder den Inbegriffen der Geschichte ganzer Reiche;

„und Heinrich der Löwe verdient die Aufmerksamkeit
„eines Deutschen und jedes Liebhabers der Geschichte.„

Aber Heinrich der Löwe als ein Sujet zum Heldengedicht? Das wird eine zweyte Iliade seyn können: dieser Held ist wie der Achilles des Homers,

> Impiger, iracundus, inexorabilis, acer
> Iura negat sibi data, nihil non arrogat armis.

Uns fielen bey dem ersten Anblik dieses Stofs jene Worte Homers ein, die auf Heinrichen so genau als möglich passen:

> ου γαρ τι γλυκυθυμος ανηρ ην, ουδ' αγανοφρων·
> Αλλα μαλ' εμμεμαως.

Aber Schl. wäre dieser zweyte Homer nie geworden. Nicht „weil der Meßias schon erschienen, und es bey „einem Heldengedicht, nach Schl. Meynung viel dar„auf ankomme, der erste in seiner Nation zu seyn.„ Auch nicht: als wenn Schl. Fleiß nicht eine Epopee durch, ausgehalten hätte; dies vor vielen andern: denn sein Bruder sagt uns, daß er den Trieb, ein epischer Dichter zu seyn, von Jugend an gefühlet — sondern, wenn wir nach seinen übrigen Arbeiten urtheilen wollen, weil seine poetische Einbildungskraft uns für eine Epopee zu trocken, und moralisch vorkommt. Wir haben in den beyden Gesängen dieses Anfanges hier und da schöne moralische Stellen, lehrreiche Allegorien, edle Sentiments, nachdrükliche Sentenzen, und ein ausgearbeitetes Sylbenmaaß mit Reimen gefunden; aber nirgend den Ton der epischen Erzählung, den Adel den kurzen hohen Vortrag der Reden,

den, die immer fortschreitende Handlung. Man kann alle einzelne Stücke in Lehrgedichte verpflanzen, und sie stehen am rechten Ort.

Wir haben gesagt: lehrreiche Allegorien fände man in dieser Epopee; denn die Maschinen in ihr sind Tugenden und Laster. So heißts im ersten Gesange:

> Indeß versammlete der Himmel reine Schaaren,
> Die auf uns niedersehn, die Tugend zu bewahren.
> Sie freun sich, wenn ihr Reiz der Menschen Herz gewinnt
> Und stehn den Seelen bey, wenn sie bekämpfet sind.
> Ein jeder von der Zahl, die hier zusammen kamen,
> Steht einer Tugend vor und führet ihren Namen;
> Die Großmuth und die Huld und Frömmigkeit und Treu,
> Gelassenheit und Muth und eine lange Reih
> Von Geistern, die man oft blos aus der Würkung kennet,
> Die oft kein Ausdruk faßt und keine Sprache nennet,
> Stand um den hohen Thron des Geists der Majestät,
> Durch den der Himmel schüzt und stärkt, wen er erhöht u. s. w.

Wir führen diese Worte an, um unser voriges Urtheil zu beweisen, und würden es noch mehr bekräftigen, wenn wir die darauf folgende langweilige Rede Gottes, den Streit der Tugenden vor seinem Throne, und andre Stücke anzögen. Wir wollen die Einwürfe nicht vermehren, die man gegen die moralische Wesen, als epische Maschinen, gemacht hat; das Resultat würde viel-

vielleicht seyn, nicht blos, daß sie unbequem, sondern der Epopee selbst nachtheilig sind: aber das können wir mit Schlegeln nicht glauben, daß wenn man die Maschinen der alten und die Geister unsrer Religion nicht brauchen könnte „die Allegorie die einzige noch übrige Quelle des Wunderbaren sey.„ Fände sich ein epischer Dichter zu Heinrich dem Löwen, der die beyden Schlegelschen Gesänge nuzte, aber umwürfe — sich eine epische Handlung wählte, die wir hier nicht sehen: so würden wir ihm eine andre Quelle zu brauchbaren, erlaubten, poetischedeln und lebenden Maschinen anrathen, die nicht aus der Mythologie, noch unsrer Religion, noch aus der moralischen Welt; sondern aus der politischen Geschichte seines Helden personificirt würden, und dieses sind die Schutzgeister der Provinzen und der Fürsten, oder mit einem Dichter zu reden.

— — Der Königreiche Beschützer,
Engel des Kriegs und des Todes, die im Labyrinthe des Schicksals
Bis zur göttlichen Hand den führenden Faden begleiten;
Die im Verborgnen über die Werke der Könige herrschen,
Wenn sie damit triumphirend, als ihrer Schöpfung sich brüsten. —

„Heinrich der Löwe, ein Fürst, dessen Macht nur „mit des Kaysers seiner verglichen werden konnte, der „Stammvater des großen Hauses Braunschweig-„Lüneburg, der Ueberwinder und Bekehrer „der Wenden; durch den theils bey seiner Regierung, „theils

„theils bey seinem Falle, die Fürstenthümer Hollstein,
„Mecklenburg und Pommern, die Städte Lübeck
„und Hamburg und andre Landschaften und Städte
„mehr, das geworden sind, was sie sind; ein Herr
„von großen persönlichen Eigenschaften, von sonder-
„baren und rührenden Schiksalen„ der seine Länder
verlohr und zum Theil wieder bekam, der hier und
dorthin zu Hülfe ziehen sollte, aber zu seinem Unglük
nicht wollte — ein solcher Fürst kann eine Anzahl
Schutzgeister verschiedner Art für und gegen sich in
Bewegung setzen, die nicht zum Schmuk, sondern zum
Wesen der epischen Handlung gehören, uns intereßiren
und alles beleben.

Man wird einer deutschen Bibliothek es gern
erlauben, daß sie über ein Fragment von zween Ge-
sängen so ernsthaft spricht, wenn man bedenkt, daß dies
Fragment nichts minder, als eine Epopee, und zwar
über einen deutschen Helden seyn soll: eine seltne
Nationalerscheinung im doppelten Verstande. Da-
gegen schweigen wir

2) von den Bemühungen Irenens und der
Liebe völlig: es ist in allegorisch-moralisch-epischem
Geschmak und zum Glück nicht lang.

3) Briefe und vermischte Sachen: diese sind
das beste in diesem Bande. Einige kommen wirklich
den Horazischen Briefen nahe, untermischt mit kleinen
Fabeln, launischen Gesprächen und moralischen Sen-
tenzen in fliessenden Reimen. Aber dies sind auch nur
einige, die so durchaus schön sind: worunter wir auch
einige Uebersetzungen rechnen. Freylich verlieren Ge-
dichte dadurch nichts, daß sie Gelegenheitsgedichte

sind?

sind: ein Wort, an das wir uns unbilligerweise stossen, und das doch die besten Poesien der Alten und Neuern in sich begreift. Hat aber ein Gedicht weiter keinen Werth, als daß es Empfindungen besingt, das ist, daß es ein Gelegenheitsgedicht ist: so kann es in seiner Privatbeziehung schäzbar seyn; aber fürs Publikum ist es nicht.

4) Die Erzählungen sind sonst schon gedrukt, fliessend, aber ohne eignen Ton und nur vier.

5) Oden: hier können wir geradezu sagen: keine Oden! wie kann man auch ein Original in allem seyn? Der Herausgeber sagt das geprüfte Urteil, das wir für mehrere Deutsche sogenannte Odendichter hinschreiben: „In einigen dieser Gedichte wird sich hin „und wieder ein gewisser Schwulst verrathen, eine Zu„sammenhäufung von Bildern, die nicht immer am „rechten Orte stehen, die sich in einander verlaufen, „oder die nur halb ausgedrukt sind. Der V. war „hievon eine Zeitlang, als von pindarischen Zügen, „eingenommen. Er ist aber hernach ganz davon zu„rük gekommen und hat selbst diesen Zeitpunkt in sei„ner Denkungsart die Zeit seiner Dunkelheit genannt. „Doch sind auch in den benannten Gedichten ausneh„mende Schönheiten.„ Vielleicht; — aber Odenschönheiten haben wir keine gefunden: es sind einige von ihnen correkte Strophen Gedichte, die schöne Gedanken und Bilder versificirt enthalten.

6) Cantaten: man wird einige in Composition kennen z. E. Phyllis und Thyrsis neulich von Bach; Cephalus und Prokris schon vorher von Scheibe componirt. Einige dieser Stücke sind schäzbar, da

Deutsch-

tröstenden Anrede an die Jesuiten, am ersten geschenkt. Zulezt steht noch ein Verzeichniß von solchen Büchern, welche man über jede Materie dieser Geschichte weiter nachlesen kann; es sind aber keine andere Schriftsteller als Jesuiten und ihre geschwornen Freunde. Ueberhaupt hat wohl der Verf. fast alles gelesen, was für und wider diesen Orden geschrieben worden ist; er hat auch ungemein vieles gesammlet, was zur Vertheidigung desselben dienen kann; und in beyderley Absicht kann man sein Buch bey der Jesuitergeschichte einigermassen gebrauchen. Hr. Harenberg kann sein Werk an vielen Stellen daraus verbessern; an noch mehrern aber, wo der Verf. selbst einer Verbesserung bedarf, wird er hoffentlich mit dem schimpfenden und kriechenden Ton, in welchem sich der Affect desselben hören läßt, Mitleiden haben.

Keiner von beyden mag sich einbilden, daß man nach seinem Buche die Jesuiten sicher beurtheilen könne: so wie keine von den zwo Classen Schriftsteller über die Jesuitische Geschichte anders als Stückweise glaubwürdig ist. Auf der einen Seite herrscht unsinnige Partheylichkeit; auf der andern ist oft zu viel Heftigkeit, bisweilen auch etwas Ungerechtigkeit. Man muß die gemäßigtesten von beyden Theilen, die am wenigsten von Polemik oder Satyre angesteckt waren, lesen: alsdenn ist es eben so schwer nicht zu urtheilen. Nach einer solchen Vergleichung haben wir die Jesuiten stets vor einen Orden gehalten, der viel von der Politik der grossen Welt hat; der in der Wahl seiner Mittel und Maaßregeln eben nicht sonderlich gewissenhaft ist; der zugleich der Kirche, und auch seinem

Ansehen und Beutel zu dienen sucht; der einige der schlimmsten Grundsätze zwar mit andern Orden gemein hat, aber wegen derselben unendlich mehr als diese angegriffen worden ist, weil er sie vorzüglich oft zur Anwendung gebracht, und an den öffentlichen Angelegenheiten der Welt mehr Antheil genommen hat, als alle andere Orden seiner Kirche; der an vielem, aber nicht an allem Schuld hat, was man ihm vorwirft, und auch an diesem lange nicht alle Mitglieder des Ordens; der seiner Kirche viel genüzt, sie aber auch eben so verhaßt gemacht; der viele Gelehrte, wenige große Köpfe, und unzähliche pedantische und scholastische Schriftsteller hervorgebracht hat; der sich durch seine innere Stärke vielleicht länger als alle andere Orden erhalten wird; von dem man aber, wie Cicero vom Octavian, sagen sollte: laudandum, ornandum, tollendum esse. Und dieser ganze Begrif ist durch gegenwärtige critische Geschichte, sehr wider die Absicht ihres Verfassers, bey uns vollkommen bestätigt worden.

R.

XVIII.

Johann Elias Schlegels Werke: Vierter Theil. Herausgegeben von Johann Heinrich Schlegeln, Koppenhagen und Leipzig, im Verlage der Mummischen Buchhandlung, 1766. 320 Seiten in 8.

Es sind in diesem Bande die kleinern Gedichte des seel. Schlegels enthalten, die dem Herausgeber seiner Schriften, der Erhaltung würdig geschienen. Wir setzen zuerst die Haupttitel her: Heinrich der Löwe, zwey Bücher eines unterbrochnen Heldengedichts: Bemühungen Irenens und der Liebe, eine kleinere epische Fiktion auf das Beylager Karls des sechsten: Briefe und vermischte Gedichte: Erzählungen: Oden: Cantaten: Anakreontische Oden: Kleinigkeiten: und zulezt ein paar historische Abhandlungen. Je mehr wir Schlegels frühen Tod bedauren; desto sorgfältiger müssen wir auf seine Nachlassenschaft merken.

Man kann die verwayseten Werke eines Schriftstellers in verschiednen Gesichtspunkten der Welt mittheilen. Will man blos dem Geiste desselben auf seinem Grabe ein Ehrendenkmal errichten: so wählet man vorzüglich die besten Produkte seiner Beschäftigungen, die reifsten und wohlgebildetsten Kinder seines Genies; Die Jugendarbeiten, die mittelmäßigen Probstücke und Versuche hält man vom Licht der Welt zurük, oder wenn sie da sind, sucht man sie, als unächte Brüder zu verdrängen. Wir danken es der Zeit, oder den Verfassern selbst, daß sie uns bey den größten Geistern des Alterthums die Uebungsstücke und das Unächte entzogen: wir lesen Homer, Horaz, Cicero; aber zu ihrem Vortheil dörfen wir die Jugendproben nicht lesen, wodurch sie Homer, Horaz, oder Cicero wurden. Man setze sich also, wenn man diesen Gesichtspunkt treffen will, aus der Lage eines Freundes und Zeitgenossen in die Stelle der Nachwelt, die aus

Stöß-

Stössen und Manuscripten eines Autors oft nur einzelne Bogen mit unpartheyischer Hand herausreißt, und auf sein Grab zur Fahne des Nachruhms pflanzet. —

Wenn wir in diesem Traume den Band durchlaufen, der vor uns liegt: so würden wir wenig oder nichts wählen wollen, um vor die Augen der Nachwelt zu treten, oder unsern Schlegel den Nachbarn bekannt zu machen. Wir wählen also einen andern Gesichtspunkt, der für das Publikum sicherer und nuzbarer ist: uns in den Schriften eines Mannes ein Porträt seines Geistes zu sammlen. Kennet der Herausgeber seinen Autor, liefert er denselben, wie er ist, sagt er uns von ihm sein eignes Urtheil, die Zeit, wenn seine Stücke aufgesezt sind, Gelegenheit und Folge: so giebt er uns eine Geschichte von dem Denken und Ausarbeiten seines Schriftstellers; und oft fährt bey Gelehrten ihr Leben in diese zwey Stücke zusammen. Man hat also hier den schönen Anblik, einen Dichtergeist wachsen und sich ausbreiten zu sehen: mit ihm von seinen Lehrlingsstücken bis auf den Gipfel seiner Meisterstücke hinaufzusteigen. — —

In diesem Gesichtspunkt hat diese Ausgabe der Schlegelschen Werke viele Vorzüge. Sie geht zwar nicht nach der Ordnung der Aufsäze; allein vor jeder Classe finden wir einen Vorbericht der uns gleichsam genetische Nachrichten, und eigne Urtheile giebt: der Herausgeber hat seinen Autor, als Bruder gekannt, ist selbst ein Mann von Kenntniß und Geschmak: wir lernen also unsern Joh. Elias Schlegel sehr kennen.

Und noch mehr! Wenn unvollendete Arbeiten nicht in die Erde gescharret werden: so kann ein andrer damit wuchern; er kann in die erledigten Fußstapfen treten, und nach den Anfängen weiter fortarbeiten. Wie sehr ist dies insonderheit in Deutschland zu wünschen, wo die besten Männer aus ihren halbentworfnen Planen gerissen sind, und ein frühzeitiger Tod den Genies aufzulauren scheint. Hier verrathe man ihre Verlassenschaft, daß ein andrer vielleicht davon Besitz nehme, und ihre Stelle ersetze. — So wollen wir Schl. Werke durchgehen:

1.) Ein Fragment von einem Heldengedicht: Heinrich der Löwe. Es ist in vielerley Absicht gut, daß unsere Dichter Schlegeln nachfolgen, und die Vaterlandsgeschichte studiren möchten: blos auf diesem Wege dringt man in den Geist seines Volks, und kann man aus dieser Historie Stücke haben und mit Feuer und Geist beleben: so hat man ein doppelt Recht auf das Gefühl seiner Nation. Schl. hat bey dem Studiren der deutschen Geschichte nicht blos Materialien zu einem Heldengedicht, sondern auch zum Leben seines Helden gesammlet, und dasselbe in 2. Octavbänden herausgeben wollen. Wir wünschen dem Herausgeber Zeit und Kräfte, sie mit der nöthigen Ausbesserung und Vollführung ans Licht zu stellen. „Gewiß! die „Historie zeigt sich fast mehr in ihrer ganzen Schön„heit, und in ihrem vielfachen Nutzen, wenn sie irgend „einen grossen Mann, einen sehr denkwürdigen Zeit„punkt auswählt, und ein ausgeführtes Gemälde dar„stellt, als selbst in den besten Miniaturschilderungen, „oder den Inbegriffen der Geschichte ganzer Reiche;

„und

„und Heinrich der Löwe verdient die Aufmerksamkeit „eines Deutschen und jedes Liebhabers der Geschichte.„

Aber Heinrich der Löwe als ein Sujet zum Heldengedicht? Das wird eine zweyte Iliade seyn können: dieser Held ist wie der Achilles des Homers,

> Impiger, iracundus, inexorabilis, acer
> Iura negat sibi data, nihil non arrogat armis.

Uns fielen bey dem ersten Anblik dieses Stofs jene Worte Homers ein, die auf Heinrichen so genau als möglich passen:

> ου γαρ τι γλυκυθυμος ανηρ ην, ουδ' αγανοφρων
> Αλλα μαλ' εμμεμαως.

Aber Schl. wäre dieser zweyte Homer nie geworden. Nicht „weil der Meßias schon erschienen, und es bey „einem Heldengedicht, nach Schl. Meynung viel dar„auf ankommt, der erste in seiner Nation zu seyn.„ Auch nicht: als wenn Schl. Fleiß nicht eine Epopee durch, ausgehalten hätte; dies vor vielen andern: denn sein Bruder sagt uns, daß er den Trieb, ein epischer Dichter zu seyn, von Jugend an gefühlet — sondern, wenn wir nach seinen übrigen Arbeiten urtheilen wollen, weil seine poetische Einbildungskraft uns für eine Epopee zu trocken, und moralisch vorkommt. Wir haben in den beyden Gesängen dieses Anfanges hier und da schöne moralische Stellen, lehrreiche Allegorien, edle Sentiments, nachdrükliche Sentenzen, und ein ausgearbeitetes Sylbenmaaß mit Reimen gefunden; aber nirgend den Ton der epischen Erzählung, den Adel, den kurzen hohen Vortrag der Reden,

den, die immer fortschreitende Handlung. Man kann alle einzelne Stücke in Lehrgedichte verpflanzen, und sie stehen am rechten Ort.

Wir haben gesagt: lehrreiche Allegorien fände man in dieser Epopee; denn die Maschinen in ihr sind Tugenden und Laster. So heißts im ersten Gesange:

> Indeß versammlete der Himmel reine Schaaren,
> Die auf uns niedersehn, die Tugend zu bewahren.
> Sie freun sich, wenn ihr Reiz der Menschen Herz gewinnt
> Und stehn den Seelen bey, wenn sie bekämpfet sind.
> Ein jeder von der Zahl, die hier zusammen kamen,
> Steht einer Tugend vor und führet ihren Namen;
> Die Großmuth und die Huld und Frömmigkeit und Treu,
> Gelassenheit und Muth und eine lange Reih
> Von Geistern, die man oft blos aus der Würkung kennet,
> Die oft kein Ausdruk faßt und keine Sprache nennet,
> Stand um den hohen Thron des Geists der Majestät,
> Durch den der Himmel schüzt und stärkt, wen er erhöht u. s. w.

Wir führen diese Worte an, um unser voriges Urtheil zu beweisen, und würden es noch mehr bekräftigen, wenn wir die darauf folgende langweilige Rede Gottes, den Streit der Tugenden vor seinem Throne, und andre Stücke anzögen. Wir wollen die Einwürfe nicht vermehren, die man gegen die moralische Wesen, als epische Maschinen, gemacht hat; das Resultat würde viel-

vielleicht seyn, nicht blos, daß sie unbequem, sondern der Epopee selbst nachtheilig sind: aber das können wir mit Schlegeln nicht glauben, daß wenn man die Maschinen der alten und die Geister unsrer Religion nicht brauchen könnte „die Allegorie die einzige noch übrige Quelle des Wunderbaren sey.„ Fände sich ein epischer Dichter zu Heinrich dem Löwen, der die beyden Schlegelschen Gesänge nuzte, aber umwürfe — sich eine epische Handlung wählte, die wir hier nicht sehen: so würden wir ihm eine andre Quelle zu brauchbaren, erlaubten, poetischedeln und lebenden Maschinen anrathen, die nicht aus der Mythologie, noch unsrer Religion, noch aus der moralischen Welt; sondern aus der politischen Geschichte seines Helden personificirt würden, und dieses sind die Schutzgeister der Provinzen und der Fürsten, oder mit einem Dichter zu reden.

— — Der Königreiche Beschützer,
Engel des Kriegs und des Todes, die im Labyrinthe des Schicksals
Bis zur göttlichen Hand den führenden Faden begleiten;
Die im Verborgnen über die Werke der Könige herrschen,
Wenn sie damit triumphirend, als ihrer Schöpfung sich brüsten. —

„Heinrich der Löwe, ein Fürst, dessen Macht nur „mit des Kaysers seiner verglichen werden konnte, der „Stammvater des großen Hauses Braunschweig-„Lüneburg, der Ueberwinder und Bekehrer „der Wenden; durch den theils bey seiner Regierung, „theils

„theils bey seinem Falle, die Fürstenthümer Hollstein,
„Mecklenburg und Pommern, die Städte Lübeck
„und Hamburg und andre Landschaften und Städte
„mehr, das geworden sind, was sie sind; ein Herr
„von großen persönlichen Eigenschaften, von sonder-
„baren und rührenden Schiksalen„ der seine Länder
verlohr und zum Theil wieder bekam, der hier und
dorthin zu Hülfe ziehen sollte, aber zu seinem Unglük
nicht wollte — ein solcher Fürst kann eine Anzahl
Schutzgeister verschiedner Art für und gegen sich in
Bewegung setzen, die nicht zum Schmuk, sondern zum
Wesen der epischen Handlung gehören, uns intereßiren
und alles beleben.

Man wird einer deutschen Bibliothek es gern erlauben, daß sie über ein Fragment von zween Gesängen so ernsthaft spricht, wenn man bedenkt, daß dies Fragment nichts minder, als eine Epopee, und zwar über einen deutschen Helden seyn soll: eine seltne Nationalerscheinung im doppelten Verstande. Dagegen schweigen wir

2) von den Bemühungen Irenens und der Liebe völlig: es ist in allegorisch-moralisch-epischem Geschmak und zum Glück nicht lang.

3) Briefe und vermischte Sachen: diese sind das beste in diesem Bande. Einige kommen wirklich den Horazischen Briefen nahe, untermischt mit kleinen Fabeln, launischen Gesprächen und moralischen Sentenzen in fliessenden Reimen. Aber dies sind auch nur einige, die so durchaus schön sind: worunter wir auch einige Uebersetzungen rechnen. Freylich verlieren Gedichte dadurch nichts, daß sie Gelegenheitsgedichte

sind?

sind: ein Wort, an das wir uns unbilligerweise stossen, und das doch die besten Poesien der Alten und Neuern in sich begreift. Hat aber ein Gedicht weiter keinen Werth, als daß es Empfindungen besingt, das ist, daß es ein Gelegenheitsgedicht ist: so kann es in seiner Privatbeziehung schäzbar seyn; aber fürs Publikum ist es nicht.

4) Die Erzählungen sind sonst schon gedrukt, fliessend, aber ohne eignen Ton und nur vier.

5) Oden: hier können wir geradezu sagen: keine Oden! wie kann man auch ein Original in allem seyn? Der Herausgeber sagt das geprüfte Urteil, das wir für mehrere Deutsche sogenannte Odendichter hinschreiben: „In einigen dieser Gedichte wird sich hin „und wieder ein gewisser Schwulst verrathen, eine Zu„sammenhäufung von Bildern, die nicht immer am „rechten Orte stehen, die sich in einander verlaufen, „oder die nur halb ausgedrukt sind. Der V. war „hievon eine Zeitlang, als von pindarischen Zügen, „eingenommen. Er ist aber hernach ganz davon zu„rük gekommen und hat selbst diesen Zeitpunkt in sei„ner Denkungsart die Zeit seiner Dunkelheit genannt. „Doch sind auch in den benannten Gedichten ausneh„mende Schönheiten.„ Vielleicht; — aber Odenschönheiten haben wir keine gefunden: es sind einige von ihnen correkte Strophen Gedichte, die schöne Gedanken und Bilder versificirt enthalten.

6) Cantaten: man wird einige in Composition kennen z. E. Phyllis und Thyrsis neulich von Bach; Cephalus und Prokris schon vorher von Scheibe componirt. Einige dieser Stücke sind schäzbar, da

Deutsch-

Deutschland noch so wenig, recht wenig musikalische Dichter aufzeigen kann: sie haben auch alle einen gewissen sanften Fluß der Versart; aber daran zweifeln wir, wenn wir unserm Ohr trauen dörfen, daß Schlegels Poesie sich biegsam gnug der Tonkunst anschmiege, oder daß in ihr der hohe musikalische Wohlklang den Poetischen belebe.

7) Anakreontische Stücke. Sollen diese Stücke einen Charakter haben: so müßte es bey den meisten eine schöne trokne Einfalt, und ein sanftes fliessendes seyn, das fast durchgehends sich trochäische Verse wählet. Die Eintönigkeit und Schwere rührt bey manchen offenbar aus dem gereimten Sylbenmaas her; denn wie uns dünkt, haben es die neueren anakreontischen Dichter sehr vortheilhaft unterschieden, daß sie kleine Phantasien in dem sogenannten anakreontischen Sylbenmaas ohne Reim vortragen, und blos die Empfindungen und Einfälle in Lieder reimen, die vom Reime Schönheit hernehmen.

8) Die Kleinigkeiten übergehen wir, und

9) von den historischen Abhandlungen scheinen uns die Gedanken über die Achtserklärung Heinrichs des Löwen nicht tief gnug in die damalige Verfassung von Deutschland zu blicken; die Geschichte Heinrichs wird dies vollständiger thun. Gerechter sind die Anmerkungen über die Ausschliessung der Prinzeßin Blanca von der Thronfolge in Kastilien, die diesen Band schliessen.

Jeder siehet, daß in diesem Theile viel Schönes sey, insonderheit in dem Felde, wo Schlegels Muse weidet, in lehrenden Betrachtungen; allein das wird

man

man auch nicht verkennen, daß eine reiche Einbildungskraft, und ein schöpferischer Geist zu Erdichtungen nicht seine größten Talente gewesen, daß vieles nach der Jugend und dem Gottschedischen Zeitpunkte schmecke; und daß das meiste mehr einem guten, als großen Dichter gehöre. Wir urtheilen mit der Unpartheylichkeit, die wir der Asche eines so theuren Schriftstellers schuldig sind; wer Schl. in seinen theatralischen Stücken, in seinen Abhandlungen, und in seinen horazischen Briefen zu schätzen weis: wird es ihm leicht verzeihen, daß er kein Odendichter, oder kein Anakreontist vom ersten Range ist.

Der Herausgeber verspricht uns im folgenden lezten Theile das Wochenblatt: der Fremde, und das Leben seines Bruders. Wir sehen das leztere als ein Geschenk an, weil es uns eine Einleitung und gleichsam ein Commentarius perpetuus über seine Schriften, über die Richtung und die Falten seiner Denkart seyn kann. Das Leben eines Gelehrten und eines Genies ist vielleicht das leichteste zur Biographie wie sie seyn soll; nur müßte man sein eigner Biograph werden, oder der Geschichtschreiber müßte uns so kennen, wie ein Bruder den andern.

C.

XIX.

Die rufende Stimme der Wahrheit wider die heutige Freydenkerey in Glaubenssachen, aus dem Französischen des Herrn Caraccioli übersezt von Petro Obladen, Can. Reg. L. a.

teran. S. Aug. Ulmae ad Insulas exemptas Wengae Professo Capitulari & Sub-Decano. Mit Erlaubnüß der Obern. Augspurg bey Riegger 1766. 19 Bogen in 8.

Caraccioli ist als ein seichter Schmierer, der viele Bände voll Geschwäz zusammengeschrieben hat, bekannt, und wird auch in Frankreich von allen Leuten von Geschmak für nichts anders gehalten. Der Herr Pater Peter Obladen kennet ihn aber besser, und berichtet dem erstaunten Deutschlande, daß Caraccioli „ein tiefsinniger Weltweiser, „ein gegründter Gottesgelahrter, ein kluger Staats„mann, ein sowohl in geist- als weltlichen Geschichten „treflich erfahrner Verfasser, ein verehrungswürdiger „Sittenlehrer, ein Geistmann u. s. w. sey.„ Freylich muß der schon kein geringer Mann seyn, dem der Hr. Obladen die Ehre anthut ihn zu übersetzen, denn wie man aus der Vorrede ersiehet, so hat dieser ehrwürdige Pater keine geringe Meynung von seiner werthen Person. Es scheinet sogar, daß er in den schwäbischen Klöstern für einen berühmten Schriftsteller gelte, und von diesem klösterlichen Ruhme aufgeblasen, denket, wie es scheinet, der Hr. Pater, als ob (mit seinen Worten zu reden) „sein verehrungs-würdige Bild„nisse mit siegreichen Lorbeerreisen umwunden an der „Schaubühne dieser Welt zu lesen wäre.„ Unglüklicher Weise dürfte es leicht seyn, dem ehrwürdigen Herrn des Gegentheils zu überzeugen, und allenfalls de Credulitate zu schwören, daß der hochberühmte Nahme Obladen disseits der freyen Reichsstädte. Weil-Wangen und Ysni niemals sey gehöret worden.

ben. Wir wollen gleich einen Beweis davon führen:
Der Herr Pater ist äusserst erbittert, daß ein Luthe-
raner sich unterstanden habe des Caraccioli Buch
von der Hochheit der Seele zu übersetzen. Dieser
arme Lutheraner wird deswegen wacker ausgefilzt;
seine unnöthige, unverschämte, ärgerliche, bos-
hafte und mit Lügen angespikte Uebersetzung,
fein sauber abgefertiget, seine unnütze, überflüßige,
Lugenhaffte, verläumderische, irrige, kahle, un-
nöthige, erzwungene Anmerkungen, worin er zu-
weilen den unfehlbaren Caraccioli eines Fehlers be-
schuldigen will, nach Verdienste heimgeschikt und
dem dollen Uebersetzer derber Unterricht gegeben,
daß er den grundlosen, unverschämten und lü-
genhafften Bezüchtigungen, des ruchlosen Soci-
nianers le Clerc nicht glauben, sondern in Muratori
Buch de Ingeniorum Moderatione die Nase hin-
einstecken solle. Der H. Pater fährt endlich voll Eifer
auf: „Ich möchte doch wissen, was die Triebfeder oder
„der Endzwek bey unsern Glaubensgegneren wäre, daß
„sich selbe Catholische Bücher als Prediger, Geschicht-
„schreiber Sittenlehrer ꝛc. zu übersetzen anmaßen? „ —
Wir könnten vielleicht ganz in unserer Einfalt antwor-
ten; weil die Protestanten, es in der ketzerischen
Toleranz so weit gebracht haben, daß sie, wenn
ihnen ein Schriftsteller gefällt, gar nicht daran
denken, ob er katholisch, lutherisch oder refor-
mirt sey. Aber der Hr. Pater muß es freylich besser
wissen, woher es kommt; er sagt: „Vielleicht aber
„mögen selbe darvor halten, daß die Catholicken sol-
„che Arbeit zu unternehmen nicht in Stand? O Stolz!

Und noch mehr! Wenn unvollendete Arbeiten nicht in die Erde gescharret werden: so kann ein andrer damit wuchern; er kann in die erledigten Fußstapfen treten, und nach den Anfängen weiter fortarbeiten. Wie sehr ist dies insonderheit in Deutschland zu wünschen, wo die besten Männer aus ihren halbentworfnen Planen gerissen sind, und ein frühzeitiger Tod den Genies aufzulauren scheint. Hier verrathe man ihre Verlassenschaft, daß ein andrer vielleicht davon Besitz nehme, und ihre Stelle ersetze. — So wollen wir Schl. Werke durchgehen:

1) Ein Fragment von einem Heldengedicht: Heinrich der Löwe. Es ist in vielerley Absicht gut, daß unsere Dichter Schlegeln nachfolgen, und die Vaterlandsgeschichte studiren möchten: blos auf diesem Wege dringt man in den Geist seines Volks, und kann man aus dieser Historie Stücke heben und mit Feuer und Geist beleben: so hat man ein doppelt Recht auf das Gefühl seiner Nation. Schl. hat bey dem Studiren der deutschen Geschichte nicht blos Materialien zu einem Heldengedicht, sondern auch zum Leben seines Helden gesammlet, und dasselbe in 2. Octavbänden herausgeben wollen. Wir wünschen dem Herausgeber Zeit und Kräfte, sie mit der nöthigen Ausbesserung und Vollführung ans Licht zu stellen. „Gewiß! die „Historie zeigt sich fast mehr in ihrer ganzen Schönheit, und in ihrem vielfachen Nutzen, wenn sie irgend „einen grossen Mann, einen sehr denkwürdigen Zeitpunkt auswählt, und ein ausgeführtes Gemälde darstellt, als selbst in den besten Miniaturschilderungen, „oder den Inbegriffen der Geschichte ganzer Reiche;

„und

„und Heinrich der Löwe verdient die Aufmerksamkeit
„eines Deutschen und jedes Liebhabers der Geschichte.„

Aber Heinrich der Löwe als ein Sujet zum Heldengedicht? Das wird eine zweyte Iliade seyn können: dieser Held ist wie der Achilles des Homers.

> Impiger, iracundus, inexorabilis, acer
> Iura negat sibi data, nihil non arrogat armis.

Uns fielen bey dem ersten Anblik dieses Stofs jene Worte Homers ein, die auf Heinrichen so genau als möglich passen:

> ου γαρ τι γλυκυθυμος ανηρ ην, ουδ' αγανοφρων,
> Αλλα μαλ' εμμεμαως.

Aber Schl. wäre dieser zweyte Homer nie geworden. Nicht „weil der Meßias schon erschienen, und es bey „einem Heldengedicht, nach Schl. Meynung viel dar„auf ankomme, der erste in seiner Nation zu seyn.„ Auch nicht: als wenn Schl. Fleiß nicht eine Epopee durch, ausgehalten hätte; dies vor vielen andern: denn sein Bruder sagt uns, daß er den Trieb, ein epischer Dichter zu seyn, von Jugend an gefühlet — sondern, wenn wir nach seinen übrigen Arbeiten urtheilen wollen, weil seine poetische Einbildungskraft uns für eine Epopee zu trocken, und moralisch vorkommt. Wir haben in den beyden Gesängen dieses Anfanges hier und da schöne moralische Stellen, lehrreiche Allegorien, edle Sentiments, nachdrückliche Sentenzen, und ein ausgearbeitetes Sylbenmaaß mit Reimen gefunden; aber nirgend den Ton der epischen Erzählung, den Adel, den kurzen hohen Vortrag der Reden,

den, die immer fortschreitende Handlung. Man kann alle einzelne Stücke in Lehrgedichte verpflanzen, und sie stehen am rechten Ort.

Wir haben gesagt: lehrreiche Allegorien fände man in dieser Epopee; denn die Maschinen in ihr sind Tugenden und Laster. So heißts im ersten Gesange:

Indeß versammlete der Himmel reine Schaaren,
Die auf uns niedersehn, die Tugend zu bewahren.
Sie freun sich, wenn ihr Reiz der Menschen Herz gewinnt
Und stehn den Seelen bey, wenn sie bekämpfet sind.
Ein jeder von der Zahl, die hier zusammen kamen,
Steht einer Tugend vor und führet ihren Namen;
Die Großmuth und die Huld und Frömmigkeit und Treu,
Gelassenheit und Muth und eine lange Reih
Von Geistern, die man oft blos aus der Würkung kennet,
Die oft kein Ausdruk faßt und keine Sprache nennet,
Stand um den hohen Thron des Geists der Majestät,
Durch den der Himmel schüzt und stärkt, wen er erhöht u. s. w.

Wir führen diese Worte an, um unser voriges Urtheil zu beweisen, und würden es noch mehr bekräftigen, wenn wir die darauf folgende langweilige Rede Gottes, den Streit der Tugenden vor seinem Throne, und andre Stücke anzögen. Wir wollen die Einwürfe nicht vermehren, die man gegen die moralische Wesen, als epische Maschinen, gemacht hat; das Resultat würde viel-

vielleicht seyn, nicht blos, daß sie unbequem, sondern der Epopee selbst nachtheilig sind: aber das können wir mit Schlegeln nicht glauben, daß wenn man die Maschinen der alten und die Geister unsrer Religion nicht brauchen könnte „die Allegorie die einzige noch übrige Quelle des Wunderbaren sey.„ Fände sich ein epischer Dichter zu Heinrich dem Löwen, der die beyden Schlegelschen Gesänge nuzte, aber umwürfe — sich eine epische Handlung wählte, die wir hier nicht sehen: so würden wir ihm eine andre Quelle zu brauchbaren, erlaubten, poetischedeln und lebenden Maschinen anrathen, die nicht aus der Mythologie, noch unsrer Religion, noch aus der moralischen Welt; sondern aus der politischen Geschichte seines Helden personificirt würden, und dieses sind die Schutzgeister der Provinzen und der Fürsten, oder mit einem Dichter zu reden.

— — Der Königreiche Beschützer,
Engel des Kriegs und des Todes, die im Labyrinthe des Schicksals
Bis zur göttlichen Hand den führenden Faden begleiten;
Die im Verborgnen über die Werke der Könige herrschen,
Wenn sie damit triumphirend, als ihrer Schöpfung sich brüsten. —

„Heinrich der Löwe, ein Fürst, dessen Macht nur „mit des Kaysers seiner verglichen werden konnte, der „Stammvater des großen Hauses Braunschweig-„Lüneburg, der Ueberwinder und Bekehrer „der Wenden; durch den theils bey seiner Regierung, „theils

„theils bey seinem Falle, die Fürstenthümer Hollstein, „Mecklenburg und Pommern, die Städte Lübeck „und Hamburg und andre Landschaften und Städte „mehr, das geworden sind, was sie sind; ein Herr „von großen persönlichen Eigenschaften, von sonder„baren und rührenden Schiksalen„ der seine Länder verlohr und zum Theil wieder bekam, der hier und dorthin zu Hülfe ziehen sollte, aber zu seinem Unglük nicht wollte — ein solcher Fürst kann eine Anzahl Schutzgeister verschiedner Art für und gegen sich in Bewegung setzen, die nicht zum Schmuk, sondern zum Wesen der epischen Handlung gehören, uns intereßiren und alles beleben.

Man wird einer **deutschen Bibliothek** es gern erlauben, daß sie über ein Fragment von zween Gesängen so ernsthaft spricht, wenn man bedenkt, daß dies Fragment nichts minder, als eine Epopee, und zwar über einen **deutschen Helden** seyn soll: eine seltne Nationalerscheinung im doppelten Verstande. Dagegen schweigen wir

2) von den **Bemühungen Irenens und der Liebe** völlig: es ist in allegorisch-moralisch-epischem Geschmak und zum Glück nicht lang.

3) **Briefe und vermischte Sachen**: diese sind das beste in diesem Bande. Einige kommen wirklich den Horazischen Briefen nahe, untermischt mit kleinen Fabeln, launischen Gesprächen und moralischen Sentenzen in fliessenden Reimen. Aber dies sind auch nur einige, die so durchaus schön sind: worunter wir auch einige Uebersetzungen rechnen. Freylich verlieren Gedichte dadurch nichts, daß sie Gelegenheitsgedichte

sind?

sind: ein Wort, an das wir uns unbilligerweise stossen, und das doch die besten Poesien der Alten und Neuern in sich begreift. Hat aber ein Gedicht weiter keinen Werth, als daß es Empfindungen besingt, das ist, daß es ein Gelegenheitsgedicht ist: so kann es in seiner Privatbeziehung schäzbar seyn; aber fürs Publikum ist es nicht.

4) Die Erzählungen sind sonst schon gedrukt, fliessend, aber ohne eignen Ton und nur vier.

5) Oden: hier können wir geradezu sagen: keine Oden! wie kann man auch ein Original in allem seyn? Der Herausgeber sagt das geprüfte Urteil, das wir für mehrere Deutsche sogenannte Odendichter hinschreiben: „In einigen dieser Gedichte wird sich hin „und wieder ein gewisser Schwulst verrathen, eine Zu„sammenhäufung von Bildern, die nicht immer am „rechten Orte stehen, die sich in einander verlaufen, „oder die nur halb ausgedrukt sind. Der V. war „hievon eine Zeitlang, als von pindarischen Zügen, „eingenommen. Er ist aber hernach ganz davon zu„rük gekommen und hat selbst diesen Zeitpunkt in sei„ner Denkungsart die Zeit seiner Dunkelheit genannt. „Doch sind auch in den benannten Gedichten ausneh„mende Schönheiten.„ Vielleicht; — aber Odenschönheiten haben wir keine gefunden: es sind einige von ihnen correkte Strophen Gedichte, die schöne Gedanken und Bilder versificirt enthalten.

6) Cantaten: man wird einige in Composition kennen z. E. Phyllis und Thyrsis neulich von Bach; Cephalus und Prokris schon vorher von Scheibe componirt. Einige dieser Stücke sind schäzbar, da

Deutsch-

Deutschland noch so wenig, recht wenig musikalische Dichter aufzeigen kann: sie haben auch alle einen gewissen sanften Fluß der Versart; aber daran zweifeln wir, wenn wir unserm Ohr trauen dörfen, daß Schlegels Poesie sich biegsam gnug der Tonkunst anschmiege, oder daß in ihr der hohe musikalische Wohlklang den Poetischen belebe.

7) Anakreontische Stücke. Sollen diese Stücke einen Charakter haben: so müßte es bey den meisten eine schöne trokne Einfalt, und ein sanftes fliessendes seyn, das fast durchgehends sich trochäische Verse wählet. Die Eintönigkeit und Schwere rühret bey manchen offenbar aus dem gereimten Sylbenmaas her; denn wie uns dünkt, haben es die neueren anakreontischen Dichter sehr vortheilhaft unterschieden, daß sie kleine Phantasien in dem sogenannten anakreontischen Sylbenmaas ohne Reim vortragen, und blos die Empfindungen und Einfälle in Lieder reimen, die vom Reime Schönheit hernehmen.

8) Die Kleinigkeiten übergehen wir, und

9) von den historischen Abhandlungen scheinen uns die Gedanken über die Achtserklärung Heinrichs des Löwen nicht tief gnug in die damalige Verfassung von Deutschland zu blicken; die Geschichte Heinrichs wird dies vollständiger thun. Gerechter sind die Anmerkungen über die Ausschliessung der Prinzeßin Blanca von der Thronfolge in Kastilien, die diesen Band schliessen.

Jeder siehet, daß in diesem Theile viel Schönes sey, insonderheit in dem Felde, wo Schlegels Muse weidet, in lehrenden Betrachtungen; allein das wird

man

man auch nicht verkennen, daß eine reiche Einbildungskraft, und ein schöpferischer Geist zu Erdichtungen nicht seine größten Talente gewesen, daß vieles nach der Jugend und dem Gottschedischen Zeitpunkte schmecke; und daß das meiste mehr einem guten, als großen Dichter gehöre. Wir urtheilen mit der Unpartheylichkeit, die wir der Asche eines so theuren Schriftstellers schuldig sind; wer Schl. in seinen theatralischen Stücken, in seinen Abhandlungen, und in seinen horazischen Briefen zu schätzen weis: wird es ihm leicht verzeihen, daß er kein Odendichter, oder kein Anakreontist vom ersten Range ist.

Der Herausgeber verspricht uns im folgenden lezten Theile das Wochenblatt: der Fremde, und das Leben seines Bruders. Wir sehen das leztere als ein Geschenk an, weil es uns eine Einleitung und gleichsam ein Commentarius perpetuus über seine Schriften, über die Richtung und die Falten seiner Denkart seyn kann. Das Leben eines Gelehrten und eines Genies ist vielleicht das leichteste zur Biographie wie sie seyn soll; nur müßte man sein eigner Biograph werden, oder der Geschichtschreiber müßte uns so kennen, wie ein Bruder den andern.

C.

XIX.

Die rufende Stimme der Wahrheit wider die heutige Freydenkerey in Glaubenssachen, aus dem Französischen des Herrn Caraccioli übersezt von Petro Obladen, Can. Reg. Lat.

„teran. S. Aug. Ulmae ad Insulas exemptas
„Wengae Professo Capitulari & Sub-Decano.
„Mit Erlaubnüß der Obern. Augspurg bey
„Riegger 1766. 19 Bogen in 8.

Caraccioli ist als ein seichter Schmierer, der viele Bände voll Geschwäz zusammengeschrieben hat, bekannt, und wird auch in Frankreich von allen Leuten von Geschmak für nichts anders gehalten. Der Herr Pater Peter Obladen kennet ihn aber besser, und berichtet dem erstaunten Deutschlande, daß Caraccioli „ein tiefsinniger Weltweiser, „ein gegründter Gottesgelahrter, ein kluger Staats„mann, ein sowohl in geist- als weltlichen Geschichten „treflich erfahrner Verfasser, ein verehrungswürdiger „Sittenlehrer, ein Geistmann u. s. w. sey.„ Freylich muß der schon kein geringer Mann seyn, dem der Hr. Obladen die Ehre anthut ihn zu übersetzen, denn wie man aus der Vorrede ersiehet, so hat dieser ehrwürdige Pater keine geringe Meynung von seiner werthen Person. Es scheinet sogar, daß er in den schwäbischen Klöstern für einen berühmten Schriftsteller gelte, und von diesem klösterlichen Ruhme aufgeblasen, denket, wie es scheinet, der Hr. Pater, als ob (mit seinen Worten zu reden) „sein verehrungs-würdige Bild„nisse mit siegreichen Lorbeerreisen umwunden an der „Schaubühne dieser Welt zu lesen wäre.„ Unglüklicher Weise dürfte es leicht seyn, dem ehrwürdigen Herrn des Gegentheils zu überzeugen, und allenfalls de Credulitate zu schwören, daß der hochberühmte Nahme Obladen disseits der freyen Reichsstädte Weil-Wangen und Ysni niemals sey gehöret worden.

den. Wir wollen gleich einen Beweis davon führen: Der Herr Pater ist äusserst erbittert, daß ein Lutheraner sich unterstanden habe des Caraccioli Buch von der Hochheit der Seele zu übersetzen. Dieser arme Lutheraner wird deswegen wacker ausgefilzt, seine unnöthige, unverschämte, ärgerliche, boshafte und mit Lügen angespikte Uebersetzung, fein sauber abgefertiget, seine unnütze, überflüßige, Lugenhaffte, verläumderische, irrige, kahle, unnöthige, erzwungene Anmerkungen, worin er zuweilen den unfehlbaren Caraccioli eines Fehlers beschuldigen will, nach Verdienste heimgeschikt und dem dollen Uebersetzer derber Unterricht gegeben, daß er den grundlosen, unverschämten und lügenhafften Bezüchtigungen, des ruchlosen Socinianers le Clerc nicht glauben, sondern in Muratori Buch de Ingeniorum Moderatione die Nase hinein stecken solle. Der H. Pater fährt endlich voll Eifer auf: „Ich möchte doch wissen, was die Triebfeder oder „der Endzwek bey unsern Glaubensgegneren wäre, daß „sich selbe Catholische Bücher als Prediger, Geschicht„schreiber Sittenlehrer ꝛc. zu übersetzen anmaßen?„ — Wir könnten vielleicht ganz in unserer Einfalt antworten: weil die Protestanten, es in der kezerischen Toleranz so weit gebracht haben, daß sie, wenn ihnen ein Schriftsteller gefällt, gar nicht daran denken, ob er katholisch, lutherisch oder reformirt sey. Aber der Hr. Pater muß es freylich besser wissen, woher es kommt; er sagt: „Vielleicht aber „mögen selbe darvor halten, daß die Catholicken sol„che Arbeit zu unternehmen nicht in Stand? O Stolz!

„O Hochmuth! Heut zu Tag zählen wir Männer, die „solchen Arbeiten gewiß gewachsen, und die würklich, „aus verschiedenen Sprachen die triftigsten Uebersez„zungen machen; wir bedarfen also keines Wegs „fremder Hülfe.„ Richtig Hr. Pater! wenn man in Sachsen jemals gewußt hätte oder hätte vermuthen können, daß in Schwaben ein Obladen existire, der vor 22. Jahren her (wie er selbst berichtet) sich mit Uebersetzen beschäftiget, so würde sichs kein Bewohner Niederdeutschlands, weder Protestant noch Katholik, unterstanden haben, nur ein einziges Buch zu übersetzen. Man hätte dürfen die Titel der Bücher ansehen, die der Herr Obladen seiner Uebersetzung gewürdiget, so würde man sehen, daß er ein Mann ist, der durch seine tiefe Einsichten dem heicklen Geschmak, der feinsten Kenner genug thun kann. Wir wollen nur einige zur Belustigung unserer Leser hiehersetzen: Dreyfacher Kampf und Sieg, d. i. Lobrede auf die Seeligsprechung Michelinä von Pesaro. Marianisches Schmerzen-Buch oder Betrachtung auf alle Samstäge des ganzen Jahr. Göttliches Liebs-Feuer d. i. Betrachtung von dem göttl. heil. Geist auf die Pfingst-Octav, geistlichen Personen „und Predigern höchst nüzlich. Das „in der Fasten betrachtende, in der Charwoche „bey dem heiligen Grab wachende Menschen„Herz. Achttägige Exercitien von der schmerz„haften Mutter. (Ist vermuthlich ein medicini„sches Tractätlein.)

Was sind das nicht für triftige Titel, und wenn der Hr. Obladen, in diesen zur Erbauung Christkatho-

tholischer Schwaben übersezten Büchern, auch solch saftiges schwäbisch Deutsch redet, wie in der gegenwärtigen Uebersetzung, so müssen vollends alle sächsische Uebersetzer die Segel streichen. Der Hr. Pater ist in der That zwar ein bißigen bescheiden, „und will „zweifeln, ob sein Schreibart, nach dem heutigen „heicklen Geschmak„ und bittet den Leser „all Wort „nach seiner beliebten Mundart zu lesen und auszusprechen, so wäre beden geholfen.„ Aber der Hr. Pater mag sich nicht irren, was undeutsch ist, läßt sich nicht auf Deutsch aussprechen. Er will sich von seinen Lesern zwar auch die Freyheit erbetten „so lange die „Reglen von unsrer Muttersprache nicht allgemein; „nach Gutgedünken zu schreiben und zu lesen.„ Aber zu diesem Gutgedünken möchte ihm ausser seinen Mitkapitularen niemand vermuthlich die Erlaubniß und Freyheit geben.

Uebrigens dürfen unsere Leser nicht denken, als ob Hr. Obladen nur ein bloßer Uebersetzer sey, er ist auch ein treflicher Schriftsteller. Man siehet daß es an protestantischen Schriftstellern bloße Unwissenheit ist, wenn sie den Fortgang des guten Geschmaks in den katholischen Oberdeutschen Provinzen rühmen, und nur bloß einen v. Sonnenfels, einen P. Bauer, P. Denis, P. Mastalier anführen. Ein Obladen sollte zuerst genennet werden, dieser Schwäbische Cicero ist ein ganz anderer Mann als die ebengenannte Männer!

Zum Beweis was der V. wenn er selbst etwas, und zwar etwas schönes schreiben will, sich für ein Ansehn gebe, wollen wir aus der Zueignungsschrift

dieser Uebersetzung an, den K. K. Feldzeugmeister Freyh. von Laudon nur einige Stellen hersetzen: In unsern aufgeklärten Zeiten wird unsern Lesern schwerlich so etwas lustiges vorgekommen seyn.

„Welch eine dreiste Kühnheit, (hebt er seinen „Spruch an) den verehrungs- den Porphyr- und Ce- „der-würdigen Namen eines der größten Generals „unserer aufgeklärten Zeiten, dem alle Welt un- „geschmeichelte Lobeserhebungen, und ungeheuchelte „Liebe mit frohem Herzen verabzinset, diesen gerin- „gen Blättern voranzusetzen!„

„Dem sey aber, wie ihm wolle, so lebe ich gleich- „wohl der getröstten Hoffnung, dieß mein kühnes Un- „ternehmen vor den Augen einer vernünftigen Welt „vollkommen rechtfertigen zu können. In dieser mei- „ner Uebersetzung, ziehe ich mit dem Verfasser wieder „den eitlen Tand, geschmierten Wiz, prahlende „Lügen, und falsche Schlußreden der Deisten, Natu- „ralisten, Scepticker, Materialisten und Freydenker „zu Felde. Ich habe also nicht nur mit rasenden, „frechen, unvernünftigen und aufgebrachten, sondern „auch mit listigen und verschlagenen Feinden zu käm- „pfen: Nun, wen könnte ich in so bedenklichen als ein „in den Waffen ungeübter, getroster zu Hülfe rufen, „als eben jenen, den, den alle Zeit-Bücher an ihrer „Stirne anrühmen, als ein ächtes Muster der Kriegs- „kunst, als einen großen, klugen, unerschrockenen und „geprüften General, dem es weder an Muth, weder „an Erfahrnüß, noch an Geschicklichkeit jemahls ge- „fehlt, der einer der tapfersten Helden, ein Neuste- „mantischer Gedeon, das ist: einen großen

„Lau-

„Laudon.„ Io Triumphe! Da freute sich Herr Obladen, daß er so was witziges gesagt hatte!

Nun predigt er alle Thaten dieses tapfern Generals, demselben selbst vor! Zuweilen übertrift sich Herr Obladen dabey in neuen sinnreichen schwäbisch-deutschen Worten und Redensarten. Z. B. „Was un-„verwelkliche Lorbeer-Kränze sammelte sich nicht Lau-„don, der Herkul Oesterreichs auf seine schimmern-„de Berkel-Haube vor Schweidnitz „ u. s. w. Ferner. „Es lässet sich hernach die Größe der Ver-„dienste, welche unser tapfere General sich gesamm-„let, sattsam aus der Kayserl. Huld, und aus den so „kostbaren Schankungen, mit welchen unsere aller-„durchl. Kayserin, den großen Laudon beschenket, ab-nehmen.„

Von dem Hochsel. Kayser Franz, sagt Hr. Obladen: „Dessen kalte Aschen wir, ach nur gar zu früh „in dem Todten-Topf unter einem Meer bitter-flies-„sender Thränen in banger Brust allbereit verehren.„ Und endlich schreibt er: Ich schmeichle mir, ja ich lebe „schon der gänzlich gesicherten Hofnung, daß nur bey „Erblickung Hoch-Dero Preis-würdigsten Nahmen „ein jeder diese Uebersetzung sich anschaffen, und „selbe mit süssem Vergnügen durchlesen werde.

Wie wird der würdige General Laudon nicht über den einfältigen Tropf, den Pater Obladen, die Achseln gezukt haben, der ihn zu einer Mittelsperson machen will, den Verkauf einer schlechten Uebersetzung eines schlechten Buchs zu befördern; Vielleicht eben so sehr, als da ihm der venerable Magistrat zu Cölln *)

*) S. Reliquien Frankfurt 1766. S. 86.

Die Knochen der 11000. Jungfern und dreyer Könige aus Mohrenland zeigte. Des Pater Obladens Buch ist ein eben so merkwürdiges Heiligthum.

**.

XX.

Lieder für den öffentlichen Gottesdienst. Mit Königl. allergnädigster Freyheit. Berlin, bey David Gottlieb Schatz. 1765. 8. 18 Bogen.

Neues Gesangbuch, oder Sammlung der besten geistlichen Lieder und Gesänge zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienste herausgegeben von G. J. Zollikofer, Pred. bey der evangelisch-reformirten Gemeinde in Leipzig. Leipzig bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1766. 8. 2 Alphab. 2 Bogen.

Sammlung geistlicher Lieder und Gesänge zum Gebrauch reformirter Religionsverwandten. Zweyte Auflage. 1767. 8. 1 Alphab. 4 B.

Nachdem die göttliche Vorsehung uns in neuern Zeiten mehr Hülfsmittel zur Aufklärung unserer Religionsbegriffe gegeben, nachdem die Art zu predigen sich auch unter den Deutschen zu ihrem Vortheil geändert hat und der Geschmak unserer Landsleute in der Poesie um ein groses ist verfeinert worden, so haben wir uns seit mehreren Jahren schon

oft-

oftmals gewundert, daß unter so viel Einsichtsvollen und rechtschaffenen Gottesgelehrten nicht einige darauf dachten, unsere gewöhnlichen Kirchengesänge zu verbessern und der gemeinschaftlichen Erbauung bey dem öffentlichen Gottesdienst dadurch aufzuhelfen. So sehr alle wahren Freunde der Religion solches wünschten, so schien es doch, als ob kein Prediger Muth genug dazu hätte, wenn auch bey diesem und jenem der Trieb dazu da war; denn man weis wohl, daß sich bey den besten und heilsamsten Veränderungen dieser Art immer Leute finden, die solches aus Schwachheit des Gemüths oder aus Vorurtheil als unnöthige, wo nicht gar gefährliche Neuerungen ansehen, und entweder aus Eigensinn oder mangelhafter Einsicht dergleichen gute Verbesserungen hindern, wenn sie nicht gar mit thätigem Unwillen gegen diejenigen zu Werke gehen, die aus der rühmlichsten Absicht so etwas unternehmen wollen. Das schrekt denn freylich manchen ehrlichen Mann ab, etwas zu thun, wozu er sonst wohl Lust und Geschik hätte, und vermuthlich liegt hierin eine der nächsten Ursachen, warum man es mit den Kirchenliedern bisher noch immer beym alten gelassen und nicht schon zehen Jahr früher auf eine Verbesserung derselben gedacht hat. Itzo aber scheint der Zeitpunkt da zu seyn, wo mehrere geschikte Prediger in unterschiedenen Gegenden Deutschlands sich mit einmal vereinigen, zu einem so heilsamen Zwek das ihrige beyzutragen. Von Berlin, Leipzig, Hannover und andern deutschen Oertern sind nun schon gute Liedersammlungen gekommen, und wir hoffen es noch zu erleben, daß man die zu starke und beynahe abergläubige Anhänglichkeit

 an

an manche alte Gesänge, die zu ihrer Zeit brauchbar waren, aber für die gegenwärtige Zeiten in ihren Vorstellungsarten zu dunkel und mystisch, oder in ihren Ausdrücken zu rauh und niedrig sind, ganz fahren lassen und ein durchgängig gutes und verbessertes Gesangbuch in die christlichen Gemeinden einführen wird.

Daß die erste der oben angeführten Liedersammlungen von dem Oberconsistorium zu Berlin gebilliget worden, und die Königl. Bestätigung zum gottesdienstlichen Gebrauch, neben dem Porstischen Gesangbuch, erhalten hat, beweist schon, daß sich eine öffentliche Einführung neuer Lieder unter Autorität der Landesherrschaft bewerkstelligen lasse, wenn es den Predigern nur um eine größere Erbauung ihrer Zuhörer zu thun ist. Wir haben sie mit vieler Rührung und Freude gelesen und glauben, es wird sie jedermann der Religion würdig finden, dessen Einsicht darin geläutert und dessen Herz frommer Empfindungen fähig ist. Man hat sie in Ansehung des Inhalts, der Natur der Sache gemäß, unter zwo Abtheilungen gebracht, davon die erste die zur christlichen Glaubenslehre, und die zwote die zur Sittenlehre gehörigen Lieder enthält. Die allermeisten davon sind sonst schon bekannt gewesen und größtentheils von unsern klaßischen geistlichen Dichtern verfertiget. Allein die Hrn. Herausgeber haben mit allem richtigen Geschmak in der Poesie unterschiedenes darin geändert, um einige nach bekannten und eingeführten Melodeyen einzurichten, andere, welche mehr für die Privatandacht als den öffentlichen Gottesdienst zu seyn schienen, zum Gebrauch der Kirche bequemer zu machen. Anstatt des Lehrtons, der ihren Ver-

Verfassern natürlich war, es aber für die Gemeinde, welche die Lieder singen sollte, nicht gewesen wäre, haben sie die Gedanken des Dichters, um sie hier und da noch mehr für die Empfindung des Herzens zu bringen, in die Form des Gebets und der Selbstermunterung eingekleidet, weil sie solches erbaulicher und für Kirchengesänge schiklicher fanden. Sie entschuldigen sich deshalb in der Vorrede und wir müssen ihnen hierin nicht nur von unserer Seite Recht geben, sondern glauben, daß die Hrn. V. selbst solches billigen werden. Besonders hat uns das an diesen Liedern, wie es auch seyn muß, wohlgefallen, daß in einem jeden ein gewisser Hauptgedanke herrscht, der durch das ganze Lied durchgeführet und in seinen verschiedenen Wendungen edel und stark ausgedrukt wird; wobey auch für den Prediger der Vortheil entsteht, daß nicht leicht eine besondere Materie wird auf die Kanzel gebracht werden können, wozu sich nicht in dieser Sammlung ein derselben zustimmender Gesang finden liesse. — Warum übrigens die Hrn. Herausgeber von den alten in unsern gewöhnlichen Gesangbüchern befindlichen Liedern nicht mehr als das eine Lied: O Haupt voll Blut und Wunden rc. so glüklich verbessert und in die schöne Sammlung aufgenommen haben, welches wir erwartet hätten, da unterschiedene darunter doch vortreflich sind, und mit einer kleinen Veränderung ausnehmend erbaulich gemacht werden konnten, dazu müssen sie ohnfehlbar gute und wichtige Gründe gehabt haben, die uns unbekannt sind. Oder vielleicht wollen sie diese Arbeit nun andern überlassen, damit wir einmal ein vollständig gutes und an Liedern noch zahlreicheres

Ge-

Gesangbuch, als dieses ist, bekommen. Man hat anfänglich vermuthet, der Herr O. C. R. Spalding hätte diese Liedersammlung veranstaltet, und Hr. Zollikofer hat sogar in der Vorrede zu seinem herausgegebenen Gesangbuch solche Vermuthung öffentlich als Wahrheit ausgebreitet. Allein er hat sich hierin übereilt, und nach zuverläßigen Nachrichten aus Berlin selbst, sind die sämmtlichen Prediger bey der dortigen Marienkirche, die Herrn Dieterich, Bruhn und Kirchhof allein diejenigen, die an ihrer Sammlung und Herausgabe Theil haben. Wer es weiß und empfindet, wie viel ein schönes und geistreiches Lied zur Beförderung des öffentlichen Gottesdienstes und zur Erbauung rechtschaffener Christen beytrage, der wird diesen würdigen Männern sehr davor verbunden seyn. Unser Wunsch wäre, daß nun aus den durch Herrn Schlegel, Zollikofer und andern verbesserten alten Gesängen und diesen in der Berlinischen Sammlung ein grösseres Gesangbuch gemacht, und ausser Berlin auch an mehreren Oertern und in andern Provinzen eingeführt werden möchte.

Doch Hr. Zollikofer hat dies Werk für seine Gemeinde in dem zwoten oben angezeigten Gesangbuch zu Stande gebracht. Er hat nicht nur größtentheils alle Gellertsche, Cramersche, Schlegelsche und Klopstoksche Gesänge, samt einer beträchtlichen Anzahl neuer und noch nie gedrukter Lieder, sondern auch viel durchgängig veränderte und verbesserte alte Lieder, und die besten Stücke aus der vorhin erwehnten Berlinischen Sammlung, in dasselbe aufgenommen, daher es auch bis zu mehr als fünftehalb hundert Gesängen an-

gewachsen ist. Er hat sie unter drey verschiedene Abtheilungen gebracht. Unter der ersten stehen die Lieder von allgemeinem Inhalt; unter der zwoten, Gesänge über die wichtigsten Stücke der christlichen Glaubenslehre, und unter der dritten andere über die Sittenlehre; und zulezt sind einige allgemeine und erbauliche prosaische Gebete angehängt. Wir müssen gestehen, daß dem Hrn. Z. seine Arbeit, mit Hülfe des Hrn. Kreissteuereinnehmer Weiße, eben so geglükt ist, als den Berlinischen Hrn. Predigern die ihrige, und wir würden uns in seinem Fall aus bereits angeführten Gründen eben die Freyheit genommen haben, in den eingerükten Liedern solche Veränderungen zu machen, wodurch ihnen eine ihrer nunmehrigen Absicht gemäßere Einrichtung gegeben werden mußte. Hr. Z. hat hierin mit jenen nach einerley Grundsätzen verfahren. Und daß er aus den alten Gesängen ganze Strophen weggelassen und neue an ihre Stelle gesezt, oder dem ganzen Liede eine andere und bessere Form gegeben hat, können wir ihm noch weniger übel nehmen, da in der Sache kein anderer Weg übrig war, wenn das wirklich gute und schöne, was darin ist, beybehalten und das schlechte ausgemerzt werden solte. Aus einigen alten Liedern sind nun recht meisterhafte Gesänge geworden, obgleich andere durch Vertauschung einzeler gleichbedeutender Worte nicht eben gewonnen haben. Es soll ihm indessen wirklich verargt worden seyn, daß er als ein reformirter Lehrer sich die kühne Dreistigkeit genommen habe, alt-lutherische Lieder zu verändern und sie mit dieser Veränderung in seiner Gemeinde öffentlich singen zu lassen. Allein wir sehen nicht

nicht ein, wie Herr Z: sich anders dabey hätte helfen sollen.

Was indessen die eigentliche Ursache sey, daß das Zollikofersche völlige Gesangbuch mit Weglassung der Vorrede, ohne Nahmen des Verlegers und Drukortes, unter dem dritten angeführten Titel habe erscheinen müssen, ist uns nicht zuverläßig bekannt geworden. Man hat zwar allerley Dinge zum Grunde davon angeben wollen, die uns aber so unwahrscheinlich vorkommen, daß wir sie für blosse ungegründete Gerüchte halten. Die Tage des übereilten Sekteneifers scheinen Gottlob zu Ende zu gehen, und wir können uns unmöglich vorstellen, daß man unter Protestanten von der einen oder der andern Seite wirklich suchen sollte, der Beförderung einer gereinigtern Andacht bey dem öffentlichen Gottesdienst, und dem Vortheil, den die gute Sache des allgemeinen wahren Christenthums dadurch gewinnt, Hindernisse in den Weg zu legen. Eben so wenig können wir sagen, warum diese Lieder und Gesänge künftig nur zum Gebrauch reformirter Religionsverwandten (Confeßionsverwandte, wäre wohl richtiger, weil die evangelischen Christen doch wohl nicht zwo verschiedene Religionen haben können,) seyn sollen, da wir nichts darin finden, was nicht ein Verwandter der Augspurgischen Confeßion als Wahrheit sollte singen können und bereits seit 200 Jahren wirklich gesungen hat, und noch dazu die V. der neuen, Hr. Gellert, Cramer, Schlegel, Klopstok, verehrungswerthe Namen, sämmtlich lutherisch sind. Viele von unsern alten Liedern stehen ja wirklich ihrem Hauptinhalt nach ebenfalls darin, und niemand

wird

wird sie vermuthlich für solche Heiligthümer ansehen, welche durch Anrührung einer reformirten Hand und durch die kleinste Aenderung von einer solchen Feder, wären entweyhet worden. Wie sich denn überhaupt niemals wird beweisen lassen, daß das Kirchenlied nach dem Stempel des Systems ausgeprägt seyn müsse, oder es müßte erwiesen werden, daß Gott keinen Gesang erhöre, wenn ihm nicht diese und jene einzelne Unterscheidungslehre des Bekenntnißbuches einer Kirche darin vorgebetet wird. Vielmehr gehören die Unterscheidungslehren beyder evangelischen Kirchen eigentlich gar nicht in die Gesänge. Wenigstens steht in den allermeisten und besten alten und neuen Liedern nicht ein Wort davon. Die göttliche Versehung lasse uns doch einmal die Zeiten erleben, wo die protestantischen Partheyen sich schämen, sich so sehr von einander zu entfernen, und dem wahren Christenthum dadurch aufs äusserste zu schaden. Nach gerade sollte man doch wohl nicht mehr fragen: Seyd ihr lutherisch oder reformirt, sondern seyd ihr evangelische Christen? Dient ihr Gott in und ausser euren öffentlichen Versammlungen mit reiner Andacht und mit einem solchen Herzen, das dem liebreichen Stifter eures Glaubens wohlgefallen kann? Wir können allen Augspurgischen Confeßionsverwandten die Versicherung geben, daß sie sich nicht fürchten dürfen, das Zollikofersche Gesangbuch, des neuen Titels ohnerachtet, zu ihrer Erbauung zu gebrauchen. Was man in Berlin und Hannover in lutherischen Gemeinden und Familien mit grosser Andacht singet, und beyde protestantische Kirchen schon seit undenklichen Jahren

aus

dieser Uebersetzung an den K. K. Feldzeugmeister Freyh. von Laudon nur einige Stellen hersetzen: In unsern aufgeklärten Zeiten wird unsern Lesern schwerlich so etwas lustiges vorgekommen seyn.

„Welch eine dreiste Kühnheit, (hebt er seinen „Spruch an) den verehrungs- den Porphyr- und Ce- „der-würdigen Namen eines der größten Generals „unserer aufgeklärten Zeiten, dem alle Welt un- „geschmeichelte Lobeserhebungen, und ungeheuchelte „Liebe mit frohem Herzen verabzinset, diesen gerin- „gen Blättern voranzusetzen!„

„Dem sey aber, wie ihm wolle, so lebe ich gleich- „wohl der getröstten Hoffnung, dieß mein kühnes Un- „ternehmen vor den Augen einer vernünftigen Welt „vollkommen rechtfertigen zu können. In dieser mei- „ner Uebersetzung, ziehe ich mit dem Verfasser wieder „den eitlen Tand, geschmierten Wiz, prahlende „Lügen, und falsche Schlußreden der Deisten, Natu- „ralisten, Scepticker, Materialisten und Freydenker „zu Felde. Ich habe also nicht nur mit rasenden, „frechen, unvernünftigen und aufgebrachten, sondern „auch mit listigen und verschlagenen Feinden zu käm- „pfen: Nun, wen könnte ich in so bedenklichen als ein „in den Waffen ungeübter, getroster zu Hülfe rufen, „als eben jenen, den, den alle Zeit-Bücher an ihrer „Stirne anrühmen, als ein ächtes Muster der Kriegs- „kunst, als einen großen, klugen, unerschrockenen und „geprüften General, dem es weder an Muth, weder „an Erfahrnüß, noch an Geschicklichkeit jemahls ge- „fehlt, der einer der tapfersten Helden, ein Neuste- „mantischer Gedeon, das ist: einen großen „Lau-

„Laudon.„ Io Triumphe! Da freute sich Herr Obladen, daß er so was witziges gesagt hatte!

Nun prediget er alle Thaten dieses tapfern Generals, demselben selbst vor! Zuweilen übertrift sich Herr Obladen dabey in neuen sinnreichen schwäbisch-deutschen Worten und Redensarten. Z. B. „Was un„verwelkliche Lorbeer-Kränze sammelte sich nicht Lau„don, der Herkul Oesterreichs auf seine schimmern„de Berkel-Haube vor Schweidnitz „ u. s. w. Ferner. „Es lässet sich hernach die Größe der Ver„dienste, welche unser tapfere General sich gesamm„let, sattsam aus der Kayserl. Huld, und aus den so „kostbaren Schankungen, mit welchen unsere aller„durchl. Kayserin, den großen Laudon beschenket, ab„nehmen.„

Von dem Hochsel. Kayser Franz, sagt Hr. Obladen: „Dessen kalte Aschen wir, ach nur gar zu früh „in dem Todten-Topf unter einem Meer bitter-flies„sender Thränen in banger Brust allbereit verehren.„ Und endlich schreibt er: Ich schmeichle mir, ja ich lebe „schon der gänzlich gesicherten Hofnung, daß nur bey „Erblickung Hoch-Dero Preis-würdigsten Nahmen „ein jeder diese Uebersetzung sich anschaffen, und „selbe mit süssem Vergnügen durchlesen werde.

Wie wird der würdige General Laudon nicht über den einfältigen Tropf, den Pater Obladen, die Achseln gezukt haben, der ihn zu einer Mittelsperson machen will, den Verkauf einer schlechten Uebersetzung eines schlechten Buchs zu befördern; Vielleicht eben so sehr, als da ihm der venerable Magistrat zu Cölln *)

*) S. Reliquien Frankfurt 1766. S. 86.

Die Knochen der 11000. Jungfern und dreyer Könige aus Mohrenland zeigte. Des Pater Obladens Buch ist ein eben so merkwürdiges Heiligthum.

**.

XX.

Lieder für den öffentlichen Gottesdienst. Mit Königl. allergnädigster Freyheit. Berlin, bey David Gottlieb Schatz. 1765. 8. 18 Bogen.

Neues Gesangbuch, oder Sammlung der besten geistlichen Lieder und Gesänge zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienste herausgegeben von G. J. Zollikofer, Pred. bey der evangelisch-reformirten Gemeinde in Leipzig. Leipzig bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1766. 8. 2 Alphab. 2 Bogen.

Sammlung geistlicher Lieder und Gesänge zum Gebrauch reformirter Religionsverwandten. Zweyte Auflage. 1767. 8. 1 Alphab. 4 B.

Nachdem die göttliche Vorsehung uns in neuern Zeiten mehr Hülfsmittel zur Aufklärung unserer Religionsbegriffe gegeben, nachdem die Art zu predigen sich auch unter den Deutschen zu ihrem Vortheil geändert hat und der Geschmak unserer Landsleute in der Poesie um ein großes ist verfeinert worden, so haben wir uns seit mehreren Jahren schon

oft-

oftmals gewundert, daß unter so viel Einsichtsvollen und rechtschaffenen Gottesgelehrten nicht einige darauf dachten, unsere gewöhnlichen Kirchengesänge zu verbessern und der gemeinschaftlichen Erbauung bey dem öffentlichen Gottesdienst dadurch aufzuhelfen. So sehr alle wahren Freunde der Religion solches wünschten, so schien es doch, als ob kein Prediger Muth genug dazu hätte, wenn auch bey diesem und jenem der Trieb dazu da war; denn man weis wohl, daß sich bey den besten und heilsamsten Veränderungen dieser Art immer Leute finden, die solches aus Schwachheit des Gemüths oder aus Vorurtheil als unnöthige, wo nicht gar gefährliche Neuerungen ansehen, und entweder aus Eigensinn oder mangelhafter Einsicht dergleichen gute Verbesserungen hindern, wenn sie nicht gar mit thätigem Unwillen gegen diejenigen zu Werke gehen, die aus der rühmlichsten Absicht so etwas unternehmen wollen. Das schrekt denn freylich manchen ehrlichen Mann ab, etwas zu thun, wozu er sonst wohl Lust und Geschik hätte, und vermuthlich liegt hierin eine der nächsten Ursachen, warum man es mit den Kirchenliedern bisher noch immer beym alten gelassen und nicht schon zehen Jahr früher auf eine Verbesserung derselben gedacht hat. Izo aber scheint der Zeitpunkt da zu seyn, wo mehrere geschikte Prediger in unterschiedenen Gegenden Deutschlands sich mit einmal vereinigen, zu einem so heilsamen Zwek das ihrige beyzutragen. Von Berlin, Leipzig, Hannover und andern deutschen Oertern sind nun schon gute Liedersammlungen gekommen, und wir hoffen es noch zu erleben, daß man die zu starke und beynahe abergläubige Anhänglichkeit

an manche alte Gesänge, die zu ihrer Zeit brauchbar waren, aber für die gegenwärtige Zeiten in ihren Vorstellungsarten zu dunkel und mystisch, oder in ihren Ausdrücken zu rauh und niedrig sind, ganz fahren lassen und ein durchgängig gutes und verbessertes Gesangbuch in die christlichen Gemeinden einführen wird.

Daß die erste der oben angeführten Liedersammlungen von dem Oberconsistorium zu Berlin gebilliget worden, und die Königl. Bestätigung zum gottesdienstlichen Gebrauch, neben dem Porstischen Gesangbuch, erhalten hat, beweist schon, daß sich eine öffentliche Einführung neuer Lieder unter Autorität der Landesherrschaft bewerkstelligen lasse, wenn es den Predigern nur um eine größere Erbauung ihrer Zuhörer zu thun ist. Wir haben sie mit vieler Rührung und Freude gelesen und glauben, es wird sie jedermann der Religion würdig finden, dessen Einsicht darin geläutert und dessen Herz frommer Empfindungen fähig ist. Man hat sie in Ansehung des Inhalts, der Natur der Sache gemäß, unter zwo Abtheilungen gebracht, davon die erste die zur christlichen Glaubenslehre, und die zwote die zur Sittenlehre gehörigen Lieder enthält. Die allermeisten davon sind sonst schon bekannt gewesen und größtentheils von unsern klaßischen geistlichen Dichtern verfertiget. Allein die Hrn. Herausgeber haben mit allem richtigen Geschmak in der Poesie unterschiedenes darin geändert, um einige nach bekannten und eingeführten Melodeyen einzurichten, andere, welche mehr für die Privatandacht als den öffentlichen Gottesdienst zu seyn schienen, zum Gebrauch der Kirche bequemer zu machen. Anstatt des Lehrtons, der ihren Ver-

Verfassern natürlich war, es aber für die Gemeinde, welche die Lieder singen sollte, nicht gewesen wäre, haben sie die Gedanken des Dichters, um sie hier und da noch mehr für die Empfindung des Herzens zu bringen, in die Form des Gebets und der Selbstermunterung eingekleidet, weil sie solches erbaulicher und für Kirchengesänge schiklicher fanden. Sie entschuldigen sich deshalb in der Vorrede und wir müssen ihnen hierin nicht nur von unserer Seite Recht geben, sondern glauben, daß die Hrn. V. selbst solches billigen werden. Besonders hat uns das an diesen Liedern, wie es auch seyn muß, wohlgefallen, daß in einem jeden ein gewisser Hauptgedanke herrscht, der durch das ganze Lied durchgeführet und in seinen verschiedenen Wendungen edel und stark ausgedrukt wird; wobey auch für den Prediger der Vortheil entsteht, daß nicht leicht eine besondere Materie wird auf die Kanzel gebracht werden können, wozu sich nicht in dieser Sammlung ein derselben zustimmender Gesang finden liesse. — Warum übrigens die Hrn. Herausgeber von den alten in unsern gewöhnlichen Gesangbüchern befindlichen Liedern nicht mehr als das eine Lied: O Haupt voll Blut und Wunden ꝛc. so glüklich verbessert und in die schöne Sammlung aufgenommen haben, welches wir erwartet hätten, da unterschiedene darunter doch vortreflich sind, und mit einer kleinen Veränderung ausnehmend erbaulich gemacht werden konnten, dazu müssen sie ohnfehlbar gute und wichtige Gründe gehabt haben, die uns unbekannt sind. Oder vielleicht wollen sie diese Arbeit nun andern überlassen, damit wir einmal ein vollständig gutes und an Liedern noch zahlreicheres

Ge-

Gesangbuch, als dieses ist, bekommen. Man hat anfänglich vermuthet, der Herr O. C. R. Spalding hätte diese Liedersammlung veranstaltet, und Hr. Zollikofer hat sogar in der Vorrede zu seinem herausgegebenen Gesangbuch solche Vermuthung öffentlich als Wahrheit ausgebreitet. Allein er hat sich hierin übereilt, und nach zuverläßigen Nachrichten aus Berlin selbst, sind die sämmtlichen Prediger bey der dortigen Marienkirche, die Herrn Dieterich, Bruhn und Kirchhof allein diejenigen, die an ihrer Sammlung und Herausgabe Theil haben. Wer es weiß und empfindet, wie viel ein schönes und geistreiches Lied zur Beförderung des öffentlichen Gottesdienstes und zur Erbauung rechtschaffener Christen beytrage, der wird diesen würdigen Männern sehr davor verbunden seyn. Unser Wunsch wäre, daß nun aus den durch Herrn Schlegel, Zollikofer und andern verbesserten alten Gesängen und diesen in der Berlinischen Sammlung ein größeres Gesangbuch gemacht, und ausser Berlin auch an mehreren Oertern und in andern Provinzen eingeführt werden möchte.

Doch Hr. Zollikofer hat dies Werk für seine Gemeinde in dem zwoten oben angezeigten Gesangbuch zu Stande gebracht. Er hat nicht nur größtentheils alle Gellertsche, Cramersche, Schlegelsche und Klopstoksche Gesänge, samt einer beträchtlichen Anzahl neuer und noch nie gedrukter Lieder, sondern auch viel durchgängig veränderte und verbesserte alte Lieder, und die besten Stücke aus der vorhin erwehnten Berlinischen Sammlung, in dasselbe aufgenommen, daher es auch bis zu mehr als fünftehalb hundert Gesängen an-

gewachsen ist. Er hat sie unter drey verschiedene Abtheilungen gebracht. Unter der ersten stehen die Lieder von allgemeinem Inhalt; unter der zwoten, Gesänge über die wichtigsten Stücke der christlichen Glaubenslehre, und unter der dritten andere über die Sittenlehre; und zulezt sind einige allgemeine und erbauliche prosaische Gebete angehängt. Wir müssen gestehen, daß dem Hrn. Z. seine Arbeit, mit Hülfe des Hrn. Kreissteuereinnehmer Weiße, eben so geglükt ist, als den Berlinischen Hrn. Predigern die ihrige, und wir würden uns in seinem Fall aus bereits angeführten Gründen eben die Freyheit genommen haben, in den eingerükten Liedern solche Veränderungen zu machen, wodurch ihnen eine ihrer nunmehrigen Absicht gemäßere Einrichtung gegeben werden mußte. Hr. Z. hat hierin mit jenen nach einerley Grundsätzen verfahren. Und daß er aus den alten Gesängen ganze Strophen weggelassen und neue an ihre Stelle gesezt, oder dem ganzen Liede eine andere und bessere Form gegeben hat, können wir ihm noch weniger übel nehmen, da in der Sache kein anderer Weg übrig war, wenn das wirklich gute und schöne, was darin ist, beybehalten und das schlechte ausgemerzt werden solte. Aus einigen alten Liedern sind nun recht meisterhafte Gesänge geworden, obgleich andere durch Vertauschung einzeler gleichbedeutender Worte nicht eben gewonnen haben. Es soll ihm indessen wirklich verargt worden seyn, daß er als ein reformirter Lehrer sich die kühne Dreistigkeit genommen habe, alt-lutherische Lieder zu verändern und sie mit dieser Veränderung in seiner Gemeinde öffentlich singen zu lassen. Allein wir sehen nicht

nicht ein, wie Herr Z: sich anders dabey hätte helfen sollen.

Was indessen die eigentliche Ursache sey, daß das Zollikofersche völlige Gesangbuch mit Weglassung der Vorrede, ohne Nahmen des Verlegers und Drukortes, unter dem dritten angeführten Titel habe erscheinen müssen, ist uns nicht zuverläßig bekannt geworden. Man hat zwar allerley Dinge zum Grunde davon angeben wollen, die uns aber so unwahrscheinlich vorkommen, daß wir sie für blosse ungegründete Gerüchte halten. Die Tage des übereilten Sekteneifers scheinen Gottlob zu Ende zu gehen, und wir können uns unmöglich vorstellen, daß man unter Protestanten von der einen oder der andern Seite wirklich suchen sollte, der Beförderung einer gereinigtern Andacht bey dem öffentlichen Gottesdienst, und dem Vortheil, den die gute Sache des allgemeinen wahren Christenthums dadurch gewinnt, Hindernisse in den Weg zu legen. Eben so wenig können wir sagen, warum diese Lieder und Gesänge künftig nur zum Gebrauch reformirter Religionsverwandten (Confeßionsverwandte, wäre wohl richtiger, weil die evangelischen Christen doch wohl nicht zwo verschiedene Religionen haben können,) seyn sollen, da wir nichts darin finden, was nicht ein Verwandter der Augspurgischen Confeßion als Wahrheit sollte singen können und bereits seit 200. Jahren wirklich gesungen hat, und noch dazu die V. der neuen, Hr. Gellert, Cramer, Schlegel, Klopstok, verehrungswerthe Namen, sämmtlich lutherisch sind. Viele von unsern alten Liedern stehen ja wirklich ihrem Hauptinhalt nach ebenfalls darin, und niemand

wird

wird sie vermuthlich für solche Heiligthümer ansehen, welche durch Anrührung einer reformirten Hand und durch die kleinste Aenderung von einer solchen Feder, wären entweyhet worden. Wie sich denn überhaupt niemals wird beweisen lassen, daß das Kirchenlied nach dem Stempel des Systems ausgeprägt seyn müsse, oder es müßte erwiesen werden, daß Gott keinen Gesang erhöre, wenn ihm nicht diese und jene einzelne Unterscheidungslehre des Bekenntnißbuches einer Kirche darin vorgebetet wird. Vielmehr gehören die Unterscheidungslehren beyder evangelischen Kirchen eigentlich gar nicht in die Gesänge. Wenigstens steht in den allermeisten und besten alten und neuen Liedern nicht ein Wort davon. Die göttliche Vorsehung lasse uns doch einmal die Zeiten erleben, wo die protestantischen Partheyen sich schämen, sich so sehr von einander zu entfernen, und dem wahren Christenthum dadurch aufs äusserste zu schaden. Nach gerade sollte man doch wohl nicht mehr fragen: Seyd ihr lutherisch oder reformirt, sondern seyd ihr evangelische Christen? Dient ihr Gott in und ausser euren öffentlichen Versammlungen mit reiner Andacht und mit einem solchen Herzen, das dem liebreichen Stifter eures Glaubens wohlgefallen kann? Wir können allen Augspurgischen Confeßionsverwandten die Versicherung geben, daß sie sich nicht fürchten dürfen, das Zollikofersche Gesangbuch, des neuen Titels ohnerachtet, zu ihrer Erbauung zu gebrauchen. Was man in Berlin und Hannover in lutherischen Gemeinden und Familien mit grosser Andacht singet, und beyde protestantische Kirchen schon seit undenklichen Jahren

aus

aus einem Geiste gesungen haben, das findet man hier nebst vielen andern erbaulichen Liedern beysammen.

Q*.

XXI.

Commentatio *de arbuto Vua Vrsi*, exhibens descriptionem ejus botanicam, analysin chemicam, ejusque in medicina & oeconomia varium usum. Auctore Ioanne Andrea *Murray* Med. Doct. ejusque in acad. Geo. Aug. Prof. Publ. Extr. Goetting. 1765. 8½ Bogen in 4.

Die Sandbeere, die unter den steinzermalmenden Mitteln unsrer Zeiten das meiste Glück gemacht hat, die zuerst von den Aerzten zu Montpellier gebraucht und nachher durch de Haens glückliche Versuche bekannter geworden, war einer genauern Untersuchung werth, und deren ist sie auch kurz nach einander zu Berlin, Petersburg, Padua und Göttingen durch die Herren Gerhard, Model, Girard und Murray theilhaft geworden.

Die botanische Untersuchung in der erwähnten Schrift des lezten ist genau, umständlich und mit den Unterscheidungszeichen versehen, wodurch die Sandbeere von ähnlichen Pflanzen, besonders von der Preisselbeere abzukennen ist. Es war dies um so viel mehr nöthig, da sie selbst von grossen Botanisten mit andern verwechselt worden. Dieser Abschnitt verräth durchaus den fleißigen und genauforschenden Schüler des Herrn von Linne.

Der

Der Geschmack bestimmt schon ziemlich deutlich die Kräfte. Er ist überaus bitter und das mehr vom Blatte, als von den Stengeln, die aber mehr zusammenziehend sind, und zwar desto mehr, je näher sie der Wurzel kommen.

Herr Murray hat die Pflanzen chimisch zergliedert: aber nicht, um ihr, (wie Hr. Gerhard sich einbildet,) ihre medicinischen Wirkungen abzulernen. Er sagt mit Homberg: man ersuche und befrage die Natur auf allerley Art; es wird einem immer etwas daraus zu Nuz kommen. Wir können die Versuche nicht anführen. Sie lehren, daß die bittre zusammenziehende Kraft vornemlich im Gummi stecke, und daß man sie daher, wo sie nicht in Substanz gereicht werden können, am besten in wässerigen Aufgüssen oder im Absud zu geben habe. Den Absud hat Hr. M. bitterer und zusammenziehender, als den Aufguß gefunden.

Galenus hat seine ἀρκου σταφυλη, die Hr. M. für die Sandbeere hält, im Blutspeien gegeben. (Und das verdient Achtung in Fällen, wo gelind anziehende Mittel indicirt werden. Besonders wäre der Aufguß zu versuchen.) Neuer ist die Kraft derselben im Steine, die Herr M. sorgfältig sammelt und mit noch unbekannten glüklichen Versuchen des großen Werlhofs, des Leibmed. Vogel, des Hofmed. Taube zu Celle, des Prof. Pallas, wie auch mit ein paar eignen bereichert, von denen er doch, mit der Aufrichtigkeit, die durch die ganze Abhandlung herrscht, gesteht, daß sie keine dauerhafte Genesung gewirkt, und daß sehr wahrscheinlich der Schleim, den sie ausführt, nicht die

Frucht einer Auflösung sey, die sie am Steine ausübt, sondern der Schleim, der im natürlichen Zustande in den Urinwegen sich absondert und sich hier nur vermehrt darstellt. Doch kann dadurch die fernere Zeugung und das weitere Ansetzen des Steins gehemmt werden, da er den Gries mit wegnimmt. Allemal aber ist sie ein wichtiges Palliativ, und macht gegen den so fürchterlichen Reiz stumpf — eine Tugend die so oft der sehnliche Wunsch beyder des Kranken und des Arztes ist. Der Schnitt ist und bleibt freylich allemal die Hauptcur: allein, wie oft findet er nicht statt? Herr M. stellt darüber eine Betrachtung an, die, wie alles, werth ist gelesen und besonders von denen erwogen zu werden, die die Sandbeere aus dem Titel herunter zu setzen glauben, weil sie ein Palliativ ist. Herr M. hat die wirklich steinzermalmende Kraft der Sandbeere noch durch andre Versuche, nur wenig zu sagen, merklich zweifelhaft gemacht. Aber das gefällt uns eben. Er führt sich bey seinem Mittel, wie ein wahrheitsliebender Arzt auf. Er schreibt ihm keinen Panegyricus, sondern am Faden der Erfahrung hin räumt er den Tadel weg und schränkt die Lobsprüche ein. Im weissen Flusse hat die Sandbeere auch Dienste gethan: nicht aber im Fieber. (Wir kennen doch einen Empirikus, dessen Panacee in Fiebern nicht nur, sondern auch in chronischen und besonders weiblichen Zufällen sie seyn soll.)

Die Sandbeere hat auch ihre ökonomischen Vortheile. Mit Alaun giebt sie eine graue und mit Vitriol eine schwarze Farbe. Gleditsch hat gezeigt, daß sie auch zum Gärben gebraucht werden könne, und in

Schwe-

Schweden wird sie wirklich häufig dazu verwandt. Sie giebt einer großen Art Cochenille Aufenthalt, die als ein inländisches Product Aufmerksamkeit verdient. Um den Jackaschapuck aus Nordamerica, dessen Zumischung den Geschmak des Tobaks verfeinern und erheben sollte, ist es uns sehr leid, daß der Hr. von Linné die Verrätherey begangen und ihn für Sandbeerblätter erklärt hat. Nachher hat niemand sie mehr rauchen wollen. Jackaschapuck — der Name allein würde Glük gemacht haben, und wir verlieren dadurch eine schöne Parallelgeschichte aus dem gemeinen Leben, worin wir der Welt, wie in einem Spiegel, ihre Vorliebe zum Geheimen hätten darstellen und begreiflich machen können, daß alle gepriesnen Arcanen und Panaceen, Helvetischer Balsam, Gletscherspiritus, Digestivpulver und wie sie alle heissen, Jackaschapuck sind.

M*.

XXII.

Kurzer doch gründlicher Begriff des gesamten Feldbaues oder Anweisung alle Arten des Getraides, der Futterkräuter, und der vornehmsten zur Kleidung und Färberey dienlichen Gewächse mit Nutzen zu bauen, größtentheils aus Herrn du Hamel du Monceau Anfangsgründen des Ackerbaues herausgezogen und mit vielen neuen Abhandlungen, Zusätzen, auch vielfältig bewährten Erfahrungen verschiedener Landwirthe in hiesigen und be-

benachbarten Gegenden zu besserem Ertrag der Landgüter herausgegeben. Stuttgart, bey Mezler und Compagnie. 1764. gr. 8. 1 Alphab. 2½ Bogen. Vorrede 2 Bogen. Vorläufige Anmerkungen 7 Bogen. Anhang 8 Bogen.

Der berühmte dü Hamel in Frankreich, machte bekannter massen vor verschiedenen Jahren aus des Engelländers Tull großem Werke einen freyen Auszug; stellte benebst seinen Freunden nach den Tullischen Grundsätzen, Erfahrungen an, und ließ alles zusammen in sechs Theilen ans Licht treten. Im Jahr 1763. erschienen seine Elemens d' Agriculture im Druk, worinnen er aus den obigen sechs Bänden, allgemeine Regeln des Feldbaues abgezogen und in eine systematische Form gebracht hatte. Dieses leztere Buch ist von dem ungenannten Verfasser zum Grunde gegenwärtiger wohlgerathener Schrift gelegt und mit vortreflichen Zusätzen begleitet worden. In den vorläufigen Anmerkungen über dem Feldbau findet man auf 112. Blattseiten: 1) Eine Untersuchung und Kenntniß der Erdarten die wir noch nirgend so vollkommen und deutlich beschrieben angetroffen haben. 2) Eine Abhandlung von Verbesserung der Felder überhaupt und insonderheit durch den Dünger, woselbst das beste aus dem Denffer, Home und andern guten Schriftstellern von dieser Materie, Auszugs-weise geliefert wird. 3) Ein Aufsaz von dem Gebrauch der Salzasche, als welche eine allen Gewächsen sehr angenehme Düngung abgiebt. 4) Eine Nachricht von Modellen der vornehmsten neueren

Acker-

Ackerwerkzeuge, welche sehr vielen Lesern angenehm seyn wird. Hierauf folget in zwey Abschnitten die theoretische Einleitung zur praktischen Abhandlung des Ackerbaus. S. 3-53. wo der Herr Verf. eine scharfe Beurtheilungskraft und große Belesenheit zeigt, die ihm um so mehr zur Ehre gereicht, weil beyde heute zu Tage in Schriften dieser Art, leider sehr selten sind. Von der darauf folgenden praktischen Abhandlung des Feldbaues, betrift der erste Theil eine allgemeine Abhandlung des Feldbaues, S. 61-S. 230. in welchen das erste Buch zeigt, wie der Feldbau nach der gewöhnlichen Bauart, und das andere, wie er nach der neuen Tullischen Methode betrieben wird. Der Leser findet sich durch die in dem Vortrag selbst beobachtete ausnehmende Ordnung vollkommen in den Stand gesezt; beyde Arten mit einem Blik zu übersehen und nach Gründen zu beurtheilen.

Im zweyten Theil ist eine Abhandlung des Feldbaues nach denen besondern Arten der so wohl zur Nahrung als Kleidung dienlichen Gewächse befindlich S. 243-S. 385. Hier kommen zuerst die Getraidearten als eine Nahrung der Menschen, und hernach die zur Ernährung des Viehes vorzüglich gehörigen Gewächse, welche die Behandlung der Wiesen und den Anbau der Futterkräuter unter sich begreifen. Ihnen folgen die zur Verfertigung der Kleidung dienlichen Gewächse, als Flachs, Hanf und Chartendisteln, und alsdenn die sämtlichen Farbekräuter. Nichts ist hier ausgelassen, sondern alles so gründlich als möglich abgehandelt, und die neuen Entdeckungen und Vortheile bey jedem einzelnen Gegenstand auf das sorgfältigste angemerket worden.

Zulezt enthält ein Anhang den Anbau des Tobaks, des Hopfens, des Mohns und Saflors; benebst einer Vergleichung des Würtembergischen Maasses mit andern, welches alles mit einer schriftmäßigen Betrachtung des Feldbaues beschlossen wird.

Die Schreibart ist übrigens dem Werth der Sachen vollkommen angemessen, deutlich, gedrungen, und jeder Ausdruk passend. Nur selten beweiset sich ein Schriftsteller so stark in allen Theilen des Feldbaues, als der Verfasser in diesem vortreflichen Buche, und nur selten sind wir im Stande, dem Leser ein Werk so zuverläßig brauchbar zu empfehlen, als wir solches in Absicht des gegenwärtigen mit Kenntniß der Sache, auf Treue und Glauben thun können. O mögten doch alle unsere ökonomische Schriftsteller also schreiben!

X.

XXIII.

Herrn D. Christian August Crusius, Pr. Pr. zu Leipzig, Prälaten und Domherrn des Hochstifts Meissen ꝛc. Abhandlung von den Ueberbleibseln des Heydenthums in den Meinungen vom Tode, aus dem Lateinischen ins Deutsche übersezt, und mit einigen Anhängen aus andern desselben Schriften, worin so wohl die Lehre vom Tode und der Auferstehung, als auch die Beschaffenheit des heydnischen und andern Aberglaubens, erläutert wird, versehen. Leipzig, gedrukt bey Joh.

Chri-

Christian Langenheim, 1765. 8. 192 Seiten.

Ueberbleibsel aus dem Heydenthum, Ueberbleibsel aus der Philosophie der Kirchenväter und der späteren scholastischen Weltweisheit, Ueberbleibsel aus der päbstlichen Kirche, finden sich, auch nach der Reformation in dem gelehrten System der christlichen Lehre, noch in ziemlicher Anzahl. Wer sie wegschaffen will, unternimmt eine rühmliche aber schwere Arbeit. Er muß, wenn er uns über diese und jene Punkte mehr Aufklärung geben will, die Dunkelheiten und Irrthümer auf beyden Seiten sorgfältig wegräumen und die Wahrheit, welche dazwischen in der Mitte liegt, ans Licht hervor ziehen: dann wird jeder Freund des Christenthums ihm aufs höchste für seine Mühe verpflichtet seyn. Wer aber Wahrheit und Irrthum durch einander mischt, und anstatt der Dunkelheiten, die er zerstreuen will, neue Nebel um die Wahrheit zieht; wer dabey Meynungen, die erst erwiesen werden sollen, schon als erwiesen voraussezt; alles was die klügsten Köpfe unter den Heyden jemals von der menschlichen Seele gedacht haben, als Wahnwiz und Lügen verdammt, die heil. Schrift nach seinen schielenden Vorurtheilen erklärt und auf sein angenommenes System immer fort philosophirt, der ist zu jener Arbeit nicht gemacht, und wird sich bey dem aufgeklärten Theil des Publicums schwerlich Dank verdienen.

Wir wünschten, daß wir mit Wahrheit von diesen Abhandlungen sagen könnten, sie hätten in der Lehre vom Tode, von der Auferstehung und dem Zustande

 der

der Seele in dem zukünftigen Leben etwas aufgeklärt. Allein, wer deutliche Begriffe und gründliche Ueberzeugungen in der Religion sucht, der wird das schwerlich finden. Ueberdies kennt man die philosophischen und theologischen Grundsätze des Hrn. D. C., aber sie sind auch, wie bekannt, eben so wenig die Grundsätze aller Philosophen und Gottesgelehrten, und Se. Hochwürden mögen die Socrate unter den Helden herunterseßen und verdammen, wie Sie wollen, die Vernunft, die ihnen Gott gegeben hatte, führte sie auf manche gute Erkenntniß, die bis diesen Tag gebraucht werden kann, wenn das, worin sie irrten, davon abgesondert wird. Und was den Leibniz, von dem es den Hr. D. verkleinerlich zu sprechen beliebt, betrift, so wird dieser große Mann, auf den Deutschland mit Recht stolz ist, unsterblich bleiben, wenn an andere nicht mehr gedacht wird.

Der Hr. V. richtet diese ganze Abhandlung gegen diejenigen, welche in der Meynung stehen, als wenn der Tod etwas natürliches und von der menschlichen Natur unzertrennliches sey; und glauben, daß die von dem Körper getrennte Seele sich natürlicherweise wohl befinden könne; auch dabey behaupten, es komme dieselbe alsdenn in einen vollkommenern Zustand, wenn sie aus diesem Kerker und Zuchthause des Leibes entflohen ist, und in eine Freyheit gelangt, da sie nicht mehr an die Nothwendigkeit dieser zerbrechlichen Maschine gebunden ist und durch die Sklaverey dieser groben Sinne niedergedrückt wird, sondern die in ihr befindliche Kraft stärker und ungehindert ausüben kan. Mit Erlaubniß der guten Leute, die hierin eine schöne

Ueber-

Uebereinstimmung der Vernunft und Offenbarung zu finden meynen, will Hr. E. beweisen, daß solches insgesamt aus der heidnischen Lehre entlehnt sey, sezt auch auf die ihm eigene Manier, die Folge dieses Irrthums aus einander und trägt darauf die wahre Lehre vom Tode nach der heil. Schrift vor, nachdem er S. 11. die Streitfrage nochmals mit den Worten bestimmt hatte: „Man frägt hier ganz und gar nicht: Ob ein solcher Leib, als wir itzo haben und in dem Zustande, worin itzo unsre Sachen sind, durch den Gebrauch abgenuzt und vom Alter entkräftet werden müsse; als woran kein vernünftiger zweifeln wird, sondern ob dieses ursprünglich und uns wesentlich, mithin von der menschlichen Natur unzertrennlich sey.„

Der Hr. D. widerlegt das lezte, und wir haben gegen das Ganze seines Beweises nichts, aber gegen einzelne Sätze desto mehr einzuwenden. Wir denken vom Tode und dessen Ursachen, wie der Hr. V. es haben will, nach der Anleitung der biblischen Schriftsteller; wir haben allezeit mit ihm von ganzen Herzen geglaubt und werden es auch immer behaupten, daß uns durch das Licht des Evangeliums über Tod, Auferstehung und Unsterblichkeit hellere, gewissere und allgemeinere Aufklärungen gegeben sind, als die Heyden hatten und haben konnten; wir sind völlig seiner Meynung, daß man die deutlichen Lehren des Christenthums mit keinen heydnischen Grillen und Ungereimtheiten vermengen müsse; aber wir leugnen, daß alle heydnischen Weltweisen von dem Zustande der menschlichen Seele nach dem Tode und überhaupt in der Philosophie nichts als lauter dummes Zeug gelehrt; wir

leugnen, daß der christliche Hr. D. C. weiter sehe, als der christliche Leibniz, dessen System von ihm aus leicht zu errathenden Ursachen verächtlich gemacht wird. Und da Gott es für gut gefunden hat, uns in der heiligen Schrift alle mögliche moralische Gewißheit von dem zukünftigen Leben, und dem unterschiedenen Zustande der Frommen und Gottlosen, der Gläubigen und Ungläubigen in jener Welt zu geben, ohne uns über die Besonderheiten desselben zu unterrichten: so leugnen wir, daß es unrecht sey, mit dem geoffenbarten Unterricht über diese Lehre dasjenige zu vereinigen, was uns die wahre Vernunft und die natürliche Religion darüber denken läßt, es mag nun ein heydnischer oder chinesischer oder jüdischer Weltweise lange vor uns auch so gedacht haben; genug, wenn es sich dem forschenden Verstande des vernünftigen Menschen aus richtigen Gründen als Wahrheit anpreist, und, wie es in dem Fall allemal geschehen wird, der heil. Schrift nicht widerspricht, deren Urheber, da er auch der Urheber der Vernunft ist, uns dasjenige durch eigenes Nachdenken heraus zu bringen überlassen wollte, was durch eigenes Nachdenken heraus zu bringen stand. Die göttliche Lehre des Evangeliums, welche dem Tode seine Schrecken nimmt und jede christliche Seele mit Glauben und Hofnung auf die Zukunft erfüllt, stimmt einmal mit der natürlichen Religion aufs genauste überein, und giebt derselben so sichere Aussichten in das ewige Leben, als die Vernunft ohne dieselbe nicht würde gehabt haben. Aber der Schöpfer der Vernunft wird warlich nicht dadurch geehrt, wenn wir ihr alle Fähigkeit zum richtigen denken absprechen. Und da ein jedes

des verständiges Wesen, wenn es einmal durch christlichen Unterricht auf die Spur der Wahrheit gebracht worden, über Sachen aus der natürlichen Religion, wohin doch die Lehre von der Unsterblichkeit und den zukünftigen Leben auch gehört, gute Urtheile fällen und richtige Vernunftschlüsse machen kann, so wäre es seltsam, hier den Weg der Wahrheit zu verlassen, oder ihn nur für verdächtig zu halten, weil wir vor und hinter und neben uns auch einen Juden oder Heyden auf eben der Strasse wandeln sehen. Das Licht der Offenbarung ungebraucht lassen, ist nicht um einen Grad unvernünftiger, als die Offenbarung ohne rechten Gebrauch der Vernunft auslegen wollen. Sich von dieser als dem ersten Wegweiser, den uns Gott gegeben hat, zurechtweisen lassen, so weit sie uns führen kann, und hernach der Offenbarung folgen, wo die uns weiter bringt, das ist vernünftig und so, wie es seyn muß. Und hätte man das allemal gethan, so würden der wahre Weltweise und Schriftgelehrte sich nicht so oft einander den Weg verrennt haben. Was soll man nun von einem Weltweisen urtheilen, der diese Grundsätze gar nicht zu haben scheint? Freylich hat wohl ein jeder die Freyheit, die alten und neuen Philosophen zu tadeln, aber man muß es besser machen als beyde. Man kann eine heydnische Grille wegwerfen, aber man muß ihren Plaz durch keine andere Grille wieder ausfüllen. Man muß die heilige Schrift zum alleinigem Erkenntnißgrunde in den Lehren des Christenthums annehmen, aber man muß sie recht verstehen und sie nicht willkührlich nach den Ideen, die man sich einmal in den Kopf gesezt hat, erklären. Die eigentliche

christ-

christliche Religion ist unserer Meynung nach immer die beste Philosophie, aber man muß sie nicht nach seinem angenommenen System drehen, keine seichten und schwachen Gründe für eine ihrer wichtigsten Lehren anführen und keine Sätze als ausgemacht annehmen, die es wirklich nicht sind.

Wie gesagt, wenn wir gleich dem Hr. D. C. in Dingen, wo er um des deutlichen Zeugnisses der heil. Schrift und anderer vernünftigen Gründe willen, Recht hat, Beyfall geben müssen und auch gerne geben, so finden wir doch in dieser Abhandlung so manche Sätze, die sich unmöglich behaupten lassen. Wir wollen nur einige davon herausziehen und sie unsern Lesern zur Beurtheilung vorlegen.

Nach §. 30. soll das auch nicht recht seyn „wenn man dafür hält, daß durch die Vermittelung Christi der vom Körper getrennten Seele, dasjenige wieder hergestellt worden, was aus der Vortreflichkeit ihres Wesens natürlicher weise fließt.„ Wir dächten, das müßten alle, die das Evangelium glauben, dafür halten. Ja wir müssen noch weiter gehen. Da der Zustand der Seele in dem künftigen Leben eine Folge von dem gegenwärtigen Zustande ihrer Zubereitung auf die Ewigkeit ist und damit in der genausten Verbindung steht, so kann nach der Vernunft und nach der Lehre Jesu, die so deutlich eben das behauptet, die gläubigste Seele natürlicher weise schlechterdings nicht anders durch den Tod zu einem vollkommneren und glükseligern Leben geführt werden, als wenn sie hier schon von ihren bösen und unordentlichen Neigungen gereinigt worden und solche moralische Gesinnungen ange-

nom-

nommen hat, als Christus hatte, und sie nach seinem Evangelio annehmen soll. — S. 42. meynt der Hr. Verf., man müßte nach Apostelgesch. VIII, 39. zugeben, daß ein Engel den Philippus durch die Luft weggeführt habe. Kann er denn nicht schnell davon gegangen seyn? — Aus Luc. XVI, 22. wird erwiesen, daß die Engel sollen Menschen von einem Orte zum andern tragen können. — „Die ältesten Zeiten, heißt es S. 44. haben dasjenige, was von Christo verstanden werden sollte, auf ihre Helden gezogen und nach ihrem fleischlichen Sinn gemeynt, daß es an diesen erfüllt worden, welche sie nachgehends nach ihrem Tode als Götter verehrt.„ Wir wissen nicht, was hier für Völker aus den ältesten Zeiten gemeynt sind. Die Heyden können es nicht seyn, denn die haben nie von Christo etwas gewußt, und die Juden können es auch nicht seyn, denn die haben niemals ihre Helden vergöttert — S. 61. glaubt der Hr. D. „daß in dem Stande der Unschuld nicht nöthig gewesen wäre, die Metalle aus den Eingeweiden der Erde mit größter Arbeit und Gefahr heraus zu hohlen, sondern daß solche so häufig aus der Erde zum Vorschein gekommen, daß davon mehr, als die Menschen bedurft, allenthalben zu finden gewesen.„ (Vermuthlich wären die Goldstangen aus der Erde gewachsen) „Schiffarthen wären auch nicht nöthig gewesen, denn alles feste Land hätte zusammen gehangen, ausser zum Vergnügen hätte man sich wohl zuweilen auf ein Fahrzeug gesezt.„ Weil dies mit unter die Curiosa des Buchs gehört, so führen wir es mit an. Den Menschen eine kleine Welt zu nennen, soll (S. 67.) ein Ueberbleibsel des Heyden-

denthums seyn. Wenn weiter nichts ist, der Ausdruk wäre denn wohl ganz unschuldig und könnte wohl von jemanden gebraucht werden, der dabey eben nicht an die Egyptische und Chaldäische Philosophie gedächte. S. 78, 79. soll aus dem Br. Judä 14, 15. Hiob XIX, 25. und aus den Psalmen und Propheten geschlossen werden, daß von der Gottheit und dem Amte des Meßias vielleicht nichts nach Moses oder Davids Zeiten offenbart worden, was nicht Adam ebenfals gewußt. Es ist gut, daß der Hr. D. hinzusezt seines erachtens. — „Daß Adam sich mit der Hofnung des Lebens gegen den Tod sofort bewafnet hat, ist daraus zu ersehen, weil er seiner Genoßin nicht von dem Tode, der durch ihren Fall in die Welt gekommen war, sondern als der Mutter aller Lebendigen vom Leben den Namen gegeben. 1 B. Mos. III, 20. Imgleichen, daß er geglaubt, es werde Jehovah selbst der versprochene Saame seyn, der dem Verführer den Untergang bringen sollte, das soll aus der Meynung erhellen, die Eva von dem Cain hatte, welche zwar falsch war, aber doch anzeigt, wie sie das wegen ihrer Leibesfrucht ihr geschehene Versprechen verstand. 1 B. Mos. IV, 1.„ Allein es ist ja sonst wohl gewöhnlich, daß das hebräische אֵת auch per ellipsin Præfixi gebraucht werde und soviel anzeige als מֵאֵת — „Als Adam sich in etwas erhohlt hatte, so erinnerte er sich, indem er seine Genoßin ansahe, daß er gehört, es solle durch einen von ihren Nachkommen an jenem verlarvten und ihnen noch sehr unbekanntem Feinde ihrenthalben Rache geübt werden, und legte ihr deswegen den Namen Chavvah, d. i. die Lebendigmachende bey.„ Nicht

doch,

doch, in unserer Bibel steht ausdrüklich, er hieß sie darum so, weil sie die Mutter aller Lebendigen ist. Was nun kommt, haben wir sehr merkwürdig gefunden, „Gott befahl dem Adam, heißt es, gewisse Thiere zu greifen, sie zu tödten und solche mit Bekenntniß seiner Sünden an seiner statt ihm darzubringen, (in unserem Moses steht nicht ein Wort davon.) Die Felle der geopferten Thiere sind sogleich durch ein göttliches Wunder in Kleider verwandelt worden. (Aus 1 B. Mos. III, 21. wird doch das wohl nicht folgen, denn es ist nichts ungewöhnliches, daß nach der Orientalischen Art zu reden, Gott etwas unmittelbar zugeschrieben wird, was mittelbar durch seine Veranstaltung geschehen.) Die ersten Menschen sahen, daß ein fremdes Sterben Gott für sie dargebracht und daß ihre Schande durch Felle unschuldiger, wegen der Sünde des Menschen erwürgter Thiere, bedekt ward. Auf solche Art ward das Heyl, welches den Menschen durch den Tod des Erlösers und die Zurechnung seiner Gerechtigkeit, oder so zu sagen, durch Verkleidung in ihn, erworben werden sollte, gewiß recht artig abgebildet.„ Man muß wahrhaftig um Vorbilder von dem Meßias sehr verlegen seyn, wenn man zu solchen seltsamen Abbildungen seine Zuflucht nimmt. Wenn ein Schalk sich vorgenommen hätte, die Lehre von der Erlösung lächerlich zu machen, so würden wir uns nicht wundern, wenn er auf dergleichen Vorstellungen verfiele. Wie aber ein Philosoph, der die höchste Achtung gegen dieselbe hat, auf solche Einfälle kommen kann, das ist uns unbegreiflich. Doch da finden wir mit einmal S. 81. den Schlüssel zu dem vorhergehenden

theo-

theologischen Roman. „Man darf nicht einwenden, heisst es da, daß hier gleichwol vieles angenommen und hinzugesezt werde, was Moses nicht erzählt, denn es kann dieses alles aus andern Stellen der heiligen Schrift erwiesen und richtig gefolgert werden. So wie sich in dem Reiche der Natur nicht alles, was zur Auflösung einer gewissen Frage dient, an einem Ort beysammen findet, sondern durch unsern Fleiß allenthalben aufgesucht, und wo es vorkommt, wahrgenommen werden muß; so ist auch in dem göttlichen Wort nicht alles, was zu einer gewissen Lehre gehört, an einem Orte beysammen anzutreffen. Denn Gott hat zur Absicht, daß man in seinem Worte forschen soll, und deshalb hat er seine Wege so angeordnet, daß die Gerechten darauf richtig einher gehen, die Uebertreter und Spötter aber darin anstossen. Hos. XIV, 10.„ Fiat applicatio! So wird also der Hr. D. wohl der gerechte, und wir mit allen hierüber anders denkenden werden die Uebertreter und Spötter seyn. Ey nun, die unverdiente Schmach wollen wir denn in diesem Fall gerne tragen, wenn uns nur unser Gewissen in andern Fällen frey spricht. — Nach S. 83. glaubt der Verf. „Christus sey persönlich in der Hölle gewesen; denn es sey nicht zu zweifeln, der böse Feind werde von der Gerechtigkeit Gottes verlangt haben, daß die Seele des sterbenden Mittlers auf einige Zeit der Hölle übergaben werden mögte. Dies habe er nun zwar nicht erhalten, sondern eben durch die sichtbare Gegenwart daselbst habe Christus Besiz von seiner Oberherrschaft über dieselbe genommen.„ Uns wundert, daß der Hr. D. die so gegründete Meynung anderer Gottes-

gelehrten von dieser Sache so ganz von der Hand weg verwirft und auf die Bedeutung der biblischen Redensarten, in die Hölle fahren, und in der Hölle bleiben, nicht mehr Rüksicht nimmt. — S. 88-91. schließt der Verf. aus Joh. VI, 40. f. f. Joh. VIII, 51. Joh. IX, 25. Christus habe diejenigen, so an ihn glauben und deswegen das ewige Leben haben werden, in zwo Classen eingetheilt, wovon die eine diejenigen begreife, die da glauben und sterben, aber doch leben; die andere aber diejenigen, welche glauben und leben und in Ewigkeit nicht sterben werden, und dazu ist der Commentarius dieser: „diejenigen, welche vor dem Augenblik des Todes Jesu gestorben sind, haben einiges Gefühl des Todes in ihrer abgeschiedenen Seele gehabt; diejenigen Gläubigen aber, welche nach solchem Augenblik sterben, geniessen die Frucht des N. T. darin, daß sie, nachdem ihre Seelen die Körper verlassen, ganz und gar keine unangenehme Empfindung des Todes haben.„ Schilt Herr Jesu, ruft der Hr. D. daben aus, diejenigen, die diese deine so große Verheissung mit ihrer ungereimten und heydnischen Erdichtung eines Fegefeuers chicaniren und verdrehen wollen! Nach S. 94. soll Luc. XXIII, 42. übersezt werden: Gedenke meiner Herr, wenn du in deinem Reiche kommst, nicht in dein Reich, wie es der sel. Luther übersezt hat. Wenn der Hr. D. und sein Uebersezer so gut deutsch verstanden hätten als Luther, so würde man diese Anmerkungen nicht gemacht haben. — Die bildlichen Vorstellungen in der Offenb. Joh. V, VII, XIV, XVII, XIX, von dem Reiche der Herrlichkeit nimmt der Verf. alle

im buchstäblichen Verstande. Vielleicht sind die 29. ältesten Cap. IV, 4. sagt er, lauter auferwekte. Wir schliessen mit des Hrn. D. Gedanken von dem Zustande der Verdammten nach dem Tode S. 98, 99. „Aus der heiligen Schrift ist bekannt, daß die verdammten Seelen in ein ihnen bestimmtes Gefängniß oder vielmehr Gefängnisse gebracht werden, welches, wie ich glaube, ebenfalls durch den Dienst der guten Engel geschiehet, nicht aber durch die Teufel, aus welchen man gemeiniglich Fürsten und Beherrscher der Hölle macht, obgleich die Schrift dieses nicht, sondern vielmehr das Gegentheil sagt. Es scheint auch eine solche Versetzung oder Hinwegtragung der Seelen unumgänglich nöthig zu seyn. Denn wenn sie nach ihrer Trennung vom Körper auf ein Ohngefähr herumschweiften, oder auch in dem der Lebenswärme und des Nervensafts beraubten Leichnahm verblieben; so wäre es — nicht glaublich, daß sie sich ihrer bewust seyn, oder doch irgend eine ordentliche Reihe von Gedanken haben könnten. In der Hölle aber (τῷ ᾅδῃ, dem Todesorte,) welches itzo das Behältniß der verdammten Seelen ist, und welche selbst einmal beym Ende der Welt von dem Feuer und Schwefel, welcher der andere Tod genannt wird, verschlungen werden wird, Offenb. XX, 14., ist das Feuer die Materie, welche die Seelen umgiebt. Luc. XVI, 24. Dieses aber, wenn wir auch natürliches und gemeines Feuer dadurch verstehen, (welches, wenn es so eingeschlossen ist, daß es nicht verfliegen kann, nicht einmal eine Nahrung braucht) widersteht Zweifels ohne der Bewegung der Substanz der Seele noch weniger, als das flüßige

We-

Wesen im Gehirn, dessen sie sich izo bedient. Es geschiehet also diejenige Bewegung, worin die denkende Substanz sich befinden muß, wenn sie mit Bewustseyn und Ueberlegung denken soll, in der Hölle frey und ungehindert, ja wie ich glaube noch freyer als hier, wodurch dann die den Zerstreuungen nicht mehr ausgesezte Seele ihren eigenen Zustand desto mehr betrachtet und empfindet, hinfolglich daraus Gewissensbisse entstehen." Wir können hierbey nichts weiter thun, als die tiefe Kenntniß Sr. Hochwürden in der Natur- und Geisterlehre, und seine Bekanntschaft mit der Hölle stillschweigend bewundern. Das schöne Deutsch entzükt uns vollends.

Wir übergehen die von dem dienstfertigen Uebersezer hinzugefügten drey Anhänge, davon der erste die Uebersezung einer Stelle aus dem Programma des Hn. D. C. Vindiciæ dicti Paulini 1 Cor. XV, 29: de baptismo mortuorum caussa, der zweyte einen Auszug von dessen 1757. gehaltenen Disputation de superstitione &c. und der dritte den wahren Begriff der Zauberey nach der Lehre der Schrift und des Alterthums, die der Hr. D. den Studenten im Collegio in einigen Säzen dictirt hatte, liefert. Was mag doch die Hrn. A. F. R. und M. Schmidt, von dem der lezte Anhang herkommt, wohl bewogen haben, alle diese Sachen, die man in lateinischer Sprache eben so gut hätte lesen können, wenn jemand Lust gehabt hätte, ins Deutsche zu übersezen? Vermuthlich, um ein klein Exercitium zu haben und sich im Regulirmachen zu üben, welches über die vornehmsten Sachen auf einen besondern Bogen beygefügt ist. Doch nein,

im buchstäblichen Verstande. Vielleicht sind die 29. ältesten Cap. IV, 4. sagt er, lauter auferweckte. Wir schliessen mit des Hrn. D. Gedanken von dem Zustande der Verdammten nach dem Tode S. 98, 99. „Aus der heiligen Schrift ist bekannt, daß die verdammten Seelen in ein ihnen bestimmtes Gefängniß oder vielmehr Gefängnisse gebracht werden, welches, wie ich glaube, ebenfalls durch den Dienst der guten Engel geschiehet, nicht aber durch die Teufel, aus welchen man gemeiniglich Fürsten und Beherrscher der Hölle macht, obgleich die Schrift dieses nicht, sondern vielmehr das Gegentheil sagt. Es scheint auch eine solche Versetzung oder Hinwegtragung der Seelen unumgänglich nöthig zu seyn. Denn wenn sie nach ihrer Trennung vom Körper auf ein Ohngefähr herumschweiften, oder auch in dem der Lebenswärme und des Nervensafts beraubten Leichnahm verblieben; so wäre es — nicht glaublich, daß sie sich ihrer bewust seyn, oder doch irgend eine ordentliche Reihe von Gedanken haben könnten. In der Hölle aber (τῷ ᾅδῃ, dem Todesorte,) welches itzo das Behältniß der verdammten Seelen ist, und welche selbst einmal beym Ende der Welt von dem Feuer und Schwefel, welcher der andere Tod genannt wird, verschlungen werden wird, Offenb. XX, 14., ist das Feuer die Materie, welche die Seelen umgiebt. Luc. XVI, 24. Dieses aber, wenn wir auch natürliches und gemeines Feuer dadurch verstehen, (welches, wenn es so eingeschlossen ist, daß es nicht verfliegen kann, nicht einmal eine Nahrung braucht) widersteht Zweifels ohne der Bewegung der Substanz der Seele noch weniger, als das flüßige

We-

len. Es hat uns vielmehr, da wir dieses Gedicht, das vierte und fünftemal durchlasen, immer mehr gefallen. Die Einbildungskraft fängt endlich an sich an die fremde Bilder zu gewöhnen. Vielleicht wenn die nordische Mythologie in Gedichten öfter gebraucht würde, würde sie bey den Lesern mehr Wirkung thun können, weil sie derselben gewohnter wäre. Gewiß ists, daß sie einem in Norden lebenden Dichter zu einer besondern Begeisterung Gelegenheit geben kann. Diese wilde Imagination könnte uns vielleicht einmal einen Nordischen Arioste bringen, wenn ein grosses Genie die Schranken des Regelmäßigen verachtend, sich bloß seiner Einbildungskraft überliesse. Aber wirklich ein großes Genie müßte es seyn, sonst —

Wir unternehmen zwar, unsern Lesern, von den fünf Gesängen, daraus dies Gedicht bestehet, den Inhalt einigermassen anzugeben. Er wird aber vielleicht nicht gefallen, weil er vieler Poetischen Schönheiten beraubet ist, und wir vieles weglassen müssen, das ohne beständige Erklärung der Eddensprache ganz unverständlich seyn würde. Wir geben hingegen eine Stelle aus dem vierten Gesange unsern Lesern zur Probe; nicht, als ob sie die erhabenste oder beste im Stücke wäre, sondern weil sie allen Lesern die verständlichste seyn wird. Aber es ist nun gewiß, wir können die süsse Empfindung nicht bergen, mit der uns diese Stelle überschüttet hat, nachdem unsere Imagination im zweyten und dritten Gesange, mit den Sitten der alten Dänen und mit wilden erhabnen Bildern ganz erfüllet war.

Ein Skalde steigt aus der Gruft empor, glaubt die Stelle zu erkennen, wo er ehemals gelebet und gestorben, und erzählt voller Enthusiasmus seine Geschichte. Er sahe mit seinen Freunde Halvard, in einem Eichenwalde die Wassergöttin Blakullur erscheinen, aus einem Zaubernachen hörten sie eine himmlische Stimme singen:

Beglükt! beglükt! dreymal beglükt
Den Hierthrymul *) angeblikt!
Beglükt! beglükt! beglükt!
Wer in die Freuden der Götter entrükt
Am Busen seines Freundes stirbt. u. s. w.

Da umarmten sich beyde Freunde und schwuren eben denselben Tod zu sterben. Halvard war darauf von seinem Freunde getrennt worden, als einst ein fremder kühner Mann die Goldharfe, die der Skalde von Halvarden zum Denkmal bekommen hatte, trotzig abfoderte, und da der Skalde sie nicht geben wollte, ihn zum Kampf des kurzen Speeres aufforderte. Dieser Kampf und die Zubereitungen zu demselben sind ganz vortreflich beschrieben:

Auf! auf! zum Kampf aus träger Ruh!
Ruft Gothlands Heldenjugend uns zu.
Schon treten wir mit Helmen angethan
Auf die blutlechzende Todesbahn;
Schon schließt sich um uns her die Schaar
Der Richter, die durch weisses Haar
Und langen Bart ehrwürdig war;
Schon blikt der Geir **) im Sonnenstrahl u. s. w.

*) Eine Todesparze.

**) Der kurze Speer.

Der

Der Fremde wird verwundet, der Skalde auch in die Ferse, er fällt ohnmächtig nieder, und sein sterbender Feind auf ihn. Halvard kommt dazu, und weil er glaubte sein Freund sey tod, so stürzte er sich seines Schwurs eingedenk, in sein Schwert, der Skalde kommt wieder zu sich, und klagt über seinen Freund:

Ich warf verzweiflungsvoll
Auf seinen Leib mich hin, verbarg
Mein Angesicht in seine Brust, und schluchzte:
Ach nein, Halvard, du bist nicht tod!
Nein! bey den Göttern, Nein! du schlummerst nur!
Es ist ein Dichter-Schlaf der dich erquikt! —
Umsonst! Umsonst! die lange Nacht
Versiegelte sein Helden-Auge!

Der Skalde bauet seinem Freunde ein Grabmal, richtet daneben einen Brandaltar auf:

Mein leztes Opfer flammt
Durch Wolken auf; ich schwang dreymal
Mein Schwert, durchstieß mein brechend Herz
Und sank vergnügt auf seinen Holzstoß nieder.

Er ward verbrannt, und neben dem Hügel seines Freundes in die Gruft begraben, aus der er izt hervorgestiegen war.

So weit war der Skalde gekommen, und da der Leser nun mit einem gewissen Enthusiasmus für die kriegerischen Thaten der Alten und für ihre rauhe Sitten eingenommen ist, so weiß der Dichter, den Leser durch eine vortrefliche Wendung zu erinnern, daß die izigen sanften Sitten und die izige ruhigere Lebensart, weit vorzüglicher sey. Der Skalde sieht sich um,

 und

und findet, daß die Stelle, wo er ehemals starb, ganz verändert sey.

Kann dies die Stätte seyn wo wir *)
Ins Thal des Schweigens flohn? Kaum glaub ich mir,
Wie reizend, wie bezaubernd lacht
Die heitre Gegend! wie voll sanfter Pracht!
In schönrer Majestät, in reiferm Strahle
Glänzt diese Sonne, Milder fließt vom Thale
Mir fremder Blüthen Frühlings-Dufft
Und Balsam-Geister ströhmen durch die Luft,
Unübersehlich mahlt die Blumen-Flur
Sich meinem Aug, und die Natur
Ist rings umher ein Garten; — Welcher Gott
Schmiegt eine Wildniß unter das Geboth
Der Schönheit, Ordnung, Fruchtbarkeit?
Wer ists, der Wüstenenyn gebeut,
Sich in entfernter Sonnenglut zu tauchen
Und unbekannte Specereyn zu hauchen? —
Ja! nicht also, im festlichen Gewand,
Grüßt ich dich einst, mein mütterliches Land!
Unfreundlich, ungeschmükt, und rauch, und wüste,
In trübem Dunkel schauerte die Küste;
Kein Himmel leuchtete mild durch den Hayn;
Kein Tag der Aehren lud zu Freuden ein;
In Hölen rauschte Graun, und Meuterey,
Und was am Ufer scholl, war Kriegsgeschrey.
Das Weib der Ehe trat mit Helm und Speer,
Und neben Ihr, von blutger Rüstung schwer,
Die blühnde Tochter fürchterlich einher —
O wie weit Anmuths-voller schreitet,
Von acht geliebten Kindern hold begleitet,
Dort jene Mutter durch den Schattengang,
In dessen Hecken friedlicher Gesang

Er-

*) Nemlich er und Halvard.

Ertönt, wo goldnes Obst um sie entsprang!
Auf Rasen hingelehnt, im Auge Himmel,
Erwartet das weithallende Gewimmel
Der frohe Vater, der mit reger Hand
In die veredelte Natur entbrant,
Die mächtge Feuerharfe schlägt,
Daß Ihren Schall der Hügel und das Meer
Und näher wallender Wolken Heer
Empor zum Tanz der Sphären trägt!
Daß sie den Staub der Urn' erregt,
Und Geisterwelten um sich her bewegt!
Auch mich! auch mich! —

Und wer war dieser Mann? Es war der Freund des Herrn von G. der berühmte Cramer, der durch den Gesang seiner Harfe diesen Skalden hervorgerufen hatte. (Eine feinere Wendung, einen Freund ohne kriechende Schmeicheley zu loben, haben wir nicht leicht gefunden.) Der Skalde fragt erstaunt:

Wer ist der Gott, den deine Saite singt?
Wer, dessen Schaur mich Bebenden durchdringt?
„Er mißt die Himmel, stillt die Meere!
„Gericht und Recht ist um ihn her!
„Er ist der HERR! der Gott der Heere,
„Er ist! — Wo ist ein Gott wie Er?„

Sie sind gefallen die Götter, gefallen, ruft der Skalde aus, und beschreibt im fünften Gesang wie alle Gottheiten, die das nordische Alterthum verehrte, vor dem wahren Gott zu Boden stürzen. Diese Gottheiten werden alle hererzehlt. Doch wir empfinden, daß wir von des V. Bildern unsern Lesern keine Ideen würden geben können. Wir verweisen sie also auf

das Gedicht selbst, das ein wiederholtes Lesen erfordert, wenn man Geschmak daran finden soll, das aber die angewandte Mühe auch gewiß belohnet. Wir zehlen dies Stük, verschiedner kleiner Fehler ungeachtet, zu den Originalwerken, dergleichen nur selten erscheinen.

K.

XXV.

Johann Gottfried Jugels, freyentdekte Experimental-Chymie oder Versuch, den Grund natürlicher Geheimnisse durch die Anatomie und Zerlegungskunst, in dem astralischen, vegetabilischen und mineralischen Reiche durch systematische Grundsätze, Lehrsätze, Beweise, Gegensätze, Gegenbeweise, Anmerkungen, Versuche, Erfahrungen und darauf folgende Schlüsse, nebst dem deutlichen Naturbegriffe der metallischen Generation, wie solche täglich in der Erde getrieben wird, durch eine lange Untersuchung, also vorzustelleu, daß es ein jeder Naturforschender einsehen und erkennen kann; In zwey Theile abgefasset und zu Jedermanns Nutzen und Vergnügen dem Drucke überlassen. Leipzig, verlegts Johann Paul Krause 1766. gros 8.

Ehe wir das geringste von diesen sonderbaren Buche sagen, so bekennen wir hiermit öffentlich „daß wir zu der ungewissenhaften Belials „Bruth, deren Saame der Teufel ausgestreuet und un-

sern

sern Verfasser,„ wie Er sich darüber in seiner Vorrede ausdrükt, „alle grimmige Feindschaft erweiset und ver„folget,„ keinesweges gehören, sondern demselben von ganzen Herzen alles Gute wünschen. Doch nun zur Sache selbst: Der Verf. theilt sein Werk in zwey Theile; der erste handelt in vier Classen, von den Geheimnissen der obern astralischen Ausflüsse, woraus alle Dinge ihr Leben, so sich in unserm Weltsystem vorstellen. Von den Geheimnissen des Microcosmi oder animalischen Reichs. Von den Geheimnissen des vegetabilischen Reichs und von den Geheimnissen des Mineral-Reichs. Der zweyte Theil hat vier Capitel darin von dem Saamen der Metalle und dessen Würkung, von den obern Universal-Mercurius, als dem ersten und unbegreiflichen Saamen der ganzen Welt und aller geschaffenen Dinge. Von dem Schwefel und seinen geheimen und verborgenen Würkungen. Von den Mercur und seinen verborgenen Würkungen gehandelt wird. Worauf denn zulezt noch ein Anhang, oder Natur-Bericht von den Salten folget. Dieses ist der Inhalt eines Buches, welches wir in den jetzigen Zeiten wohl nicht vermuthet hatten: und was sollen wir von der Ausführung desselben sagen? Sollen wir sagen daß der V. darin alle Grillen und Schwärmereyen der alten Alchymisten wieder aufwärmt, solche in der Schreibart eines Jacob Böhms, den er für einen großen Philosophen hält, vorträgt, und nach der löblichen Gewohnheit dieses weisen Mannes, dasjenige öfters wiederhohlt, was vorher schon gesagt worden? Sollen wir sagen daß dieses Buch nichts weniger als den Titel einer Experimental-Chymie verdienet, und daß die meisten

sten Versuche darinnen eben so unrichtig und verworren sind, wie seine Bereitung des Rubinglases durch Haberstroh? Seite 202. Oder sollen wir unsere Unwissenheit von diesem gelehrten Werke bekennen, und mit jenem der des Jacob Böhms Schriften eben so wenig, wie wir diese, verstehen konnte, auf unsere Kniee fallen und den Himmel um Erleuchtung und Einsicht bitten? Wir wollen keines von allen thun, sondern hie ein paar Stellen aus diesem seltsamen Buche anführen und sodann unsere Leser selbst urtheilen lassen; Seite 27. heißt es vom Salpeter:
„In der Gestalt des Salpeters stellet sich ein wunderlich Subject der Natur vor, das seiner Geburth nach, weder in das vegetabilische noch mineralische Reich gehöret, indem es seine Ankunft höhern Ahnen zu danken hat, und durch die besondern Würkungen der obern Ausflüsse gezeugt und gebohren worden. Sein Vater ist unstreitig der allgewaltige Universal-Mercurius, ein Beherrscher der obern Region und Beschützer dieser sichtbaren Welt, von einem vegetabilischen Weibe erzeugt, so wir Alcali nennen, welches ihm die Natur in der Erde selbst vorbereitet hat. Bey seinen männlichen Jahren ist es ein Held und Ueberwinder des ganzen Erdbodens geworden, gleichwie ihm auch sein Vater zum Beherrscher und Gebieter aller 3. Reichen hienieden gesezt hat, nebst seinen Bruder, dem Schwefel, mit unumschränkter Gewalt darüber zu herrschen und zu regieren; vor Ihm des Salpeters Zorn, zittern und erbeben alle flüchtige Mineralia und mag es keines wagen, sich ihm zu nahen, ihn zu besänftigen, wenn er ergrimmet ist,

„die

„dieweil Sie ohne Verlezung und Zerstöhrung nicht „von ihm kommen mögen, wie sein Fulmen an Ihm „erweiset ꝛc.„ Seite 264. heißt es, das obere Wasser der Syderischen Region — Doch wir wollen unsern Leser nicht länger, mit diesen verwirrten Zeuge, beschwerlich fallen.

I.

XXVI.

Johann Gottfried Jugels natürliche Berg- Schmelz- und Figierkunst, in 3. Theile abgefaßt, gr. 8. Leipzig, verlegts Joh. Paul Krauß, 1766.

„Die unglüklichen Zeitläufe und bejammernswürdigen betrübten Umstände, darin unser „liebes Deutschland meistentheils durch den „vergangenen Krieg, anizo gesezt worden, haben den „Verfasser veranlasset auf Mittel und Wege zu denken, daß dadurch so bald es möglich ist, der Glüksstern voriger Zeiten unter den angenehmen Aspecten, „erwünscht zu geniessen sey. Er glaubt daß ohne Beleidigung Gottes und Kränkung seines Nächstens dieses durch nichts füglicher geschehen könne, als durch „den lieben Bergbau:„ Diesen frommen Vorsaz hat der Verf. durch gegenwärtiges Werk auszuführen gesucht. Er theilet dasselbe in drey Theile; In dem ersten sucht er dem Leser einen Begrif von der Natur aller wesentlichen Kräfte des Mineral-Reichs und also eine Naturphysik, wie der Verf. es nennet, beyzubringen.

gen. In dem zweyten Theil handelt er von dem Bergwesen und der Beschaffenheit der Metalle und Mineralien. Der dritte Theil zeigt wie dieselben untersucht, behandelt und genuzt werden sollen. Wenn der Verf. sein Vorhaben so ausgeführt hätte wie es hier lautet, so sollte man glauben, daß man die Werke eines Schlüters, Henkels, Cramers, und anderer berühmten Leute, füglich entbehren könnte; Allein so müssen wir leyder gestehen, daß dieses Buch, wegen des guten Druks und Formats, seinem Verleger mehr Ehre als seinem Verfasser macht. Wir wollen leztern nicht alle Kenntniß der Naturgeschichte des Mineral-Reichs auch der Bergwerks-Wissenschaften absprechen; Jedoch wollen wir auch niemanden, am wenigsten Anfängern in diesen Wissenschaften, dieses Buch, zur Erweitrung ihrer Erkenntniß anrathen. Es fehlet dem Verf. würklich an einer gründlichen Naturhistorie, an einer richtigen Kenntniß in die Chymie und an einer gesunden Beurtheilungskraft, welches leztere hauptsächlich daraus erhellet, daß Er sehr viele Träume der alten Alchymisten hier wiederum, ohne alle Beurtheilung und Erfahrung hersezt, und durch seinen dunkeln Vortrag, die mehresten seiner Leser verwirrt; Diejenigen Erfahrungen hingegen, so bereits hinlänglich bekannt sind, auf eine Art vorträgt, daß man glauben sollte, man lese solche hier zum erstenmale. Ueberhaupt müssen den Verf. die neuern Schriften, sowohl der Chymie als Mineralogie wenig bekannt gewesen seyn, weil er sonst viele grobe Irthümer würde vermieden haben. Wir wollen, um das was wir gesagt, zu beweisen, einige Stellen, so wie uns selbige

vor-

vorkommen, hieherseßen. Seite 225. heißt es: „Gold „und Mercurius sind die nächsten Freunde in dem mi„neralischen Reiche und haben eine nachdrükliche Sym„pathie zusammen.„ Dieses kann auf gewisse Weise wahr seyn; allein man höre den Beweiß des Verfassers: „setzet einige Loth Mercurium vivum in ein „Fläschlein wohl verwahrt in einen Schrank oder „Spünd; In einem andern Schubkästchen desselben „wickelt etliche Ducaten in einige Papiere ein, daß sie „also nicht zusammen an einer Stelle zu stehen kom„men, lasse solche eine Weile beysammen bleiben, und „betrachte alsdann nach einiger Zeit die Ducaten, wel„che in dem eingewickelten Papiere aufgehoben worden: „So wird man sehen und erkennen, daß dieselben von „dem Mercurio ganz weiß überzogen und wie Silber „aussehen, ohnerachtet solche Dinge weit von einander „gestanden und ein jedes ganz besonders verwahrt ge„wesen ist. Nun frägt der Verfasser: Was ist die „Ursache solcher Vermischung?„

Wir könnten hier in aller Einfalt dem Verf. diesen Versuch dadurch erklären: daß sich derselbe beym Einwickeln der Ducaten, die Hände nicht wiederum gewaschen hätte, nachdem er zuvor den Mercurium in das Fläschlein gefüllet. Doch der Verf. sucht auf der 226sten Seite diese Erfahrung, die gewiß niemand anders als dem V. glücken wird, durch die Sympathie zu erklären und sezt hinzu: „Wenn man ja die Sym„pathie eines Dinges gleichwie die Würkung des obern „in das untere, nach der heutigen Modewelt, nicht „eingestehen, und also mit Willen, schwarz, weiß heis„sen

im buchstäblichen Verstande. Vielleicht sind die 29. ältesten Cap. IV, 4. sagt er, lauter auferwekte. Wir schliessen mit des Hrn. D. Gedanken von dem Zustande der Verdammten nach dem Tode S. 98, 99. „Aus der heiligen Schrift ist bekannt, daß die verdammten Seelen in ein ihnen bestimmtes Gefängniß oder vielmehr Gefängnisse gebracht werden, welches, wie ich glaube, ebenfalls durch den Dienst der guten Engel geschiehet, nicht aber durch die Teufel, aus welchen man gemeiniglich Fürsten und Beherrscher der Hölle macht, obgleich die Schrift dieses nicht, sondern vielmehr das Gegentheil sagt. Es scheint auch eine solche Versetzung oder Hinwegtragung der Seelen unumgänglich nöthig zu seyn. Denn wenn sie nach ihrer Trennung vom Körper auf ein Ohngefähr herumschweiften, oder auch in dem der Lebenswärme und des Nervensafts beraubten Leichnahm verblieben; so wäre es — nicht glaublich, daß sie sich ihrer bewust seyn, oder doch irgend eine ordentliche Reihe von Gedanken haben könnten. In der Hölle aber (τῷ ᾅδῃ, dem Todesorte,) welches itzo das Behältniß der verdammten Seelen ist, und welche selbst einmal beym Ende der Welt von dem Feuer und Schwefel, welcher der andere Tod genannt wird, verschlungen werden wird, Offenb. XX, 14., ist das Feuer die Materie, welche die Seelen umgiebt. Luc. XVI, 24. Dieses aber, wenn wir auch natürliches und gemeines Feuer dadurch verstehen, (welches, wenn es so eingeschlossen ist, daß es nicht verfliegen kann, nicht einmal eine Nahrung braucht) widersteht Zweifels ohne der Bewegung der Substanz der Seele noch weniger, als das flüßige

We-

Wesen im Gehirn, dessen sie sich itzo bedient. Es geschiehet also diejenige Bewegung, worin die denkende Substanz sich befinden muß, wenn sie mit Bewußtseyn und Ueberlegung denken soll, in der Hölle frey und ungehindert, ja wie ich glaube noch freyer als hier, wodurch dann die den Zerstreuungen nicht mehr ausgesezte Seele ihren eigenen Zustand desto mehr betrachtet und empfindet, hinfolglich daraus Gewissensbisse entstehen.„ Wir können hierbey nichts weiter thun, als die tiefe Kenntniß Sr. Hochwürden in der Natur- und Geisterlehre, und seine Bekanntschaft mit der Hölle stillschweigend bewundern. Das schöne Deutsch entzükt uns vollends.

Wir übergehen die von dem dienstfertigen Uebersetzer hinzugefügten drey Anhänge, davon der erste die Uebersetzung einer Stelle aus dem Programma des Hn. D. C. Vindiciæ dicti Paulini 1 Cor. XV, 29. de baptismo mortuorum caussa, der zweyte einen Auszug von dessen 1757. gehaltenen Disputation de superstitione &c. und der dritte den wahren Begriff der Zauberey nach der Lehre der Schrift und des Alterthums, die der Hr. D. den Studenten im Collegio in einigen Sätzen dictirt hatte, liefert. Was mag doch die Hrn. A. F. R. und M. Schmidt, von dem der lezte Anhang herkommt, wohl bewogen haben, alle diese Sachen, die man in lateinischer Sprache eben so gut hätte lesen können, wenn jemand Lust gehabt hätte, ins Deutsche zu übersetzen? Vermuthlich, um ein klein Exercitium zu haben und sich im Registermachen zu üben, welches über die vornehmsten Sachen auf einen besondern Bogen beygefügt ist. Doch nein,

Ein Skalde steigt aus der Gruft empor, glaubt die Stelle zu erkennen, wo er ehemals gelebet und gestorben, und erzählt voller Enthusiasmus seine Geschichte. Er sahe mit seinen Freunde Halvard, in einem Eichenwalde die Wassergöttin Blakullur erscheinen, aus einem Zaubernachen hörten sie eine himmlische Stimme singen:

Beglükt! beglükt! dreymal beglükt
Den Hierthrymul *) angeblikt!
Beglükt! beglükt! beglükt!
Wer in die Freuden der Götter entrükt
Am Busen seines Freundes stirbt. u. s. w.

Da umarmten sich beyde Freunde und schwuren eben denselben Tod zu sterben. Halvard war darauf von seinem Freunde getrennt worden, als einst ein fremder kühner Mann die Goldharfe, die der Skalde von Halvarden zum Denkmal bekommen hatte, trotzig absoderte, und da der Skalde sie nicht geben wollte, ihn zum Kampf des kurzen Speeres aufforderte. Dieser Kampf und die Zubereitungen zu demselben sind ganz vortreflich beschrieben:

Auf! auf! zum Kampf aus träger Ruh!
Ruft Gothlands Heldenjugend uns zu.
Schon treten wir mit Helmen angethan
Auf die blutlechzende Todesbahn;
Schon schließt sich um uns her die Schaar
Der Richter, die durch weisses Haar
Und langen Bart ehrwürdig war;
Schon blikt der Geir **) im Sonnenstrahl u. s. w.

*) Eine Todesparze.
**) Der kurze Speer.

Der

len. Es hat uns vielmehr, da wir dieses Gedicht, das vierte und fünftemal durchlasen, immer mehr gefallen. Die Einbildungskraft fängt endlich an sich an die fremde Bilder zu gewöhnen. Vielleicht wenn die nordische Mythologie in Gedichten öfter gebraucht würde, würde sie bey den Lesern mehr Wirkung thun können, weil sie derselben gewohnter wäre. Gewiß ists, daß sie einem in Norden lebenden Dichter zu einer besondern Begeisterung Gelegenheit geben kann. Diese wilde Imagination könnte uns vielleicht einmal einen Nordischen Arioste bringen, wenn ein grosses Genie die Schranken des Regelmäßigen verachtend, sich bloß seiner Einbildungskraft überliesse. Aber wirklich ein großes Genie müßte es seyn, sonst —

Wir unternehmen zwar, unsern Lesern, von den fünf Gesängen, daraus dies Gedicht bestehet, den Inhalt einigermassen anzugeben. Er wird aber vielleicht nicht gefallen, weil er vieler Poetischen Schönheiten beraubet ist, und wir vieles weglassen müssen, das ohne beständige Erklärung der Eddensprache ganz unverständlich seyn würde. Wir geben hingegen eine Stelle aus dem vierten Gesange unsern Lesern zur Probe; nicht, als ob sie die erhabenste oder beste im Stücke wäre, sondern weil sie allen Lesern die verständlichste seyn wird. Aber es ist nun gewiß, wir können die süsse Empfindung nicht bergen, mit der uns diese Stelle überschüttet hat, nachdem unsere Imagination im zweyten und dritten Gesange, mit den Sitten der alten Dänen und mit wilden erhabnen Bildern ganz erfüllet war.

und findet, daß die Stelle, wo er ehemals starb, ganz verändert sey.

Kann dies die Stätte seyn wo wir *)
Ins Thal des Schweigens flohn? Kaum glaub ich mir,
Wie reizend, wie bezaubernd lacht
Die heitre Gegend! wie voll sanfter Pracht!
In schönrer Majestät, in reiferm Strahle
Glänzt diese Sonne, Milder fließt vom Thale
Mir fremder Blüthen Frühlings-Dufft
Und Balsam-Geister ströhmen durch die Luft,
Unübersehlich mahlt die Blumen-Flur
Sich meinem Aug, und die Natur
Ist rings umher ein Garten; — Welcher Gott
Schmiegt eine Wildniß unter das Geboth
Der Schönheit, Ordnung, Fruchtbarkeit?
Wer ists, der Wüsteneyn gebeut,
Sich in entfernter Sonnenglut zu tauchen
Und unbekannte Specereyn zu hauchen? —
Ja! nicht also, im festlichen Gewand,
Grüßt ich dich einst, mein mütterliches Land!
Unfreundlich, ungeschmükt, und rauch, und wüste,
In trübem Dunkel schauerte die Küste;
Kein Himmel leuchtete mild durch den Hayn;
Kein Tag der Aehren lud zu Freuden ein;
In Hölen rauschte Graun, und Meuterey,
Und was am Ufer scholl, war Kriegsgeschrey.
Das Weib der Ehe trat mit Helm und Speer,
Und neben Ihr, von blutger Rüstung schwer,
Die blühnde Tochter fürchterlich einher —
O wie weit Anmuths-voller schreitet,
Von acht geliebten Kindern hold begleitet,
Dort jene Mutter durch den Schattengang,
In dessen Hecken friedlicher Gesang

Er-

*) Nemlich er und Halvard.

Ertönt, wo goldnes Obst um sie entsprang!
Auf Rasen hingelehnt, im Auge Himmel,
Erwartet das weithallende Gewimmel
Der frohe Vater, der mit reger Hand
In die veredelte Natur entbrant,
Die mächtge Feuerharfe schlägt,
Daß Ihren Schall der Hügel und das Meer
Und näher wallender Wolken Heer
Empor zum Tanz der Sphären trägt!
Daß sie den Staub der Urn' erregt,
Und Geisterwelten um sich her bewegt!
Auch mich! auch mich! —

Und wer war dieser Mann? Es war der Freund des Herrn von G. der berühmte Cramer, der durch den Gesang seiner Harfe diesen Skalden hervorgerufen hatte. (Eine feinere Wendung, einen Freund ohne kriechende Schmeicheley zu loben, haben wir nicht leicht gefunden.) Der Skalde fragt erstaunt:

Wer ist der Gott, den deine Saite singt?
Wer, dessen Schaur mich Bebenden durchdringt?
„Er mißt die Himmel, stillt die Meere!
„Gericht und Recht ist um ihn her!
„Er ist der HERR! der Gott der Heere,
„Er ist! — Wo ist ein Gott wie Er?„

Sie sind gefallen die Götter, gefallen, ruft der Skalde aus, und beschreibt im fünften Gesang wie alle Gottheiten, die das nordische Alterthum verehrte, vor dem wahren Gott zu Boden stürzen. Diese Gottheiten werden alle hererzehlt. Doch wir empfinden, daß wir von des V. Bildern unsern Lesern keine Ideen würden geben können. Wir verweisen sie also auf

das Gedicht selbst, das ein wiederholtes Lesen erfordert, wenn man Geschmak daran finden soll, das aber die angewandte Mühe auch gewiß belohnet. Wir zehlen dies Stük, verschiedner kleiner Fehler ungeachtet, zu den Originalwerken, dergleichen nur selten erscheinen.

K.

XXV.

Johann Gottfried Jugels, freyentdekte Experimental-Chymie oder Versuch, den Grund natürlicher Geheimnisse durch die Anatomie und Zerlegungskunst, in dem astralischen, vegetabilischen und mineralischen Reiche durch systematische Grundsätze, Lehrsätze, Beweise, Gegensätze, Gegenbeweise, Anmerkungen, Versuche, Erfahrungen und darauf folgende Schlüsse, nebst dem deutlichen Naturbegriffe der metallischen Generation, wie solche täglich in der Erde getrieben wird, durch eine lange Untersuchung, also vorzustelleu, daß es ein jeder Naturforschender einsehen und erkennen kann; In zwey Theile abgefasset und zu Jedermanns Nutzen und Vergnügen dem Drucke überlassen. Leipzig, verlegts Johann Paul Krause 1766. gros 8.

Ehe wir das geringste von diesen sonderbaren Buche sagen, so bekennen wir hiermit öffentlich „daß wir zu der ungewissenhaften Belials „Bruth, deren Saame der Teufel ausgestreuet und un-

sern Verfasser, „ wie Er sich darüber in seiner Vorrede ausdrükt, „alle grimmige Feindschaft erweiset und ver„folget, „ keinesweges gehören, sondern demselben von ganzen Herzen alles Gute wünschen. Doch nun zur Sache selbst: Der Verf. theilt sein Werk in zwey Theile; der erste handelt in vier Classen, von den Geheimnissen der obern astralischen Ausflüsse, woraus alle Dinge ihr Leben, so sich in unserm Weltsystem vorstellen. Von den Geheimnissen des Microcosmi oder animalischen Reichs. Von den Geheimnissen des vegetabilischen Reichs und von den Geheimnissen des Mineral-Reichs. Der zweyte Theil hat vier Capitel darin von dem Saamen der Metalle und dessen Würkung, von den obern Universal-Mercurius, als dem ersten und unbegreiflichen Saamen der ganzen Welt und aller geschaffenen Dinge. Von dem Schwefel und seinen geheimen und verborgenen Würkungen. Von den Mercur und seinen verborgenen Würkungen gehandelt wird. Worauf denn zulezt noch ein Anhang, oder Natur-Bericht von den Salien folget. Dieses ist der Inhalt eines Buches, welches wir in den jetzigen Zeiten wohl nicht vermuthet hatten: und was sollen wir von der Ausführung desselben sagen? Sollen wir sagen daß der V. darin alle Grillen und Schwärmereyen der alten Alchymisten wieder aufwärmt, solche in der Schreibart eines Jacob Böhms, den er für einen großen Philosophen hält, vorträgt, und nach der löblichen Gewohnheit dieses weisen Mannes, dasjenige öfters wiederhohlt, was vorher schon gesagt worden? Sollen wir sagen daß dieses Buch nichts weniger als den Titel einer Experimental-Chymie verdienet, und daß die mei-

sten

sten Versuche darinnen eben so unrichtig und verworren sind, wie seine Bereitung des Rubinglases durch Haberstroh? Seite 202. Oder sollen wir unsere Unwissenheit von diesem gelehrten Werke bekennen, und mit jenem der des Jacob Böhms Schriften eben so wenig, wie wir diese, verstehen konnte, auf unsere Kniee fallen und den Himmel um Erleuchtung und Einsicht bitten? Wir wollen keines von allen thun, sondern hie ein paar Stellen aus diesem seltsamen Buche anführen und sodann unsere Leser selbst urtheilen lassen; Seite 27. heißt es vom Salpeter: „In der Gestalt des Salpeters stellet sich ein wunderlich Subject der Natur vor, das seiner Geburth nach, weder in das vegetabilische noch mineralische Reich gehöret, indem es seine Ankunft höhern Ahnen zu danken hat, und durch die besondern Würkungen der obern Ausflüsse gezeugt und gebohren worden. „Sein Vater ist unstreitig der allgewaltige Universal-Mercurius, ein Beherrscher der obern Region und Beschützer dieser sichtbaren Welt, von einem vegetabilischen Weibe erzeugt, so wir Alcali nennen, welches ihm die Natur in der Erde selbst vorbereitet hat. „Bey seinen männlichen Jahren ist es ein Held und Ueberwinder des ganzen Erdbodens geworden, gleichwie ihm auch sein Vater zum Beherrscher und Gebieter aller 3. Reichen hienieden gesezt hat, nebst seinen Bruder, dem Schwefel, mit unumschränkter Gewalt darüber zu herrschen und zu regieren; vor Ihm des Salpeters Zorn, zittern und erbeben alle flüchtige Mineralia und mag es keines wagen, sich ihm zu nahen, ihn zu besänftigen, wenn er ergrimmet ist,

„dieweil Sie ohne Verlezung und Zerstöhrung nicht „von ihm kommen mögen, wie sein Fulmen an Ihm „erweiset rc.„ Seite 264. heißt es, das obere Wasser der Syderischen Region — Doch wir wollen unsern Leser nicht länger, mit diesen verwirrten Zeuge, beschwerlich fallen.

I.

XXVI.

Johann Gottfried Jugels natürliche Berg-Schmelz- und Figierkunst, in 3. Theile abgefaßt, gr. 8. Leipzig, verlegts Joh. Paul Krauß, 1766.

„Die unglüklichen Zeitläufe und bejammerns„würdigen betrübten Umstände, darin unser „liebes Deutschland meistentheils durch den „vergangenen Krieg, anizo gesezt worden, haben den „Verfasser veranlasset auf Mittel und Wege zu den„ken, daß dadurch so bald es möglich ist, der Glüks„stern voriger Zeiten unter den angenehmen Aspecten, „erwünscht zu geniessen sey. Er glaubt daß ohne Be„leidigung Gottes und Kränkung seines Nächstens die„ses durch nichts füglicher geschehen könne, als durch „den lieben Bergbau:„ Diesen frommen Vorsaz hat der Verf. durch gegenwärtiges Werk auszuführen gesucht. Er theilet dasselbe in drey Theile; In dem ersten sucht er dem Leser einen Begrif von der Natur aller wesentlichen Kräfte des Mineral-Reichs und also eine Naturphysik, wie der Verf. es nennet, beyzubringen.

gen. In dem zweyten Theil handelt er von dem Bergwesen und der Beschaffenheit der Metalle und Mineralien. Der dritte Theil zeigt wie dieselben untersucht, behandelt und genuzt werden sollen. Wenn der Verf. sein Vorhaben so ausgeführt hätte wie es hier lautet, so sollte man glauben, daß man die Werke eines Schlüters, Henkels, Cramers, und anderer berühmten Leute, füglich entbehren könnte; Allein so müssen wir leyder gestehen, daß dieses Buch, wegen des guten Druks und Formats, seinem Verleger mehr Ehre als seinem Verfasser macht. Wir wollen leztern nicht alle Kenntniß der Naturgeschichte des Mineral-Reichs auch der Bergwerks-Wissenschaften absprechen; Jedoch wollen wir auch niemanden, am wenigsten Anfängern in diesen Wissenschaften, dieses Buch, zur Erweitrung ihrer Erkenntniß anrathen. Es fehlet dem Verf. würklich an einer gründlichen Naturhistorie, an einer richtigen Kenntniß in die Chymie und an einer gesunden Beurtheilungskraft, welches leztere hauptsächlich daraus erhellet, daß Er sehr viele Träume der alten Alchymisten hier wiederum, ohne alle Beurtheilung und Erfahrung hersezt, und durch seinen dunkeln Vortrag, die mehresten seiner Leser verwirrt; Diejenigen Erfahrungen hingegen, so bereits hinlänglich bekannt sind, auf eine Art vorträgt, daß man glauben sollte, man lese solche hier zum erstenmale. Ueberhaupt müssen den Verf. die neuern Schriften, sowohl der Chymie als Mineralogie wenig bekannt gewesen seyn, weil er sonst viele grobe Irthümer würde vermieden haben. Wir wollen, um das was wir gesagt, zu beweisen, einige Stellen, so wie uns selbige

vor-

vorkommen, hieherseßen. Seite 225. heißt es: „Gold „und Mercurius sind die nächsten Freunde in dem mi„neralischen Reiche und haben eine nachdrükliche Sym„pathie zusammen.„ Dieses kann auf gewisse Weise wahr seyn; allein man höre den Beweiß des Verfassers: „seßet einige Loth Mercurium vivum in ein „Fläschlein wohl verwahrt in einen Schrank oder „Spünd; In einem andern Schubkästchen desselben „wickelt etliche Ducaten in einige Papiere ein, daß sie „also nicht zusammen an einer Stelle zu stehen kom„men, lasse solche eine Weile beysammen bleiben, und „betrachte alsdann nach einiger Zeit die Ducaten, wel„che in dem eingewickelten Papiere aufgehoben worden: „So wird man sehen und erkennen, daß dieselben von „dem Mercurio ganz weiß überzogen und wie Silber „aussehen, ohnerachtet solche Dinge weit von einander „gestanden und ein jedes ganz besonders verwahrt ge„wesen ist. Nun frägt der Verfasser: Was ist die „Ursache solcher Vermischung?„

Wir könnten hier in aller Einfalt dem Verf. diesen Versuch dadurch erklären: daß sich derselbe beym Einwickeln der Ducaten, die Hände nicht wiederum gewaschen hätte, nachdem er zuvor den Mercurium in das Fläschlein gefüllet. Doch der Verf. sucht auf der 226sten Seite diese Erfahrung, die gewiß niemand anders als dem V. glücken wird, durch die Sympathie zu erklären und sezt hinzu: „Wenn man ja die Sym„pathie eines Dinges gleichwie die Würkung des obern „in das untere, nach der heutigen Modewelt, nicht „eingestehen, und also mit Willen, schwarz, weiß heis„sen

„sen will, so sehe man auf das sympatetische Pulver, „welches durch eine wundersame Chur,„ soll vermuthlich Cur heissen, „der gehauenen und gestochenen Wun-„den ohne Pflaster und Oehl, seine geheime Würkung „auf die hundert Meilen und mehr beweist. Wem „dieser augenscheinliche und untrügliche Natur Be-„weis nicht aus dem Traume helfen will, der wird auch „nimmermehr fähig werden durch andre falsche Be-„griffe und Erkenntniß natürliche Würkungen gründ-„lich zu errathen.„ Welcher Unsinn! S. 228. „Mer-„curius und Zinn geben zusammen ein Amalgama wel-„ches im Feuer etwas sonderliches zeiget.„ Dieses Sonderliche bestehet darinn, daß dieses Amalgama im Feuer fliessen, der Mercurius beym Zinn verharren und in eine harte Massa, die dem Silber nicht ungleich ist, sich verändern soll. „In dieser Erfahrung,„ setzt der V. hinzu, „S. 229. wird uns gewiesen werden, „daß der Mercurius im Zinn bey seiner Vermischung „einen viel weichern und geschmeidigern Leib gefunden, „woselbst er eingehen und bey ihm verharren möge, „weil derselbe durch die sulphurische Würkung nicht so „compact geworden, als im Gold und Silber, welche „dadurch eben im Feuer ihre Beständigkeit zeigen und „sitzen bleiben, den Mercurius aber allein davon flie-„hen lassen:„ Allein wir können auf das zuverläßigste versichern, daß der Mercurius in dieser Arbeit eben so gewiß davon fliehet, als vom Gold und Silber, und also fällt des Verf. wichtige Folgerung so er aus diesen Versuche ziehet, „daß das Zinn die nächste We-„senheit des Silbers sey,„ gänzlich über den Haufen. Seite 265. sagt der Verfasser: „Die Vegetabilia be-

„sitzen

„fixen auch einen Schwefel der den mineralischen Crea„turen lieb und angenehm ist, hier ist der Beweiß da„von. Man soll dem Kupfer durch Zusaz weissen „Glases im Fluß die Röthe ausziehen, sodann mit „Curcume oder Gelbwurz schmelzen, so wird es da„durch goldfarbig.„ Wenn das Kupfer mit weissen Glase geschmolzen wird, welches Arsenik in seiner Mischung hat, so kann dieses freylich das Kupfer etwas weiß machen, allein nicht Curcume, weil sie gelb ist, sondern ein jedes brennbare kann hier den Arsenik entbinden und dem Kupfer seine natürliche Farbe wiedergeben. Seite 273. heißt es: „Der Geruch, den „einige Steine und Mineralien von sich geben, bestehet „aus einem flüchtigen Schwefel.„ Der auf den Riesen-Gebürge befindliche Violenstein soll dieses mit beweisen; Allein, wem ist wohl unbekannt, daß dieser Violengeruch von einen auf demselben Stein wachsenden Mooße herrühret? S. 305. lobt der V. den medicinischen Gebrauch der Siegel Erden und wundert sich, daß die Strigauer Erde nicht auch den Ruf, wie die Lemnische Erde erhalten hat. „Da dieselbe doch „ebenfalls solarischer Wesenheit sey;„ Allein seit der Zeit daß man in der Materia medica, statt der Muthmassung und Traditionen, gründliche Untersuchungen der einfachen Arzenehmittel eingeführt und solche mit der praktischen Erfahrung zu verbinden gesucht hat, so ist es kein Wunder daß man alle dergleichen Erden ziemlich ausgemustert, da sie weiter nichts als Thonerden mit zarten Eisentheilen vermischt, sind. Wir müßten mehr denn die Hälfte dieses Buches abschreiben, wenn wir alle Parallelstellen hier anführen sollten,

indessen werden diese schon genug seyn, unsere Leser von der ganzen Stärke unsers Verfassers zu belehren.

I.

XXVII.

Christ. Adolph. Klotzii carmina omnia: editio emendata et nova. 1766. 100 Seiten 8.

Am kürzesten kämen wir weg, wenn wir folgende Worte eines deutschen Kunstrichters statt zu recensiren hinschrieben, die doch wahr seyn müssen, weil sie dreust gesagt sind: *) „Die Nachahmungen „des theuren Hn. K. sind nachgemachte Straußbündel „von römischen Blümchen und Specereyen, denen ein „besseres Schiksal vorbehalten war, als unter der Hand „allmannischer Freybeuter zu verdorren„ Allein Machtsprüche von der Art sind öfters vorgefaßte Meynungen, die man hinschreibt, weil man den theuren Herrn Horaz nur aus den Schulen und den theuren Herrn Klotzius nur von Titel her kennet, und so leicht wollten wirs uns nicht machen. Wir lasen, hielten zwo Ausgaben zusammen, nachgeahmte Stellen gegen Horaz, die Nachahmungen gegen andere, und schlossen endlich mit dem Urtheil: Kl. ist ein Kenner des Horaz, sein Liebling in der Laune, und sein Nachahmer, wie es in einer längst ausgestorbenen Sprache möglich ist. Wir wollten zwar diese Aussprüche in das Ehrenwort zusammen ziehen: neuere Antiken; allein wir waren zu diesem Wort zu blöde. Unter vielen

*) Merkwürdigkeiten der Litteratur, 2te Samml.

len Ursachen auch deswegen, weil das ja nicht zur Antike gehörte, den Marmor und die Instrumente aus Griechenland zu holen, wenn man sie in seinem Vaterlande besser haben kann; und überhaupt, weil die ganze Vergleichung leidet. Wir haben unter den Wort Carmina: Oden Sylvas und Sermones von verschiedenem Werth; aber da es die zwote Ausgabe ist, blos von den Worten: neu und verbessert Rechenschaft zu geben, und setzen voran, daß wir diese Gedichte nicht als Originale, sondern der Denkart, Composition, und Sprache nach, blos als künstliche Nachbildungen, ansehen und sie also höchstens in die dritte Classe poetischer Werke setzen können.

Ode 1. ad amicos meos: „Amor giebt dem „Dichter die Citter, um von Liebe zu singen: er hat „gesungen, übergiebt die Citter seinen Freunden; ihn „soll ein ernsthaftere Muse empfangen: er will ruhig „leben und sterben, und Freunde sollen sein Grab mit „Blumen bestreuen.„ Man siehet, die Einkleidung der Ode ist alt und oft gebraucht, allein der Gang ist horazisch und die Theile machen ein Ganzes aus. Die Ursache aber, warum er seine Muse verändert, ist ziemlich deutsch:

— — Nunc veteres delicias ego
A Junone nova compede pronuba
Vinctus qui repetam lyra.

Ode 8. ad Fridericum Augustum: „Er „wünscht den König in sein verheertes trauerndes Land „zurük; und alles, selbst der Dichter, wird sich freuen.„ Man wiederhole mein voriges Urtheil und setze dazu, daß an ein Paar Stellen die Ode zu prosaisch zu werden scheint.

Ode 9. de bello: Beynahe würden wir dieser Ode den Vorzug vor allen dazugekommenen geben. „Warum schweigt alles so traurig? Es ist Krieg, „Kriegsgeschrey, Blutvergiessen, Hunger? Wie wird „einst ein Landmann staunen, wenn er Schwerdter und „Knochenhaufen aus der Erde graben wird? Seine „Kinder wird er sammlen, ihnen die traurige Geschich„te seiner Vorfahren erzählen, die Gebeine verscharren, „und die Waffen

Tergo auferet secum et trepida manu
Fumo nigris in postibus aedium
Affiget, horrorem ad nepotum
Opprobriumque patrum perenne.„

Diese Fiktion, und natürliche Digreßion ist zwar wieder nicht neu, aber, bis auf einen mißlungnen Perioden, schön erzählt.

Ode 10. „Der Churfürst kommt zurük: Dreßden freue dich: er weint über die sächsische Verwüstung:

Sint orbe toto ipsaque vita
Hae lacrimae tibi cariores.

„Mit ihm kommt der Ueberfluß, die Musen, Ge„rechtigkeit und Treue; ja Sachsens Genius „kommt von den Wolken zurük!„ Die lezte Erschei„nung ist überraschend.

Ode 11. 12. Dreßden und Sachsen spricht über den vorigen Gegenstand.

Unter die Wälder sind die Elegien der vorigen Ausgabe gebracht, einige Stücke voll horazischer Wendungen dazu gekommen: Die Satyren sind dieselbe. —

Die

Die Ausbesserungen betreffen theils die Composition der Bilder, und die Stellung des Perioden, theils einzelne Zusätze. Sie sind nicht häufig, aber meistens glüklich: Wir sagen meistens: denn wenn das Bild schon da steht, so ists schwer die Figuren umzurücken: ein Beyspiel!

> Vidi, nepotes, credite, credite
> Vidi sedentem nuper ad Albidos
> Germaniam ripas nefandum
> Exitium patriae dolere.

So fieng die 5te Ode an: jezt ist die 14te so geändert.

> Vidi sedentem, credite, credite
> Ripas ad Albis nuper et humido
> Germaniam vultu nefandum
> Exitium patriae dolere.

Ist sedentem, das wichtigste, was mir bey dem Bilde zuerst ins Auge fällt? Ist das zweyfache credite hier eine Schönheit? Ist das Exitium patriae dolere nicht etwas nüchtern, wenn die folgende ganze Strophe durch, das vultu humido noch umschreiben, und alsdenn noch einmal queritur wiederholt werden muß. — Hier ist Horazens Vorbild, der Leser urtheile!

> Bacchum in remotis carmina rupibus
> Vidi docentem (credite posteri)
> Nymphasque discentes, et aures
> Capripedum Satyrorum acutas
> Evoe! recenti — —

Wir vergessen aufzuhören! hier ist alles voll, alles an seiner Stelle: das Bild zeigt sich nach und nach, wie wirs erblicken würden, hier steht kein sedentem, kein nuper: hier kann das credite posteri, nicht um ein

ein Wort verrükt werden: in 4. Versen bereitet uns der Dichter, das Evoe! mit ihm zu singen: hat uns aber Kl. in seinen 4. Versen schon ein Eheu! ausgepresset?

Ein Beyspiel ist genug von den Verbesserungen der Bildercomposition; jezt eins von den kleinern Zusätzen dieser Ausgabe. Der folgende muß uns ins Auge fallen, denn er ist S. 100. eben am Ende der lezten Satyre:

> Goetzius Hamburgi clamoribus omnia complet
> Voce tonar rauca, turris templumque tremiscit.

Hier kommt es uns sonderbar vor, den Namen zu finden, da alle seine vorige Helden Bibulus, Birrus, Titius, u. s. w. heissen: nur auf einmal erblicken wir statt des Titius, Göziuß und statt des Birrus, Ziegra:

> Idem amens chartas et vana diaria legit,
> Qualia bellipotens Hamburgi Ziegra, pusillus
> Natus et infausto coeli sub sidere scribit.

Wir kehren also zur Vorrede zurük, und finden: Liberius si dixerim quid, nec veniam oro nec caussam meam contra duriores judices defendo; non recito cuiquam, nisi amicis.

Uebrigens unterscheidet sich diese Ausgabe, durch Vignetten, die von Antikensteinen genommen, aber sonst schon bekannt sind.

C.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Samlung von Urkunden, theologischen und juristischen Bedenken, Verordnungen, Memorialen, Suppliken, Decreten, Briefen, Lebensbeschreibungen, kleinen Tractaten u. d. gl. m. als eine Grundlage zur Hamburgischen Kirchenhistorie neuer Zeiten, aus welcher der ordentliche Verlauf und die eigentliche Beschaffenheit der zur Hamburgischen Kirchen- Gelehrten- und Schulhistorie gehöriger Sachen, Begebenheiten, Streitigkeiten u. d. gl. erkannt werden kann, mit beygefügten historischen Erzählungen und Anmerkungen herausgegeben, von M. Christian Ziegra, Canonico minori. 1. Theil. Hamburg, gedrukt und verlegt von C. S. Schröder, 8. 1 Alph. 17 Bogen.

Herr Ziegra hoft, daß aus diesen Materialien mit der Zeit eine vollständige Hamburgische Kirchenhistorie gesammelt werden könnte und wird fortfahren, mehrere dergleichen Urkunden in einzelnen Bänden herauszugeben. Man liest in diesem ersten Theil ein langes und breites von dem, schon vor hundert und zweyhundert Jahren gewesenen verderbten Zustande der Hamburgischen Kirche, von der dasigen Superin-

tendentur und von den Verordnungen, wodurch man die Religionsübung der Juden damals eingeschränkt hat. Bey diesem Abschnitt haben wir uns nicht des Lachens enthalten können, als wir lasen, daß der damalige Senior des hamburgischen Ministeriums, D. Johann Müller, in seinem Bedenken, die von den Juden erbetene Erlaubniß, in ihren Häusern Gottesdienstliche Zusammenkünfte zu halten, den Moses, die Psalmen und Propheten darin zu lesen und unter sich zu beten und zu singen, auch unter andern aus dem Grunde ernstlich abgerathen, daß alsdenn, wenn der Magistrat solches zugeben wollte, auch Papisten, Calvinisten und andere Sekten darauf dringen würden, daß man ihnen auch das Lesen, Beten und Singen vergönne, weil sie doch zu Christo sich bekenneten und nicht geringer oder schlimmer wären als die Juden, welches aber doch unmöglich angienge. Es übertrift alle menschliche Vorstellung, was man in damaligen Zeiten für erbärmliche Begriffe von der Toleranz gehabt und wie die evangelische Kirche unmittelbar nach der Reformation wieder ein zweytes Pabstthum eingeführt habe. Doch wir haben ja in der Art ein ganz neues unbegreifliches Beyspiel aus Hamburg. — Die folgenden Bogen betreffen Streitigkeiten zwischen dem Hochedlen Magistrat und den Herrn Pastoren, wegen der Predigerwahlen und enthalten Nachrichten von dem bürgerlichen Range der dortigen Geistlichkeit. Hierauf folgen Lebensbeschreibungen einiger dasigen Prediger, welche schon in den Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen 1757. abgedrukt sind. Den Beschluß machen einige alte, zum Theil in plattdeutscher Sprache abgefaßte Verordnungen in Kirchen- und Schulsachen, und denn Anmerkungen und Verbesserungen der vorstehenden Nachrichten. Ziegra hat sich viel Mühe dabey gegeben, und wir haben diese

Men-

Menge von theologischen und juristischen Bedenken in so weit mit Vergnügen gelesen, als sie einen guten Beytrag zur Geschichte der Religionspartheylichkeit und der Schwäche des menschlichen Verstandes in gewissen Fällen, liefern. Ob aber die meisten darunter ausserhalb Hamburg viele Leser intereßiren möchten, daran zweifeln wir.

Q*.

M. Urban Gottlob Thorschmids, Past. zu Klein-Wolmsdorf, berufenen Ober-Pfarrers nach Radeberg, vollständige Engländische Freydenker-Bibliothek, in welcher den Schriften der Englischen Freydenker die vortreflichsten Schuzschriften für die christliche Religion, und für die geistlichen entgegen gestellet werden. Zweyter Theil. Halle im Magdeburgischen, verlegt von Carl Hermann Hemmerde, 1766. 1 Alph. 22 Bogen in 8.

Mit Recht führt diese Schrift den Namen einer Bibliothek. Denn wenn der Verf. so fortfährt, wird er ein ganzes Bücherfach mit Englischen Freydenkern und ihren Widerlegungen ausfüllen können. Im ersten Theil war nur Collins und seine Gegner auf die Bühne gebracht, und doch hat der Verf. noch so viel rükständig, daß er vielleicht noch einen eben so starken Band davon sammlet. In diesem Theil tritt Tindal auf, und alles was nur in Engelland und Deutschland, und sollte es auch nur gelegentlich seyn, wider ihn geschrieben worden, das wird hier in umständlichen Auszügen mitgetheilt. Vorreden, vergessene Dissertationen, beyläufige Anzeigen in Schriften von ganz anderm Inhalt, sind alle auszugs-

weise ganz liebreich in diese Compilation aufgenommen worden. Wenn wir unsern Lesern sagen, daß Tindal höchstens von sechs Gegners, die ihm und der Materie gewachsen waren, in Engelland widerlegt worden ist; daß die übrigen alle unverständige Schreyer und seichte Schwätzer gewesen sind, die aus unüberlegtem Eifer und unbestimmten sowohl als übertriebenen Glaubensmeynungen, der christlichen Religion beynahe eben so viel vergeben haben, als sie ihr durch ihre Vertheidungen haben erhalten wollen; wenn wir ihnen sagen, daß diese Schriften großentheils unter uns recensirt und übersezt, und von den mehresten deutschen Schriftstellern, die sich auf eben diese Streitigkeit eingelassen, genuzt, zum Theil auch ausgeschrieben sind; und sagen ihnen endlich, daß Hr. Thorschmid aus allen diesen Schriften durch einander Auszüge gemacht und Urtheile gesammlet habe: so können sie auch leicht errathen, wie viel ermüdende Wiederholungen von einerley Gedanken bey ihm vorkommen müssen, und wie leicht es ihm sey, eine Freydenkerbibliothek von großen und zahlreichen Bänden zu verfertigen. Und bey aller dieser eckelhaften Weitläuftigkeit findet man doch nichts weniger als den Kern der streitigen Punkte, noch die bestimmte Auflösung derselben. Wenn der Recensent oder Verfasser, dem Hrn Thorschmid seine Materialien zu danken hat, gut und richtig geurtheilt hat, so urtheilt er auch so; ist aber jener auf Nebenwege gerathen, hat er ins Gelag hinein gesprochen; nun so muß man sich nicht wundern, daß Herr Thorschmid auch seinem Vorgänger getreu bleibt. Hat aber Hr. Thorschmid keinen vor sich gefunden, den er hätte ausziehen können, so wird auch der Schriftsteller kurz und gut abgefertiget. Und das trift grade solche, die unter uns noch am wenigsten bekannt sind.

Selbst

Selbst urtheilen muß der Verf. nicht. Nicht zu gedenken, daß seine Sprache alsdenn nicht allezeit den edlen Anstand eines guten Schriftstellers hat, so ist sein Urtheil auch wenig bewährt. Man höre nur, wie er von Conybeares und Fosters Widerlegungen urtheilt, die doch nach dem Urtheil unpartheyischer Kenner die besten wider den Tindal sind. Von jenem sagt Hr. Thorschmid S. 271. „er begehe zuweilen „einen Zirkel im Schliessen; einige Sätze bewiesen „zu viel; Tindal hätte manche gegen ihn selbst brau„chen können.„ Und womit beweißt er das? Mit nichts; auch nicht einmal ein Exempel wird angeführt: genung Hr. Thorschmid sagt es, und hält selbst S. 278. sein Urtheil für gegründet. Foster wird S. 306. mit einer Art von gemeinen Muthwillen unter die Naturalisten, und noch dazu unter die von der groben Sorte, gerechnet. Die meisten Engelländischen Theologen sind es auch. Die Französischen und Engelländischen Recensenten, die seine Schrift gelobt haben, sind auch S. 339. Freydenker gewesen. Foster soll hier in dieser Bibliothek nach S. 344. auch noch selbst als Freydenker aufgestellet werden. — Wenn werden doch unsre Gottesgelehrten mit Klugheit und Mäßigung urtheilen lernen? Hat ein Mann deswegen gar nichts gutes an sich, weil er in gewissen Punkten ehrlich geirret hat? Wir wünschen Hrn. Thorschmidten Fosters Scharfsinnigkeit und gutes Urtheil von ganzem Herzen. — Manche Anecdoten sollte man in dieser Bibliothek nicht suchen. Hr. Thorschmid erzählt oft bald mit süssem Wohlgefallen, bald mit neidischen Unwillen, was für Aemter und Geld die Verf. mit ihren oft schlechten Widerlegungsschriften verdient haben. S. 263. u. a. m. Ach, solche güldene Zeiten, seufzt er, giebt es in Deutschland nicht! Ey, dachten wir, der Mann hat sich ja laut des Titels bereits eine Oberpfarre verdient; was will er denn mehr?

Herrn Thomas Stakhouse Betrachtungen über das Apostolische Glaubensbekenntniß und neun und dreyßig Lehrartickel der engländischen Kirche. Zweyter Theil. Herausgegeben von Friedrich Eberhard Rambach, Königl. Preußl. Consistorialrath 2c. Rostok, verlegts Johann Christian Koppe. 1766. 2 Alph. 6 Bogen in gr. 8.

Dieser Theil enthält eine ausführliche dogmatische Abhandlung des zweyten Artickels des christlichen Glaubens; so daß in zwölf Abschnitten der Name, die Person, das Amt, die Empfängniß, Geburt, Leiden, der Tod, u. s. w. und die endliche Zukunft JEsu Christi zum Gericht, umständlich erkläret, vielerley Beweisgründe dafür gesammlet, und die wichtigsten Einwendungen des Unglaubens dagegen angezeigt und widerlegt werden. Eigentlich ist alles aus den Schriften engländischer Gottesgelehrten gesammlet, welches nicht allein aus der Anzeige ihrer Werke, sondern auch aus der häufigen Veränderung des Styls erhellet, wo Hr. Stakhouse sich mit ihren eigenen Worten ausgedrukt haben muß. In dieser Absicht ist es also gut, daß man einen Auszug aus vielen Schriften der Engländer von der herrschenden Kirche hier beysammen hat. In Absicht der Richtigkeit der Erklärung und des Gewichts der Gründe hätte wohl eine geprüftere Wahl getroffen werden können. Unter die triftigen Beweise haben sich auch hie und da schwache, unzulängliche und unbewährte eingeschlichen; und gegen manche Vorstellungs- und Erklärungsarten wird mancher Leser was einzuwenden haben. Indessen sind sie doch für die mehresten gangbar und zureichend. — Der gesammte Inhalt sollte zwar unsern Gottesgelehr-

ten

ten aus den Schriften unsrer Kirchenlehrer bereits bekannt seyn; da das aber bey vielen nicht ist, so wird ihnen dieses Buch wenigstens zur Beförderung ihrer eigenen Erkenntniß, nützliche Dienste thun, und ihnen brauchbaren, dogmatischen Stoff zu Catechismuspredigten über die Glaubensartickel an die Hand geben.

Kurze Abfertigung der Recension, welche von der Oeconomia Salutis Novi Testamenti in die Danziger theologische Berichte von neuen Büchern und Schriften eingerücket worden, herausgegeben von Jacob Carpov. Jena und Leipzig, in Commißion bey Christian Friedrich Gollner, 1766. 4 Bogen in 4.

Einige von dem Berliner Hrn. Recensenten gethane Vorschläge zur Verbesserung der Carpovischen Theologie geprüfet und verworfen, von Johann Heinrich Mey, Pastore zu Heußdorf, Neuendorf und Schöten. Frankfurt und Leipzig 1766. 5½ Bogen in 4.

Herr Carpov vertheidiget seine mathematische Lehrart in der Theologie gegen die Danziger theologischen Berichte nach seiner Gewohnheit umständlich aber ganz gut; fertiget ihren Eckel ab, den sie gegen das moralische in der Religion bey jeder Gelegenheit äussern; und läßt auch ihre verketzernde Anzüglichkeiten nicht unvergolten. Die Quellen, woraus bey diesen Herren die Abneigung gegen oberwähnte Lehrart und gegen das moralische fließt, sind nicht ganz unbekannt. Aber Hr. Carpov wird doch auch wohl den zufälligen Schaden der mathematischen Lehrart eingestehn, daß sie zuweilen zum Dünkel der Untrüglich-

ein Wort verrükt werden: in 4. Versen bereitet uns der Dichter, das Evoe! mit ihm zu singen: hat uns aber Kl. in seinen 4. Versen schon ein Eheu! ausgepresset?

Ein Beyspiel ist genug von den Verbesserungen der Bildercomposition; jezt eins von den kleinern Zusätzen dieser Ausgabe. Der folgende muß uns ins Auge fallen, denn er ist S. 100. eben am Ende der lezten Satyre:

Goetzius Hamburgi clamoribus omnia complet
Voce tonat rauca, turris templumque tremiscit.

Hier kommt es uns sonderbar vor, den Namen zu finden, da alle seine vorige Helden Bibulus, Birrus, Titius, u. s. w. heissen: nur auf einmal erblicken wir statt des Titius, Gözius und statt des Birrus, Ziegra:

Idem amens chartas et vana diaria legit,
Qualia bellipotens Hamburgi Ziegra, pusillus
Natus et infausto coeli sub sidere scribit.

Wir kehren also zur Vorrede zurük, und finden: Liberius si dixerim quid, nec veniam oro nec caussam meam contra duriores judices defendo; non recito cuiquam, nisi amicis.

Uebrigens unterscheidet sich diese Ausgabe, durch Vignetten, die von Antikensteinen genommen, aber sonst schon bekannt sind.

C.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Samlung von Urkunden, theologischen und juristischen Bedenken, Verordnungen, Memorialen, Suppliken, Decreten, Briefen, Lebensbeschreibungen, kleinen Tractaten u. d. gl. m. als eine Grundlage zur Hamburgischen Kirchenhistorie neuer Zeiten, aus welcher der ordentliche Verlauf und die eigentliche Beschaffenheit der zur Hamburgischen Kirchen- Gelehrten- und Schulhistorie gehöriger Sachen, Begebenheiten, Streitigkeiten u. d. gl. erkannt werden kann, mit beygefügten historischen Erzählungen und Anmerkungen herausgegeben, von M. Christian Ziegra, Canonico minori. 1. Theil. Hamburg, gedrukt und verlegt von C. S. Schröder, 8. 1 Alph. 17 Bogen.

Herr Ziegra hoft, daß aus diesen Materialien mit der Zeit eine vollständige Hamburgische Kirchenhistorie gesammelt werden könnte und wird fortfahren, mehrere dergleichen Urkunden in einzelnen Bänden herauszugeben. Man ließt in diesem ersten Theil ein langes und breites von dem, schon vor hundert und zweyhundert Jahren gewesenen verderbten Zustande der Hamburgischen Kirche, von der dasigen Superin-

tendentur und von den Verordnungen, wodurch man die Religionsübung der Juden damals eingeschränkt hat. Bey diesem Abschnitt haben wir uns nicht des Lachens enthalten können, als wir lasen, daß der damalige Senior des hamburgischen Ministeriums, D. Johann Müller, in seinem Bedenken, die von den Juden erbetene Erlaubniß, in ihren Häusern Gottesdienstliche Zusammenkünfte zu halten, den Moses, die Psalmen und Propheten darin zu lesen und unter sich zu beten und zu singen, auch unter andern aus dem Grunde ernstlich abgerathen, daß alsdenn, wenn der Magistrat solches zugeben wollte, auch Papisten, Calvinisten und andere Sekten darauf dringen würden, daß man ihnen auch das Lesen, Beten und Singen vergönne, weil sie doch zu Christo sich bekenneten und nicht geringer oder schlimmer wären als die Juden, welches aber doch unmöglich angienge. Es übertrift alle menschliche Vorstellung, was man in damaligen Zeiten für erbärmliche Begriffe von der Toleranz gehabt und wie die evangelische Kirche unmittelbar nach der Reformation wieder ein zweytes Pabstthum eingeführt habe. Doch wir haben ja in der Art ein ganz neues unbegreifliches Beyspiel aus Hamburg. — Die folgenden Bogen betreffen Streitigkeiten zwischen dem Hochedlen Magistrat und den Herrn Pastoren, wegen der Predigerwahlen und enthalten Nachrichten von dem bürgerlichen Range der dortigen Geistlichkeit. Hierauf folgen Lebensbeschreibungen einiger dasigen Prediger, welche schon in den Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen 1757. abgedrukt sind. Den Beschluß machen einige alte, zum Theil in platdeutscher Sprache abgefaßte Verordnungen in Kirchen- und Schulsachen, und denn Anmerkungen und Verbesserungen der vorstehenden Nachrichten. Ziegra hat sich viel Mühe dabey gegeben, und wir haben diese

Men-

Menge von theologischen und juristischen Bedenken in so weit mit Vergnügen gelesen, als sie einen guten Beytrag zur Geschichte der Religionspartheylichkeit und der Schwäche des menschlichen Verstandes in gewissen Fällen, liefern. Ob aber die meisten darunter ausserhalb Hamburg viele Leser intereßiren möchten, daran zweifeln wir.

Q*.

M. Urban Gottlob Thorschmids, Past. zu Klein-Wolmsdorf, berufenen Ober-Pfarrers nach Radeberg, vollständige Engländische Freydenker-Bibliothek, in welcher den Schriften der Englischen Freydenker die vortreflichsten Schuzschriften für die christliche Religion, und für die geistlichen entgegen gestellet werden. Zweyter Theil. Halle im Magdeburgischen, verlegt von Carl Hermann Hemmerde, 1766. 1 Alph. 22 Bogen in 8.

Mit Recht führt diese Schrift den Namen einer Bibliothek. Denn wenn der Verf. so fortfährt, wird er ein ganzes Bücherfach mit Englischen Freydenkern und ihren Widerlegungen ausfüllen können. Im ersten Theil war nur Collins und seine Gegner auf die Bühne gebracht, und doch hat der Verf. noch so viel rükständig, daß er vielleicht noch einen eben so starken Band davon sammlet. In diesem Theil tritt Tindal auf, und alles was nur in Engelland und Deutschland, und sollte es auch nur gelegentlich seyn, wider ihn geschrieben worden, das wird hier in umständlichen Auszügen mitgetheilt. Vorreden, vergessene Dissertationen, beyläufige Anzeigen in Schriften von ganz anderm Inhalt, sind alle auszugs-

weise ganz liebreich in diese Compilation aufgenommen worden. Wenn wir unsern Lesern sagen, daß Tindal höchstens von sechs Gegners, die ihm und der Materie gewachsen waren, in Engelland widerlegt worden ist; daß die übrigen alle unverständige Schreyer und seichte Schwäzer gewesen sind, die aus unüberlegtem Eifer und unbestimmten sowohl als übertriebenen Glaubensmeynungen, der christlichen Religion beynahe eben so viel vergeben haben, als sie ihr durch ihre Vertheidungen haben erhalten wollen; wenn wir ihnen sagen, daß diese Schriften großentheils unter uns recensirt und übersezt, und von den mehresten deutschen Schriftstellern, die sich auf eben diese Streitigkeit eingelassen, genuzt, zum Theil auch ausgeschrieben sind; und sagen ihnen endlich, daß Hr. Thorschmid aus allen diesen Schriften durch einander Auszüge gemacht und Urtheile gesammlet habe: so können sie auch leicht errathen, wie viel ermüdende Wiederholungen von einerley Gedanken bey ihm vorkommen müssen, und wie leicht es ihm sey, eine Freydenkerbibliothek von großen und zahlreichen Bänden zu verfertigen. Und bey aller dieser eckelhaften Weitläuftigkeit findet man doch nichts weniger als den Kern der streitigen Punkte, noch die bestimmte Auflösung derselben. Wenn der Recensent oder Verfasser, dem Hrn Thorschmid seine Materialien zu danken hat, gut und richtig geurtheilt hat, so urtheilt er auch so; ist aber jener auf Nebenwege gerathen, hat er ins Gelag hinein gesprochen; nun so muß man sich nicht wundern, daß Herr Thorschmid auch seinem Vorgänger getreu bleibt. Hat aber Hr. Thorschmid keinen vor sich gefunden, den er hätte ausziehen können, so wird auch der Schriftsteller kurz und gut abgefertiget. Und das trift grade solche, die unter uns noch am wenigsten bekannt sind.

Selbst

Selbst urtheilen muß der Verf. nicht. Nicht zu gedenken, daß seine Sprache alsdenn nicht allezeit den edlen Anstand eines guten Schriftstellers hat, so ist sein Urtheil auch wenig bewährt. Man höre nur, wie er von Conybeares und Fosters Widerlegungen urtheilt, die doch nach dem Urtheil unpartheyischer Kenner die besten wider den Tindal sind. Von jenem sagt Hr. Thorschmid S. 271. „er begehe zuweilen „einen Zirkel im Schliessen; einige Sätze bewiesen „zu viel; Tindal hätte manche gegen ihn selbst brau„chen können.„ Und womit beweißt er das? Mit nichts; auch nicht einmal ein Exempel wird angeführt: genung Hr. Thorschmid sagt es, und hält selbst S. 278. sein Urtheil für gegründet. Foster wird S. 306. mit einer Art von gemeinen Muthwillen unter die Naturalisten, und noch dazu unter die von der groben Sorte, gerechnet. Die meisten Engelländischen Theologen sind es auch. Die Französischen und Engelländischen Recensenten, die seine Schrift gelobt haben, sind auch S. 339. Freydenker gewesen. Foster soll hier in dieser Bibliothek nach S. 344. auch noch selbst als Freydenker aufgestellet werden. — Wenn werden doch unsre Gottesgelehrten mit Klugheit und Mäßigung urtheilen lernen? Hat ein Mann deswegen gar nichts gutes an sich, weil er in gewissen Punkten ehrlich geirret hat? Wir wünschen Hrn. Thorschmidten Fosters Scharfsinnigkeit und gutes Urtheil von ganzem Herzen. — Manche Anecdoten sollte man in dieser Bibliothek nicht suchen. Hr. Thorschmid erzählt oft bald mit süssem Wohlgefallen, bald mit neidischen Unwillen, was für Aemter und Geld die Verf. mit ihren oft schlechten Widerlegungsschriften verdient haben. S. 263. u. a. m. Ach, solche güldene Zeiten, seufzt er, giebt es in Deutschland nicht! Ey, dachten wir, der Mann hat sich ja laut des Titels bereits eine Oberpfarre verdient; was will er denn mehr?

Herrn Thomas Stakhouse Betrachtungen über das Apostolische Glaubensbekenntniß und neun und dreyßig Lehrarticke l der engländischen Kirche. Zweyter Theil. Herausgegeben von Friedrich Eberhard Rambach, Königl. Preußl. Consistorialrath 2c. Rostok, verlegts Johann Christian Koppe. 1766. 2 Alph. 6 Bogen in gr. 8.

Dieser Theil enthält eine ausführliche dogmatische Abhandlung des zweyten Artickels des christlichen Glaubens; so daß in zwölf Abschnitten der Name, die Person, das Amt, die Empfängniß, Geburt, Leiden, der Tod, u. s. w. und die endliche Zukunft JEsu Christi zum Gericht, umständlich erkläret, vielerley Beweisgründe dafür gesammlet, und die wichtigsten Einwendungen des Unglaubens dagegen angezeigt und widerlegt werden. Eigentlich ist alles aus den Schriften engländischer Gottesgelehrten gesammlet, welches nicht allein aus der Anzeige ihrer Werke, sondern auch aus der häufigen Veränderung des Styls erhellet, wo Hr. Stakhouse sich mit ihren eigenen Worten ausgedrukt haben muß. In dieser Absicht ist es also gut, daß man einen Auszug aus vielen Schriften der Engländer von der herrschenden Kirche hier beysammen hat. In Absicht der Richtigkeit der Erklärung und des Gewichts der Gründe hätte wohl eine geprüftere Wahl getroffen werden können. Unter die triftigen Beweise haben sich auch hie und da schwache, unzulängliche und unbewährte eingeschlichen; und gegen manche Vorstellungs- und Erklärungsarten wird mancher Leser was einzuwenden haben. Indessen sind sie doch für die mehresten gangbar und zureichend. — Der gesammte Inhalt sollte zwar unserm Gottesgelehr-

ten aus den Schriften unsrer Kirchenlehrer bereits bekannt seyn; da das aber bey vielen nicht ist, so wird ihnen dieses Buch wenigstens zur Beförderung ihrer eigenen Erkenntniß, nützliche Dienste thun, und ihnen brauchbaren, dogmatischen Stoff zu Catechismuspredigten über die Glaubensartickel an die Hand geben.

Kurze Abfertigung der Recension, welche von der Oeconomia Salutis Novi Testamenti in die Danziger theologische Berichte von neuen Büchern und Schriften eingerücket worden, herausgegeben von Jacob Carpov. Jena und Leipzig, in Commißion bey Christian Friedrich Gollner, 1766. 4 Bogen in 4.

Einige von dem Berliner Hrn. Recensenten gethane Vorschläge zur Verbesserung der Carpovischen Theologie geprüfet und verworfen, von Johann Heinrich Mey, Pastore zu Heußdorf, Neuendorf und Schöten. Frankfurt und Leipzig 1766. 5½ Bogen in 4.

Herr Carpov vertheidiget seine mathematische Lehrart in der Theologie gegen die Danziger theologischen Berichte nach seiner Gewohnheit umständlich aber ganz gut; fertiget ihren Eckel ab, den sie gegen das moralische in der Religion bey jeder Gelegenheit äussern; und läßt auch ihre verketzernde Anzüglichkeiten nicht unvergolten. Die Quellen, woraus bey diesen Herren die Abneigung gegen oberwähnte Lehrart und gegen das moralische fließt, sind nicht ganz unbekannt. Aber Hr. Carpov wird doch auch wohl den zufälligen Schaden der mathematischen Lehrart eingestehn, daß sie zuweilen zum Dünkel der Untrüglich-

lichkeit verleitet und einen Schriftsteller unbeugsam macht, von dem Schnitt seiner einmal geformten Ideen zu weichen.

Auch unsre Recension ist ihm misfällig gewesen, Hr. Mey hat sie also Punkt vor Punkt beantworten sollen. Ein Mann, der für seinen Lehrer eifrig eingenommen ist, und in Auflösung unsrer Zweifel nicht gar zu bescheiden zu seyn, für nöthig gehalten, hat uns doch das Zeugniß der Bescheidenheit und Unpartheylichkeit und der Entfernung von aller fremden Absicht nicht versagen können. Wir wollen diesen Charakter auch gegen ihn behaupten. Ein Recensent kann nicht von allen seinen Urtheilen Gründe anzeigen, sonst müßte er jedesmal ein Buch schreiben. Hat er in ein paar Fällen Grund von seinem Ausspruch gegeben, so kann das Publikum den Werth seiner übrigen Urtheile darnach schätzen. Sagt er, es scheint so, so will er aus Bescheidenheit keinen Machtspruch thun, und den Leser grade auf diesen Theil der Schrift aufmerksam machen, daß er ihn nicht ohne genauere Prüfung vorbeylassen, und sehen soll, ob die Wahrheit auf Seiten des Schriftstellers, oder des Recensenten sey. Manchmal macht er eine allgemeine Anmerkung, die nicht blos den Schriftsteller, sondern alle Schriften ähnlicher Art betrift, und dies ist offenbar der Fall, in dem, was wir von der mathematischen Lehrart gesagt haben. Wer kann es läugnen, daß viel Unterschleif dabey geschieht? — Uebrigens ist das Urtheil des Recens. immer nur das Urtheil eines einzelnen Mannes, der nicht untrüglich ist. So sehen wir das Urtheil des Hrn. Mey über uns auch an. Als ein treuer Schüler eines Lehrers, der durchaus Recht haben will, vertheidiget er auch jedes Jota desselben. Manche Unbescheidenheiten mag er auch wohl zu dieser Treue, als nothwendig, gerechnet haben. Wir sehen es nicht für nothwendig an,

an, sie ihm zu erwiedern, noch seine Vertheidigung zu beantworten. Er kann es ja wohl mit uns geruhig erwarten, ob unsre Vorschläge, wie er sie nennt, oder seine Verwerfung derselben gebilliget werden. Uns dünkt, ein Recensent, der nach seiner Einsicht wahr und unpartheyisch seyn will, muß diese Methode beobachten, wenn er seine freymüthige Fassung und den Credit der Unpartheylichkeit erhalten will.

M. Urban Gottlob Thorschmids, Ober-Pfarrers in Radeberg ohnweit Dreßden, vollständige engelländische Freydenkerbibliothek. In welcher den Schriften der englischen Freydenker die vortreflichsten Schutzschriften für die christliche Religion, und für die Geistlichen entgegen gestellet werden. Dritter Theil. Cassel, verlegt von Johann Friedrich Hemmerde, 1766. 1 Alphab. 14 Bogen in 8. mit Register über die 3 Theile.

Hr. Thorschmid meynt zwar in seiner Vorrede, daß es zur Vollständigkeit seiner Bibliothek gehöre, alles was wider die von ihm aufgestellte Engländische Freydenker geschrieben worden, sorgfältig zu sammlen: wir wollen auch nicht in Abrede seyn, daß eine genaue Anzeige ihrer Schriften und Gegenschriften und der historischen Umstände und Veranlassungen derselben, für dieses Fach der gelehrten Geschichte nützlich sey. Aber wir möchten wohl fragen, ob umständliche Auszüge aus solchen Schriften, die entweder seicht und unerheblich sind, oder die sich in den Händen der meisten unter uns befinden, auch zur Vollständigkeit einer solchen Bibliothek nothwendig waren? und ob es nicht besser gethan gewesen wäre, die uns minder bekannten

Eng-

Engländischen Werke in guten Auszügen mitzutheilen, von denen wir oft hier nicht mehr erblicken, als in bekannten Journalen mitgetheilet worden ist. Ueberdem möchten wir gern noch etwas sehr wesentliches zu einer solchen Bibliothek gerechnet wissen: daß man nemlich den wahren Geist eines Freydenkers daraus kennen lernte. In diesem Theile wird z. E. von Tolands Schriften: das Christenthum frey von Geheimnissen; Amyntor; Briefe an Serena; und deren Widerlegungen Nachricht ertheilet. In der ersten sagt er bey offenbaren Unrichtigkeiten viel scharfsinnige und nützliche Wahrheiten, die nur genauer bestimmt werden mußten. In der zweyten konnte er an der Richtigkeit des Kanons heil. Schrift zweifeln, weil sie zu seiner Zeit noch nicht genung ins Licht gesezt war. Und in der dritten philosophirte er frey über einige tiefsinnige Materien, die nach der herrschenden Philosophie seiner Zeit noch problematisch waren. Hätte man ihn nicht gleich so heftig verketzert, so hätte er sich vielleicht nicht so verschlimmert; und dann konnte sein Scharfsinn vieles zur Aufklärung der Wahrheit beytragen. — Lesen wir nun diesen ganzen Theil durch; setzen wir uns über die Ermüdung weg, daß die verschiedenen angeführten Schriftsteller oft einerley Gedanken und Gründe wiederholen; lassen wir uns durch die schiefen Gesichtspunkte, darin manche ihren Gegner erblicken, nicht irre machen, so wissen wir doch am Ende von Tolands Geiste nicht so viel, als aus der kleinen Leibnitzischen Schrift, welche S. 152. im Auszuge mitgetheilt wird.

Christ-herzliche Danksagung für die erfreuliche Nachricht von einem bald zu errichtenden protestantischen Auto da Fé. Berlin, Göttingen,

gen, Altona, Helmstädt, Halle und Leipzig 1766. 45 Seiten in 8.

Solche Schriftsteller und Vertheidiger der Kirche, als gegenwärtiger Verf. ist, machen wahrhaftig dergleichen Satyren, als das Auto da Fé ist, sehr rechtmäßig und nützlich. Wo er ernsthaft seyn will, spricht er so seltsam und räzelhaft, und mischt so sehr das hundertste ins tausendste, daß er, wir wetten drauf, selbst nicht weis, was er haben will. Und wo er sich zu spotten untersteht, wird er so pöbelhaft, daß man Mitleiden mit ihm haben muß. Aus guter Meynung gegen ihn und Leute seines Gelichters wollen wir ihm aber doch das Verständniß über das Auto da Fé öfnen. Es macht weder die Vertheidigung der Lehrsätze der lutherischen Kirche, noch die strenge Anhänglichkeit an dieselben überhaupt, lächerlich: nichts weniger als das. Es züchtiget nur die Unwissenheit; welche unter der Larve des Religionseifers Männer, die theils große Verdienste haben, theils neben ihren Fehlern nicht ohne Verdienste sind, bey den ungelehrten und bey dem Pöbel der Gelehrten, verhaßt zu machen sucht, weil sie sie nicht versteht noch gründlich widerlegen kann. So denkt wenigstens der verständige Theil des Publici davon.

B.

Johann Albrecht Bengels richtige Harmonie der vier Evangelisten, da die Geschichten, Werke, und Reden Jesu Christi unsers Herrn, in ihrer geziemenden natürlichen Ordnung, zur Befestigung der Wahrheit, wie auch zur Uebung und Erbauung in der Gottseligkeit vorgestellet werden. Dritte Auflage.

Tübingen, verlegts Christoph Heinrich Berger 1766. 8. 1 Alphab. 16 Bogen.

Ist der Ausgabe von 1747. völlig gleich.

Ludwig Bourdalone, von der Gesellschaft Jesu, Königl. Hofpredigers, sämtliche Predigten, welche vor dem Könige von Frankreich, Ludwig, dem vierzehnten gehalten worden. Aus dem Französischen übersezt. Eilfter und zwölfter Theil. Oder der Lobreden erster und zweyter Theil. Prag und Dreßden in der Waltherischen Buchhandlung 1766. 8. 2 Alphab. 10 Bogen.

Das Feuer der Einbildungskraft, das man an dem P. Bourdalouë kennt, verläßt ihn auch in diesen Lobreden der Heiligen nicht. Das unterscheidende seines Charakters, der ihm als Redner zukommt, wird in der Vorrede zum eilften Theil, sehr gut gezeichnet.

Wilhelm Burkitts, weyland Vicarii zu Dedham in der Grafschaft Esser, praktische Erklärung des N. T. Vierter Theil, aus der engeländischen Sprache übersezt und mit einer Vorrede begleitet von Friedrich Eberhard Rambach, Königl. Preußl. Consistorialrath u. s. w. Vertheidigung der Apostolischen Lehre von Christo, dem Mittler zwischen Gott und dem Menschen. Halle, verlegt von Johann Immanuel Gebauer. 1765. gr. 8. 1 Alphab. 20 Bogen, und 10 Bogen Vorrede.

- - - Fünfter Theil - - - ebendaselbst 1766. 1 Alphab. 21 Bogen.

- - - Sechster Theil - - - ebendaselbst 1766. 1 Alphab. 16 Bogen.

Wir beziehen uns bey diesen drey Theilen auf das allgemeine Urtheil über dieses mehr zur Erbauung als nach den allerrichtigsten Auslegungsregeln verfertigte Werk, welches in dieser Bibliothek III. B. I. St. 211 S. bereits gefället worden. Sie enthalten wieder mehrentheils lauter ascetische Betrachtungen, davon viele allerdings gründlich und gut sind, wenn gleich der dem Grundtext gegebene Sinn in manchen Stellen wirklich keine weitere Gründe als das Alterthum und die Gewohnheit, ihn so zu verstehen, vor sich hat. Hätte Burkitt so viel überflüßige Anmerkungen, die sich einem verständigen Leser von selbst darbieten, weggelassen, so würde dies weitläuftige Werk um die Hälfte haben kürzer seyn können. Und das dünkt uns, wäre immer besser gewesen. Denn wenn z. B. zur Erklärung der Stelle 1 Tim. V, 14. Ich will, daß die jungen Weiber freyen ꝛc. gesagt wird. „Dieser Wille des Apostels muß mit billigen Bedingungen und Einschränkungen verstanden werden. Ich will, das ist, ich erlaube ihnen, daß sie wieder heyrathen, wenn eine anständige Gelegenheit für sie vorhanden ist, wenn sie wirklich Lust haben, sich wieder zu verheyrathen, und wenn sie mit einem christlichen Mann in eheliche Verbindung treten,„ so sind ja das alles Sachen, die sich von selbst verstehen und die allenfals der gemeinste Leser sich hinzu denken kann. Dergleichen höchst überflüßige Erläuterungen kommen nun in diesem Werk in grosser Menge vor. — Die Vorrede zum vierten Theil ist eine Abhandlung des Hrn. Carl

Tomkins, welche in eben dem Jahr 1765. mit einer andern Vorrede von dem Hrn. C. R., auch besonders ist gedrukt worden. — In dem Vorbericht zum sechsten Theil kommt Hr. R. ganz unvermuthet auf die Socinianische Seuche, und gedenkt mit einem kleinen Unmuth und einer Art von Geringschätzung eines seiner Meynung nach lieblosen und partheyischen Urtheils gewisser Leute, die es nicht leiden konnten, daß man dagegen warnte, und deshalb ein Zeugniß wider dieselbe öffentlich angegriffen hätten, worüber ihm doch von andern ein schriftlicher Beyfall wäre gegeben worden. Das wundert uns nun eben nicht, denn der kleinste Tadel mißfällt den Schriftstellern. Aber daß der Hr. C. R. bey der Gelegenheit seine Sache so ungemein schwach vertheidiget, und etliche Fragen thut, die sich so von selbst beantworten, daß ein gelehrter Mann sie nicht hätte thun sollen, das hat uns wirklich befremdet.

Die heilige Schrift des alten und neuen Testaments, nebst einer vollständigen Erklärung derselben, welche aus den auserlesensten Anmerkungen verschiedener engelländischen Schriftsteller zusammen getragen ꝛc. nunmehr aber in dieser deutschen Uebersetzung mit Anmerkungen begleitet worden, von Jacob Brucker, Pastor der evangelischen Pfarrkirche ꝛc. in Augspurg. Der achtzehnte Theil, welcher des N. T. siebenter Band ist, und die allgemeinen apostolischen Sendbriefe Jacobi, Petri, Johannis und Judä begreift. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn, 1766. 4. 4 Alph. 8 Bog.

Da

Da es dem Hrn. Senior geschienen, als ob die sonst tiefsinnigen engelländischen Gelehrten eine Neigung zu den unlautern und trüben Quellen der arminianischen und socinianischen Schrifterklärungen zwar nicht öffentlich aber doch heimlich und deswegen desto gefährlicher verrathen, so hat er, wie er in der Vorrede sagt, in seinen Anmerkungen nach Anleitung der heiligen Schrift dasjenige zu ergänzen gesucht, was in den engelländischen von einem, sowohl der Gründe der Auslegungskunst, als auch der Grundlage des Evangelii und der Heylsordnung erfahrnen Leser, vermißt werden könnte. Wir haben um deswillen hie und da die Anmerkungen der Engelländer besonders über Jac. 2. sorgfältig durchgelesen, müssen aber aufrichtig gestehen, daß wir keine solche verdächtige Spuren, als Hr. B. zu sehen meynt, gefunden, und nicht einmal an so etwas würden gedacht haben, wenn man uns nicht aufmerksam darauf gemacht hätte. Unserm Bedünken nach sind vielmehr die Originalerklärungen des Textes vielmals deutlicher und präciser ausgedrukt worden, als in den Zusäzen des Hrn. Seniors geschehen ist. Zum Beyspiel mag nur die kleine Note dienen. Ueber Jac. 2, 14. macht Gill zu den lezten Worten: Kann der Glaube ihn selig machen? Die Anmerkung! „ein solcher Glaube, wie dieser (der in allen vorhergehenden Anmerkungen durch den blossen der Wahrheit gegebenen Beyfall des Verstandes war erklärt worden) „ohne Werke, ein historischer Glau„be, ein blosses Bekenntniß des Glaubens.„ Hr. B. sezt unten in der Note 165. hinzu: „eine bloß fleisch„liche, sich selbst gemachte, vom heiligen Geist nicht ge„wirkte Einbildung, man habe den Glauben, dem „doch die wesentlichen Bestandtheile fehlen.„ Welche Anmerkung ist wohl für jedermann die verständlichste? Jene faßt ein jeder. In dieser, dünkt uns, wird ein ge-

gemeiner Leser erst fragen: Was heißt das, fleischliche Einbildung? Was sind Bestandtheile? Was sind wesentliche Bestandtheile? Und eine vom heiligen Geist nicht gewirkte Einbildung, man habe den Glauben rc. ist ganz falsch ausgedrukt, denn diese Einbildung kann ja der heilige Geist überall niemals wirken. — Vielleicht aber hat Hr. B. andere verdächtige Stellen gefunden, die uns bey Durchblätterung eines so weitläuftigen Werks entwischt sind; oder es liegt auch an dem Mangel unserer Scharfsinnigkeit, daß wir die heimlichen Meynungen eines Schriftauslegers, die er nicht öffentlich sagt, nicht so leicht als der Hr. Senior entdecken können, weil wir nur immer darauf zu sehen pflegen, ob das, was er öffentlich und deutlich sagte, dem Text, den er vor sich hat, gemäß oder nicht gemäß sey. Es ist gar leicht, einen Verfasser unrichtig zu beurtheilen und wider die Liebe anzustossen, wenn man sich daran nicht halten will.

Anmerkungen über etliche Sätze des Tractats: Die christliche Lehre im Zusammenhange. Frankfurt und Leipzig, 1765. 8. 4 Bogen.

Man kann von einem sieben und siebenzig jährigem Greiße keine Eleganz in der deutschen Sprache, wie von jüngern Gottesgelehrten erwarten. Aber wenn deren Mangel durch die Richtigkeit der Gedanken und Bemerkungen ersezt wird, so sieht man darüber gerne hinweg. Der Verf. dieser wenigen Bogen hat bey seinem hohen Alter es für nüzlich gehalten, uns seine bescheidene Anmerkungen über die benannte Schrift mitzutheilen. Er lobt die darin befindliche gute Ordnung der Wahrheiten und ernstliche Ermahnungen zur Gottseligkeit, hält aber mit Recht davor,

daß

daß etliche Säze noch darin verbessert werden könnten. Die christliche Lehre im Zusammenhange ist eigentlich zum Gebrauch der Landschulen in den Königl. Preußischen Ländern aufgesezt und der rechtschaffene Alte hat sich gefreut, daß deren Verf. über einige Lehrpunkte einen besseren und gründlichern Unterricht gegeben, als die Formula Concordiä. Einem so lobenswürdigen Exempel zu folgen, nimmt er sich die Freyheit, einige Säze der christlichen Lehre von der Rechtfertigung, von dem Gesez und Evangelio, von der Taufe und dem Abendmahl, dem Glauben und den guten Werken, der wahren und falschen Kirche, und dem Anschauen Gottes in jenem Leben, noch mehr zu berichtigen. Die lezten Anmerkungen wollen wir nur durchstreichen, denn da hat die christliche Lehre im Zusammenhange wohl groß Recht, wenn sie lehrt: „da Gott mit leiblichen Augen nicht gesehen werden „kann, so wird in der heiligen Schrift mit dem An„schauen Gottes angezeigt: 1) daß wir eine größere „und deutlichere Erkenntniß von den göttlichen Voll„kommenheiten haben; 2) den Heyland, der das An„gesicht des Herrn heißt, auch leiblicher Weise alsdenn „sehen sollen.„ Der gute Mann glaubt aus vielen Schriftstellen das leibliche Anschauen Gottes erweisen zu können. Sonst halten wir durchgängig die Urtheile dieses ehrwürdigen Greißes für gegründet. Er beruft sich ausser den richtig erklärten Schriftstellen, worauf es dabey freylich allein ankommt, auch mannichmal auf den gelehrten Grotius und Luthern selbst. Was die zu ihrer Zeit vernünftigen und redlichen Männer, Spener und Schade, ob der leztere gleich zu weit gegangen, besonders vom praktischen Christenthum, von der Beichte und dem Abendmahl gesagt haben, wird hie und da nebenbey angeführt. Gewiß diese Anmerkungen verdienen alle Achtung, und wir können

nicht unterlassen, das ganz ungemein richtige Urtheil des Henr. Morus, das er S. 42. anführt, hier beyzusetzen: „Gewiß ich kann keine Ursache ersinnen, wel„che verhindert, daß die Protestanten nicht die vor„treflichste Christen werden, als diese, daß sie die Thor„heiten, welchen sie entflohen sind, mit den Meynun„gen der eingebildeten Gerechtigkeit, der Alleinglau„beren (Solifidianismi) und der Unüberwindlichkeit „der Sünde vertauscht haben. L. 10. C. 7.„

Erbauliche Betrachtungen im Beichtstuhle oder Absolutionsformeln aus den Schriften geistreicher Gottesgelehrten, nebst Johann Friedrich Knorrens Abhandlung von der Kirchenbuße. Achter Theil, 1764. 8. 24 Bog. Neunter und lezter Theil. Leipzig, bey Joh. Friedr. Junius, 1765. 8. 24 Bogen.

Elend, wie bekannt; Es ist daher sehr vernünftig, daß der Sammler mit diesem Theil schließt.

E.

Herrn C. L. de Villette, Predigers an der französischen Kirche zu Dublin, Unterredungen über die Glükseligkeit des zukünftigen Lebens. Aus dem Französischen übersezt. Nebst einer vorangesezten vernünftigen Betrachtung über die Erwartung eines zukünftigen Lebens. Aus dem Englåndischen. Berlin, 1766. verlegts August Mylius, das erste 1 Alphab. 12 Bogen, das zweyte 3½ Bogen nebst 2. Bogen Vorrede in 8.

Herr

Herr Billette versuchte es, uns die Freuden des Himmels zu mahlen; und er thut es auf solche bescheidene, vorsichtige, und den besten Grundsätzen der Moralität gemäße Weise, daß man seinen auf Vernunft und Schrift gebauten Muthmassungen großentheils den Beyfall nicht versagen kann. Er geht hierbey ganz ordentlich zu Werke, indem er immer zuerst den Menschen nach den Mängeln und Gebrechen betrachtet, die er hier auf Erden noch an sich hat; und ihn dann im Himmel nach seinen positiven Kräften erhöht, und von allen jetzigen Mängeln entfernt, vorstellig macht. So fängt er mit der Schilderung des himmlischen Leibes an, bey dem nicht mehr Abnahme der Kräfte, Ermüdung, Schlaf, Krankheiten, Schmerzen, u. s. w. sondern beständiges Wohlseyn, leichtere Bewegungskraft und feinere Fertigkeiten seyn werden. Die Sinne werden erhöhet, vielleicht auch mit neuen und vortreflichern vermehrt werden. Ueber die sinnlichen Vergnügungen werden wir dort die Herrschaft führen, und sie werden Werkzeuge zur Vermehrung unsrer Kenntnisse, und zum Vergnügen anderer unsers gleichen seyn. Das intellektuelle Vergnügen zu lernen und zu wissen, wird in der Erkenntniß Gottes und seiner Werke ewige Nahrung, und in der Erleichterung derselben Süßigkeit finden. Unsre Empfindungen werden aus der Liebe Gottes und aus der nähern Bekanntschaft mit ihm, aus dem Umgange mit andern seligen und der reinen Freundschaft mit ihnen, und aus der belohnenden Billigung unsers Gewissens, und dem moralischen Gefühl unsrer freyen guten Handlungen, unversiegende Reizungen schöpfen. Ueberdem wird unveränderliche Ruhe und Sicherheit, beständiges Zunehmen an Kräften und Glükseligkeiten, Befreyung von allen Uebeln des Geistes ꝛc. unser Theil seyn. — Dieß ist der Stoff, den der Verf. nicht sowohl mit

 der

der Einbildungskraft, als mit einer Vernunft, die von einem feinen moralischen Gefühl ganz belebt ist, bearbeitet; und wenn man gleich an der Allgemeinheit dieser oder jener moralischen Empfindung, die ihn begeistert, zweifeln muß; so kann man doch nicht umhin, den ganzen Ton liebenswürdig zu finden. Wir wünschen, daß viele Leser mit einem Gefühl, das des Verf. seinem ähnlich ist, an sein Buch gehen mögen; so werden sie ihm nicht allein einige Unrichtigkeiten, als S. 333. von der Vernichtung der Gottlosen, S. 288. f. wider das absolute Vorherwissen Gottes, u. s. w. übersehen; sondern auch mit Herrn Spalding in seiner nachdrüklichen Vorrede eins seyn, daß die ganz unverzeihlich handeln, welche uns diese Aussichten rauben wollen. Die vorangesezte Abhandlung über die Erwartung eines zukünftigen Lebens aus dem Engländischen des Hrn. Robert Wallace erweiset diese Erwartung sehr fein und scharfsinnig aus der mindern Regelmäßigkeit der moralischen Regierung Gottes in Vergleichung mit der physischen Regierung desselben.

Herrn Claudius Fleury, weyland berühmten Abts von Locdieu, Priors von Argenteuil und Königl. Hofpredigers, allgemeine Kirchengeschichte des neuen Testaments, vom Anfange der christlichen Zeitrechnung bis auf gegenwärtige Zeit. Neunter Theil. Frankfurt und Leipzig, verlegts Johann Christian Koppe, 1766. 3 Alph. 1½ Bogen und 7. Bogen Vorrede in gr. 4.

Dieser Theil enthält die Geschichte vom Jahr 1053. bis 1120, und also kein völliges Jahrhunderts. Das merkwürdigste darin ist der schrekliche und blutige

kige Zwist über die Investituren zwischen dem heftigen Hildebrand und dem nicht minder zügellosen deutschen Heinrichen; nebst der Veranlassung und dem Anfange der thörichten Kreuzzüge. Wir glauben nun zwar nicht, daß protestantische Leser von einem Fleury eine zuverläßige Kirchengeschichte lernen werden, da er bey aller seiner Redlichkeit, Belesenheit und gesunder Beurtheilungskraft doch nicht selten von den Vorurtheilen seiner Kirche geblendet worden: und überdem haben wir auch jezt mehrere Hülfsmittel, das Wahre vom Unächten zu unterscheiden, als ihm möglich waren. Indessen ist es doch sehr angenehm, einen ehrlichen Mann die Laster und Ausschweifungen vieler Päbste, ihre unbesonnene hierarchische Wut, und viele Gebrechen und abergläubige Erdichtungen seiner eigenen Kirche, welche von andern mit gelehrtem Eifer geheiliget worden, freymüthig verurtheilen zu hören. Und wenn man bemerkt, wie er sich windet und drehet, den Lehrsätzen seiner Kirche getreu zu bleiben, so bedauret man sein gutes Urtheil, stellt ernsthafte Betrachtungen über die Macht der Vorurtheile an, und lernt die edle Freyheit zu denken von neuem hochschätzen. — In der langen Vorrede zeigt Fleury sehr nachdrüklich und frey, wie aus der Unwissenheit und dem Verfall der Wissenschaften, in dem Zeitlaufe der Kirche vom Jahr 600. bis 1100. alle die Gebrechen entstanden sind, welche die Kirche nach und nach verstellt haben; als Aberglauben und Leichtgläubigkeit, falsche Wunder, Verehrung der Reliquien, Mißbrauch der Wallfarthen und die davon abhängende Laster, verderbte Sitten der Clerisey, ausschweifende Gewalt der Bischöfe und Päbste, u. s. w. — Der Uebersetzer hat das Urtheil, manchmal auch die Erzählung des Verf. in einer angehängten Note zu berichtigen gesucht; welches noch öfter hätte geschehen können. Die französischen Namen

men mancher Personen und Oerter hätten wir in einer deutschen Uebersetzung nicht erwartet.

Paul Sarpius Historie des tridentinischen Concilii mit des D. Courayer Anmerkungen. Fünfter und sechster Theil. Herausgegeben von Friedrich Eberhard Rambach, Königl. Pr. Consistorialrath ꝛc. ꝛc. Halle, verlegt von Johann Immanuel Gebauer. 5 Th. 1764. 1 Alph. 5 Bogen 6 Th. 1765. 1 Alphab. 11 Bogen und 8 Bogen Vorrede in 8.

Mit dem sechsten Theile endiget sich die Uebersetzung der berühmten Geschichte des Paul Sarpi vom tridentinischen Concilio, welche D. Courayer in seiner französischen Ausgabe theils durch historische Anmerkungen berichtiget, theils durch scharfsinnige und freymüthige Betrachtungen noch mehr ins Licht gesezt hat. Man siehet hier eben die Intriguen, eben das Privatinteresse der anwesenden Geistlichen und der daran Theil nehmenden Höfe obwalten, als in den vorhergehenden Theilen; und das, was nach Schrift und Vernunft, oder doch nach den Grundsätzen der alten Kirche entschieden werden sollte, ist immer nur nach politischen Gründen entschieden. Das, was grade durch diese Sammlung bestimmt werden sollte, wurde bis zulezt verspart, und von den sogenannten Vätern aus Ueberdruß, aus irdischen Absichten, und aus ängstlicher Gefälligkeit für das gegenseitige Interesse der Höfe, kurz und gut in so leere und allgemeine Ausdrücke gefaßt, und eigentlich also, wie es auch die Absicht des Pabstes war, nichts ausgemacht wurde. Das sehen vernünftige Glieder der Römischen Kirche selbst ein;

ein; es ist daher auch wenig auf die Aussprüche dieses Concilii geachtet worden. — Der Herausgeber hat diesem Theile D. Courayers Abhandlung von der Aufnahme des tridentinischen Concilii, sonderlich in Frankreich, vorgesezt; daraus der Leser das Gewicht desselben in der Römischen Kirche selbst einigermassen beurtheilen kann. Und in der Vorrede untersucht er auch die Frage: Ob der Zustand der Römischen Kirche durch das tridentinische Concilium verbessert worden; welche nachgelesen zu werden verdient.

F.

D. Joh. Salamo Semlers hermenevtische Vorbereitung drittes Stük. Erste Abtheilung, worin von dem griechischen Text und Handschriften der Evangelien Betrachtungen vorkommen. Halle im Magdeburgischen, 1765. verlegts Carl Hermann Hemmerde 8. 1 Alphab. 2 Bogen.

Das erste Stük kam 1760. heraus und enthielt allgemeine Vorstellungen einer zu verbessernden biblischen Hermenevtik; hierauf folgte 1761. das zweyte, in welchen viel schönes, seltenes und zum Theil neues zur Aufklärung des ebräischen Textes und der alten Uebersetzungen gesammlet worden. Mit diesen fährt der Hr. D. fort nähere Beobachtungen über den griechischen Text des N. T. und die Handschriften desselben anzustellen. Besonders werden diese über die vier Evangelia, nach dem Rang, welchen ihnen Wetstein angewiesen, gemustert, aus jedem einige Auszüge, zum Beweise einer schon in den ersten Jahrhunderten vorhanden gewesenen gedoppelten Recension des griechi-

schen Textes der Evangelien und zur Erleichterung einer künftig gewissern Bestimmung ihres innern Alters, geliefert, auch endlich die sogenannten Evangelistaria zum critischen Gebrauch gegen das bisherige Vorurtheil dawider, durch einige Beyspiele empfohlen. In der zweyten noch zu erwartenden Abtheilung wird der Hr. D. gleiche Bemühung auf die griechischen Handschriften der Apostelgeschichte, Briefe und der Offenbarung Johannis verwenden — und kurz zu sagen, alle Gottesgelehrte, die nur etwas vorstellen wollen, werden sie so wenig entbehren können, als die gegenwärtige. „Sonst hätten freylich diejenigen nicht „Unrecht (dies sind Worte des Hrn. D. S. 10.) welche sagen, es sey gar kein Lehramt nöthig, es könne „und solle ein jeder Christ, der sich die Sache anmaßet oder zutrauet, andre lehren. Wenn sonst nichts „zum Lehren gehöret, als einige Redensarten gegen „einander zu brauchen und zu wiederholen, und zu fragen, wie steht es ums Herz, hast du den Heyland, „bist du bekehrt? u. s. w. so ist es unleugbar, daß jeder Handwerksmann und Tagelöhner auftreten und „verlangen kann, man solle ihn als Lehrer anhören; „und er wird sich die Freyheit im Geiste anmassen, alle „gelehrter Christen, als er ist, durch andre Hülfsmittel unter sich zu setzen u. s. w.

Friedrich Samuel Zicklers D. ausführliche Erklärung der Beweissprüche heiliger Schrift in der dogmatischen Gottesgelahrheit: Vierter Theil, mit nöthigen Registern. Jena im Verlag Johann Rudolph Cröckers seel. Witwe 1765. 3 Alphab. 4.

Da die Einrichtung dieses Werks schon bekannt ist, so wollen wir nur noch erinnern, daß der Herr D

D. mit diesem vierten Theil die Erklärung der Beweisstellen in der Dogmatik vollendet hat, ob es gleich am Ende der Vorrede des ersten Theils hieß, es solle dieselbe mit dem dritten Theil geschlossen und dann die Haupt- und Beweissprüche der theologischen Sittenlehre auf gleiche Weise erklärt werden. Da diesem Theil keine Vorrede vorgesezt ist, so können wir auch nicht sagen, in wie weit dieses 1753. zuerst gethane Versprechen noch gelten solle. So viel können wir aber doch versichern, daß, da es einmal nicht sowohl Prüfungen als Erklärung seyn sollten, bey denen der Hr. D. die Gültigkeit eines jeden zum Beweise einer Wahrheit voraussezte und nur die Art, wie der Beweis daraus herzuleiten sey, zeigen wollte, er denen, die es in gleicher Absicht nachschlagen wollen, vollkommne Genüge leisten wird. Es versteht sich sonst, daß bey veränderter Absicht manche Stelle in eine andre Gegend des Systems würde verpflanzt worden seyn; als z. E. Tit. III, 5. wo es uns wenigstens gar zu deutlich ist, daß das Bad der Wiedergeburth als der bildliche Ausdruk, sogleich durch das eigentlichere Erneuerung des heil. Geistes, reichlich über uns ausgegossen, erklärt werden soll, und also durch beydes das reichste Maaß der Heiligung und Erneuerung angezeigt worden; wobey wir doch keinesweges leugnen wollten, daß Paulus eben diesen bildlichen Ausdruk in Rüksicht auf die Taufe, in so fern sie zugleich eine trefliche Symbola von jener ist, gewählet habe, ganz wie David, wasche mich wohl — sagt, und gewiß nicht die gesezlichen Reinigungen verstand, ob er gleich eben so gewiß das Bild von denselben entlehnte. —

D. Friedrich Eberhard Boysens, Oberhofpredigers, Consistorialraths und Pastors an der hohen Stiftskirche zu Quedlinburg, praktische Erklärung des Briefes Pauli an die Colosser. Quedlinburg, verlegts G. H. Schwans Wittwe und Reußner, 1766. 1 Alph. 8 Bogen und 3 Bogen Vorbericht in 4.

Diese fünf und dreyßig Bogen enthalten nicht, was der Titel sagt, eine praktische Erklärung des Briefes an die Colosser, sondern nur der neun Verse des ersten Kapitels. Zur eigentlichen Auslegung dieses Abschnittes haben wir nichts erhebliches gefunden, und die schwere Stelle im 9. V. in allerley geistlicher Weisheit und Verstand, ist gar nicht erklärt worden, welche doch über die Sprache, die der Apostel oft in diesem Briefe führt, Licht verbreiten muß. Wer in jedem Worte, ohne Rüksicht auf den Sprachgebrauch, einen besondern Nachdruk sucht, und mit dem Verf. S. 111. in den hellenistisch-deutschen R. A. Glaube in Christo, und Glauben auf Christum, einen gar merkwürdigen Unterschied der Bedeutungen sieht, dem werden des Verf. Erklärungen vielleicht erheblicher vorkommen. — Nun, was steht denn aber auf diesen vielen Bogen? Betrachtungen, darin bey jedem Worte des Textes alles ausgeschüttet ist, was eine lebhafte Einbildungskraft nur von theologischen Materien in einem Fluß von Worten hat ausströmen können. Das hat natürlicher Weise einen Mangel der Uebereinstimmung in den Gedanken verursachen müssen; der so merklich ist, daß oft ganz verschiedene Erklärungsarten der von einander abgehenden theologischen Schulen bald eyfrig verworfen, bald wieder behaup-

hauptet worden. So wird z. E. S. 9. die göttliche Eingebung der Apostel eine unmittelbare und ausserordentliche Erhöhung, Erleuchtung und Vermehrung der Kräfte ihres Verstandes genannt; und in eben dem Athem auch gesagt: Paulus war nichts weiter als ein Werkzeug. Alle Gedanken und Worte brachte der heilige Geist unmittelbar in ihm hervor. — Daraus folgt auch nach unserm Verfasser, daß mit den Worten der Schrift eine übernatürlich-wirkende Kraft verbunden sey. — Wer von seiner Meynung gewiß ist, und bestimmt denkt, wird nicht so hin und her wanken; oder will es der Verf. etwa allen Recht machen, und aller ihre Sprache führen? — Daß übrigens ein theologischer Vortrag, der von der Fantasie geleitet ist, nicht zuweilen ins enthusiastische fallen sollte, brauchen wir nicht zu erinnern. — Von dem heiligen Geist wird S. 107. gesagt, daß er in der heiligen Schrift oft mit einer Salbe verglichen werde; das soll wohl Salböl heißen. — In der Zuschrift und Vorrede, ja auch selbst in den Betrachtungen schimmert durch die Sprache der Demuth ein gewisses Wohlgefallen über sich selbst durch, das wir um des Verf. willen lieber nicht gesehen haben möchten.

D. Friedrich Eberhard Boysens ausführliche Entwürfe seiner Predigten über die Sonn- und Festtage des 1766. Jahres. Erster Abschnitt. Quedlinburg, bey G. H. Schwans Wittwe und Reußner, 1766. 10½ Bogen in 8.

Entwürfe sollten wohl den Kern der vorgetragenen christlichen Lehre in sich fassen, und ihre Bestandtheile, die Gründe ihrer Wahrheit, und die Quellen

ihrer Kraft auf das Herz, bestimmt anzeigen, und den Weg kenntlich machen, den der Redner nimmt, ans Herz der Zuhörer zu gelangen. Es ist schwer, solche Entwürfe von Predigten zu machen; sie sind aber auch allein für andere Redner in der Methode unterrichtend, und für die übrigen Leser lehrhaft und erbaulich. Aber einen Strom zufälliger Betrachtungen, die durch eine brausende Imagination ausgebildet, und in einen schwellenden Ausdruk gekleidet sind, erwartet man wohl nicht in Entwürfen. Die Sinne des Lesers können wohl durch solchen Vortrag erschüttert, aber der Geist nicht genährt, noch das Herz zu daurenden Entschliessungen gebracht werden. Auch die Religion stehet dabey in Gefahr, zu sinnlich zu werden, die doch geistlich seyn soll. Wenn endlich der Redner oft selbst nicht weiß, wohin ihn seine Ideen führten; wie kann es der Leser oder Zuhörer wissen?

Anhang zu dem Kern aus Johann Lorenz von Mosheim Sittenlehre heiliger Schrift, welcher den VII. und VIII. Theil des größern Werks, und also den Beschluß desselben enthält. Mit zulänglichen Registern. Quedlinburg, bey G. H. Schwans Wittwe und Reußner, 1766. 18 Bogen in 8.

Man weiß, daß der Sommerauische Kern nichts weniger, als den Namen eines Kerns aus Mosheims Sittenlehre verdiene. Der Mann samlete ohne Wahl und reifes Urtheil aus dieser Sittenlehre, was ihm etwa gefiel, oder was ihm auf der Kanzel brauchbar zu seyn schien. Zur Lieferung eines Kerns fehlte ihm, wie es sein Buch bezeuget, der systematische Kopf. Der Verf. dieses Anhangs hat die

die Paragraphen aus Mosheims Sittenlehre abgeschrieben, und darauf in weitläuftigen Noten mancherley dahin gehörige Gedanken und locos communes mit homiletischer Beredsamkeit zusammengetragen, in denen man Ordnung, philosophische Genauigkeit, und eine kernhafte Schiklichkeit zum Ganzen vergeblich sucht. Laut seiner Vorrede hat er sich der Einsichten eines Jerusalems, Saks, Spaldings, Fosters, u. s. w. dazu bedient; die Leser mögen es versuchen, ob sie unterscheidende Züge von dem Geiste dieser Männer bey ihm antreffen können: das meiste ist aus Hrn. Millers Fortsetzung ohne Plan entlehnt. Eben daselbst macht dieser Mann, der nicht systematisch denken zu können scheint, der Mosheimischen Moral den Vorwurf, daß sie nichts weniger als systematisch sey. Unsers Erachtens beleidiget man Hrn. Millern, wenn man diesen Kern mit seinem Auszuge, darin Mosheims Geist concentrirt ist, und der so viel systematisches hat, als eine Moral haben kann und soll, auch nur vergleichen will: Eine Moral, die sich mit auf Erfahrungen vom menschlichen Herzen gründen, und keine blosse Liste von Pflichten seyn soll, kann nicht nach so strenger Lehrart verfaßt seyn, als eine blos spekulativische Wissenschaft. Der Menschenkenner findet sie immer gründlicher und brauchbarer, als das künstliche System allgemeiner Regeln, die doch nicht auf alle, und auf den ganzen Menschen passend sind.

D*.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Betrachtung über den Unterschied der Oberherrschaft und des Eigenthums, von Jocob

Rave, der W. W. und B. R. Doctor, des Herzogl. Sächßl. gesamten Hofgerichts ordentlicher Advocat, der W. W. ausserordentlicher Professor, der deutschen Gesellschaft Mitglied. Jena und Leipzig, 1766. In Commißion zu haben bey dem Commercien-Rath Fischer, 8. 64 Seiten.

Der Saz, daß zwischen Oberherrschaft und Eigenthum ein grosser Unterschied und daß ein Unterthan kein Leibeigener sey, ist zwar theoretisch sehr bekannt, weil es aber möglich ist, daß er in der Anwendung von dem Regenten vergessen werden könnte, so hat der Verf. nicht Unrecht gethan, einen unstreitigen Saz wieder ins Andenken zu bringen. Einige artige Gedanken wollen wir daraus zur Probe anführen, z. E. S. 14. wird angemerkt, daß anfänglich uneigentlich und rednerisch gebrauchte Ausdrücke manchmal in der Folge zu falschen Begriffen und übeln practischen Schlüssen Gelegenheit gegeben, dahin der Ausdruk Dominus gehöre, der den alten römischen Kaysern beygelegt wurde. Der Gedanke, daß blos Vieh und leblose Dinge der Gegenstand des Eigenthums sind, die Menschen aber solchem nicht, sondern nur einer Oberherrschaft unterworfen seyn können, (S. 19. u. f.) ist wohl nicht ganz richtig, wenn nur bey dem Eigenthum über Menschen die Menschheit nicht vergessen wird. Daß man Vieh und leblose Dinge mißbrauchen, jedoch ihnen kein Unrecht thun könne, weil sie keine Rechte haben, (S. 22.) kann juristisch zugegeben werden, aber nicht nach der Sittenlehre. Wenn allenfalls nach der Vernunft ein Mensch ein Sclav werden könnte, so folgt doch nicht, daß es seine Nachkommen dadurch ebenfalls geworden sind. (S. 27.) Von der Oberherrschaft kann jemand ein Eigenthum haben, aber deshalb ist die Ober-

Oberherrschaft nicht selbst ein Eigenthum. Der Verf. führt durchgängig einen rednerischen Ton und giebt mit vieler Freymüthigkeit denen Fürsten eine gute Lection.

Henrici Godofr. Scheidemantel, Iur. Doct. in Acad. Ien. et Societ. lat. Ducal. ab epist. prior. Legum quarundam Aegyptiar. cum Atticis Spartanisque secundum regulas prudentiae civil. comparatio, accedit Respublica triumphatrix, Carmen Hexametrum. Ienæ, apud Vid, Io, Rud. Croekeri, 1766. 94 Seiten.

Die Absicht des Verf. ist, würklich vorhandene Gesetze nach den Regeln der Staats-Klugheit zu beurtheilen. Weil er nun zu behutsam gewesen, sich an die Gesetze derer jezt blühenden Völker zu wagen, so hat er seine Kunst an den Aegyptern und Griechen beweisen wollen. Es sind 15. ägyptische Verordnungen die er mit den spartanischen und attischen vergleicht, und jedesmal sein Urtheil darüber fället. Die Schreibart ist zwar nicht schön, jedoch rein und fliessend, und die Gedanken vernünftig. Wenn auch weiter keine Absicht hätte erreicht werden sollen, als daß der Verf. seinen guten Geschmak zeigen wollen, so ist er deshalb gar nicht zu tadeln. Die Staatsklugheit ist freylich ohne Beyspiele aus der Geschichte tod. Das angehängte kurze lateinische Gedicht lehrt die Vorzüge des Staats vor der natürlichen Freyheit und die Pflichten eines guten Regenten.

II.

Kurzgefaßtes Cammeral-Lexicon, der in der Kayserl. und Reichs-Cammergerichtsordnung

und dasiger Praxi recipirten terminorum juridico-technicorum. Frankfurt und Leipzig, 123 Seiten in gr. 8.

In diesem Werke werden in alphabetischer Ordnung die bey dem Cammergerichte in Wezlar übliche Gerichts-Termini erkläret. Viele von denselben sind so sonderbar, und von der sonst unter Rechtsgelehrten üblichen Sprache so sehr abweichend, daß der Einfall ein Lexicon darüber zu liefern, vielen die sich in der Reichspraxi üben wollen, sehr angenehm seyn wird. Wenn der Hr. Verf. Haltausii bekanntes Glossarium etwas mehr hätte brauchen wollen, so hätte vielleicht die Geschichte der deutschen Sprache durch sein Werk auch einigen Vortheil erhalten können. Beyspiele anzuführen verbietet uns der Raum.

**

---

3. Arzneygelahrheit.

Vexatissimum nostra aetate de insitione variolarum, vel admittenda vel repudianda, argumentum, occasione quæstionum ab illustrissimo viro Antonio de Haen &c. sibi propositarum, abjecto omni partium studio, curatius evolutum et expensum *a Balthasaro Ludovico Tralles*, &c. *Additur* brevis *disquisitio de usu missionis sanguinis et opii in secunda variolarum febre.* Vratislaviae, sumptibus Ioannis Ernesti Meyeri 1765. 304 Seiten in gr. 8.

Die Hänische Antwort auf des Hrn. V. Schutzschrift hat eine sehr unerwartete Würkung gehabt. Der

der Wahrheit, aber zugleich Friede, liebende Tralles, der doch so nachdrüklich vorher für die Inoculation das Wort geführet, wird wankelmüthig. Er gehet eine Frage des Hrn. de Haen nach der andern durch, untersucht die Gründe, auf die er seine Beantwortung stüzt, vergleicht diese mit ähnlichen, wie auch Gegengründen, anderer Aerzte. Das Resultat fällt mehrentheils sehr vortheilhaft für den Hrn. de H. aus, bisweilen giebt er nur zum Theil nach, noch seltener aber widerspricht er ihm gänzlich, und in andern Fällen fordert er neue Untersuchungen, wo er doch dreist sprechen könnte. Ja unser Verf. räumt seinen ehemaligen Gegner mehr ein, als wozu er Anlaß gegeben. Hr. Tr. erinnert zwar aufs neue, daß er weder selbst eigene Erfahrung in dem Blatterpfropfen habe, noch daß diese Ausübung bisher einigen Beyfall in Schlesien erhalten hätte. Dies hindert aber nicht in einer Sache ein Urtheil zu fällen, deren Werth durch so unzähliche Erfahrungen entschieden ist. Und wird wohl schwerlich ein einziger Pockenpfropfer im Stande seyn, alle diejenigen Beobachtungen anzustellen, die man schon in den Schriften dieser Art aufgezeichnet findet. Wir sind fast überzeugt, daß der unpartheische Tr. in manchen Stücken weniger nachgebend gewesen wäre, wenn er nur anderthalb Jahre später geschrieben, da in diesem Zeitraum viele der Fälle, worauf sich der Herr de Haen so viel zu gut thut, entwickelt worden sind.

Wir zeichnen verschiedenes aus, das von allgemeinern Nutzen ist. Hr. Tr. gedenkt einiger Beyspiele, aus denen erhellete, wie plözlich die Pocken bey anfänglich guten Zeichen eine schlimme Wendung nehmen können. In seiner 32 jährigen Praxis hat er kein einzigmal die Pocken wiederkommen gesehen. Daß man aber unächte Pocken mit den ächten verwechselt, davon haben sich ihm mehrere Beyspiele dargeboten.

Und wie wenig auch einstimmige Zeugnisse von Personen, die der Sache nicht kundig sind, Glauben verdienen, zeigt er durch das Beyspiel einer Familie, in der die unächten Pocken herrscheten, welche doch der Arzt, die Grosmutter, die Eltern, Freunde beyderley Geschlechts, der Informator, die Wärterin und die sämtlichen Domestiken für ächt ausgaben. Das Quecksilber verwirft er mit andern erfahrnen Aerzten als ein Verwahrungsmittel. Seine Kinder und ehemahlige Ehegattin haben ihn oft, da er eben Pockenpatienten angegriffen, ohne Nachtheil angefaßt, da sie doch zu einer andern Zeit mit dem Uebel befallen worden. Merkwürdig ist es, daß der Hr. Verf. oft bey zusammenfliessenden Pocken keinen Fehler an den Augen beobachtet, da doch bey nicht zahlreichen öfters sich eine Blatter auf das Auge gesezt hat.

Beyläufig gedenkt der Hr. V. einiger neuer Mittel, die in Ansehung der verschiedenen Beurtheilung mit der Einpfropfung einerley Schiksal haben. Dies trift auch den Gebrauch des Mohnsäftes und der Aderlaße im Eiterungsfieber, deren Nuzbarkeit er nach eigenen Erfahrungen aufs neue einschränkt.

Balthasaris Ludovici Tralles, Medici Vratisl. Academiarum Cæsar. Nat. Cur. Adjuncti, et Elector. Boicæ scientiarum Socii, *de methodo medendi Sydenhami, Tissoti, aliorumque illustrium virorum in curatione variolarum* pessimæ indolis, infeliciter licet, dextre tamen adhibita, *Epistola apologetica* ad illustrissimum virum Antonium de Haën Archiatrum Cæsareum dignissimum, et Profess. Vindobon. celeberrimum &c. Vratislaviæ apud Ioan. Ernest. Meyerum 1764. 55 Seiten in gr. 8.

Herr

Herr de Haen hatte sich in einer Zuschrift an einen Freund *) verlauten lassen, daß die Heilart, die Hr. Tr. bey seiner Braut, die er in den Pocken verloren, angewandt, nicht gänzlich vor der Kritik des Tissot, und noch weniger vor derjenigen des Sydenham, wofern er noch lebte, sicher wäre. Dieses hatte den kaum besänftigten Schmerz des zärtlichen und rechtschaffenen Tralles aufs neue rege gemacht. Um sich also selbst zu befriedigen, und den Nachtheil, der seiner Ehre, zumal bey der Familie, hiedurch wiederfahren könnte, abzulehnen, rechtfertigt er das Verfahren, dessen er sich bedient hat. Dieses hat er zwar in derjenigen Schrift, worin er die Krankengeschichte seiner Geliebten beschreibet, schon bewerkstelligt. **) Hier aber vergleicht er Schritt vor Schritt die Sydenhamsche und Tissotsche Heilart mit der seinigen. Den Mohnsaft hat er zwar, wider die Gewohnheit des Sydenham, nicht nach dem sechsten Tag gegeben; aber mit gutem Vorbedacht, da es ein hitziges und den Speichelfluß hemmendes Mittel ist. Das Brechmittel hat er als ein ungewisses Mittel, und wegen der vielen Blattern im Munde und des angehäuften Schleimes, weggelassen. Um so viel weniger konnte er aber den sonst oft von ihm verordneten Vitriolgeist in der Folge verschreiben, da die Patientin wegen des Brennens und der Schmerzen im Halse nicht einmal die Citronsäure vertrug. Hr. Tr. macht sich selbst wegen der im Eyterungsfieber versäumten Aderlasse einige Vorwürfe, die er aber vorher, obgleich nach dem Ausbruch, nicht unterlassen. Der schwache Puls, die

*) *Lettre de Mr. de Haen à un de ses amis, au sujet de la Lettre de Mr. Tissot à Mr. Hirzel 1763.*

**) *Dissertatio epistolaris de methodo medendi variolas hactenus cognita saepe insufficiente, magno pro inoculatione argumento. 1761.*

Kälte, der innern Theile, und andere Zufälle zeigten doch die Unkräftigkeit desselben an.

Der Hr. V. findet auch nicht, daß er wider des Hrn. Tissot *) Heilart gefehlet hätte. Nur läßt er nicht das Spanischfliegenpflaster gelten. Das Durchstechen der Pocken ließ sich aber nicht anbringen, da seine Freundin schon den zehnten Tag verschied.

Die hieraus gezogenen Schlüsse fallen zum Vortheil der Einpfropfung der Pocken aus, deren Werth er bey seinem Gegner dadurch zu erhöhen sucht, daß selbst die Kayserlichen Aerzte die Gemahlin des ehemaligen Erzherzogs und seine Prinzeßin nicht durchzuhelfen im Stande gewesen sind.

Antonii de Haen &c. ad perillustris *Balthasaris Ludovici Tralles &c. Epistolam apologeticam Responsio:* cujus pars prior, circa variolarum inoculationem versatur, altera sanguinis missionem, et opium in stadio variolarum suppuratorio laudat. Viennae Austriae, sumptibus Herm. Ioh. Krüchten 1764. 87 Seiten in gr. 8.

Unser Verf. ist dem Hrn. Tr. nicht lange die Antwort schuldig geblieben. Er kehrt aber die Sache um, und berührt zuerst die Einpfropfung der Pocken, bey der er sich am längsten aufhält. Alles, was er davon vorbringt, beziehet sich auf 10. Fragen, die er aufwirft: ob man mehr als einmal die natürlichen Pocken bekommen könne; ob die eingepfropften vor den natürlichen sichern; ob eine vergebliche Einpfropfung unschädlich sey; ob, wofern der Versuch zu mehrmalen fehl

*) *Epistola ad illustris.* ALB. V. HALLER *de variolis, apoplexia et hydrope 1761.*

fehl schlägt, man sich von den natürlichen Pocken frey sprechen könne; ob das Eyterungsfieber bey der Einpfropfung ausbleibe; ob niemand nach dem Handgriffe sterbe; ob nach den eingepfropften Pocken keine Beschwerden übrig bleiben, noch durch dieselben andere Krankheiten zugleich beygebracht würden; ob die Einpfropfung nicht die Blattern ausbreite; ob man gegen die natürliche Ansteckung beydes vor und nach der Einpfropfung genug gesichert sey, und im Falle nun solche Ansteckung hinzukäme, diese Vereinigung ohne Folgen wäre; ob endlich die Einpfropfung eine Beschützerin der Schönheit sey? Wir können uns unmöglich auf die Art der Beantwortung aller dieser Aufgaben besonders einlassen. Männer, welche einmal wider eine Meynung eingenommen sind, finden immer Gründe dieselbe zu verwerfen; noch fehlt es ihnen an Zeugnissen andrer, die ihre Abneigung unterstützen. In vielen Stücken verweiset uns der Hr. V. auf seine *Refutation* *) und auf seine *Lettre à un de ses amis*. Manche Beantwortungen fallen auf einmal dahin, da sie sich blos auf das verdächtige Zeugniß des Rast gründen. Andere Geschichten von der Mademoiselle Timeri, die vom Gasbius, Gehrt und der beyden Gaullard beschriebenen Fälle sind schon von andern in ihr gehöriges Licht gesetzet worden.

Wir gehen daher lieber sogleich zum zweyten Abschnitt fort, der näher den Hrn. Tr. angeht, dem er den unfreundschaftlichen Vorwurf einer Schmähung (Criminatio) macht. Er nimmt so wenig sein Wort zurük, daß er vielmehr sich noch weiter über das vorgebliche Versäumniß des Hrn. Tr. bey seiner Braut erkläret. Hr. Tissot sagt in einem Briefe an Herrn

Hir-

*) *Refutation de l'inoculation servant de reponse à deux Pieces de Mr. de la Condamine et de Mr. Tissot 1759.*

Hirzel, beyläufig, in einer Parenthese, mit vieler Behutsamkeit bey vielen Lobsprüchen des Verfahrens des Hrn. Tr. er hätte etwa noch die Dünste vom Eßig zur Erleichterung des Athemholens aufsteigen lassen können. Diesen Gedanken zieht der Hr. V. in die Länge. Er gesteht, er habe im Eyterungsfieber oft viele Hülfe von der Aderlasse verspürt, und vertheidigt aufs neue den Gebrauch des Mohnsafts in diesem Zeitraum, dessen Nutzen er durch zwey neue Fälle bestätigt.

Henrici Augusti Wrisberg D. Med. Anat. atque art. obstetr. Professoris regii *Observationum de animalculis infusoriis satura.* Quæ in societatis regiae scientiarum solemni anniversarii consessu praemium reportavit. Goettingae apud viduam B. Vandenhoeck 1765. 116 Seiten in gr. 8. mit zwey Kupferplatten.

Der Hr. Verf. hat die Beobachtungen und Versuche, die Joblot, Backer, Needham, Buffon, Bonnet, und viele andere über diese Thiergen angestellt haben, wiederholet. Zu den Infusionen hat er sich einer Menge thierischer und vegetabilischer Theile bedient, und auf die Zeit, den Grad der Wärme, das Gewicht des Wassers und des zu untersuchenden Körpers, und die allmähligen Veränderungen, acht gegeben. Zulezt kömmt er zur Epicrisis, die er selbst spinosissimam sane, imo carduis spinisque ipsis spinosiorem tractationem nennt. Doch bleibt er dabey stehen, daß die Thiergen nicht aus Eyerchen, sondern einer Fäulniß entstünden. Denn, sagt der Hr. Verf. warum erblicken wir sie nicht in einer andern Feuchtigkeit, als die schon in Fäulniß übergegangen, und warum verlieren sie sich, wenn die aufhört?

ist

ist nicht die Entstehungsart des Schimmels, der Mooses, der Schwämme so besonders, daß wir nothwendig eine andere, als durch Saamen, annehmen müssen? Herr Spallanzini (*Saggio di osservazioni microscopiche concernenti il sistema della generatione de signori Needham e Buffon*) der noch sehr viel weiter in seinen Versuchen gegangen, hat aber doch die Schwierigkeit, die Luft auszuschliessen offenbar dargelegt, und daraus den Schluß machen müssen, daß alle bisherige Versuche noch nicht die Erzeugung dieser Thiergen aus Eyern verwerflich zu machen im Stande wären:

Morbi epidemii statim *ab initio proximi belli usque ad ejus finem*, scilicet ab anno 1762. *Goettingae* et circa eam grassati, enarrati, et descripti, quibus ostensa simul eorum cognatione, e communi causa antecedenti petita, tutus in fine ad hydropem per mercurium dulcem sanandum institutus usus adjunctus est, a *Io. Henrico Riepenhausen*, M. D. Halae, typis et impensis Ioh. Iac. Curtii, 1766. 62 Seiten in gr. 8.

Der letzte Krieg hat dem Hrn. Verf. Gelegenheit gegeben der Natur verschiedener Krankheiten genauer nachzuforschen. Es sind diese, bösartige Fieber, Wechselfieber, Catarrhalfieber, die Ruhr und der Durchfall, die Masern und Pocken, die Manie, der Stekfluß und das Scharlachfieber, gewesen. Die Geschichte dieser Krankheiten ist nur kurz abgefaßt; und eben diese Kürze finden wir bey der Anzeige der verordneten Mittel. In den bösartigen Fiebern war es ein schlimmes Zeichen, wenn der fleckigte Ausschlag

aus-

ausblieb. Unter diesen gab es einige, die den Campher durchaus nicht vertragen konnten. In der Wassersucht hält der Herr Verf. wegen der Verstopfungen, die zum Grunde liegen, das versüßte Quecksilber für das zuverläßigste Mittel. Er versezt es, mit Seife und dem Guayakharz, zu Pillen, und bestätigt den Nutzen desselben durch 5. Fälle, deren Ausgang vorher sehr ungewiß schien. Verschiedene der angeführten Krankheiten wechselten mit einander ab, woraus der Hr. Verf. auf eine besondere Verwandschaft schließet. Diese glaubt er, wäre durch eine Verderbung der Galle zwischen ihnen gestiftet worden.

Eduardi Iacobi Lupin, Med. Doct. Pract. Ratisb. *Historiæ morborum difficiliorum* iisdemque adhibitæ curationes cum subjunctis annotationibus. Ratisbonæ, sumtibus Ioannis Leopoldi Montag, 1764. 126 Seiten in 8.

Man würde irren, wenn man in dieser Sammlung lauter seltene oder schwer zu heilende Fälle suchte. Die Bauchwassersucht, der Friesel, die Gelbsucht, das Hüftweh, die Entzündung der Lungen und ähnliche Krankheiten kommen doch oft genug vor; und der Hr. Verf. ist bey der Einfalt (in gutem Verstande) der verschriebenen Arzneymitteln mit vielen geschwinde genug fertig worden. — Demohngeachtet finden wir einige Krankengeschichte, die allerdings verdienten bekannter gemacht zu werden. Fast durchgängig ist der Ausgang glüklich gewesen. Wir wünschten aber mehr mißliche Fälle zu lesen, an denen es bey einer Anzahl seltener nicht fehlen können, zu dem, da dieß eben so lehrreich, als die andern, sind. Ueberhaupt sind sie kurz und ohne fremden Schmuk beschrieben. Die beygefügten Anmerkungen sind eben nicht unentbehr-

behrlich. Sie gehen theils auf die Krankheit überhaupt, theils erläutern sie die Krankengeschichte, und geben von dem Heilungsverfahren Rechenschaft. Von den absorbirenden Mitteln scheint der Hr. Verf. in den hitzigen Krankheiten ein grosser Gönner zu seyn; und öfters kommen die Austernschalen, das diaphoretische Spießglas und das ohne Feuer zubereitete Hirschhorn in einem und demselben Recepte vor. Hingegen ist er mit den temperirenden Mitteln in diesen Fällen desto sparsamer. So hält er die wilden Schweinszähne rüstig genug, einer heftigen Pleuresie entgegen zu setzen. Denn ein halbes Quentgen Salpeter und eine halbe Unze Oxymalsimplex ist zu 5. Unzen Wasser in der That zu wenig.

Zu den erheblichern Fällen rechnen wir folgende: Ein arthritischer Knabe wurde durch einen krätzigten Ausschlag gesund. Bey einem mit einem verschlossenen After gebohrnen Kinde, machte sich die Natur allmählich durch das Perinäum eine Oefnung, und jezt nimmt die Entledigung schon 5. Jahre lang diesen Weg. Auf einen Schlag gegen den Rücken und den Nacken erfolgte ein Tetanus, der sich mit dem Tode endigte. Nach vielen vergeblichen Versuchen fand der Hr. Verf. in der Trommelsucht, die von einem krampfigten Bauchgrimmen entstanden war, den Caffee nüzlich, mit dem er Bähungen von Milch, die mit Zwiebeln abgekocht worden, verband. Eine Frau hatte nebst einer Rose an der Brust die Nesselsucht und einen frieseligten Ausschlag. Bey einem Mann verspürte man gleich zu Anfang des Seitenstechens ein Stechen auf der Brust. Der Auswurf blieb aus und er starb. Von dem hypochondrischen Blutspeyen finden wir eine Geschichte aufgezeichnet. Merkwürdig ist auch diejenige einer Dame, die nach einer dreyzehnmaligen Schwangerschaft eine Wassersucht der

Gebährmutter nebst andern schweren Zufällen sich zugezogen, welche zum Theil durch einen Nabelbruch veranlasset wurden. Die Geburt ist jedesmal wegen des Vorfalls der Mutterscheide und des starken Blutflusses schwer gewesen. Und nach der lezten konnte man die Nachgeburt nicht heraus holen. Das Frauenzimmer wurde aber doch durch eine von selbst entstandene Entledigung des Wassers, und durch stärkende Mittel so zurecht gebracht, daß sie hernach aufs neue glüklich gebahr.

Descriptio novi instrumenti pro cura cataractae nuper inventi ac exhibiti, a *Nat. Ioseph. Pallucci*. Viennae, typis et sumptibus Ioh. Thomae Trattner, 1764. 64 Seiten in gr. 8.

Herr P. nimmt Gelegenheit zuförderst von dem Bau des Auges, den verschiedenen Arten des Staares, und den Ursachen desselben zu reden. Er hat auch eine Blindheit von einer Verdunkelung der zarten Feuchtigkeit, die sich vor der Linse befindet, entstehen gesehen. Darauf zeigt er die Fälle an, in denen das Herausziehen der Linse vor dem Niederdrücken den Vorzug hat. Jenem ist er zwar nicht zuwider, sogar daß er schon vor dem Daviel auf die Ausbesserung desselben (extractionem e contra heißt es, Davieli ante nota experimenta, vel nos exculti fuimus) Mühe gewandt, doch warnet er nachdrüklich die Extraction nicht ohne Unterschied zu versuchen, indem nach seiner Meynung das Niederdrücken in 3 Fällen gegen einen, wo jenem dienlich ist. Er glaubt auch daß sich der Staar bisweilen zertheilen ließe, durch die Unbequemlichkeit der Methode des St. Yves ist der Hr. Verf. zuerst darauf gekommen, ein besonderes Instrument zum Ausziehen des Staars zu entdecken, wel-

welches er auch schon im Jahr 1759. in einer Schrift*) beschrieben hat; jezt aber theilt er zu allererst ein Kupfer davon mit. Es ist eine zweyschneidige Nadel, die in einer Entfernung eine hervorragende Schärfe hat. Er hat sein Instrument allmählich verbessert, und nunmehr hat er das Eisen in eine silberne Scheide eingeschlossen, aus der es, bey der Operation leicht mit dem Finger, den man an die zu äusserst angesezte Lamelle ansezt, ausgeschoben wird. Eben dieß Instrument aber im Grossen hält er zur Erweiterung der Fisteln, in den Phimosis und Paraphimosis und zum Steinschneiden brauchbar.

K.

Antonii *Matani* Pistoriensis in Acad. Pisan. Publ. Profess. Soc. Monspel. Sodal. de Aneurysmaticis præcordiorum morbis animadversiones, juxta exemplar Liburninum regulæ. Francofurti et Lipsiæ, 1766. 14 Bogen ohne 40 Seiten Vorrede in 8.

Von widernatürlichen Ausdehnungen des Herzens, des Herzbeutels und der großen Schlagaderstämme, so zunächst mit dem Herzen zusammen hängen, (diese sind wider den alten und neuen Sprachgebrauch die præcordia des Herrn Matani) liefert er hier verschiedne Beobachtungen, die theils neu und eigen, theils gesammelt sind, alle aber Aufmerksamkeit verdienen. Unter den gesammleten Beobachtungen ist besonders des Kups Macoppe Bedenken über des berühmten Patins Krankheit und des leztern Leichenöfnung sehr lehrreich und dabey nicht sehr bekannt, da wir

*) Memoire d'abattre la Cataracte.

wir sie in grossen Sammlungen von Leichenöfnungen vergeblich gesucht haben.

Man wird diese Abhandlung hie und da mit Nutzen lesen: aber mit Vergnügen — das möchten wir ungern behaupten. Methode und Präcision fehlen ganz, und es ist so viel überflüssige alte und neue, bisweilen auch mathematische Gelehrsamkeit angebracht, daß man oft aus Ueberdruß eine Pause im Lesen machen muß, um sich zu erholen. Etwas trägt auch dazu der Ausdruk bey, der nicht selten gesucht und gekräuselt ist, ein Fehler, der nicht wenigen dieser Nation gemein ist. Herr Matani bedauert einmal, daß die Bemerkungen, so er bey andern vorgefunden, bisweilen blos nur praktisch gewesen, und wir bedauren, daß Hn. Matani seine Abhandlung nicht mehr praktisch ist. In 40. Seiten Vorrede fängt er so viel als möglich ab ovo Ledæ, von Adam an, von dem er nicht gewiß sagen kann, ob ihm seine Medicin offenbart worden; oder ob ihn die Noth gedrungen, sie zu studiren. Er erzählt etwas von der Arzneywissenschaft im Oriente, unter den Griechen, Römern, s. w.; rühmt die guten Anstalten zu lernen und die häufigen Hospitäler in Toscana; kommt, Gott weis wie? auf die Nothwendigkeit der Leichenöfnungen, auf das hohe Alter der Chyrurgie s. w. Lauter centones consuti, die mit gleichem Rechte vor jedem medicinischen Buche stehen könnten. Wer indessen gegen allen gelehrten Eckel abgehärtete Præcordia hat, wird diese Schrift mit Nutzen lesen. Und deshalb ist der deutsche Nachdruk und die mehrere Gemeinmachung unter uns nüzlich. Allein es ist zu gleicher Zeit eine deutsche Uebersetzung veranstaltet, die unter dem Titel: Wahrnehmungen von Pulsadergeschwülsten in der Herzgegend, Frankfurt und Leipzig, 1766. bey J. B. und J. Andreä herausgekommen ist.

Sie

Sie ist vermuthlich dem deutschgesinnten Leser unter den Wundärzten s. w. bestimmt. Wie sich diese aus dem Wuste von Gelehrsamkeit heraus finden wollen, mögen sie sehen. Beym Einblicken in die Uebersetzung sehen wir nur in der Geschwindigkeit, daß die Kranzadern des Herzens (arteriæ coronariæ cordis) sehr getreu durch Krongefäße gegeben sind, und eben so getreu macht der Uebersetzer den Knips Macoppe in Athenæo Patavino Profess. zum Professor zu Patavia.

De osseis tumoribus observationes, autore *Ant. Matani*, Pistoriensi &c. Colon. Agripp. Metternich, 1765. 4 Bogen in 8.

Warum auch dieser Schrift die Ehre eines deutschen Nachdruks wiederfahren, wissen wir nun vollend nicht. Der Verf. sagt zwar in der Vorrede: er habe Gelegenheit gehabt, verschiednes dieser Art zu beobachten, woraus die Natur der Knochengeschwülste ein Licht erhielte. Aber wir haben weder neue Beobachtungen noch neues Licht mit aller Mühe ausforschen können. Die ganze Abhandlung ist recht im Geiste einer deutschen Inauguraldissertation geschrieben und alles für einen Professor sehr jugendlich. Am Ende steht ein anatomischer Brief des Hrn. Matani, der eine Leichenöfnung enthält, worin beyde Nieren nach unten zu zusammen gewachsen waren, und einen halben Mond vorstellten, der sich gegen das Zwergfell öfnete. Wie diese sonst artige Beobachtung aber hieher kommt, wissen wir nicht. Es kommt uns fast vor, daß Hr. M. mit der Feder in der Hand lernt, denkt und beobachtet. Das hätte sein Gutes, wenn man es nur nicht sogleich in die Druckerey schikte.

D. Joh. Gottl. Schäfers Geschichte des grauen Staars, und der neuen Operation, solchen durch Herausnehmung der Crystall-Linse zu heilen, nebst einigen daraus gefolgerten und erörterten Fragen. Regenspurg, bey Montag, 1765. 3½ Bogen 4.

Herr Schäfer schikt eine kurze und deutliche Beschreibung der Theile des Auges voraus; sezt das Wesen des grauen Staars in Verdunkelung der Crystall-Linse und beschreibt, wie in seiner und andrer Aerzte Gegenwart, der berühmte Oculist, Mich. Joh. Bapt. von Wenzel die Crystall-Linse nach Daviels Manier herausgezogen. Herr Schäfer rühmt beydes seine Mittel und seine Werkzeuge, als sehr einfach und sicher und wir stimmen ihm darin bey, wiewohl wir nicht finden, daß die Instrumente viel anders sind, als la Faye sie vorgeschlagen, wenn man noch das Löffelgen hinzusezt, das aber Sharp auch schon hat. Nachher rettet er dem Daviel die angefochtne Erfindungsehre; hält das Ausnehmen der Linse für einen vollkommnern, sichrern und gewissern Handgriff, als das Niederdrücken: gesteht aber doch, daß nach der neuen Manier der Verlust der Linse durch eine sehr convexe Brille müsse ersezt werden; auch die Operirten nicht so gut und weit sehen, als wenn es nach der gemeinen Art glücket. Die zurük bleibende Narbe hindert sonst das Sehen nicht. Zulezt hält er die Pflaster vor unnüz, zieht Sharps gekrümmtes Messerchen dem Wenzelschen vor, und giebt einige kleine Cautelen und Vorschläge zur Verbesserung der Operation selbst. Daß man nicht gegen das Licht, sondern hinter der Helle operiren solle, geschieht unsers Wissens von verschiednen ohnehin: aber ob man den Patienten liegend operiren könne, daran zweifeln wir. Dem Wunsche aber, daß

sich

sich unsre Wundärzte mehr auf diese Operation legen möchten, damit nicht die umherziehende Oculisten Gelegenheit hätten, den Menschen ihr bischen Gesicht für 50. bis 100. Pistolen zu verkaufen, diesem patriotischen Wunsche stimmen wir gerne bey.

M*.

Wolfgang Thomas Rauen, der Arzneywissenschaft Doctors, Ulmischen Stadt- und Land-Physicus in Geißlingen, der Kayserlichen Reichs-Akademie der Naturkündiger und der Churbayerschen der Wissenschaften Mitglieds, Gedanken von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer medicinischen Policeyordnung in einem Staat. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Ulm, 1764. Auf Kosten der Gaumischen Handlung 8. 3 Bogen.

Die erste Ausgabe dieses Buchs, welche auch 1764, aber zu Regenspurg, ohne den Namen, Wissen und Willen des Verf. gedrukt worden, hat die Veranlassung zu dieser zweyten Auflage gegeben. Anfänglich scheinet es, als wollte der Hr. Verf. ein Collegium über die Medicinam forensem vortragen. Von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer medicinischen Policey ist jedermann lange überzeugt gewesen; es kommt nur auf gute Vorschläge an, den Gehorsam zu erzwingen. Die Lage der Sachen und Umstände ist in allen Ländern nicht einerley. Wie die Gesetze beschaffen seyn müssen, und wie sich die Aerzte, Wundärzte u. s. w. aufführen sollen, weis man auch und besser als es Herr D. R. vorträgt. Wenn die paar Versgen, die unnöthigen Citationen, und der über-

 flüßi-

flüßige Text weggeblieben wären, hätte die ganze Abhandlung freylich nur einen Bogen angefüllet.

Der Nutzen und Gebrauch des Tobakrauchclystieres nebst zwoen dazu bequemen Maschinen beschrieben, und bey dieser zweyten Auflage vermehrt von Johann Gottlieb Schäffer, der Weltweisheit und Arzneygelahrheit Doctor, der Kayserl. Akadem. der Naturforscher und der Churfürstl. Bayerischen Akademie zu München Mitgliede, und praktischen Arzt zu Regenspurg, mit zwoen Kupfertafeln. Regenspurg verlegts Johann Leopold Montag 1766. 4. 12 Bogen.

Von dieser lesenswürdigen Abhandlung kam die erste Ausgabe 1757. heraus, in welcher nur eine Clystiermaschine abgezeichnet und beschrieben worden. In der jetzigen Auflage hat der Hr. V. nicht allein mehrere von seinen eigenen Wahrnehmungen eingeschaltet, sondern auch eine neue wienerische Sprütze, die er von dem Hrn. von Haen erhalten, abgezeichnet und beschrieben. Dieses Buch ist das einzige, so man von den Tobaksclystieren hat. Es enthält eine Geschichte von der Erfindung und Beschaffenheit der verschiednen dazu dienlichen Maschinen, und eine Anzeige derer Krankheiten, worinn diese Clystiere mit Nutzen gebraucht werden, wobey viele gute praktische Bemerkungen vorkommen.

Joh. Bapt. Mich. Sagars, des Iglauer Creyses Physicus. Kurzer Bericht von dem Pozdiateker Gesundbrunnen unweit der Stadt Tre-

Trebitsch in Mähren. Wien, im Kraussischen Buchladen. 1765. 8. 3 Bogen.

Das Wasser hat weiter nichts als einen flüchtigen durchdringenden Schwefelgeist; es würkt also fast wie der Hofmannische Schmerzstillende Mineralgeist. Nun wird man die Krankheiten leicht errathen, in welchen es helfen könnte.

Samuel Kretzschmars, der Arzneygelahrtheit Doctors und Churfürstl. Sächsis. wohlbestallten Hofmedici auch Amts- und Landphysici Beschreibung der in Dreßden ohnlängst erzeugten Martyniæ annuæ villosæ nebst einer Abhandlung, worinn der Nutzen gezeiget wird, den die Kräuterlehre der Arzneykunst leistet, und einem Anhang, welcher die Vortheile erklärt, die man von einem Kräutergarten in den wirthschaftlichen Gewerben zu gewarten hat. Friedrichstadt, gedrukt bey Christian Heinrich Hagenmüller. 4. 1764. 5 Bogen nebst zwey Kupfertafeln.

Die Beschreibung der Pflanze ist sehr umständlich, und damit wären wir allenfalls allein zufrieden gewesen. Die derselben vorgesezte Abhandlung enthält kaum vor einen angehenden Studenten etwas neues. Aber der Anhang, welchen Herr Christian Friedrich Schulze abgefasset hat, begreift verschiedne gute Gedanken in sich, die ein Landwirth zu Herzen nehmen kann.

Vermischte Bemerkungen und Untersuchungen der ausübenden Arzneywissenschaft, dem

Drucke übergeben von George Heuermann. Doctor und Professor der Arzneygelahrtheit zu Copenhagen. Erster Band. Mit Kupfern. Copenhagen und Leipzig verlegts Gabriel Christian Rothens Wittwe und Proft 1765. 8. 12 $\frac{1}{2}$ Bogen.

Der Hr. Prof. hat in einer Zeit von 5 Jahren über 5000 Patienten bey den Hospitälern der Königl. Dänischen Armee unter seiner Aufsicht gehabt. Man kann es ihm daher wohl glauben, daß er öftere merkwürdige Vorfälle gesehen, und wir bitten ihn, in der Bekanntmachung seiner Bemerkungen unermüdet fortzufahren; Denn er hat alle Eigenschaften eines geschikten Beobachters und verständlichen Schriftstellers. Gegenwärtiger mit einem lehrreichen Vortrage erfüllter erster Band enthält die Geschichte verschiedner kalter und hitzigen Fieber; und deren Zufälle, die zuweilen nachbleiben, wo von den meisten Fiebermitteln und von den in Hollstein sehr gewöhnlichen Arseniktropfen solche Nachrichten gegeben werden, die auf des Hrn. Prof. eigenen Erfahrungen gegründet sind. Die Bemerkungen von dem Gebrauch der Chinarinde in vielen andern Krankheiten bestätigen nur durch eigene Exempel die bekannten Kräfte dieses Mittels. In sehr lang angehaltenen Ruhren, wo die Kranken endlich ganz entkräftet worden, hat der Hr. Prof. bey allen bekannten antidysenterischen Mitteln viele müssen sterben lassen, bis er endlich die Confectionem anacardinam so kräftig befunden, daß er nachher viele desperate Kranken damit gerettet hat. Die Bemerkungen von der neuen Art, den Stahr durch eine Oefnung der Hornhaut herauszunehmen, wie auch die Beschreibung eines gespaltenen Rükgrades bey einem Kinde,

und

und einer Mißgeburth, wird man mit vielem Vergnügen lesen.

Herrn D. Alexander Monros, des ältern, Mitgliedes der Königl. Societät der Wissenschaften und des Königl. Collegii der Aerzte, Lehrers der Arzneywissenschaft und Anatomie auf der Universität zu Edinburg, Nachricht von der Einpfropfung der Kinderblattern in Schottland. Aus dem Englischen übersezt. Altenburg in der Richterschen Buchhandlung 1766. 8. 4 Bogen.

Der unglükliche Streit in Frankreich, woran Vorurtheile und böse Affekten mehrern Antheil, als die Wahrheitsliebe, zu haben scheinen, hat auch zu dieser Schrift Gelegenheit gegeben, welche in Form eines Briefes an die medicinische Facultät zu Paris gerichtet ist. Gedachte Facultät hatte dem Hrn. Verf. fünf Fragen vorgeleget, welche er hier zum Vortheile der Inoculation beantwortet. Diese wenigen Bogen sind vor die Verfechter sowohl als Verächter der Inoculation überaus interessant.

Joh. Christian Daniel Schreberi Med. Doct. Acad. Imper. Nat. Cur. et Soc. Oecon. Lipsiens. Sodal. huiusque Secretar. Acad. Reg. Sc. Holm. Correspond. Icones & Descriptiones plantarum minus cognitarum. Decas 1. Halæ, Typis et sumtibus Io. Iac. Curt. 1766. Folio 12 Bog.

Hier ist ein überaus angenehmes Geschenk, welches ein Mann, dessen große Geschiklichkeit in der Botanik bereits bekannt ist, den Liebhabern der Kräuter-

kunde machet. Alle in diesem Fascicul beschriebene Pflanzen machen einen Theil der berühmten Gundelsheimerschen Sammlung Orientalischer Pflanzen aus, die bey der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorhanden, und in der Verwahrung des großen Gleditsch ist. Sie sind folgende: Stæhelina, Campanula tridentata, Phaca vesicaria, Androsace odoratissima, Cucubalus saxifragus, Buphthalmum speciosum, Daphne oleoides, Rubus sanctus, Teucrium salicifolium, Polygala supina.

Herrn Donald Monros D. Medici bey der Königl. Armee und dem S. Georgenhospital zu London. Beschreibung der Krankheiten, welche in den brittischen Feldlazarethen in Deutschland vom Januar 1761. bis zur Rükkehr der Truppen nach Engelland im März 1763. am häufigsten gewesen, nebst einem Versuche über die Mittel, die Gesundheit der Soldaten zu erhalten, und Feldlazarethe anzulegen. Aus dem Englischen übersezt von Johann Ernst Wichmann, der Arzneygelahrtheit Doctor. Altenburg in der Richterschen Buchhandlung. 1766. 8. 22½ Bog.

Es konnte nicht fehlen, daß der sechsjährige Krieg, den so viele mächtige Völker mit einander geführet, auch zu einigen Schriften von Soldatenkrankheiten Anlaß geben mußte. Von den Krankheiten, die in den Feldlägern der Schweden, Preussen und Oesterreicher geherrschet, haben wir schon gute Beschreibungen. Gegenwärtiger Englischer Arzt giebt dem Pringle an Schärfe der Beobachtungen nichts nach. Die Curmethoden sind meistens Englisch. Der diätetische

tische und prophylactische Theil dieser Abhandlung ist sehr ausführlich, und vorzüglich schön. Wir erinnern uns nicht, in einem andern Buche so vortrefliche Vorschriften, als man hier antrift, gelesen zu haben. Nichts aber ist auch in Feldlazarethen wichtiger, als eine gute Wartung der Kranken und ordentliche medicinische Policey.

The Case of Mr. *Winder*, who was cured of Paralysis by a flash of Lightning. Das ist: Nachricht von der Genesung von einer Paralysis durch den Bliz, der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen überschikt von Herrn Johann Wilkinson, D. der Arzneykunst, Mitglied der Königl. Gesellschaft zu London durch Herr D. Wichmann. Göttingen, bey Pockwiz und Barmeier, 1765. 8. 2 Bogen.

Dieser merkwürdige Fall ist allerdings höchstselten. Doch hat man schon einige ähnliche Exempel. Ein Mann, der vom Schlage gerührt worden, behielt eine Lähmung des Armes und der Brust, welche auch nicht nach dem Gebrauche des Stahlwassers zu Tunbridge vergehen wollte. Der Bliz fällt in seine Schlafstube; er erwachet, und wird von Stund an völlig gesund. Hierüber stellt Herr D. Wilkinson einige Betrachtungen an. Wir wollen nicht entscheiden, ob etwa der Schrek das möge gethan haben, was man hier dem Blitze zuschreibet. Vielleicht war es nur Einbildung des Kranken, der ein Gelehrter gewesen, daß er bey der starken Erschütterung, die ihn traf (und welche ohne Zweifel von der gewaltsam bewegten Luft hergerühret) wie einen electrischen Schlag ein-

wir sie in grossen Sammlungen von Leichenöfnungen vergeblich gesucht haben.

Man wird diese Abhandlung hie und da mit Nutzen lesen: aber mit Vergnügen — das möchten wir ungern behaupten. Methode und Präcision fehlen ganz, und es ist so viel überflüßige alte und neue, bisweilen auch mathematische Gelehrsamkeit angebracht, daß man oft aus Ueberdruß eine Pause im Lesen machen muß, um sich zu erholen; Etwas trägt auch dazu der Ausdruk bey, der nicht selten gesucht und gekräuselt ist, ein Fehler, der nicht wenigen dieser Nation gemein ist. Herr Matani bedauert einmal, daß die Bemerkungen, so er bey andern vorgefunden, bisweilen blos nur praktisch gewesen, und wir bedauren, daß Hn. Matani seine Abhandlung nicht mehr praktisch ist. In 40. Seiten Vorrede fängt er so viel als möglich ab ovo Ledæ, von Adam an, von dem er nicht gewiß sagen kann, ob ihm seine Medicin offenbart worden; oder ob ihn die Noth gedrungen, sie zu studiren. Er erzählt etwas von der Arzneywissenschaft im Oriente, unter den Griechen, Römern, s. w.; rühmt die guten Anstalten zu lernen und die häufigen Hospitäler in Toscana; kommt, Gott weis wie? auf die Nothwendigkeit der Leichenöfnungen, auf das hohe Alter der Chyrurgie s. w. Lauter centones consuti, die mit gleichem Rechte vor jedem medicinischen Buche stehen könnten. Wer indessen gegen allen gelehrten Eckel abgehärtete Præcordia hat, wird diese Schrift mit Nutzen lesen. Und deshalb ist der deutsche Nachdruk und die mehrere Gemeinmachung unter uns nüzlich. Allein es ist zu gleicher Zeit eine deutsche Uebersetzung veranstaltet, die unter dem Titel: Wahrnehmungen von Pulsadergeschwülsten in der Herzgegend, Frankfurt und Leipzig, 1766. bey J. B. und J. Andreä herausgekommen ist.

Sie

Sie ist vermuthlich dem deutschgesinnten Leser unter den Wundärzten s. w. bestimmt. Wie sich diese aus dem Wuste von Gelehrsamkeit heraus finden wollen, mögen sie sehen. Beym Einblicken in die Uebersetzung sehen wir nur in der Geschwindigkeit, daß die Kranzadern des Herzens (arteriæ coronariæ cordis) sehr getreu durch Krongefäße gegeben sind, und eben so getreu macht der Uebersetzer den Knips Macoppe in Athenæo Patavino Profess. zum Professor zu Patavia.

De osseis tumoribus observationes, autore *Ant. Matani*, Pistoriensi &c. Colon. Agripp. Metternich, 1765. 4 Bogen in 8.

Warum auch dieser Schrift die Ehre eines deutschen Nachdruks wiederfahren, wissen wir nun vollends nicht. Der Verf. sagt zwar in der Vorrede: er habe Gelegenheit gehabt, verschiednes dieser Art zu beobachten, woraus die Natur der Knochengeschwülste ein Licht erhielte. Aber wir haben weder neue Beobachtungen noch neues Licht mit aller Mühe ausforschen können. Die ganze Abhandlung ist recht im Geiste einer deutschen Inauguraldissertation geschrieben und alles für einen Professor sehr jugendlich. Am Ende steht ein anatomischer Brief des Hrn. Matani, der eine Leichenöfnung enthält, worin beyde Nieren nach unten zu zusammen gewachsen waren, und einen halben Mond vorstellten, der sich gegen das Zwergfell öfnete. Wie diese sonst artige Beobachtung aber hieher kommt, wissen wir nicht. Es kommt uns fast vor, daß Hr. M. mit der Feder in der Hand lernt, denkt und beobachtet. Das hätte sein Gutes, wenn man es nur nicht sogleich in die Druckerey schikte.

D. Joh. Gottl. Schäfers Geschichte des grauen Staars und der neuen Operation, solchen durch Herausnehmung der Crystall-Linse zu heilen, nebst einigen daraus gefolgerten und erörterten Fragen. Regenspurg, bey Montag, 1765. 3½ Bogen 4.

Herr Schäfer schikt eine kurze und deutliche Beschreibung der Theile des Auges voraus; sezt das Wesen des grauen Staars in Verdunkelung der Crystall-Linse und beschreibt, wie in seiner und andrer Aerzte Gegenwart, der berühmte Oculist, Mich. Joh. Bapt. von Wenzel die Crystall-Linse nach Daviels Manier herausgezogen. Herr Schäfer rühmt beydes seine Mittel und seine Werkzeuge, als sehr einfach und sicher und wir stimmen ihm darin bey, wiewohl wir nicht finden, daß die Instrumente viel anders sind, als la Faye sie vorgeschlagen, wenn man noch das Löffelgen hinzusezt, das aber Sharp auch schon hat. Nachher rettet er dem Daviel die angefochtne Erfindungsehre; hält das Ausnehmen der Linse für einen vollkommnern, sichrern und gewissern Handgriff, als das Niederdrücken: gesteht aber doch, daß nach der neuen Manier der Verlust der Linse durch eine sehr convexe Brille müsse ersezt werden; auch die Operirten nicht so gut und weit sehen, als wenn es nach der gemeinen Art glücket. Die zurük bleibende Narbe hindert sonst das Sehen nicht. Zulezt hält er die Pflaster vor unnüz, zieht Sharps gekrümmtes Messerchen dem Wenzelschen vor, und giebt einige kleine Cautelen und Vorschläge zur Verbesserung der Operation selbst. Daß man nicht gegen das Licht, sondern hinter der Helle operiren solle, geschieht unsers Wissens von verschiednen ohnehin: aber ob man den Patienten liegend operiren könne: daran zweifeln wir. Dem Wunsche aber, daß

sich

sich unsre Wundärzte mehr auf diese Operation legen möchten, damit nicht die umherziehende Oculisten Gelegenheit hätten, den Menschen ihr bischen Gesicht für 50. bis 100. Pistolen zu verkaufen, diesem patriotischen Wunsche stimmen wir gerne bey.

M*.

Wolfgang Thomas Rauen, der Arzneywissenschaft Doctors, Ulmischen Stadt- und Land-Physicus in Geißlingen, der Kayserlichen Reichs-Akademie der Naturkündiger und der Churbayerschen der Wissenschaften Mitglieds, Gedanken von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer medicinischen Policeyordnung in einem Staat. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Ulm, 1764. Auf Kosten der Gaumischen Handlung 8. 3 Bogen.

Die erste Ausgabe dieses Buchs, welche auch 1764, aber zu Regenspurg, ohne den Namen, Wissen und Willen des Verf. gedrukt worden, hat die Veranlassung zu dieser zweyten Auflage gegeben. Anfänglich scheinet es, als wollte der Hr. Verf. ein Collegium über die Medicinam forensem vortragen. Von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer medicinischen Policey ist jedermann lange überzeugt gewesen; es kommt nur auf gute Vorschläge an, den Gehorsam zu erzwingen. Die Lage der Sachen und Umstände ist in allen Ländern nicht einerley. Wie die Gesetze beschaffen seyn müssen, und wie sich die Aerzte, Wundärzte u. s. w. aufführen sollen, weis man auch und besser als es Herr D. R. vorträgt. Wenn die paar Versgen, die unnöthigen Citationen, und der überflüßi-

flüssige Text weggeblieben wären, hätte die ganze Abhandlung freylich nur einen Bogen angefüllet.

Der Nutzen und Gebrauch des Tobakrauchclystieres nebst zwoen dazu bequemen Maschinen beschrieben, und bey dieser zweyten Auflage vermehrt von Johann Gottlieb Schäffer, der Weltweisheit und Arzneygelahrheit Doctor, der Kayserl. Akadem. der Naturforscher und der Churfürstl. Bayerischen Akademie zu München Mitgliede, und praktischen Arzt zu Regenspurg, mit zwoen Kupfertafeln. Regenspurg verlegts Johann Leopold Montag 1766. 4. 12 Bogen.

Von dieser lesenswürdigen Abhandlung kam die erste Ausgabe 1757. heraus, in welcher nur eine Clystiermaschine abgezeichnet und beschrieben worden. In der jetzigen Auflage hat der Hr. V. nicht allein mehrere von seinen eigenen Wahrnehmungen eingeschaltet, sondern auch eine neue wienerische Sprütze, die er von dem Hrn. von Haen erhalten, abgezeichnet und beschrieben. Dieses Buch ist das einzige, so man von den Tobaksclystieren hat. Es enthält eine Geschichte von der Erfindung und Beschaffenheit der verschiednen dazu dienlichen Maschinen, und eine Anzeige derer Krankheiten, worinn diese Clystiere mit Nutzen gebraucht werden, wobey viele gute praktische Bemerkungen vorkommen.

Joh. Bapt. Mich. Sagars, des Iglauer Creyses Physicus. Kurzer Bericht von dem Pozdiateker Gesundbrunnen unweit der Stadt

Trebitsch in Mähren. Wien, im Kraußischen Buchladen. 1765. 8. 3 Bogen.

Das Wasser hat weiter nichts als einen flüchtigen durchdringenden Schwefelgeist; es würkt also fast wie der Hofmannische Schmerzstillende Mineralgeist. Nun wird man die Krankheiten leicht errathen, in welchen es helfen könnte.

Samuel Kretzschmars, der Arzneygelahrtheit Doctors und Churfürstl. Sächsis. wohlbestallten Hofmedici auch Amts- und Landphysici Beschreibung der in Dreßden ohnlängst erzeugten Martyniæ annuæ villosæ nebst einer Abhandlung, worinn der Nutzen gezeiget wird, den die Kräuterlehre der Arzneykunst leistet, und einem Anhang, welcher die Vortheile erkläret, die man von einem Kräutergarten in den wirthschaftlichen Gewerben zu gewarten hat. Friedrichstadt, gedrukt bey Christian Heinrich Hagenmüller. 4. 1764. 5 Bogen nebst zwey Kupfertafeln.

Die Beschreibung der Pflanze ist sehr umständlich, und damit wären wir allenfalls allein zufrieden gewesen. Die derselben vorgesezte Abhandlung enthält kaum vor einen angehenden Studenten etwas neues. Aber der Anhang, welchen Herr Christian Friedrich Schulze abgefasset hat, begreift verschiedne gute Gedanken in sich, die ein Landwirth zu Herzen nehmen kann.

Vermischte Bemerkungen und Untersuchungen der ausübenden Arzneywissenschaft, dem

Drucke übergeben von George Heuermann. Doctor und Professor der Arzneygelahrtheit zu Copenhagen. Erster Band. Mit Kupfern. Copenhagen und Leipzig verlegts Gabriel Christian Rothens Wittwe und Proft 1765. 8. 12 ½ Bogen.

Der Hr. Prof. hat in einer Zeit von 5 Jahren über 5000 Patienten bey den Hospitälern der Königl. Dänischen Armee unter seiner Aufsicht gehabt. Man kann es ihm daher wohl glauben, daß er öftere merkwürdige Vorfälle gesehen, und wir bitten ihn, in der Bekanntmachung seiner Bemerkungen unermüdet fortzufahren; Denn er hat alle Eigenschaften eines geschikten Beobachters und verständlichen Schriftstellers. Gegenwärtiger mit einem lehrreichen Vortrage erfülleter erster Band enthält die Geschichte verschiedner kalter und hitziger Fieber; und derer Zufälle, die zuweilen nachbleiben, wo von den meisten Fiebermitteln und von den in Hollstein sehr gewöhnlichen Arseniktropfen solche Nachrichten gegeben werden, die auf des Hrn. Prof. eigenen Erfahrungen gegründet sind. Die Bemerkungen von dem Gebrauch der Chinarinde in vielen andern Krankheiten bestätigen nur durch eigene Exempel die bekannten Kräfte dieses Mittels. In sehr lang angehaltenen Ruhren, wo die Kranken endlich ganz entkräftet worden, hat der Hr. Prof. bey allen bekannten antidysenterischen Mitteln viele müssen sterben lassen, bis er endlich die Confectionem anacardinam so kräftig befunden, daß er nachher viele desperate Kranken damit gerettet hat. Die Bemerkungen von der neuen Art, den Stahr durch eine Oefnung der Hornhaut herauszunehmen, wie auch die Beschreibung eines gespaltenen Rükgrades bey einem Kinde, und

und einer Mißgeburth, wird man mit vielem Vergnügen lesen.

Herrn D. Alexander Monros, des ältern, Mitgliedes der Königl. Societät der Wissenschaften und des Königl. Collegii der Aerzte, Lehrers der Arzneywissenschaft und Anatomie auf der Universität zu Edinburg, Nachricht von der Einpfropfung der Kinderblattern in Schottland. Aus dem Englischen übersezt. Altenburg in der Richterschen Buchhandlung 1766. 8. 4 Bogen.

Der unglükliche Streit in Frankreich, woran Vorurtheile und böse Affekten mehrern Antheil, als die Wahrheitsliebe, zu haben scheinen, hat auch zu dieser Schrift Gelegenheit gegeben, welche in Form eines Briefes an die medicinische Facultät zu Paris gerichtet ist. Gedachte Facultät hatte dem Hrn. Verf. fünf Fragen vorgeleget, welche er hier zum Vortheile der Inoculation beantwortet. Diese wenigen Bogen sind vor die Verfechter sowohl als Verächter der Inoculation überaus interessant.

Joh. Christian Daniel Schreberi Med. Doct. Acad. Imper. Nat. Cur. et Soc. Oecon. Lipsiens. Sodal. huiusque Secretar. Acad. Reg. Sc. Holm. Correspond. Icones & Descriptiones plantarum minus cognitarum. Decas 1. Halæ, Typis et sumtibus Io. Iac. Curt. 1766. Folio 12 Bog.

Hier ist ein überaus angenehmes Geschenk, welches ein Mann, dessen große Geschiklichkeit in der Botanik bereits bekannt ist, den Liebhabern der Kräuter-

kunde machet. Alle in diesem Fascicul beschriebene Pflanzen machen einen Theil der berühmten Gundelsheimerschen Sammlung Orientalischer Pflanzen aus, die bey der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorhanden, und in der Verwahrung des grossen Gleditsch ist. Sie sind folgende: Stæhelina, Campanula tridentata, Phaca vesicaria, Androsace odoratissima, Cucubalus saxifragus, Buphthalmum speciosum, Daphne oleoides, Rubus sanctus, Teucrium salicifolium, Polygala supina.

Herrn Donald Monros D. Medici bey der Königl. Armee und dem S. Georgenhospital zu London. Beschreibung der Krankheiten, welche in den brittischen Feldlazarethen in Deutschland vom Januar 1761. bis zur Rükkehr der Truppen nach Engelland im März 1763. am häufigsten gewesen, nebst einem Versuche über die Mittel, die Gesundheit der Soldaten zu erhalten, und Feldlazarethe anzulegen. Aus dem Englischen übersezt von Johann Ernst Wichmann, der Arzneygelahrtheit Doctor. Altenburg in der Richterschen Buchhandlung. 1766. 8. 22½ Bog.

Es konnte nicht fehlen, daß der sechsjährige Krieg, den so viele mächtige Völker mit einander geführet, auch zu einigen Schriften von Soldatenkrankheiten Anlaß geben mußte. Von den Krankheiten, die in den Feldlägern der Schweden, Preussen und Oesterreicher geherrschet, haben wir schon gute Beschreibungen. Gegenwärtiger Englischer Arzt giebt dem Pringle an Schärfe der Beobachtungen nichts nach. Die Curmethoden sind meistens Englisch. Der diätetische

tische und prophylactische Theil dieser Abhandlung ist sehr ausführlich, und vorzüglich schön. Wir erinnern uns nicht, in einem andern Buche so vortrefliche Vorschriften, als man hier antrift, gelesen zu haben. Nichts aber ist auch in Feldlazarethen wichtiger, als eine gute Wartung der Kranken und ordentliche medicinische Policey.

The Case of Mr. *Winder*, who was cured of Paralysis by a flash of Lightning. Das ist: Nachricht von der Genesung von einer Paralysis durch den Bliz, der Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen überschikt von Herrn Johann Wilkinson, D. der Arzneykunst, Mitglied der Königl. Gesellschaft zu London durch Herr D. Wichmann. Göttingen, bey Pockwiz und Barmeier, 1765. 8. 2 Bogen.

Dieser merkwürdige Fall ist allerdings höchstselten. Doch hat man schon einige ähnliche Exempel. Ein Mann, der vom Schlage gerührt worden, behielt eine Lähmung des Armes und der Brust, welche auch nicht nach dem Gebrauche des Stahlwassers zu Tunbridge vergehen wollte. Der Bliz fällt in seine Schlafstube; er erwachet, und wird von Stund an völlig gesund. Hierüber stellt Herr D. Wilkinson einige Betrachtungen an. Wir wollen nicht entscheiden, ob etwa der Schrek das möge gethan haben, was man hier dem Blize zuschreibet. Vielleicht war es nur Einbildung des Kranken, der ein Gelehrter gewesen, daß er bey der starken Erschütterung, die ihn traf (und welche ohne Zweifel von der gewaltsam bewegten Luft hergerühret) wie einen electrischen Schlag em-

empfunden habe. Da der Bliz in seiner Würkung mit der electrischen Kraft viel ähnliches hat, und die Eisentheilchen das electrische Feuer am meisten anziehen und fortleiten, so vermuthet der Hr. Verf. daß die aus den Tunbridger Wassern mit vielen Eisentheilchen erfüllte Säfte des Kranken die himmlische Electricität leichter auf ihn gerichtet haben. Das müssen wir unbestimmet lassen. Wohl aber scheint uns der Gedanke des Hrn. D. W. nicht ganz ohne Grund zu seyn, einen Versuch zu wagen, ob nicht bey hartnäckigen paralytischen Zufällen die Kraft der Electricität bey dem Gebrauch der Stahlwasser könnte verstärket werden; und ob man nicht bey einer behutsamen Anwendung der Electricität die Kraft des Quecksilbers und anderer mineralischen Arzneyen erhöhen könnte. Die Bekanntmachung dieser Schrift haben wir Hrn. Hofr. Kästner zu danken.

Samuelis Gustavi Wilcke, Phil. Doct. S. S. Theol. Baccalaur. U. D. M. Hort. Gryph. Præf. Past. Altenkirch. vocat. Flora Gryphica exhibens plantas circa Gryphiam intra Milliare sponte nascentes una cum nominibus et locis natalibus. Gryphiæ impensis Academicis literis Rösianis 1765. 8. 10½ Bogen. Item:

Ejusdem. Hortus Gryphicus exhibens plantas prima ejus constitutione illatas et altas una cum Horti Historia. 1765. 8. 9 Bogen.

Der Garten ist erst vor zwey Jahren angelegt worden. Beyde Bücher enthalten bloß die Linnäischen Namen ohne einige andere Synonyma.

Ioh.

Joh. Christoph. Wulff, Med. Doct. Flora Borussica denuo efflorescens auctior. cum Figuris. Regiomonti et Lipsiæ sumtibus Haer. Hartung et Ioan. Dan. Zeisii. 1765. 8. 19½ Bogen.

Diese Flora ist vollständiger, als die, welche Wygand, Oelhafius, Löselius und Breynius geliefert haben. Sie unterscheidet sich auch durch ihre neue Linnäische Gestalt. Sie ist, wie ein Buch dieser Art seyn muß, blos historisch. Eine sehr große Menge von Schwämmen und Moosen machen den Anfang. Vegetabilien, von denen seine Vorgänger wenige angezeiget haben.

Briefe über das Blatterbelzen, dem Parlemente von Paris gewidmet. Zweyter Theil. Altona bey David Iversen, Königl. privileg. Buchhändler 1766. 8. 28 Bogen.

Dieser Theil ist fast einzig mit den Widerlegungen der Gründe des Hrn. von Haen, dieses starken Antiinoculisten, erfüllet. So umständlich hat sich noch niemand mit ihm eingelassen; aber keiner ist auch mit so viel Witz und Satyre, und mit so starken Waffen der Erfahrung und aus sichern Exempeln hergeleiteten Vernunftschlüsse wider ihn ausgezogen. Der 8te bis zum 11ten Briefe, die in diesem Theile die ersten ausmachen, sind an Hr. Tralles gerichtet, dem man gelegentlich manche Ironie zu verdauen giebt. Der Verfasser dieser sehr angenehm geschriebenen Briefe, ist wie wir aus sichern Nachrichten wissen, Herr D. Hensler, Physikus zu Segeberg im Herzogthum Holstein.

Herrn Bourgelat, Generaldirectors der Vieharzneyschulen. Lehrbegrif der medicinischen Ma-

Materie oder Beschreibung der einfachen Arzneyen nach ihren Würkungen; nebst den medicinischen Formeln. Zum Gebrauche der Lehrlinge in der Königl. Vieharzneyschule zu Lyon. Aus dem Französischen übersezt. Leipzig bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1766. 8. 33 Bogen.

Der Zwek des Hrn. Verf. war, seinen Lehrlingen eine Kenntniß von den Bestandtheilen, der Zubereitung, und den Würkungen derer Arzneyen beyzubringen, die man zur Vertreibung der Krankheiten des Viehes zu brauchen pfleget. Seine Bemühung verdienet in dieser Absicht alles Lob. Aber denn hätte er die Arzneyen weglassen müssen, die man schwerlich einem Vieh geben möchte, und die nur wider die menschlichen Gebrechen allein dienen. Es war auch nicht nöthig, daß er von den eigentlichen Vieharzneyen die Würkungen im menschlichen Körper anführte. Sein Werk enthält also viel überflüßiges, das zudem einem Vieharzt die gefährliche Lust einflößen muß, seine vermeynte tiefe Einsichten auch an Menschen zu verwenden. Wir sehen daher nicht ein, daß es so gar nöthig gewesen, dieses Buch durch eine Uebersezung in einem Lande bekannter zu machen, wo die meisten Vieharzte ohnedem die Menschen ungescheut um Glük, Gesundheit und Leben bringen.

Io. Frider. Cartheuser. Med. Doct. et Prof. Publ. ord. Tabulæ Formularum Medicarum Præscriptioni inservientes. Editio tertia, priori emendatior ac longe auctior. Francofurti ad Viadrum, apud Anton. Gothofred. Braun, 1766. 8. 10 Bogen.

Ejus-

Ejusdem: Elementa Chemiæ dogmatico-experimentalis in usum academicum conscripta. Editio tertia, prioribus auctior et emendatior 1766. 8. 16½ Bogen.

Da es einem Arzneygelehrten eine Schande ist, Cartheusers Schriften nicht zu kennen; so dürfen wir von den grossen bekannten Vorzügen derselben kein Wort sagen. In dem Formular haben wir ganz und gar keine Vermehrung gefunden. Die Verbesserung und Vermehrung der Chymie aber bestehet blos in einigen hinzugesezten Zeilen in den Capiteln von der Dulcificatione Spirituum, von den Tincturen, von der Præcipitation und den Magisteriis. Wir gedenken dessen nur um derer willen, welche die zweyte Edition schon besitzen.

Ludwig Cornaro, eines ehemaligen Edelmanns zu Padua. Vorstellung von dem Nutzen eines nüchtern und mäßigen Lebens mit einem Unterricht, von den äusserlichen zum Leben und zur Gesundheit nöthigen Dingen, Handlungen und Umständen, aufs neue herausgegeben, von D. Christ. Gotthold Schwenken. Frankfurt und Leipzig, 1766. In der Waltherischen Buchhandlung, 9 Bogen.

Obgleich jezt manche gute diätetische Schriften vorhanden, und Cornaros Buch wohl zu seiner Zeit brauchbar gewesen seyn mag, jezt aber ziemlich entbehrlich ist; so kann es doch nicht schaden, daß man das Andenken dieses seltenen Mannes, der in der Geschichte der Diät einen so merkwürdigen Plaz einnimmt, durch die öftere Auflage seines Tractats zu erhalten sucht.

sucht. Er hatte ihn selbst unter dem Titel: Discorsi della vita sobria, herausgegeben. Nachher ist er vielfältig in das Französische, Lateinische und Deutsche übersezt worden; und von diesen verschiedenen Ausgaben giebt Herr D. Schwenke in seiner Vorrede Nachricht.

Johann Andreä Cramers Anfangsgründe der Probierkunst in zweyen Theilen abgefasset, nach der andern verbesserten Ausgabe aus dem Lateinischen ins Deutsche übersezt, von C. E. Gellert, Mitgliede der Kayserl. Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Zweyte Auflage. Leipzig, in Verlag der Heinsiußischen Buchhandlung, 1766. 8. 47 Bogen und drey Bogen voll Figuren.

Wir müßten zu unsern Lesern ein schlechtes Zutrauen haben, wenn wir von der Vortreflichkeit dieses Werks viel redeten, das schon seit länger denn zwanzig Jahre von allen Kennern gleich hochgeschätzet worden.

Alethophilorum quorundam Viennensium Elucidatio necessaria Epistolæ de Cicuta, quam celeb. *Hanius* scripsit ad celeb. *Tralles*. Vindobonæ, Typis Ioan. Thom. de Trattner, 1766. 8. 7 Bogen.

Man konnte leicht denken, daß man in Wien über den Brief des Hrn. von Haens nicht so ganz schweigen würde. Störks Anhänger suchen hier die Beschuldigungen von ihm abzulehnen, die ihm von Haen gemacht hat. Diesem aber wird vorgeworfen, daß

daß er schon lange kein Freund des Störks gewesen, daß er sich dem Gebrauch des Schierlings in allen Häusern widersetzet habe, ehe er noch selbst Experimente damit angestellet, und daß er fast täglich auf dem Catheder wider die Cicutarios (so nennete er die Freunde der Cicutæ) losgezogen, so daß van Swieten genöthiget worden, ihm zu verbieten, fernerhin wider den Gebrauch der Cicutæ etwas auf den Catheder zu bringen. Von Haen wird eines Mangels der Aufrichtigkeit, eines Stolzes, einer Sectirer-Neigung, einer Hartnäckigkeit in seinen Meynungen, beschuldiget. Die Kraft des Schierlings sucht man zu bestätigen, und die Wahrheit der davon herausgegebenen Geschichten zu bekräftigen. Was sollen wir zu dem allen sagen? So viel sieht man, daß zu Wien mehr als einer nach dem medicinischen Despotismus strebete. Herr Störk wird niemanden verdenken, daß man in seine Gifte noch zur Zeit ein billiges Mißtrauen setzet. Nur Schade, daß Hr. von Haen sich auch durch seine Friesel- und Inoculations-Streitigkeiten, und durch seine Händel mit Hrn. von Haller, nicht in den Credit eines unpartheyischen und Wahrheitsliebenden Mannes gesezt hat. Er wird also wegen des Schierlings nicht allenthalben Glauben finden.

Register über die acht Theile der Abhandlung von der Materia Medica des Hrn. Stephan Franz Geoffroy. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilschern, 1766. 8. $10\frac{3}{4}$ Bogen.

Es erstrecket sich blos auf die Arzneymittel.

F.

D. W. Trillers geprüfte Pockeninoculation, ein physicalisch=moralisch Gedicht, mit nöthigen Anmerkungen und Zusätzen erläutert. Frankfurt und Leipzig, bey J. G. Fleischer, auf 218 Seiten in 4. 1766.

Die Leichtgläubigkeit des Verf. bey den Schmeicheleyen seiner boshaften Freunde ist allein an der Herausgabe dieser gereimten elenden Schmähschrift wider das Blatterbelzen schuld. Herr Triller ist zu stolz, als daß er sich aus dem Beyfalle seiner Zeitgenossen eine Ehre machen könnte, und darum erwartet er von der Nachwelt die Gerechtigkeit, die man ihm jezt aus Neid versagt. Warum vergießt er aber doch immer die Bedingung, mit welcher der Hr. von Premontvall seine Werke der Nachwelt zueignete: „Si mon livre vous parvient„ — —.

Herr T. gesteht, daß er jederzeit wider das Blatterbelzen eingenommen gewesen ist, und daß er nur im Anfange einige Versuche darüber anzustellen gewagt hat. Ohne in diesen Versuchen unglüklich zu seyn, hat er sich doch in seinem Vorurtheile immer mehr bestärkt, und alle Mühe angewandt, die Erfindung wenigstens mit Vernunftgründen zu bestreiten, und jeden Arzt, der es über sich genommen sie auszuüben, für einen Unbesonnenen zu schelten. Wenn auch diese Geschichte der Aufführung des Verf. gegen das Blatterbelzen, die wir getreu aus der Vorrede ausgezogen haben, kein redender Beweis von seinem Eigensinne wäre, so würde man doch auf jeder Zeile der ganzen Schrift, den verrätherischen Ton der Partheylichkeit bemerken.

Weil das Publicum wirklich bey diesem Streite der Aerzte intereßirt ist, und weil es gar nicht gleichgültig ist, welcher Theil die Oberhand erhält, so verdient jedes eine ernstliche Prüfung, was man nur schlech-

schlechtes und gutes davon sagen kann. Wir haben uns deswegen die beschwerliche Mühe gegeben, die jedem schönern Geiste unmöglich seyn muß, das ganze Galimathias durchzulesen: aber wir haben nichts darinnen gefunden, das nicht von jedem Gegner dieser Meynung schon bis zum Eckel vorgebracht sey, und wobey sich der Verf. nicht der dichterischen Freyheit bedient habe, es bis ins Unnatürliche zu vergrößern. Er ist für Freuden ganz ausser sich, daß van Swieten, Haen und Tralles auf seiner Seite sind, und dem Hrn. Tissot, der sich noch nicht bekehren will, redet er ungemein scharf in das Gewissen. Den Geistlichen, die das Blatterbelzen in ihren Kanzelreden empfohlen haben, hält er lange Strafpredigten.

Wir wissen nicht, durch welchen Zufall in diese Zänkerey eine andere von der besten Welt verwickelt ist, die der Verf. bisher mit dem Hrn. Gottsched insgeheim unterhalten hat, nun aber ehestens öffentlich ausbrechen lassen wird. Das Gedicht: Wittenberg im Feuer, hat die erste Gelegenheit dazu gegeben, und ein neues Gedicht, das noch länger als dieß werden soll, soll sie endigen. Der Verf. will dem Hrn. Gottsched frey unter die Augen sagen, daß er ein Fatalist sey. Die Welt, wird vermuthlich keinen sonderlichen Antheil an dieser Streitigkeit nehmen.

Die lateinischen, französischen und deutschen Anmerkungen sind verschiedenen Inhalts; größtentheils sind sie voll Citationen der Stellen, woraus der Verf. seinen Witz entlehnt hat; die übrigen handeln von der besten Welt wider den Hrn. Gottsched; oder von dem Blatterbelzen.

Wir müssen noch den Verf. als Dichter, sich mit seinen eignen Worten vertheidigen lassen. „Ich bitte, „sagt er in der Vorrede, meine Leser inständig, daß sie „mir meinen, mir von Jugend auf anklebenden großen

„Fehler, nemlich deutlich, leicht, natürlich und fließ„send zu schreiben, gütig verzeihen wollen. — — Zwar „war diese deutliche und natürliche Schreibart zu „Opitzens, Flemmings, Canitzens, Bessers, Gün„thers Zeiten eine große Tugend eines Scribenten: — „— aber itzo ist sie vielmehr nach dem gestrengen Ur„theile der neuen Poetenbande, seichte, schaal, trocken „und kriechend, welche allein für die elenden Reimer „und düstern Dummköpfe gehört.„ Wohl gesagt, Herr Triller.

C. Krapfii experimenta de nonnullorum ranunculorum venenata qualitate, horum externo et interno usu. Viennæ Austriæ, 1766. auf 107 Seiten in 8.

Die neue Epoche in der Heilungskunst, die sich von den störkischen Versuchen mit den Giftkräutern anfängt, ist wenigstens deswegen merkwürdig, weil sie die Aerzte auf die Wirkung der Kräuter in dem menschlichen Körper aufmerksamer gemacht hat. Wir haben das Vergnügen, unsern Lesern jetzt eine Abhandlung von dieser Art anzuzeigen, die wirklich ziemlich gut gerathen ist.

Herr Krapf hat die Kräfte des giftigen Safts *) einiger Gattungen des Hahnenfußes untersuchet, und darauf die Mittel zu erfinden sich bemüht, die das stärkste Gegengift dawider sind.

Dieser Saft ist kaustisch, und in einigen Gattungen stärker in andern schwächer. Oft hängt die Stärke oder Schwäche desselben auch von dem Standorte ab.

In-

*) Ranunculus 1) *sceleratus* Linn. 2) *bulbosus* L. 3) *aruensis* L. 4) *sardous*. 5) *acris* L. 6) *Bregninus*. 7) *illyricus*. 8) *phtora*. 9) *aquatilis*. 10) *ficaria*.

Innerlich verursacht er heftige Schmerzen, Konvulsionen, Entzündungen des Magens, ja den Tod selbst. Aeusserlich schikt er sich zum Blasenziehen vortreflich, weil die Wunde, die er hervorbringt, langsam heilt: Er verursachet starkes Niesen, und zerfrißt die innere Haut der Nase.

Die Schärfe des Safts besteht besonders in dessen flüchtigen Theilen: sie verliert sich im Kochen, Troknen, und Reifen der Pflanze, welche hernach eine unschädliche Speise abgiebt. Die Schärfe scheint nach einigen Versuchen des Verf. weder sauersalzig noch laugensalzig zu seyn, und sie wird durch eine Beymischung schmakhafter Körper vermehrt. Der Hr. Verf. hat sich durch Versuche überzeugt, daß 700. Kräuter, die er alle systematisch nennt, kein Gegengift dawider sind. Der Sauerrampf leistet diese Hülfe allein. Wenn man Sauerrampf damit käuet, oder zerstößt, so wird die Schärfe gelindert: doch erfolgt diese Linderung nicht, wenn die Säfte beyder Pflanzen unter einander gemischt werden, oder wenn das Fleisch von dem Safte des Hahnenfusses schon angefressen ist. Die Wirkung der unreifen Johannisbeere ist beynahe so vortheilhaft, wie der Sauerrampf. Das beste Hülfsmittel unter allen ist das gemeine Wasser: und dies wird sogar eine Arzney wider andere Krankheiten, wenn es mit dem Safte des Hahnenfusses vermischt wird.

Das Jucken, das dieser Saft verursacht, wird vom Sauerrampf; und das Anfressen vom peruanischen Balsam am besten geheilt. Man kann die Hahnenfüsse in den meisten Jahrszeiten frisch haben, oder im Winter im Sande erhalten. Der Verf. schlägt vor, sie wegen ihrer guten Eigenschaften anstatt der spanischen Fliegen zu verschreiben. Der Saft frißt die Warzen doch nicht weg. Die Versuche über die Wirkungen dieses Krauts hat der Verf. theils an seinem

Körper, theils an Hunden angestellt. Er scheint sehr sorgfältig und aufmerksam auf die Wahrheit gewesen zu seyn. Den Ausgang der Versuche erzehlt er ohne Eigennuz sehr treu.

B.

D. *Christiani Gottlieb Ludwig*, Ord. Med. in acad. Lipſ. Decani, *Institutiones Medicinæ forensis* prælectionibus academicis accommodatæ. Lipsiæ, in officina libraria Gleditschiana, 1765. Ohne das Regiſter 162 Seiten in gr. 8.

Eines der nüzlichsten Lesebücher, welche man dem Hrn. Verf. zu verdanken hat, ist dieses, das bey einer den Absichten angemessenen Kürze, doch keinen Gegenstand, der für die gerichtliche Medicin gehöret, ausläßt, sondern sich vielmehr auf mehrere, als sonst in solchen Schriften abgehandelt zu werden pflegen, erstrekt. Die Universität zu Leipzig hat sich vorher insonderheit eines Welsch, Ammann, Bohn und Hebenstreit, als Lehrern rühmen können, welche um diesen Theil der Arzneykunde sich sehr verdient gemacht haben. Herr L. vermehrt aber diesen Vorzug derselben auf eine ausnehmende Weise. Die Ordnung, welche man in dem Buche antrift, ist sonst eben dieselbe, als in dem Hebenstreitischen Werke.

Gottfried Reyger, Soc. phyſ. Ged. Secretarii *Tentamen Floræ Gedonensis* methodo sexuali adcommodatæ. 1764. 213 Seiten. Tom. II. Adceſſit *Ioannis Philippi Breynii* vita et *Christiani Menzelii*, Centuria plantarum Gedanensium. 1766. 224 Seiten. Dantiſci, apud Daniel Ludwig Wedel, in 8.

Es

Es wäre besser gewessen, wenn der Herr Verf. den ersten Theil ganz unterdrükt, und anstatt dessen den zweyten als eine neue verbesserte Auflage herausgegeben hätte. Jezt ist man nur halb berechtigt ihn dafür anzusehen, da er sich in Ansehung der Geschlechtscharactere und der Synonymen, der Geburtsörter und der Blühezeit auf den ersten beruft: gleichwohl aber bis 136. neue Gattungen, die vorhero der Aufmerksamkeit des Hrn. Verf. entwischt waren, enthält, so daß jezt die ganze Zahl der Danziger Pflanzen auf 868. herauskömmt. Hier nimmt er auch die Trivialnahmen des Herrn von Linné durchgängig an, so wie er von eben diesem Gelehrten die Beschreibungen der Geschlechter und Gattungen entlehnet, diejenigen der leztern aber hin und wieder auch durch eigenen Fleiß erweitert. Einige Arten giebt es doch, wie unter den Scabiosen und Glockenblumen, denen er weder den Linneischen Namen, noch andere, vorsetzen kann. Die deutschen Namen sind auch hier zahlreicher als vorher. Der Tobak und die Petatres, sollten billig nicht unter den wild wachsenden Pflanzen der Gegend stehen. Verschiedene Pflanzen hat der Herr Verf. aber blos auf das Wort seiner Vorgänger des Oelhaf, Eichstad, Menzel, der beyden Breyne, und einiger Freunde, aufgenommen.

Francisci Iosephi Lipp, Enchiridium botanicum, sistens delineationem plantæ *Carol. v. Linné*, definitam exemplis et figuris illustratam. Vindobonæ, typis Ioannis Thomæ de Trattnern, 1765. 5½ Bogen in 8.

Herr L. schränkt sich auf die botanische Sprache ein, die er nach der Ordnung des Abrisses einer Pflanze, den der Herr von Linné der zehnten Ausgabe seines

Materie oder Beschreibung der einfachen Arzneyen nach ihren Würkungen; nebst den medicinischen Formeln. Zum Gebrauche der Lehrlinge in der Königl. Vieharzneyschule zu Lyon. Aus dem Französischen übersezt. Leipzig bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1766. 8. 33 Bogen.

Der Zwek des Hrn. Verf. war, seinen Lehrlingen eine Kenntniß von den Bestandtheilen, der Zubereitung, und den Würkungen derer Arzneyen beyzubringen, die man zur Vertreibung der Krankheiten des Viehes zu brauchen pfleget. Seine Bemühung verdienet in dieser Absicht alles Lob. Aber denn hätte er die Arzneyen weglassen müssen, die man schwerlich einem Vieh geben möchte, und die nur wider die menschlichen Gebrechen allein dienen. Es war auch nicht nöthig, daß er von den eigentlichen Vieharzneyen die Würkungen im menschlichen Körper anführte. Sein Werk enthält also viel überflüßiges, das zudem einem Vieharzt die gefährliche Lust einflößen muß, seine vermeynte tiefe Einsichten auch an Menschen zu verwenden. Wir sehen daher nicht ein, daß es so gar nöthig gewesen, dieses Buch durch eine Uebersetzung in einem Lande bekannter zu machen, wo die meisten Vieharzte ohnedem die Menschen ungescheut um Glük, Gesundheit und Leben bringen.

Io. Frider. Cartheuser. Med. Doct. et Prof. Publ. ord. Tabulæ Formularum Medicarum Præscriptioni inservientes. Editio tertia, priori emendatior ac longe auctior. Francofurti ad Viadrum, apud Anton. Gothofred. Braun, 1766. 8. 10 Bogen.

Ejus-

Ejusdem: Elementa Chemiæ dogmatico-experimentalis in usum academicum conscripta. Editio tertia, prioribus auctior et emendatior 1766. 8. 16½ Bogen.

Da es einem Arzneygelehrten eine Schande ist, Cartheusers Schriften nicht zu kennen; so dürfen wir von den grossen bekannten Vorzügen derselben kein Wort sagen. In dem Formular haben wir ganz und gar keine Vermehrung gefunden. Die Verbesserung und Vermehrung der Chymie aber bestehet blos in einigen hinzugesezten Zeilen in den Capiteln von der Dulcificatione Spirituum, von den Tincturen, von der Præcipitation und den Magisteriis. Wir gedenken dessen nur um derer willen, welche die zweyte Edition schon besitzen.

Ludwig Cornaro, eines ehemaligen Edelmanns zu Padua. Vorstellung von dem Nutzen eines nüchtern und mässigen Lebens mit einem Unterricht von den äusserlichen zum Leben und zur Gesundheit nöthigen Dingen, Handlungen und Umständen, aufs neue herausgegeben, von D. Christ. Gotthold Schwenken. Frankfurt und Leipzig, 1766. In der Waltherischen Buchhandlung, 9 Bogen.

Obgleich jezt manche gute diätetische Schriften vorhanden, und Cornaros Buch wohl zu seiner Zeit brauchbar gewesen seyn mag, jezt aber ziemlich entbehrlich ist; so kann es doch nicht schaden, daß man das Andenken dieses seltenen Mannes, der in der Geschichte der Diät einen so merkwürdigen Plaz einnimmt, durch die öftere Auflage seines Tractats zu erhalten sucht.

sucht. Er hatte ihn selbst unter dem Titel: Discorsi della vita sobria, herausgegeben. Nachher ist er vielfältig in das Französische, Lateinische und Deutsche übersezt worden; und von diesen verschiedenen Ausgaben giebt Herr D. Schwenke in seiner Vorrede Nachricht.

Johann Andreä Cramers Anfangsgründe der Probierkunst in zweyen Theilen abgefasset, nach der andern verbesserten Ausgabe aus dem Lateinischen ins Deutsche übersezt, von C. E. Gellert, Mitgliede der Kayserl. Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Zweyte Auflage. Leipzig, in Verlag der Heinsiußischen Buchhandlung, 1766. 8. 47 Bogen und drey Bogen voll Figuren.

Wir müßten zu unsern Lesern ein schlechtes Zutrauen haben, wenn wir von der Vortreflichkeit dieses Werks viel redeten, das schon seit länger denn zwanzig Jahre von allen Kennern gleich hochgeschätzet worden.

Alethophilorum quorundam Viennensium Elucidatio necessaria Epistolæ de Cicuta, quam celeb. *Hænius* scripsit ad celeb. *Tralles*. Vindobonæ, Typis Ioan. Thom. de Trattner, 1766. 8. 7 Bogen.

Man konnte leicht denken, daß man in Wien über den Brief des Hrn. von Haens nicht so ganz schweigen würde. Störks Anhänger suchen hier die Beschuldigungen von ihm abzulehnen, die ihm von Haen gemacht hat. Diesem aber wird vorgeworfen, daß

daß er schon lange kein Freund des Störks gewesen, daß er sich dem Gebrauch des Schierlings in allen Häusern widersetzet habe, ehe er noch selbst Experimente damit angestellet, und daß er fast täglich auf dem Catheder wider die Cicutarios (so nennete er die Freunde der Cicutæ) losgezogen, so daß van Swieten genöthiget worden, ihm zu verbieten, fernerhin wider den Gebrauch der Cicutæ etwas auf den Catheder zu bringen. Von Haen wird eines Mangels der Aufrichtigkeit, eines Stolzes, einer Sectirer-Neigung, einer Hartnäckigkeit in seinen Meynungen, beschuldiget. Die Kraft des Schierlings sucht man zu bestätigen, und die Wahrheit der davon herausgegebenen Geschichten zu bekräftigen. Was sollen wir zu dem allen sagen? So viel sieht man, daß zu Wien mehr als einer nach dem medicinischen Despotismus strebete. Herr Störk wird niemanden verdenken, daß man in seine Gifte noch zur Zeit ein billiges Mißtrauen setzet. Nur Schade, daß Hr. von Haen sich auch durch seine Friesel- und Inoculations-Streitigkeiten, und durch seine Händel mit Hrn. von Haller, nicht in den Credit eines unpartheyischen und Wahrheitsliebenden Mannes gesezt hat. Er wird also wegen des Schierlings nicht allenthalben Glauben finden.

Register über die acht Theile der Abhandlung von der Materia Medica des Hrn. Stephan Franz Geoffroy. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilschern, 1766. 8. 10¾ Bogen.

Es erstrecket sich blos auf die Arzneymittel.

F.

D. W. Trillers geprüfte Pockeninoculation; ein physicalisch-moralisch Gedicht, mit nöthigen Anmerkungen und Zusätzen erläutert. Frankfurt und Leipzig, bey J. G. Fleischer, auf 218 Seiten in 4. 1766.

Die Leichtgläubigkeit des Verf. bey den Schmeichelenen seiner boshaften Freunde ist allein an der Herausgabe dieser gereimten elenden Schmähschrift wider das Blatterbelzen schuld. Herr Triller ist zu stolz, als daß er sich aus dem Beyfalle seiner Zeitgenossen eine Ehre machen könnte, und darum erwartet er von der Nachwelt die Gerechtigkeit, die man ihm jezt aus Neid versagt. Warum vergießt er aber doch immer die Bedingung, mit welcher der Hr. von Premontvall seine Werke der Nachwelt zueignete: „Si mon livre vous parvient„ — —.

Herr T. gesteht, daß er jederzeit wider das Blatterbelzen eingenommen gewesen ist, und daß er nur im Anfange einige Versuche darüber anzustellen gewagt hat. Ohne in diesen Versuchen unglüklich zu seyn, hat er sich doch in seinem Vorurtheile immer mehr bestärkt, und alle Mühe angewandt, die Erfindung wenigstens mit Vernunftgründen zu bestreiten, und jeden Arzt, der es über sich genommen sie auszuüben, für einen Unbesonnenen zu schelten. Wenn auch diese Geschichte der Aufführung des Verf. gegen das Blatterbelzen, die wir getreu aus der Vorrede ausgezogen haben, kein redender Beweis von seinem Eigensinne wäre, so würde man doch auf jeder Zeile der ganzen Schrift, den verrätherischen Ton der Partheylichkeit bemerken.

Weil das Publikum wirklich bey diesem Streite der Aerzte intereßirt ist, und weil es gar nicht gleichgültig ist, welcher Theil die Oberhand erhält, so verdient jedes eine ernstliche Prüfung, was man nur

schlech-

schlechtes und gutes davon sagen kann. Wir haben uns deswegen die beschwerliche Mühe gegeben, die jedem schönern Geiste unmöglich seyn muß, das ganze Galimathias durchzulesen: aber wir haben nichts darinnen gefunden, das nicht von jedem Gegner dieser Meynung schon bis zum Eckel vorgebracht sey, und wobey sich der Verf. nicht der dichterischen Freyheit bedient habe, es bis ins Unnatürliche zu vergrößern. Er ist für Freuden ganz ausser sich, daß van Swieten, Haen und Tralles auf seiner Seite sind, und dem Hrn. Tissot, der sich noch nicht bekehren will, redet er ungemein scharf in das Gewissen. Den Geistlichen, die das Blatterbelzen in ihren Kanzelreden empfohlen haben, hält er lange Strafpredigten.

Wir wissen nicht, durch welchen Zufall in diese Zänkerey eine andere von der besten Welt verwickelt ist, die der Verf. bisher mit dem Hrn. Gottsched insgeheim unterhalten hat, nun aber ehestens öffentlich ausbrechen lassen wird. Das Gedicht: Wittenberg im Feuer, hat die erste Gelegenheit dazu gegeben, und ein neues Gedicht, das noch länger als dieß werden soll, soll sie endigen. Der Verf. will dem Hrn. Gottsched frey unter die Augen sagen, daß er ein Fatalist sey. Die Welt, wird vermuthlich keinen sonderlichen Antheil an dieser Streitigkeit nehmen.

Die lateinischen, französischen und deutschen Anmerkungen sind verschiedenen Inhalts; größtentheils sind sie voll Citationen der Stellen, woraus der Verf. seinen Wiz entlehnt hat; die übrigen handeln von der besten Welt wider den Hrn. Gottsched; oder von dem Blatterbelzen.

Wir müssen noch den Verf. als Dichter, sich mit seinen eignen Worten vertheidigen lassen. „Ich bitte, „sagt er in der Vorrede, meine Leser inständig, daß sie „mir meinen, mir von Jugend auf anklebenden großen

„Fehler, nemlich deutlich, leicht, natürlich und fließ-
„send zu schreiben, gütig verzeihen wollen. — — Zwar
„war diese deutliche und natürliche Schreibart zu
„Opitzens, Flemmings, Canitzens, Bessers, Gün-
„thers Zeiten eine große Tugend eines Scribenten: —
„— aber itzo ist sie vielmehr nach dem gestrengen Ur-
„theile der neuen Poetenbande, seichte, schaal, trocken
„und kriechend, welche allein für die elenden Reimer
„und düstern Dummköpfe gehört.„ Wohl gesagt,
Herr Triller.

C. Krapfii experimenta de nonnullorum ranunculorum venenata qualitate, horum externo et interno usu. Viennæ Austriæ, 1766. auf 107 Seiten in 8.

Die neue Epoche in der Heilungskunst, die sich von den störkischen Versuchen mit den Giftkräutern anfängt, ist wenigstens deswegen merkwürdig, weil sie die Aerzte auf die Wirkung der Kräuter in dem menschlichen Körper aufmerksamer gemacht hat. Wir haben das Vergnügen, unsern Lesern jezt eine Abhandlung von dieser Art anzuzeigen, die wirklich ziemlich gut gerathen ist.

Herr Krapf hat die Kräfte des giftigen Safts *) einiger Gattungen des Hahnenfußes untersuchet, und darauf die Mittel zu erfinden sich bemüht, die das stärkste Gegengift dawider sind.

Dieser Saft ist kaustisch, und in einigen Gattungen stärker in andern schwächer. Oft hängt die Stärke oder Schwäche desselben auch von dem Standorte ab. In-

*) Ranunculus 1) *sceleratus* Linn. 2) *bulbosus* L. 3) *arvensis* L. 4) *sardous*. 5) *acris* L. 6) *Bregninus*. 7) *illyricus*. 8) *phtora*. 9) *aquatilis*. 10) *ficaria*.

Innerlich verursacht er heftige Schmerzen, Konvulsionen, Entzündungen des Magens, ja den Tod selbst. Aeusserlich schikt er sich zum Blasenziehen vortreflich, weil die Wunde, die er hervorbringt, langsam heilt: Er verursachet starkes Niesen, und zerfrißt die innere Haut der Nase.

Die Schärfe des Safts besteht besonders in dessen flüchtigen Theilen: sie verliert sich im Kochen, Troknen, und Reifen der Pflanze, welche hernach eine unschädliche Speise abgiebt. Die Schärfe scheint nach einigen Versuchen des Verf. weder sauersalzig noch laugensalzig zu seyn, und sie wird durch eine Beymischung schmakhafter Körper vermehrt. Der Hr. Verf. hat sich durch Versuche überzeugt, daß 700. Kräuter, die er alle systematisch nennt, kein Gegengift dawider sind. Der Sauerrampf leistet diese Hülfe allein. Wenn man Sauerrampf damit käuet, oder zerstößt, so wird die Schärfe gelindert: doch erfolgt diese Linderung nicht, wenn die Säfte beyder Pflanzen unter einander gemischt werden, oder wenn das Fleisch von dem Safte des Hahnenfusses schon angefressen ist. Die Wirkung der unreifen Johannisbeere ist beynahe so vortheilhaft, wie der Sauerrampf. Das beste Hülfsmittel unter allen ist das gemeine Wasser: und dies wird sogar eine Arzney wider andere Krankheiten, wenn es mit dem Safte des Hahnenfusses vermischt wird.

Das Jucken, das dieser Saft verursacht, wird vom Sauerrampf; und das Anfressen vom peruanischen Balsam am besten geheilt. Man kann die Hahnenfüsse in den meisten Jahrszeiten frisch haben, oder im Winter im Sande erhalten. Der Verf. schlägt vor, sie wegen ihrer guten Eigenschaften anstatt der spanischen Fliegen zu verschreiben. Der Saft frißt die Warzen doch nicht weg. Die Versuche über die Wirkungen dieses Krauts hat der Verf. theils an seinem

schen Neuen Testaments, nebst einer Sammlung der vornehmsten Verschiedenheiten des Grundtextes und der Vulgate desselben: mit beygefügten critischen Anmerkungen — zur Widerlegung des Herrn D. Semlers. Hamburg bey Joh. Christ. Brandt, 1766. 8. 1 Alphab. 9 Bogen ohne Zueignungsschrift und Vorrede.

Das ist recht! So müssen die noch unausgebauten Gemächer in der Kritik zur Bequemlichkeit des Schriftauslegers nach und nach wohnbar werden, wenn einmal ein Semler sich aufmacht, weg damit — wozu nuzt es? laut ruft, daß es alle hören können und Anstalt zum Niederreissen macht, — — da denn mancher, der sonst nicht daran würde gedacht haben, zum besichtigen herbey eilt, und die Stimmen getheilt werden, bis endlich nach einigen hitzigen Wortwechseln noch andre dazwischen kommen und den Ausschlag geben; Dazu nuzt es. Bis so weit ist es nun wohl in diesem Streite noch nicht gekommen, wir zweifeln aber gar nicht, daß dies der Ausgang seyn werde, so rühmlich für den Hr. D. S. der die Sache zuerst in Bewegung gebracht, als für den Hr. Sen. G. der sie bis hieher darinnen erhalten. Es führt also auch dieser in der angezeigten Schrift von neuen (s. 4 B. 1 St.) das Wort für die complutensische Ausgabe des N. T., zeigt in des ersten Theils erstem Hauptstük, daß alle die Beschuldigungen, die Hr. S. derselben aufgebürdet, die Jugend der bey ihr zu Rath gezogenen Abschriften, die gesuchte Conformität mit der Vulgate,

Inhalt

derer in diesem zweyten Stük des fünften Bandes recensirten Bücher.

X 2 XX.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

Musik.

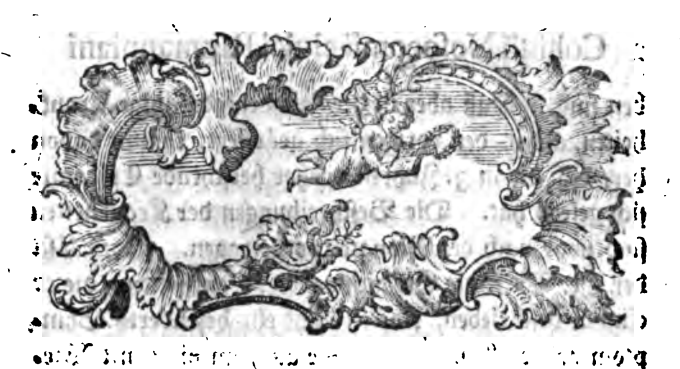
6) Weltweisheit.

Die

11)

11) Haushaltungskunst.

12) Vermischte Nachrichten.



I.

Nosocomii civici Pazmanniani Annus medicus tertius sive observationum circa morbos acutos et chronicos ab *Henrico Josepho Collin*, Medico Viennensi et ejusdem nosocomii Physico factarum. Pars prima. Vindobonae typis Io. Thom. de Trattner 1764. 396 Seiten in 8.

Der Herr Verfasser ist dem Herrn Störk als Arzt bey dem Pazmannischen Krankenhause gefolget, und ahmt seinem Vorgänger in der Beschreibung der daselbst jährlich vorfallenden Krankheiten nach. Dieser hörte mit dem Junius 1760. auf. Daher der Hr. Verf. mit dem Julius des Jahres darauf seine Beobachtungen angefangen und bis auf eben den Monat 1761. fortgesetzt hat. In diesem Zeitraum hat er fünfhundert und einige neunzig Kranke zu besorgen gehabt, davon 47. gestor-

ben sind. Daß aber in der Zeit weniger hitzige Krankheiten, als in den vorigen sich geäussert, kömmt davon her, daß die in 3. Jahren vorher herschende Epidemie sich gelegt hat. Die Beschreibungen der Krankheiten sind zwar nach den Monaten vorgetragen. Doch läßt der Hr. Verf. die Geschichte der Krankheiten, die er einmal beschrieben, wofern nicht ein besonderes Symptom vorgefallen, in der Folge aus, um nicht mit Wiederholungen beschwerlich zu fallen. Den größten Theil dieses Bandes machen des Hrn. Verf. Versuche mit den Schierling aus.

Einfache hitzige Fieber, Entzündungsfieber, nachlassende Fieber, Catarrhalfieber und Wechselfieber von verschiedener Art sind diejenigen, welche dem Hrn. V. vorgekommen sind. Sie sind zum Theil wegen einiger Zufälle, mit denen sie verbunden gewesen, merkwürdig. In verschiedenen ist der Friesel, wie auch der fleckigte Ausschlag offenbar critisch gewesen. Die einfachen hitzigen Fieber haben sich auch ohne einen critischen Harn gebrochen. Mit der Aderlasse muß man in den Entzündungsfiebern nicht zu freygebig seyn, um den Kranken nicht zu sehr zu entkräften. Der Schwefelgeist ist sehr oft in den Wechselfiebern wirksam gewesen. In dem Seitenstechen sind viele durch die auf die Brust gelegten Blasenpflaster oder den Senfteig mit spanischen Fliegen vom Tode errettet worden. Der Hollundermus mit Polychrestsalz und Salpeter versezt, haben die alltägigen Herbst- und Frühlingsfieber gehoben. In den Tertianfiebern hat man aber größtentheils mit Salzen und Conserven aus antiscorbutischen Kräutern zurecht kommen können. Sonst hat

im

im Quartanfieber ein Trank von Gras- und Löwenzahn-wurzel nebst dem Erdrauchsyrup, Pocpchrestsalz und versüßten Salpetergeist vortrefliche Dienste geleistet.

Von dem Nutzen des Schierlings trift man 41. neue Erfahrungen hier an, welche deutlich die Wirksamkeit dieses Mittels an den Tag legen. Herr C. zieht aus diesen einige Folgerungen, davon wir nur der vornehmsten erwähnen. Da man wider den Schierling einwendet, daß er bey innerlichen Verstopfungen und Geschwülsten leicht eine nachtheilige Eyterung zuwege bringen könnte, so räth der Hr. Verf. an, derselben durch Mäßigung des Fiebers, den unterbrochenen Gebrauch des Schierlings und andere Vorsichtigkeitsregeln vorzubeugen. Ein guter Vorbote ist es, wenn ein Fahren und ein gelinder Schmerz in dem leidenden Theil sich äussert. Der Schierling kömmt in der venerischen Krankheit dann zu statten, wenn wegen der Verderbung der Eingeweide der aufgelösete Sublimat nicht angewandt werden kann. In den ersten Stuffen des Scharboks ist dieses Mittel ebenfalls sehr kräftig. Bey dem Gebrauch desselben schließt man keine andere als scharfe und zähe Speisen aus, und kann sich auch ein Glas Wein erlauben. Das mit den Blättern abgekochte Wasser ist eben so sicher als das Extract selbst.

G.

II.

Johann Melchior Götzens ausführlichere Vertheidigung des complutensischen griechi-

schen Neuen Testaments, nebst einer Sammlung der vornehmsten Verschiedenheiten des Grundtextes und der Vulgate desselben: mit beygefügten critischen Anmerkungen — zur Widerlegung des Herrn D. Semlers. Hamburg bey Joh. Christ. Brandt, 1766. 8. 1 Alphab. 9 Bogen ohne Zueignungsschrift und Vorrede.

Das ist recht! So müssen die noch unausgebauten Gemächer in der Kritik zur Bequemlichkeit des Schriftauslegers nach und nach wohnbar werden, wenn einmal ein Semler sich aufmacht, weg damit — wozu nuzt es? laut ruft, daß es alle hören können und Anstalt zum Niederreissen macht, —— da denn mancher, der sonst nicht daran würde gedacht haben, zum besichtigen herbey eilt, und die Stimmen getheilt werden, bis endlich nach einigen hitzigen Wortwechseln noch andre dazwischen kommen und den Ausschlag geben; Dazu nuzt es. Bis so weit ist es nun wohl in diesem Streite noch nicht gekommen, wir zweifeln aber gar nicht, daß dies der Ausgang seyn werde, so rühmlich für den Hr. D. S. der die Sache zuerst in Bewegung gebracht, als für den Hr. Sen. G. der sie bis hieher darinnen erhalten. Es führt also auch dieser in der angezeigten Schrift von neuen (s. 4 B. 1 St.) das Wort für die complutensische Ausgabe des N. T., zeigt in des ersten Theils erstem Hauptstük, daß alle die Beschuldigungen, die Hr. S. derselben aufgebürdet, die Jugend der bey ihr zu rath gezogenen Abschriften, die gesuchte Conformität mit der Vulgate,

gate, und die Menge grober Drukfehler, mit noch weit mehrerem Rechte der ersten Erasmischen Ausgabe gemacht werden könnten; im zweyten, daß die eigentliche Streitfrage zwischen ihm und Hr. S. nebst Wetsteinen diese sey, „ob die Ausgeber des spanischen N. T. „diese ganze Ausgabe mit einer wissentlichen Un„treue nach der Vulgate geändert;„ im dritten, wie der eigentliche Werth der spanischen Ausgabe zu bestimmen sey; im vierten, daß die vorhin von ihm geäusserte Muthmassung von den im Vatican bisher verheimlichten Abschriften des Grundtexts keine so beissenden Vorwürfe verdienet hätte, die Ravianische Abschrift nicht für eine Copey des complutensischen griechischen Textes angesehen werden könne und die ganze Einrichtung des gr. Texts 1 Joh. 5, 7. es höchst unwahrscheinlich mache, als ob dieser Vers aus dem daneben gedrukten lat. Text übersezt worden — Im zweyten Theil werden die Abweichungen des Grundtexts von der Vulgate in dem spanischen N. T. und die verschiedenen Lesarten beyder durch alle Bücher des N. T. geliefert und am Ende der Excerpten jedes Buchs (die Petrinischen, Johanneischen Briefe und die Offenbarung Joh. ausgenommen) kritische Anmerkungen beygefügt, in welchen Vergleichungen mit dem Cod. Alexandr., des Blanchini Evangeliariis, des Sabatiers versione antiqua et nova angestellt und gelegentlich Emsers Annotationen ausgezeichnet werden. Der Leser wird es schon diesem Entwurf ansehen, daß Hr. G. das zweytemal gerüsteter zum Streit erscheint, und so wenig wir daher unser Urtheil über den ersten Angrif wieder zurük zu nehmen

 brau-

brauchen, so sehr sehen wir uns verpflichtet, von dem gegenwärtigen im Ganzen rühmlicher zu urtheilen. Wir wollen so gleich in einem Zuge hinter einander wegschreiben, worinnen wir nun dem Hrn. G. nach ernster Prüfung beytreten — nemlich hierinnen; daß nicht mit Gewißheit geschlossen werden könne, wenn die Herausgeber der complutensischen Polyglotte die gr. Uebersetzung des A. T. nach der Vulgate eingerichtet, so haben sie eben so untreu den gr. Text des N. T. nach der Vulgate umgeändert; nicht geschlossen werden könne, wenn Sepulveda im Jahr 34. von einen Foedere cum Graecis schrieb, nach welchen der Grundtext von Schismaticis der Vulgate mußte gleich gemacht werden, so handelte man auch schon im Jahr 14. darnach; oder wenn man nach der Reformation diese Maxime eingeführt, so handelte man auch vorher nach derselben: sondern lediglich die Frage sey, was der Cardinal mit seinen Gehülfen für Ideen vom griechischen Text in Vergleichung mit der Vulgate gehabt habe? Daß ferner, wenn auch die Anzahl der Abweichungen in dem griech. Text der Complutense nicht so ansehnlich wäre (910. nach der Collation des Hrn. Sen.) doch einige wichtig und andre z. E. Marci, 3, 31. wo im griech. Text die Brüder der Mutter, der Vulgate entgegen, voranstehen, ziemlich beweisend sind, daß die Hauptabsicht der Herausgeber nicht auf die Huldigung dieser gerichtet gewesen; daß noch weiter (wie Hr. G. sich nun erklärt, nachdem er vorher die spanische Ausgabe des N. T. den besten Handschriften wollte gleich geschäzt wissen,) die complutensische Ausgabe gleiche Achtung

mit der Erasmica prima verdiene; wobey wir aber doch noch die Einschränkung im Ganzen betrachtet uns vorbehalten; daß überdies der Ravische Codex nicht eine bloße Abschrift von dem Complutensischen seyn könne; und nun endlich die streitige Stelle noch anders lauten müßte, wenn man wahrscheinlich muthmassen wollte, sie sey nach der danebenstehenden Vulgate verfertiget. So weit sind wir also mit dem Hn. S. einig und rechnen es ihm für ein grosses Verdienst an, daß er diesen Dunkelheiten hin und wieder mehreres Licht gegeben, auch seine eignen Einsichten in einigen Puncten verbessert und es frey gestanden. Allein nun müssen wir auch eben so unpartheyisch sagen, was und wie viel wir noch von Vermehrungen oder Verbesserungen gewünscht hätten. Im zweyten Theile sollen, wie gesagt, die Varianten geliefert werden. Hier sind wir einmal ungewiß geblieben, ob es eine vollständige Sammlung seyn soll, indem S. V. der Vorrede noch von einer übriggelassenen Nachlese geredet, und doch S. XXXVI. eben derselben, sie vollständig zu liefern versprochen, und dies Versprechen S. 4. der Einleitung wiederholt wird. Zweytens sehen wir immer noch nicht, wie die lezte Forderung des Hrn. D. S., zu beweisen, daß nicht neue, jüngere und unächte Lesarten in den griech. complutensischen Text aufgenommen worden, durch den größten Theil des Auszugs befriediget worden, und hätte alsdann nothwendig mit andern Abschriften, als der alexandrinischen, mit Citationen in den Schriften der Kirchväter u. s. w. die Vergleichung angestellt und ganz so verfahren werden müssen, wie Wetstein und

Hr. D. Semler die Vorschriften dazu ertheilet und bey mehreren Gelegenheiten die Spuren alter Lectionen aufgesucht haben. Drittens haben wir in dem einzigen Matthäus, so weit wir in der für uns angestellten Collation gekommen sind, die Excerpte des Hrn. G. theils ganz unrichtig, theils nicht fehlerfrey (obgleich S. XXXVI. der V. versichert wird, es werde schwerlich ein Drukfehler vorkommmen) gefunden; Ganz unrichtig in folgenden Stellen:

Grundtext.		Vulgate.
I. 18. Ιησου χριϛου η γεννησις	—	Christi autem generatio.

Wer sollte nun nicht hier glauben es fehle im gr. δε und doch steht klar da:

του δε Ιησου χριϛου — —		
IV. 24. ακοη αυτων		opinio ejus.

und doch heißt es:

ακοη αυτου		— — —
V. 44. μετ' αυτου δυο		cum illo *alia* duo.
es heißt aber: — — —		cum illo *et alia* duo.
VI. 19. 20. σης και βρωσις		erugo et tinea.

Wenn das den 19. V. gelten soll so sehen wir gar keine Varietät, und soll es auf den 20. zugleich gehen, da er zugleich beygeschrieben ist, so findet sich auch hier keine; es heißt:

— ουτε σης ουτε βρωσις		nec erugo nec tinea.
VIII. 32. των χοιρων		fehlt

nemlich das zweytemal, (welches auch unterscheidender hätte gesagt werden sollen,) ist in der Vulgate blos

blos das ἀγελη übersezt, mit Weglassung des beygefügten των χοιρων: Und das ist richtig; allein so hätte auch die gegenseitige Abweichung in der ersten Hälfte bemerkt werden sollen,

... εἰς την ἀγελην των χοιρων in porcos.

XVI. 22. ἱλεως σοι . . . . . absit.

allein nach unsern Exemplar hat auch die Vulgate absit *tibi*.

XXVI. 67. ἐκολαφισαν . . palmas in faciem dederunt.

Hier ist das Versehen des Herrn Sem., daß er die Worte der Vulgate für eine Uebersetzung des ἐκολαφισαν hält, die eigentlich zu dem ἐρραπισαν gehören; Jenes wird übersezt et colaphis eum cæciderunt. — Fehlerhaft haben wir die Recension gefunden: V. 47. wo τελωναι und nicht τελεναι, VI. 1. ἐλεημοσυνην und nicht μοσυνην, XVI. 22. ἱλεως und nicht ἱλεος, XXIV. 36. nisi Pater solus und nicht nisi solus Pater gedrukt ist. Besonders wäre es doch, wenn gar verschiedene Exemplare oder Abdrücke von dem Complutensischen N. T. vorhanden wären, und könnte dies der Muthmassung ein neues Gewicht geben, daß nach der ersten Erasmischen Ausgabe eine Veränderung mit der Complutensischen vorgegangen, auch es dann mehr wahrscheinlich machen, daß die Herausgeber, um dieser einen Rang abzulauffen, in einem gleich hohen Tone von vetustissimis et emendatissimis exemplaribus geredet, und durch das non vulgaria, seu *temere oblata* die Erasmischen Handschriften antasten wollen. Wenn also Hr. S. dem Hn. D. Ernesti einmal die Frage vorlegt, welches denn

 die

die vulgaria seyn würden, wenn die gerühmten antiquissima erst aus den 15. Jahrhundert gewesen wären? so wäre die Antwort leicht: aus Spott die Erasmischen. Doch, um noch etwas von dem ersten Theil zu sagen, so würden wir überhaupt diese förmliche Versicherung der Herausgeber in der Vorrede, weder mit Hrn. G. zum Beweise wirklich gebrauchter alter Handschriften machen, noch sie mit Hrn. D. S. verdächtig machen: Nicht dieses, weil freylich vorläufige sichre Data dazu gehören, um einen solchen Verdacht zu rechtfertigen; nicht jenes, weil eine Verschreibung ohne alle Namens-Unterschrift auch kein tüchtiges Zeugniß abgeben kann. Eben so wenig würden wir, wie der Hr. Sen. einigemal in der Vorrede und im Werke selbst gethan, so viel darauf bauen, daß die Herausgeber 2 Petri I, 10. das *per bona opera* der Vulgate nicht in den griechischen Text eingerükt und nicht so früh Triumph rufen, warum haben sie das nicht gethan, wann es ihr Fürsaz gewesen den Text nach der Vulgate zu ändern? Denn im Jahr 17. war auch der Streit über die guten Werke noch nicht angegangen. Man sieht indeß hieraus, wie Hr. G. in eben den Fehler verfällt, den er dem Hrn. D. S. zur Last legt. Dieser wird getadelt, wenn er aus einer spätern Bejahung des Sepulveda, etwas beweiset, welches lange vorher die Complutensischen Editores sollen gethan haben, und Hr. G. beweiset aus einer spätern Controvers, was man eben so lang vorher in Rüksicht auf sie müßte gethan haben, im Fall man unehrlich hätte handeln wollen. Wir wundern uns nun auch, wie Hr. G. indem er richtig bemerkt, es sey

nicht

nicht wahrscheinlich, daß 1 Joh. 5, 7. der griechische Text nach der dabey stehenden Vulgate verfertiget worden, doch auch nicht gesehen, daß davon eigentlich nicht die Rede war, und man nur behauptet, es sey überhaupt irgend einmal aus der Vulgate diese Reyhe von Worten ins Griechische übersezt worden. Wir müssen hier abbrechen, können es aber doch nicht ganz verhalten, daß der Hr. Sen. S. 255. izt und insbesondre S. 264-266. in einem Tone redet, der (um ihm seine Worte gegen den Saarbrückischen Gelehrten abzuborgen,) für ihn viel zu hoch ist — der Leser mag urtheilen. Herr D. S. hatte in seiner Untersuchung S. 70. geschrieben: „daß Wetstein sich eben nicht zu dem Athanasianischen Symbolo bekannt, ist ihm nicht so hoch anzurechnen: Er glaubt von Herzen, daß J. C. Gott, und der Herr sey, u. s. w.„ Herr G. tritt hingegen auf: „ich fodre ihn hiermit „im Nahmen Gottes und seiner Kirche auf, sich über „diese seine Worte deutlicher zu erklären — — — „ich erwarte also von dem Hrn. D. eine bestimmte „Erklärung über folgende Artickel„ — kurz nun folgen 4. Inquisitionsartickel, recht genau, wir gestehen es, entworfen; darauf soll der D. antworten oder versichert seyn — was wohl? das wissen wir freylich selbst nicht, was der Hr. Sen. alsdann thun will. — Aber deswegen wollten wir nun eben fragen, ob der Hr. G. Senior der evangelisch-lutherschen Kirche im ganzen H. R. R. oder in Hamburg ist? ob er zweytens wohlbedächtig überlegt hat, in was für einem Zeitraum er also schrieb, und die Zeichen der gegenwärtigen Zeit vorher genugsam geprüft? ob er drit-

drittens die Majestäts-Rechte circa sacra übertragen bekommen? und wenn es geschehen, ob er viertens den Aufwand über sich nehmen und im Fall Hrn. D. S. antwortete, ich brauche nicht vor einem einzeln Lehrer zu stehen, aber auf einer Kirchenversamlung will ich frey antworten, diese also dann will zusammen berufen lassen? daß doch der dogmatische Eyfer und die Pastoral-Klugheit allezeit recht geschwisterlich mit einander vereinigt seyn möchten! Und nun nur noch ein Wort: Herr G. sagt einmal dem Hrn. D. S. ins Ohr, es stehe auf dem Titel der Erasmischen zweyten Ausgabe des N. T. morbus est, non judicium, damnare quod non inspexeris: Möchte doch Hr. G. bey allen seinen Streitschriften, so wie bey dieser, das gleich vorhergehende fleißiger anwenden wollen: Neque *statim offendere*, si quid *mutatum* offenderis, sed *expende*, num in melius mutatum sit. —

A.

III.

Die Sitze der musikalischen Hauptsätze in einem harten und weichen Tonnet entworfen und erklärt von G. F. Lingke. Leipzig, bey Breitkopf und Sohne 1766. in 4. 8 Bogen und 2 Bogen Tabellen.

Der Verf. schöpft aus der gefälligen Aufnahme seines Werks die Hofnung, daß er die darauf verwendete Zeit nicht übel verbraucht habe. Wir selbst sind der Meynung, daß ihm bey vernünf-

künftigen Kennern diese Hofnung nicht fehl schlagen werde. Die Erfindung der Tabellen ist nicht allein ganz neu, sondern auch eben so nüzlich. Anfängern können sie sich unentbährlich machen, und geübten Kennern selbst brauchbar werden. Besonders verdienen von der Haupttonartleiter und seitenverwandten Hauptleitern die bezieferten Nebenleitern ihr eigenes Lob, indem sie Anfängern, die mit den alten Kirchen-Tonarten sich zu beschäftigen gedenken, eine hellere Fackel aufstecken, als in irgend einer andern musikalischen Schrift geschehen ist. Der Hr. Verf. glaubt ferner, und mit Recht, daß es ihm wie andern erlaubt seyn werde, seine Gedanken zu sagen, deren Richtigkeit aber sich nur allein auf Gründe und Erfahrungen stützen müsse. Wenn Jemand alte Irrthümer und Vorurtheile abzuschaffen vermögend ist, und er thuts, so handelt er löblich; aber man muß alle nöthige Vorsicht anwenden, daß man nicht, anstatt der alten, neue ausbreite.

Das Werk, wovon wir reden, ist auf gute Gründe und Erfahrungen gebaut. Wir nehmen nur einige wenige Sätze davon aus; welchen wir noch nicht unsern vollkommenen Beyfall ertheilen können. Z. E. es will uns

1) der in den Tabellen durchgängige Gebrauch von den neu bezeichneten Zahlen so in §. 5. befindlich, nicht recht gefallen; weil er den Anfängern die natürlichen Arten von Intervallen einer Tonartleiter, die zum Unterschied der zufälligen Intervallen keine besondere Bezeichnung bedürfen, unkenntlich macht; und daher ver-

ur-

ursacht, daß er sie mit denen zufälligen Intervallen, die einer besonderen Bezeichnung nothwendig bedürfen, vermengen muß: auch werden bey dem Accompagnement durch die vielen Zeichen die Schwierigkeiten sehr vermehrt: der Zweydeutigkeit nicht zu gedenken die ein Punkt verursachen kann, wenn er zwischen zweyen Zahlen steht, z. E. bey 5.3, ist man ungewiß, ob den Punkt hinter der 5. oder vor der .3 seinen bestimmten Ort habe.

2) Scheint der Hr. Verf. mit denenjenigen nicht völlig einstimmig zu seyn, welche alle Sätze, die zu einer Tonart gehören, in die sieben Stufen einer einzigen Tonleiter vertheilen, und die Tonleitern der Alten, die ihre eigene Sätze haben, davon weglassen. Es ist wahr, wenn alle Sätze, so zu einer Tonart gehören, anders nicht als durch die Hülfe der Tonleitern der Alten könnten erfunden werden, müßte man dem Herrn Verf. ohne Widerrede ganz beypflichten. Wenn aber gezeiget werden kann, daß alle diese Sätze, so zu einer Tonart gehören ohne die alten Tonleitern nicht allein können erfunden, sondern daß auch die alten Tonleitern, benebst ihren Bezieferungen, vielmehr selbst daraus können hergeleitet werden, so wird uns Hr. L. zu sagen erlauben, daß es nicht nothwendig für jedermann sey, die Tonleitern der alten anzunehmen, wofern er nicht genöthiget ist der Kirche Dienste zu leisten. Hier ist der einzige Fall, da die Erkenntniß der alten Tonleitern nothwendig wird: sonst ist uns keiner bekannt. Denn ein jeder theoretischer Musikverständiger weis, daß die vollkommenste Fortschreitung von einer Grund-

har-

Harmonie zur andern, durch die fallende Quint oder steigende Quart geschieht. Fängt man also mit der Prime an, und wechselt mit fallenden Quinten und steigenden Quarten so lange ab, bis man in die Prime der Tonart wieder zurük kommt: stellt man ferner die vierstimmige Grundharmonie über jedem Ton dieser Fortschreitung, so bringt man alle die drey- und vierstimmige Säze zu jeder Tonartstufe heraus, die der Herr Verf. zu den Umfang einer Tonart bestimmt hat.

	7	—	—	—	—	—	—	—
	5	—	—	—	—	—	—	—
	3	—	—	—	—	—	—	—
3. E.	1 C,	2 F,	3 H,	4 E,	5 A,	6 D,	7 G,	8 C.

Auf der Prime der C Dur Tonart finden sich alse sieben Säze so daraus herzuleiten sind; als

			7	6	6	6
5	6	6	5	5	4	4
3	3	4	3	3	3	2
1 C,	5 C,	2 C,	8 C,	5 C,	2 C,	6 C.

Die Zahlen vor den Buchstaben der Töne zeigen bey dem Ex. an, welche Harmonie den hergeleiteten Saz gegeben hat.

Eben so werden zu 2ten, 3ten, 4ten, 5ten, 6ten, und 7ten Tonartstufe, die sieben ähnliche Harmonien aus dem Ex. hergeleitet. Verbindet man in dem Ex. die erste mit der sechsten Fortschreitung, und macht diese sechste Fortschreitung wieder zur ersten, und verbindet wiederum ihre sechste damit, fährt damit auf solche Weise weiter fort, so entsteht daraus eine solche Stu-

fen-

fremäßige Fortschreitung wie hier folgt, und giebt die Tonartleiter von C Dur mit ihrer Beziefferung z. E.

C	D	E	F	G	A	H
	6				6	
5	4	6	6		4	6
3	3	3	5		3	5

Macht man den Ton D zur ersten Stufe, und verbindet damit die sechste Stufe, wie kurz vorher ist gezeigt worden; so entsteht daher die Nebenleiter von D; und die Beziefferung der Haupttonartleiter lehret, wie die Stufen der Nebenleitern müssen beziefert werden. Eben so verhält es sich mit Erfindung der Nebenleitern von e, f, g, a, h. Wir hoffen hierdurch deutlich genung erwiesen zu haben, daß auf denen sieben Stufen einer Haupttonleiter, alle Sätze, so zu dessen Umfang gehören, können erfunden werden; ohne daß man der Alten Tonart dazu benöthiget ist. Man sieht im Gegentheil, daß alle diese alten Tonarten, mit ihren Beziefferungen, ihren Grund in der vollkommensten Fortschreitung einer Grundharmonie zur nächstverwandten finden.

3) Daß das harte Tongeschlecht nach §. 7. nach seinen Stufen in der Hauptleiter allemal 8 große Töne haben soll, ist undeutlich: denn die 5 ganzen und 2 großen halben Töne, welche in einer Tonartleiter befindlich, können nicht einerley Benennungen haben; und aus 8 großen Tönen läßt sich niemals eine Tonartleiter verfertigen.

4) Hier gedenkt der Herr Verfasser, weil die sechste Stufe A, der harten Tonartleiter C Dur, keine Mitstim-

stimme in denen vorhergehenden G und C Dur Harmonien abgiebt; so könne auf demselben kein Hauptsaz angebracht werden, der nicht zu einer andern Leiter gehöre. Wäre dieses gegründet: so können die 2te und 7te Stufe ebenfals keine Harmonien haben, denn d, und h können keine Mitstimme zur vorhergehenden C Dur Harmonie abgeben. Müssen hier nicht einerley Gründe einerley Folgen haben? Wenn aber die Primharmonie C Dur mit ihren Umkehrungen nicht alle Stufen der Tonartleiter mit Harmonie besetzen kann, so muß nach der vollkommensten Fortschreitung der Grundharmonie, die Oberquint G Dur, dem C Dur vorgehen, und reicht diese noch nicht zu, die ganze Tonartleiter mit Harmonie zu versehen; so muß aus einerley Grund die D moll Harmonie der G Dur Harmonie vorgehen, und diese drey Harmonien reichen zu, eine Tonartleiter auf- und absteigend mit Harmonie zu versehen, also der sechsten Stufe auch.

5) In §. 15, will der Hr. Verf. zum auf- und absteigen einer Molltonartleiter wider die gemeine Erfahrungen nur eine annehmen als a, h, c, d, e, f, gis, a. Er hat sich ziemlich weitläufig darüber erklärt. Seine Gründe haben einen grossen Grad der Wahrscheinlichkeit, aber sie gerathen mit der angenehmen Empfindung in einen Streit, welcher doch zu beyder Befriedigung muß können beygelegt werden. Wie geschiehet aber dieses? Folgendes mag zur Entwickelung dieser Frage dienen; und unpartheyische Kenner mögen den Ausspruch thun. Es ist eine Grundwahrheit, daß alle Töne in einer Tonartleiter, der Prime oder ihrer Grundharmonie im nähesten Grade müssen verwandt

 seyn.

seyn. Daher entsteht, wenn a die Prime ist, folgende absteigende Tonartleiter, z. E. a, g, f, e, d, c, h, a. Es ist aber bey aufsteigender Tonartleiter nothwendig, daß der Tonbezeichnende Ton gis muß vernommen werden. Dieses gis muß man also von der A Dur Tonartleiter entlehnen. Der durch richtige Erkenntniß und Einsicht gereinigte Geschmak, verspürt bey dem Aufsteigen zwischen F und gis eine sehr widrige Empfindung: denn das F will seiner Natur nach herunter, und muß widernatürlich herauf steigen ins gis. Um dieser unangenehmen Empfindung abzuhelfen, bleibt nichts übrig, als daß die kleine Sext in eine große verwandelt, und aus der A Dur Tonart auch entlehnet werde: fis und gis werden also nur im Aufsteigen allein gebraucht. Hier müssen demnach die nächstverwandten Töne der angenehmen Empfindung wegen nachgeben. Im Absteigen behalten hingegen die nächstverwandten Töne g, und f, ihr Recht; und so wird beydes Vernunft und Gehör befriediget. Sollte die Musik nicht mit den andern schönen Künsten gleiches Recht haben, ihre unvollkommenen Theile zu verschönern? Die Furcht C Dur und A moll ohne ein vorgezeichnetes gis zu verwirren, ist wohl zu groß: denn die Primen mit ihren Grundharmonien unterscheiden sie zureichend. Bey der Ausweichung ist fis ohne gis, und g ohne gis und fis zureichend, G und C Dur von A moll zu unterscheiden.

6) Es beliebt dem Verf. in §. 18, A moll als eine entferntere Ausweichung vom Hauptton C Dur anzusehen als E moll; und zwar deswegen, weil es gis hat. Ist denn aber E moll, worin fis und dis sich befindet

C Dur ähnlicher, als A moll, worin sich nur ein gis befindet? sind denn zwey Unterschiede kleiner als einer? Es wird also wohl dabey verbleiben müssen, daß A moll dem C Dur näher verwandt ist als E moll.

††

IV.

Antonii de Haen S. C. R. A. Majestatis Consiliarii et Archiatri, nec non Medicinæ in hac alma et antiquissima universitate Professoris primarii, Societatis scientiarum Haarlemensis, et physico-botanicæ Florentinæ socii, *Pars octava rationis medendi* in nosocomio practico &c. Viennæ Austriæ, sumptibus Hermanni Josephi Krüchten 1763. 270 Seiten in gr. 8. *Pars nona* 1764. 302 Seiten.

Der Herr Verf. hat in dem achten Theil, wie er sonst gewohnt ist, verschiedene Lehren der Alten erläutert und mit seinen eigenen Erfahrungen, von denen er verschiedene ausführlich beschriebene Krankengeschichte einstreuet, bestätigt. Einen großen Theil dieses Bandes macht auch die Widerlegung einiger Wienerärzte, die von den Petechien und dem Friesel mit dem Herrn Verf. verschieden denken, aus. Kürzer aber hat der Hr. V. von dem Scorbut und einer Maschine zur Heilung der Darmgicht gehandelt. Hieraus sind 5 Haubtabschnitte entstanden.

Der erste betrift die Schweiße in hitzigen Krankheiten. Hier zeigt der Hr. Verf. daß der Schweiß,

wenn er gleich an einem kritischen Tage mit einer Erleichterung der Zufälle eintrift, doch nicht jederzeit das Fieber hebe, wofern nicht andere Zeichen des Umschlags an dem Harn und dem Stuhlgange sich äussern. Eben so hat er oft Gelegenheit gehabt, die Schädlichkeit häufiger und in eins während des Verlaufs des Fiebers fortdaurenden Schweisse zu bemerken. Wofern nicht gar der Tod darauf erfolgt ist: so hat es doch andere Krankheiten nach sich gezogen, oder es hat sich dasselbe, nachdem der Schweiß aufgehört, durch einen andern Auswurf oder durch einen gutartigen Schweiß geendigt.

Im zweyten Abschnitte handelt der Hr. Verf. von dem Umschlage (Crisis) der Krankheiten, und verbreitet dadurch auf des Hippokrates Lehre hiervon sehr vieles Licht. Er traut derjenigen Besserung nicht, die ohne eine merkliche Ausführung geschicht. Oft hat es geschienen, als wenn die Krankheit völlig überwunden gewesen, da doch nach einer Zeit ein neuer Auftritt erfolgt ist. Bey einem schwarzen oder schwärzlichen, wie auch dünnen Harn, oder der ein schwärzliches Wesen enthalten, ist doch bisweilen ein guter Umschlag wahrgenommen worden, der aber nicht dieser Entledigung, sondern einer andern durch Nasenbluten, Schweisse u. s. w., welche die andern begleitet, zuzuschreiben ist. Wider Galen erinnert der Herr Verf., daß mit der schwarzen Farbe des Harns allerdings eine Flüßigkeit verbunden seyn könne. Sein Irrthum ist daraus entstanden, daß er diese Farbe von der schwarzen Galle herleitete, die man sich sehr dik vorstellete. Der Harn allein giebt kein zuverläßiges Zeichen eines guten und

volle

vollkommenen Umschlags ab, sondern man muß auf die Uebereinstimmung mit andern guten Anzeigen sehen. Sehr selten hält der Herr Verf. die Fälle, daß die Krankheit blos durch einen kritischen Harn gehoben werde, indem er beobachtet, daß die Natur selten sich an einen einzigen Ausführungsweg halte. Ein solcher Harn streitet oft mit der kritischen Abführung um den Vorzug. Bey dem Frösteln, der Hitze, der Ueblichkeit, der Ermattung und andern Zeichen, womit sich die Fieber anzufangen pflegen, glaubt der Hr. V. doch, daß oft der Anfang des Fiebers schwer anzugeben sey. Er streitet sehr für die Wahrheit der Hippokratischen Lehren von den Fieberumschlägen. Wenn auch gleich eine kritische Ausführung geschehen: räth der Hr. V. an, in der Vorhersagung behutsam zu seyn, da nicht selten wider Vermuthen eine unangenehme Aenderung geschehen kann. Auch hier finden sich Beyspiele eines ohne alle vorhergegangene Anzeige durch die Lungen ausgeworfenen Eyters.

Der dritte Abschnitt hat es mit der Beantwortung derjenigen Einwendungen zu thun, die man in verschiedenen Schriften dem Hrn. de Haen gemacht hat, weil er die Petechien und den frieselichten Ausschlag für symptomatisch und mehrentheils durch Kunst hervorgebracht, erkläret. Wir können nach unserer Absicht eben so wenig die Einwürfe, als die Widerlegung derselben in ihrem Umfange hier beybringen, sondern müssen uns nur auf das wichtigste einschränken, zu dem da ähnliche Streitigkeiten, wenn sie mit Bitterkeit geführt werden, selten für andere lehrreich sind. Empfindlich muß es doch einigen angesehenen Aerzten seyn,

weil sie anderer Meynung sind, beständig tirones, discipuli, juniores medici u. s. w. betitelt zu werden. In Holland haben die Schwämmchen im Munde merklich abgenommen, nachdem man die starke Wärme des Zimmers und den Gebrauch hitziger Mittel vermieden hat. Der Hr. V. wirft manchen Aerzten in Wien in der Stadt und den Hospitälern den Gebrauch hitziger Mittel, besonders des Safrans, und die Wärme des Krankenzimmers vor. Zum Theil sind sie auch nicht im Stande die Vorurtheile des gemeinen Mannes in diesem Stücke zu zernichten. Indessen leugnet der Herr Verf. nicht, daß es zuweilen Fälle gebe, in denen man den Flecken und dem Friesel nicht vorzubeugen im Stande ist. Er selbst hat einige solche gehabt, davon er die neuesten hier erzählt, ob sie gleich wegen seiner Heilart so selten sind, daß ihm innerhalb zwey Jahren nur 5 vorgekommen. Nur muß man nicht diese Arten von Ausschlag mit andern verwechseln. Er beruft sich auf sein Tagbuch um zu beweisen, daß sie nicht kritisch seyn; und glaubt, daß wenn sie ein solches Ansehen gehabt, eine dienliche Ausführung entweder vergesellschaftet gewesen oder hernach erfolgt sey, oder daß sie auch zu Ende der Krankheit durch eine Ansteckung hinzugekommen seyn. Daß sie symptomatisch seyn, macht der Hr. Verf. auch dadurch wahrscheinlich, weil man sie ohne schädliche Folgen durch dienliche Mittel vertreiben kann. Er vertheidigt sodann seine Methode in Ansehung des kalten Verhaltens, der Aderlasse und der Zugpflaster.

Hierauf folgen in dem vierten Abschnitte Probleme von dem Scorbut. Daß dieses Uebel den Alten un-

unbekannter als heut zu Tage gewesen, leitet der Herr Verf. davon her, weil man dazumal nicht so weite Seereisen, auf denen vorzüglich der Scharbock sich äussert, unternommen. Er giebt mehrere Gründe an, warum man die Krankheit unter den nördlichen Völkern öfter wahrnimmt. Mit Recht ziehet er die dreyfache Schärfe des Scharbocks, die säuerliche, laugenhafte und die muriatische in Zweifel, nach deren Verschiedenheit einige die Cur eingerichtet haben wollen. Er beruft sich in der Absicht auf die Tagebücher und Bemerkungen des Quartier, Linschotna, von zwölf Matrosen, die in Nova Zembla überwinterten, des Schouten, der Nassauischen Flotte, des Haan, des Martens, des Egede, dreyer Schiffe, die nach dem südlichen Amerika hinreiseten, des Schiffes Barneveld, und des Dampier, nach denen bald säuerliche bald laugenartige Kräuter, bald solche, die keinen merklichen Geschmak haben, gute Heilmittel gewesen sind. Er ist daher der Meynung, daß jederzeit der Scorbut fauler Art sey. Besonders untersucht der Hr. V. woher es komme, daß die Matrosen häufiger als die Seeofficiere von diesem Uebel befallen werden. Diese können die Kleider, wenn sie naß werden, öfter wechseln, ihr Bettzeug und ihre Kleidung ist dicker, und sie haben einen größern Vorrath an Früchten, vegetabilischen Säften, eingemachten Kräutern, Getränke und dergleichen. Die versäumte Bewegung trägt nicht viel zu dessen Uebel bey, sonst müßte dasselbe die Vorgesezten des Schiffs besonders treffen. Bey einer feuchten Luft hilft der Suttonsche Luftreiniger nicht. Selbst bey dem besten Vorrath von vegetabilischer Nahrung

kann, wenn die erwähnten Ursachen nebst einem Ueberdruß wegen der langen Fahrt da sind, das Uebel erzeuget werden.

Den fünften Abschnitt macht die Beschreibung einer Maschine zur Heilung einer hartnäckigen Darmgicht aus. Die Erfindung, die von einem Molinari herrührt, ist dem Hrn. V. von einem Mayländischen Arzt Johann de Videmar bekannt gemacht worden, der zugleich seine Versuche damit bey lebendigen Menschen und todten Körpern und bey einem lebendigen Hunde beschreibt. Die Maschine soll viele Aehnlichkeit mit der Feuersprütze haben, die Martin in der Grammatica scientiarum beschreibt; und der Gebrauch derselben besteht darin, daß man eine große Menge lauhwarm Wasser zu wiederholtenmalen einsprützt. Ein paar mal hat wegen des Widerstandes der Bauhmischen Klappe das Mittel nicht anschlagen wollen. Sonst haben Versuche bey den Leichen gezeiget, daß das Wasser durch den ganzen Canal der Gedärme ganz bis nach dem Munde hingetrieben wird, ohne daß die Gedärme oder der Magen sehr ausgedehnt werden. Der Hr. V. hat die Versuche an lebendigen Hunden und einmal an einem todten Körper nachgemacht, und bis 6 und mehr Pfunde eingesprützt. Bey einen Hunde schien die Bauhmische Klappe einen Widerstand zu leisten, der aber durch eine größere Gewalt gehoben wurde, so daß ein heftiges Brechen nebst einem Auswurf von Würmern und Schleim entstund. Nach den Versuchen sind die Thiere noch ganz munter gewesen. Der Hr. Verf. beschreibt die Bewegung des Herzens, so wie er sie bey zweyen dieser Hunde, die

er

er bald nach der Erdrosselung geöfnet, befunden hat. Bey dem Zusammenziehen hat es sich an der Basis eben so wohl als der Spitze und den Wänden verengert; noch hat die rechte Herzkammer länger als die linke gelebt. Hr. de H. wirft die Frage auf, ob man sich nicht eben dieses Mittels wider die Würmer und besonders den Bandwurm bedienen könnte.

* * *

Wir verbinden sogleich hiemit den neunten Theil, zu dem da in demselben die Materien von dem weissen Friesel und dem Gebrauch der Maschine in der Darmgicht hier fortgesetzet werden, und sonst verschiedenes sich auf das vorige beziehet. Ausser diesen aber theilt der Hr. Verf. verschiedene Oefnungen der Leichen mit, vornemlich von Personen, die an Brustkrankheiten gestorben sind, handelt von der Empfindlichkeit verschiedener Theile, und nachdem er in einem besondern Capitel einige vermischte Materien berühret: so äussert er aufs neue seinen Unwillen wider die Einpfropfung der Pocken.

Die in dem ersten Abschnitt gelieferten zahlreichen Zergliederungen beurtheilet der Hr. Verfasser in dem zweyten. In einigen Körpern hat man die Größe, die Gestalt und die Lage der Theile sehr verändert gefunden. Der Hr. Verf. warnet daher, daß man sich bey der Bestimmung der Krankheit nicht durch die gewöhnliche Lage der Theile hintergehen lasse. Und oft verursacht ein widernatürlicher Geschwulst eine Irrung. Der Hr. Verf. hat auch ein neues Beyspiel gehabt, wie schwer die Brustwassersucht und besonders diejenige

des Herzbeutels zu erkennen sey. Eben so wird wiederum bestätigt, daß ein starker eyterigter Auswurf aus den Lungen ohne ein daselbst befindliches Geschwür geschehen könne, und zwar durch das Beyspiel eines Menschen, der täglich 2. Unzen Eyter auswarf. Es waren auch einmal Zeichen einer Pulsadergeschwulst im Unterleibe vorhanden, und dennoch entdekte man nach dem Tode nichs als eine Verdrehung und verschiedentlich eine Aufblähung der Gedärme. So kann auch das Fieber und das Brechen bisweilen bey einer Entzündung des Magens fehlen: so gar daß ein unmäßiger Appetit dabey ist. Bey einem Menschen fand man das Zwergfell ungemein entzündet, und dennoch hatte sich der Kranke weder gebrochen, und nur in der Todesstunde geraset: noch ist ihm ein widernatürliches Lachen angekommen. Aufs neue bekräftigt der Herr Verfasser, daß man sich auf die Festigkeit des Geblüts nach der Aderlasse nicht verlassen könne, indem sie von so viel zufälligen Ursachen abhängt. Nach des Hrn. Verf. vielfältigen Erfahrungen kann auch der Puls in der Entzündung der Lungen hart seyn. Doch läugnet er nicht, daß er sich bisweilen weich anfühlen lasse, welches er aber für ein sehr verdächtiges Zeichen ansieht. Er hat auch hier Gelegenheit zu zeigen, daß die Polypen der Blutgefäße mehrentheils nur in der Todesstunde erzeugt werden.

In dem dritten Abschnitt beschäftigt sich der Hr. Verf. wiederum mit dem weissen Friesel. Er hat ihn in seinem Krankenhaus das lezte Jahr, wie auch bey seinen Kranken in der Stadt, ganz vermißt. Er macht daher die Frage: ob er etwa in Wien ganz erstikt

wäre?

wäre? Die Antwort ist: da dieser Ausschlag sonst bey andern Aerzten in Wien häufig vorkömmt: so folgt daß diese denselben fabriciren, ich aber nicht.

Der vierte Abschnitt ist durch und durch wider den Hrn. von Haller gerichtet, dessen Meynung doch wohl nicht gewesen ist, aus seinen Versuchen über die Empfindlichkeit ein System zu machen. Denn die Aufschrift dieses Capitels ist: de systemate Halleriano. Es ist bekannt, daß der Hr. Verf. an mehrern Orten eine Widerlegung der Hallerschen Wahrnehmungen unternommen. Hier sucht er aber durch einige neue Beobachtungen und Zeugnisse anderer Aerzte, vornemlich des Valsalva und Morgagni derselben Nachdruk zu geben, man wird sich leicht vorstellen mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit. Er zeigt, daß einige Theile bisweilen durch einen kränklichen Zufall schmerzen können, da sie zu einer andern Zeit gar nicht schmerzhaft sind, obgleich eine Entzündung und so gar der Brand bey ihnen entstehet. Besonders sucht er die Empfindlichkeit der Nieren, der Gelenkbänder der Flechsen und des Brustfells, wobey er sich besonders lange aufhält, darzuthun. Jezt schwanket der Hr. Verf. in Ansehung der Berührung zwischen der Lungen und dem Brustfell, da er doch sonst der Hambergerschen Meynung abgeneigt gewesen ist. Dem Herrn Tissot wirft er vor, daß er von den Beobachtungen des Morgagni über den Siz des Seitenstechens übeln Gebrauch gemacht habe; so wie er überhaupt dem Tissot in dieser Sache widerspricht. Wegen der Art des Zusammenziehens des Herzens, ist er auch nicht mit dem Hrn. von Haller einig, bezeugt auch aus eigenen

genen Beobachtungen in den Leichen, daß jederzeit in dem Herzen Blut vorhanden sey.

Ehe der Hr. Verfasser im fünften Abschnitt seine Versuche mit der Maschine wider die Darmgicht fortsezt, macht er einige andere in diesem Uebel angewendte Heilarten bekannt. Einem Mann, der oft von diesem Uebel befallen war, half verschiedentlich der auf den Unterleib gelegte Schnee, wie auch eiskaltes Wasser in Menge getrunken, zu einer andern Zeit aber die Chinarinde und das Tobaksclystier. Hingegen entstunden aus dem äusserlichen Gebrauch des kalten Wassers bey einer mit einem Nabelbruch behafteter Frau, worauf die Darmgicht erfolget, ein plözlicher Brand. Der Körper war nach dem Tode stark von Luft aufgetrieben, und gab einen unausstehlichen Gestank von sich. Besonders war es, daß der Darm sich so leicht nach dem Tode aus und ein schieben lies, da doch sonst nicht selten die Unbeweglichkeit der Theile, die von Krämpfen entsteht, auch nach dem Tode dauert. Sonst ist Herr Westerhof einmal in einem eingeklemmten Bruch bey der Bähung mit kalten Wasser sehr glüklich gewesen. Der Hr. Verf. gedenkt dreyer neuer Versuche, die in Italien mit der erwähnten Maschine bey Menschen gemacht worden. Er selbst hat sie bey einigen Hunden wiederholt, und die vorigen Beobachtungen bestätigt gefunden. Bey einem fand man doch den leeren Darm zerplazet, und das Wasser in der Bauchhöle. Daher der Hr. Verf. nicht ohne Unterscheid dieselbe bey Kranken angewandt haben will. Bey einem in einem Hunde gefundenen Bandwurm hat das Einsprüzen der Milch und das

Ein-

Einstecken eines zarten Draths eine Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Gliedern zu erkennen gegeben.

Der sechste Abschnitt enthält einige abwechselnde Materien. Hier hat der Hr. Verf. aufs neue Gelegenheit die Chinarinde in den nachlassenden Fiebern zu rühmen. Blos allein das warme Wasser hat sehr hartnäckige Uebel in der Haut, Geschwüre, den Winddorn und arthretische Geschwülste gehoben. Wider verschiedene Augenschäden hat der Herr Verf. nebst der Aderlasse und wiederholten Purgiermitteln, die Zinkblüthen in Rosenwasser, oder Augentrostwasser nüzlich befunden; nicht weniger rein Wasser mit einigen Tropfen Weingeist. In einer heftigen Entzündung aber lobt er einen Breyumschlag aus Aepfeln, Semmelkrumen, Rosen, Hollunderblüthen, Safran und Kampfer, man verbindet damit Zugpflaster oder auch das Haarseil. Um Flecken, oder eine widernatürliche Haut von den Augen wegzubringen, empfiehlet der Hr. V. die Galle der Thiere, und insonderheit die Galle der Quappe (Musela fluviatily.) Die Vippera erhebt der Hr. Verf. nach eigenen Erfahrungen in den Flechten und der Krätze; Nicht weniger absorbirende Mittel in der Englischen Krankheit. Eine Frau die unvorsichtiger Weise Arsenik verschlucket hatte, und zu der der Hr. Verfasser, als eine Lähmung der Beine, nebst einem unerträglichen Zucken der Haut übrig war, gerufen wurde, brachte er glüklich durch, zuerst war das Gift durch eine Menge Wasser, und durch Oehl und Milch entkräftet worden. Die Lähmung wurde aber durch Fußbäder, mit Chamillen, Hollunder, und Lavendelblüthen und durch ein innerlich gebrauchtes Decoct

coct von auflösenden Kräutern gehoben. Die Bärentraube lobt er noch ferner, doch nicht ohne Ausnahme. Im achten Abschnitte bringt der Verf. wiederum einige Beyspiele, von zweyten Blattern, so wohl nach der natürlichen Ansteckung als der Einpropfung bey, und beantwortet einige Stellen aus der zulezt erschienenen Schrift des Hrn. Tralles: Vexatissimum de Insitione variolarum argumentum.

K.

V.

Io. Iacobi Reiske, Animadversionum ad Graecos Auctores Volumen *quintum*, quo Libanius, Artemidorus et Callimachus pertractantur. Accedunt ejusdem praefatio ad sua polybiana et epistola ad Offelium V. C. de nova editione Demosthenis, item Guil. Canteri curae secundae ad Aristidem. Lipsiae, literis Loeperiis, 1766. 816 Seiten in 8.

Wer die vorhergehenden Bände dieser Anmerkungen über griechische Schriftsteller kennt, der wird auch bereits von den Grundsätzen, welchen Hr. Reiske bey seinen kritischen Untersuchungen, die sich bloß auf Lesarten und Worte einschränken, folget, unterrichtet seyn. Da wir aber jezt das erstemal in unserer Bibliothek von diesen kritischen Schriften reden, werden unsere Leser mit Recht die Entwickelung und Beurtheilung seiner Methode von uns erwarten. Zwar führet Herr Reiske in diesem ganzen

Bande

Bande eine so sciopppische Sprache, und begegnet allen Kunstrichtern, auch den billigsten und sanfmüthigsten, auf eine so hitzige und unanständige Art, daß man sich fast fürchten sollte, seine Meynung von diesem Buche zu sagen.

Wenn er von den Tadlern seiner Uebersetzung des Demosthenes redet, und sie homines bellulos, facetulos, delicatulos, qui ad verbum quodque ipsis inauditum, quodque ideo pro sapientia sua putant de trivio arreptum, nauseant, (S. 816.) nennet; wenn er ihnen so gar zuruft: credant mihi, tam parum Germanice callent, quam græce, et de germanica mea dictione perinde atque cœci de coloribus judicant, censores vitio creati, quos contemno et rideo: so können sie sich immer noch freuen, in Vergleichung anderer ehrlichen Leute so gelinde beurtheilt worden zu seyn. Diejenigen, welche sich nicht überwinden konnten, ernsthaft zu bleiben, als der Herr Rector seiner lieben Ehegattin die Proben der arabischen Dichtkunst an ihrem Geburthstage überreichte, und im Angesichte des Publicums unter andern verbindlichen Complimenten auch sagte: es ist hier der Ort nicht, Ihnen Liebeserklärungen zu thun. Dieses ist schon zur Genüge geschehen, und geschieht auch noch immer an einem Orte, wo niemand ausser den wachsamen Auge der göttlichen Allgegenwart uns zusieht: Diese also empfangen hier den Lohn für ihr schalkhaftes Lächeln. Sie heissen: homines debestabiles, qui odio, impudentia, scurrilitate, calumniandi et mentiendi dira et furiosa libidine famam

quan-

quamcunque expugnant, und eben dieselben sind so wie alle neue Kunstrichter, (S. 13.) importuni, cupidi, inanes, iniqui, indocti, de rebus haud exploratis cum supercilio, temere, imperite et ridicule garrientes. So furchtbar aber auch diese kritische Litaney klingt, so wenig ist der Verf. vielleicht Willens gewesen, unhöflich zu seyn. Daß er von der guten Lebensart ganz besondere und von den übrigen Menschen verschiedene Begriffe habe, zeigt seine Demosthenische Uebersetzung sehr deutlich. Ein Mann, welcher dem Macedonischen Könige und andern angesehnen Männern Griechenlandes solche Ehrentittel beylegt, als man unter dem allerniedrigsten Pöbel Deutschlandes hört, und deren größter Theil einem Manne von Erziehung und Lebensart völlig unbekannt ist, sollte der im Ernst Grobheiten sagen wollen, wenn er in eben der Sprache mit seinen Collegen redet? — Doch wir kommen auf die Kritik des Verfassers zurük.

Den sehr wahren Saz, daß durch die Unwissenheit der Abschreiber sich viele Fehler in die Schriften der alten Autoren eingeschlichen haben, dehnt Hr. R. so weit aus, daß er fast keine Zeile für frey von Schreibefehlern hält. Wahre Kunstrichter suchen diesen Unvollkommenheiten durch eine sorgfältige Vergleichung der Handschriften abzuhelfen, und man kennet die Regeln, welche sie hierbey beobachten. Eine der vornehmsten ist diese, daß man ohne durch das Ansehen einer Handschrift berechtiget zu seyn nichts in dem Texte des Schriftstellers ändern dürfe.

Von

Von dieser wahren Methode sind einige Critici, und vornemlich Herr Reiske, abgewichen, und was jene durch Handschriften thun, haben diese durch Muthmassungen auszurichten gewagt. Vielleicht schrekt sie jene sehr mühsame und langwierige Vergleichung ab: vielleicht suchen sie auch hierdurch sich den Ruhm eines erfinderischen Geistes zu erwerben. So lang sie sich damit begnügen, daß sie ihre Muthmassungen in Anmerkungen oder besondern Schriften vortragen, kann man ihnen dieses Vergnügen noch gönnen. Man siehet hieraus wenigstens ihre Kenntniß der Sprache: man ist so lange damit zufrieden, bis ein glüklicher Zufall die wahre Lesart wieder herstellt. Allein, wenn kühne Kunstrichter es wagen, nach ihren Muthmassungen den Text des Schriftstellers zu ändern, wegzulassen, und hinzuzusetzen, (und Herr Reiske hat dieses nicht allein in der zweyten Ausgabe des Burmannischen Petrons gethan, sondern auch auf eben diese Art neulich den Theocrit verunstaltet,) so verdienen sie alle den Tadel, welchen der ältere Burmann in seiner bekannten Vorrede zum Phaeder über diese Art der Critik ausschüttet.

Die fünf Bände Animadversiones ad Græcos auctores, welche Herr R. herausgegeben, enthalten eine große Anzahl Muthmassungen, welche ihm beym Lesen der Schriftsteller scheinen eingefallen zu seyn, und wodurch er Stellen, die er für verderbt ansieht, zu verbessern wagt. Es scheint, als ob er dieselben bloß so abdrucken lassen, wie er sie auf dem Rande seiner Editionen angemerkt hatte. Denn er giebt keine Ursachen seiner Veränderungen an, und sehr selten un-

ferstüzt er sie mit Gründen oder Beyspielen. Der Buchstabe *F.* oder *L.* (forte. lege.) muß hier alles übrige verrichten. Bisweilen erklärt auch der Verf. Stellen, die er für dunkel hält. Aber auch dieses geschiehet auf eine sehr trockene und kurze Art, welche nur sehr selten Spuhren der Belesenheit, die wir sonst dem Verf. nicht absprechen, zurükläßt.

Der erste Theil dieses Bandes von S. 3. bis S. 584. gehet die Rede des Libanius an, wobey der Verf. die Parisische Ausgabe des Morell zum Grunde gelegt hat. Er ist zugleich die Reden, welche nach der Zeit vom Jacob Gothofredus, Joh. Albr. Fabricius und Anton Bongiovanni herausgegeben worden, durchgegangen. Von den Briefen des Libanius urtheilt Herr R. sehr geringe. Er glaubt, daß man wenig Nutzen zur Aufklärung der Geschichte damaliger Zeiten aus ihnen ziehen könne. Allein uns dünkt, daß, was der Verf. von einigen sagt, nicht überhaupt von allen gesagt werden könne. Ueberhaupt ist dem Verf. dasjenige unbekannt gewesen, was der ehemalige Professor in Wittenberg, Joh. Wilhelm Berger, über das Leben des Libanius geschrieben hat. Es bestehet dasselbe aus sechs Disputationen, welche unter dem Titel: de Libanio in den Jahren 1696-98. herausgekommen sind. —

Der zweyte Theil von S. 583-624. enthält Anmerkungen, welche Wilhelm Canter auf dem Rand der Juntinischen Edition des Aristides geschrieben hatte. Von S. 625-722. folgen Hrn. R. eigene Muthmassungen über den Artemidorus nach des Rigaltii Ausgabe. Diesen sind von S. 723-726.

An-

Anmerkungen über den Callimachus beygefügt. Beyspiele hiervon zu geben, oder die Muthmassungen des Verf. zu prüfen, würde für den größten Theil unserer Leser ermüdend und unnüz seyn. Wir gestehn Hn. R. sehr gerne ein glükliches Gedächtniß zu, welches eine Menge unzähliger Wörter behält und bey jeder Gelegenheit ihm die gefälligsten Dienste erzeigt. Wir setzen hinzu, daß, wer die Gedult hat, einige Bogen dieser troknen Anmerkungen durchzulesen, bisweilen einige glükliche und wahrscheinliche Verbesserungen antreffen werde. Allein diese verlieren sich fast unter der großen Anzahl der Muthmassungen, welche der Verf. ohne Noth gewagt hat. Es verlohnt sich auch um deswillen nicht der Mühe, unsern Lesern mühsame Untersuchungen vorzulegen, weil Hr. R. gemeiniglich nach einigen Jahren den größten Theil derer Verbesserungen zu widerruffen und auszustreichen pflegt, welche er zuvor den alten Schriftstellern mit großer Hitze aufdringen wollen. Von S. 757-802. steht Herrn Reiskens præfatio ad sua Polybianon, deren Inhalt sehr mannichfaltig ist, und wie man leicht von dem Verf. vermuthen kan, vieles ohne Ordnung und bisweilen ohne Ueberlegung (Hr. R. wird es uns desto eher glauben, da, wie er selbst erzählt, Herr Ernesti ihm gerathen, einige Stellen wegzulassen,) niedergeschriebenes in sich faßt. Wenn wir die einem Reiske eigenen Episoden übergehen, so betrift das übrige theils den Polybius, dessen Genie, Charakter und Schreibart er zu schildern übernimmt, (S. 764. f.) theils die Ausleger und Erklärer dieses Schriftstellers: (S. 767. f.) hieher glaubt er auch einigermassen den Li-

vius rechnen zu können, über welchen er, seiner Gewohnheit nach, ein hartes Urtheil fällt, denn Livius ist in unsers Verf. Augen, welchem bey dergleichen Gelegenheit der Mangel an Worten niemals beschwerlich wird; incurius, supinus, infidus et mendax, testis improbus, auctori suo dissimilis atque diffidens — postrema primis permutat et miscet, alia necessaria excludit, alia de suo affingit: — ut *haud raro* dubites, *satin linguæ latinæ callens* fuerit. (S. 768.) Der leztere Theil dieses Urtheils wird ohnstreitig alle befremden, welche wissen, daß Hr. R. selbst eine sehr mittelmäßige lateinische Schreibart in seinen Schriften zeige, und hiermit das offenherzige Geständniß desselben S. 787. vergleichen: Venio ad latinam Casauboni interpretationem, de qua fateor me judicem sedere idoneum *non posse*: (ist es aber schwerer, des Casaubons Schreibart zu beurtheilen, als des Livius, und sollte man nicht in Ansehung des leztern eben die Behutsamkeit beobachten, die man dem Nahmen des erstern glaubt schuldig zu seyn?) cum quod *parum latine* calleo, non satis quidem latine, ut ex æquo et vero constituere judicium de Casauboni latinitate queam. Sero adjicere animum ad latinæ linguæ culturam cepi, cum mens jam occalluisset et occupata studiis esset aliis. Was sollen wir aber nach diesem Geständnisse von dem Versprechen urtheilen, wodurch sich Herr R. verbindlich macht, Anmerkungen über den Cicero herauszugeben? — Lustig ist übrigens die Erzählung S. 799. f. von den Bemühungen, die der Verf. sich eine zeitlang gegeben, Belesenheit bey seinen

den Anmerkungen zu zeigen. — Endlich kommen wir auf den angehängten Brief an den Herrn Bibliothekar Oeffel in München. Zwey Theile derselben kann man überschlagen, ohne daß man etwas dadurch verliert. Denn theils klagt Hr. R. über die Mißgunst einiger Bibliothekare, theils zankt er (denn wir können es nicht anders nennen,) mit den Tadlern seiner deutschen Schreibart. Das übrige betrift seinen Entschluß, eine neue Ausgabe des Demosthenes zu veranstalten. Er verspricht den Gelehrten viel von der Vergleichung der Bayerischen Handschrift, welche im 12. oder 13. Jahrhunderte verfertiget worden. Den Text wird er von der parisischen Ausgabe abdrucken lassen, wo wir gestehen, daß uns die Worte: textum *infinitis* locis *a me* emendatum reddam, nicht wenig erschreckt haben. Denn wir erinnerten uns an die gleichfalls unzähligen Aenderungen, welche Hr. R. im Petron vorgenommen. Eine lateinische Uebersetzung und des Ulpians Erklärungen ist er nicht Willens beyzufügen. Unter den Text wird er seine eigene und die Taylorischen Anmerkungen setzen. Dem Demosthenes will er den Aeschines, Lysias und die übrigen zehn kleinern Redner anhangen. Brauchbare Register und des Harpocrations Lexicon werden das Werk beschliessen. — Wir wünschen aufrichtig, daß Hr. R. andere gelehrte Männer hierbey zu Rathe ziehe, ihre Erinnerungen gelassen anhöre und nutze. Uns ist bey dem entworfenen Plane zweyerley bedenklich vorgekommen. Ohne Ulpians Commentarien, welche die Empfehlung des Alterthums für sich haben, und nicht wenig gute Erläuterungen enthal-

ten, wird diese Ausgabe des Demosthenes allezeit unvollständig bleiben. Ferner kann dem Hrn. Verf. nicht unbekannt seyn, daß die Bemühungen eines Herausgebers und Kunstrichters eben so wenig bloß auf die Beurtheilung der Lesarten gerichtet seyn müssen, als der Nutzen und Werth seiner Arbeit von der grossen Anzahl willkührlichen Muthmassungen abhängt. Demosthenes erfordert einen Ausleger, welcher die griechischen Alterthümer wohl inne hat, und keine geringe Erkenntniß des griechischen Rechts besitzt. Stellen, welche hierher gehören, sind einem großen Theile der Leser dunkel, und es ist eines Herausgebers Pflicht, durch Erklärungen dieser Stellen, welche jeder Kunstrichter leicht von unnöthigen Ausschweiffungen unterscheidet, für seine Leser zu sorgen. Dahero haben uns folgende Worte des Verf. Antiquitatum, quas appellant, enucleandarum ero negligentior et parcior, gar nicht gefallen.

E.

VI.

Unzielsezlicher Vorschlag, wie dem überhandnehmenden Unglauben und andern daher entstehenden Sünden in der evangelischen Kirche mit Gott möge gesteuert werden, allen hochlöbl. theologischen Facultäten der evangelischen Kirche, besonders aber der hochansehnlichen theologischen Facultät zu Wittenberg zu genauerer Beurtheilung vorgelegt,

von

von einem treumeinenden Wächter im evangelischen Zion. Frankfurt, 1766. 8. 72. Seiten.

Wieder eine gutgemeinte Schrift, wodurch aber wohl nicht viel möchte gebessert werden. Sie verdiente zwar eigentlich wegen ihrer Unbeträchtlichkeit nicht, daß wir uns lange dabey aufhalten, aber sie hat durch ihren Inhalt Gedanken bey uns veranlaßt, die hier vielleicht nicht am unrechten Ort stehen und unpartheyischen Lesern, für welche wir nur eigentlich recensiren, nicht mißfällig seyn werden. — Das erste Kapitel dieser kleinen Schrift enthält in einem deklamatorischen Ton die gewöhnlichen Klagen über den zunehmenden Unglauben, die Freygeisterey und Lasterhaftigkeit unserer Tage, wobey deren verschiedene Aeusserungen und Quellen angeführt werden. In dem zweyten Kapitel werden Vorschläge gethan, wie dem Uebel zu steuren sey. Der Herr Verf. läßt sich hier in einem kurzen Auszuge erst darauf ein, was Gott in dem A. T. durch wunderbare Führung seines Volks Israel, und im neuen Bunde durch Christum und seine Apostel gethan habe, und was, nach einer viele Jahrhunderte hindurch angehaltenen Verdunkelung der christlichen Wahrheit, durch die Reformatores der Kirche geschehen sey. Und dann folgt eine Anzeige dessen, was in gegenwärtigen Zeiten zum Besten der Religion zu thun wäre.

Die Vorschläge des Verf. gehen dahin, es sollen gründliche und fromme Gottesgelehrten zusammentreten, und eine allgemeine Auslegung über die ganze

heilige Schrift, und ein allgemeines System in der Dogmatik, Moral, Polemik u. s. w. herausgeben. Beyläufig sey es gesagt, er will solches in unserer deutschen Muttersprache verfaßt wissen, denn von der lateinischen Sprache urtheilt er S. 54. 58. mit zuviel Gleichgültigkeit und Geringschätzung, ob er gleich sonst nicht ohne Grund tadelt, daß junge Leute, die sich der Theologie widmen, ihre Schuljahre bloß mit Erlernung der lateinischen Sprache zubringen müssen und das ihnen noch nöthigere Griechische und Hebräische mehrentheils ganz vernachläßigen. — Damit nun jenes Werk betrieben werde, so sollen nach dem zweyten Vorschlage die vornehmsten Lehrer der Kirche sich versammeln und ein allgemeines Concilium halten, um sich darüber zuberathschlagen. Hiervon verspricht sich der Hr. Verf. sehr viel Gutes zur Aufrechthaltung des Glaubens und der Wahrheit gegen den Unglauben und Irrthum. „Ich halte dafür, sagt er S. 58. „daß es nicht gut sey, daß man von den Zusammenkünften der Bischöffe nichts mehr weiß. Es wäre „gewiß, wo diese noch statt fänden, könnte mancher „Spaltung und manchem Aergerniß vorgebeuget werden.„ Mit Erlaubniß, das ist sehr unrecht und grade verkehrt geurtheilt. Ja wenn der Geist der Rechthaberey nicht auch unter den Gottesgelehrten so sehr herrschte, denn möchte aus ihren Verabredungen was Gutes herauskommen. Aber wenn der Hr. Verf. in die Kirchengeschichte hineingehen und über alle Vorgänge bey den Concilien, wie sie die Streitigkeiten entschieden und die Lehrsätze des Glaubens bestimmt haben, mit unpartheyischem und ruhigem Gemüthe nachden-

denken will, so wird er ganz das Gegentheil finden. Solange man in der ersten Christenheit bloß bey der heiligen Schrift blieb und darnach lehrte und lebte; solange man die eigentlichen Glaubenspunkte der evangelischen Lehre auf so wenige, als das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß enthält, einschränkte; sich übrigens in der Moral, worüber nie im Ernst Streit entstehen kann, an das klare Wort Gottes hielte; und wieder Lehren, die die Sitten verderben, als wider die ärgsten Ketzereyen eyferte: solange gieng alles gut, das Wesentliche der christlichen Religion blieb auf seinen einzigen rechten Grund gebaut, man trug sich bey mancher anderweitigen Verschiedenheit der Meynungen in Liebe, und die Polemik war eine unbekannte Wissenschaft. Sobald man aber in den folgenden Jahrhunderten anfieng über die Bibel nach platonischen Begriffen zu philosophiren, von dem natürlichen und ungezwungenen Sinn derselben abzugehen, den Aussprüchen der Kirchenväter eine hohe Autorität beyzulegen und die Mode aufkam, nach deren Aussprüchen die heilige Schrift zu erklären; sobald man anfieng aus den Spekulationen in der Theologie das Hauptwerk zu machen, Nebenfragen und ausserwesentliche Punkte des Christenthums unter die Hauptartickel zu rechnen, Systeme aufzubauen, Symbola zu verfertigen, Concilia zu halten, deren Aussprüche der heiligen Schrift an die Seite zu setzen, und über das alles quasi pro aris et focis zu streiten: da giengen die Spaltungen an, und es ward überall Krieg in der Kirche. Man müßte gar nicht wissen, wie es ehemals bey den Concilien zugegangen, wie eines dem

andern widersprochen, wie auf selbigen die Lehrpunkte bald so, bald wieder anders bestimmt worden, was für Menschlichkeiten sich damals überall in die Untersuchungen der Wahrheit gemischt haben, wie eine Parthey die andere unter dem Vorwande des Eifers für die rechte Lehre durch List oder Uebermacht zu unterdrücken gesucht, kurz mehr Ungerechtigkeit in die Welt eingeführt und mehr Verwirrung und Dunkelheit als Licht in die an sich so helle Lehre des Evangeliums gebracht habe; man müßte das gar nicht wissen, wenn man dem Verf. in seinem Urtheil beystimmen und von neuen Kirchenversammlungen viel sonderliches zum Vortheil des Christenthums erwarten wollte. Nach aller Wahrscheinlichkeit hätten wir die alten Scenen wieder. Oder sind unsere heutigen Gottesgelehrten moderater und toleranter als die aus der vorigen Zeit? zu ihrer Ehre müssen wir sagen, viele sind es, aber noch viel mehrere sind es auch nicht. Und wird die unvermeidliche Verschiedenheit der menschlichen Einsichten, Kenntnisse, Fähigkeiten und Denkungsarten bey mehreren, gesezt daß sie auch alle gelehrt, rechtschaffen und wahrheitliebende Freunde wären, es nicht schlechterdings unmöglich machen, jemals in der ganzen Christenheit eine auch nur von den Gelehrten allgemein angenommene und gebilligte Schriftauslegung und ein darauf gegründetes allgemeines System der Religion zu Stande zu bringen?

Doch so was allgemeinnüziges für die ganze evangelische Christenheit will ja der Hr. Verf. nicht. Das Bibelwerk samt dem System soll, wenn wir ihn recht verstehen, besonders Lutherischen Predigern zur Anlei-

kung dienen, „damit doch mancher, der sich sonst nicht „helfen kann, sich Raths erhohlen könne, wenn er aus„ser den gewöhnlichen Sonn- und Festtäglichen Texten „über eine besondere Stelle der heil. Schrift reden soll, „oder ihm von einem andern ein Zweifel gemacht und „eine schwere Stelle vorgelegt wird.„ (S. 50.) (Schlecht genug, wenn jemand das ohnehin nicht kann.) Er hat sich schon die Arbeiter an diesem Werk und die hochansehnlichen Vorsitzer auf dem Concilio auserschen. Sie sollen billigermassen von Wittenberg kommen. Sie sollen fest halten an den bisherigen Bekenntnißbüchern (S. 47.) Er gedenkt gewisser anderer Ausleger, die nicht allzu rein sind und ihre Leser auf böse und irrige Meynungen verführen (S. 50.) und auf den Synoden sollen auch die Irrthümer der Calvinisten, wie der Päbstler, widerlegt werden. (S. 62.) Was läßt sich daraus schliessen? Nichts gewisser, als die Auslegung der Biebel soll nach den symbolischen Büchern der luthrischen Kirche accommodirt werden, Lutheraner können allein richtige Ausleger seyn, wer eine Erklärung von einer Schriftstelle giebt, die von deren Bekenntnißbüchern abweicht, ist ein Irrgeist und böser Verführer u. s. w. Ein Mann, der so partheyisch urtheilen und solche Sätze verdauen kann, wirft sich zum Rathgeber in Sachen auf, die er nicht versteht und worüber ihn ein jedweder, dem die ersten Grundregeln der Hermenevtik bekannt sind, müßte zurechtweisen können. Wir wissen zwar wohl, daß die vermeinten treumeinenden Wächter im evangelischen Zion es alle so haben wollen, dann es kann ja heut zu Tage kaum ein Mann von zugestandener großer Gelehrsamkeit

keit und unbescholtener Rechtschaffenheit, eine mit allen möglichen Gründen unterstüzte Schrifterklärung und daraus hergeleitete Lehrwahrheit vortragen; sobald sie nur im allergeringsten von dem herrschenden System abweicht, so schreyt man ja gleich von allen Ecken und Enden über Kezerey und Irthümer, daß ein solcher Mann wirklich ein zweyter Luther seyn muß, wenn er Muth genug behalten soll, die Wahrheit gegen solche päbstliche Protestanten durchzusezen. Man beklagt in dem wehmüthigsten Ton, daß der Verf. so viel Gleichgültigkeit gegen die symbolischen Bücher äussere, daß er keine Rüksicht auf die Unterscheidungslehren der Kirche nehme, und sich deren Lehrbegrif nicht gemäß ausdrücke; Man bedauert ihn als einen bald socinianisch bald indifferentistisch gesinnten; Man spricht von Meynungen, die böse, gefährlich und der reinen Lehre zuwider wären, und was dergleichen nicht nur jeden ehrlichen Mann beleidigende, sondern eine allgemeinere Aufklärung in der Religion offenbar verhindernde Vorwürfe mehr sind. Allein wenn dies verderbliche Uebel nicht aufhören und eine freye Untersuchung der Wahrheit, die sich doch allein durch ihre Gründe rechtfertigen muß, überall erlaubt seyn wird; wenn man nicht nachlassen wird, diejenigen, die sie mit allen dazu nöthigen Gaben des Verstandes und Herzens, als gelehrte, der Grundsprachen völlig kundige und aufrichtige Männer, anstellen, in ein böses Geschrey zu bringen; wenn die symbolischen Bücher der Kirche die ewige Vormauer seyn sollen, die kein Forscher der Wahrheit übersteigen soll: so wird auch die wahre Auslegung der heil. Schrift in Ewigkeit nicht berichtiget und der

Sinn

Sinn dunkeler und zweifelhafter Stellen nimmermehr auf etwas gewisses gesezt werden können.

Und was will denn nun unser Verf. mit seinem ganzen unzielsezlichen Vorschlage? Ist der Lehrbegrif der Kirche einmal durchgängig wahr und ohne dem geringsten Irrthum, was braucht es denn also neuer Kirchenversammlungen, worauf doch nichts dagegen ausgemacht werden kann? haben unsre Symbola alle darin citirten Schriftstellen richtig erklärt, so sind ihre Verfasser untrügliche Menschen gewesen, und haben uns weiter nichts zu erklären und zu berichtigen übrig gelassen. Wozu sollen denn also neue Berathschlagungen der Gottesgelehrten, aus denen bey so bewandten Umständen natürlicher weise nichts herauskommen kann? Laßt uns innerhalb den Schranken bleiben, die sie der menschlichen Erkenntniß über christliche Glaubenswahrheiten gesezt haben, so können wir aller weitern Arbeit und alles weiteren Studierens in dieser Art überhoben seyn. Unser treu-meinender Wächter im evangelischen Zion hätte also immer mit seinem Vorschlage zurükbleiben können, der, wenn er auch durchgeht, grade nichts hilft. Uns fällt hierbey ein, daß wir gerne von jemanden die Frage aufgelöst sehen möchten: Wie weit in Bestimmung der christlichen Lehrwahrheiten das Festhalten an den symbolischen Büchern gehen müsse, ohne daß ein neues Pabstthum daraus entstehe? wie würden sich doch unsre weisen, muthigen und in ihrer Asche höchst verehrungswürdigen Reformatores wundern, wenn sie izt wieder aufstehen und sehen und hören sollten, wie ihre Nachkommen von der immer höhersteigenden Erkenntniß des menschlichen

lichen Verstandes so wenig Gebrauch gemacht; wie ihre Schüler sich so mancher vortreflichen Hülfsmittel, die ihnen völlig fehlten, zur Aufklärung der Wahrheit durchaus nicht bedienen wollen; wie wir zum Theil ganz abergläubig auf ihre Worte schwören und sie zu untrüglichen Männern machen, wofür sie sich niemals ausgegeben; wie wir ihre Symbola, die gar nicht in der Absicht aufgesezt waren, um eine ewige Norm des Glaubens und der Lehre für alle ihre Nachkommen zu seyn, sondern nur in den damaligen Zeiten ihre Erkenntnisse und Religionsbegriffe dem Kayser und dem deutschen Reiche vorzulegen, wie wir die noch immer der Bibel an die Seite setzen und ihnen beynahe eine eben so grosse Heiligkeit und Göttlichkeit zugestehen. Sie würden sich wundern, daß es vielen gelehrten und rechtschaffenen Männern, von denen wir auf immer wichtigere Wege zur Auslegung der heiligen Schrift geleitet werden könten, heut zu Tage eben so gehe, wie es ihnen gegangen ist, indem sie von tausend Stimmen als böse, in der Lehre nicht reine und gefährliche Männer verschrien werden. Ueber das alles würden sie sich wundern und schwerlich begreifen, wie die treumeinenden Wächter im evangelischen Zion gegen ihre Mitbrüder so unbillig seyn können, als der ganze Haufe unwissender Mönche und Priester vor mehr als zweyhundert Jahren gegen sie es war. Indessen wird man auf solche Art die Befestigungen der Wahrheit gegen den Unglauben wahrhaftig nicht verstärken. O! wenn die alle, die an dem Bau der Religion arbeiten, selbst denken, selbst die heilige Schrift verstehen lernen und mit eigenen

Au-

Augen darin forschen; wenn sie überhaupt fromm, gelehrt, unsektirisch und verträglich seyn wollten: so würde dadurch zu ihrem Siege über Irrthum und Unglauben viel mehr als durch irgend ein anderes Mittel gewonnen werden. Und wenn wir da nicht hinkommen, daß wir die heilige Schrift so auslegen, als wenn kein vorherangenommenes Religionssystem in der Welt wäre; aus der Praxis des Christenthums noch mehr als aus der Theorie machen; über die wesentlichen Lehrpunkte desselben uns vereinigen, über ausserwesentliche Punkte und Nebendinge aber uns in Liebe tragen; und nach dem weisen Rath des Apostels alles prüfen und das Beste behalten: so werden wir gegen die Freygeisterey und den Unglauben nichts ausrichten, sollten wir auch dagegen schreiben und Vorschläge thun, wie wir wollen. Denn die Streitigkeiten der Gottesgelehrten haben den Ungläubigen von je her ein grosses und weites Feld geöfnet. Sie griffen zum Theil im Anfange nicht eigentlich das an, was die Bibel lehrt, sondern das, was diese und jene Patres, Concilia und Symbola gelehrt hatten. Da die Gegenparthey aber gemeiniglich alles vertheidigen wollte, was sich auch mannichmal nicht vertheidigen ließ, und der guten Sache des Christenthums unbeschadet immer hätte können Preis gegeben werden, so wurde die reine Wahrheit der heiligen Schrift nach und nach mit in den Streit gezogen. Man würde daher der christlichen Religion einen wahren Dienst thun, wenn man der theologischen Streitigkeiten so wenig als möglich machen könnte — denn jemehr Spaltungen und Sektirerey, desto mehr äusserlicher Nachtheil für die

Wahr-

ten, wird diese Ausgabe des Demosthenes allezeit unvollständig bleiben. Ferner kann dem Hrn. Verf. nicht unbekannt seyn, daß die Bemühungen eines Herausgebers und Kunstrichters eben so wenig bloß auf die Beurtheilung der Lesarten gerichtet seyn müssen, als der Nutzen und Werth seiner Arbeit von der grossen Anzahl willkührlichen Muthmassungen abhängt. Demosthenes erfordert einen Ausleger, welcher die griechischen Alterthümer wohl inne hat, und keine geringe Erkenntniß des griechischen Rechts besitzt. Stellen, welche hierher gehören, sind einem großen Theile der Leser dunkel, und es ist eines Herausgebers Pflicht, durch Erklärungen dieser Stellen, welche jeder Kunstrichter leicht von unnöthigen Ausschweiffungen unterscheidet, für seine Leser zu sorgen. Dahero haben uns folgende Worte des Verf. Antiquitatum, quas appellant, enucleandarum ero negligentior et parcior, gar nicht gefallen.

E.

VI.

Unzielsezlicher Vorschlag, wie dem überhandnehmenden Unglauben und andern daher entstehenden Sünden in der evangelischen Kirche mit Gott möge gesteuert werden, allen hochlöbl. theologischen Facultäten der evangelischen Kirche, besonders aber der hochansehnlichen theologischen Facultät zu Wittenberg zu genauerer Beurtheilung vorgelegt, von

von einem treumeinenden Wächter im evangelischen Zion. Frankfurt, 1766. 8. 72. Seiten.

Wieder eine gutgemeinte Schrift, wodurch aber wohl nicht viel möchte gebessert werden. Sie verdiente zwar eigentlich wegen ihrer Unbeträchtlichkeit nicht, daß wir uns lange dabey aufhalten, aber sie hat durch ihren Inhalt Gedanken bey uns veranlaßt, die hier vielleicht nicht am unrechten Ort stehen und unpartheyischen Lesern, für welche wir nur eigentlich recensiren, nicht mißfällig seyn werden. — Das erste Kapitel dieser kleinen Schrift enthält in einem deklamatorischen Ton die gewöhnlichen Klagen über den zunehmenden Unglauben, die Freygeisterey und Lasterhaftigkeit unserer Tage, wobey deren verschiedene Aeusserungen und Quellen angeführt werden. In dem zweyten Kapitel werden Vorschläge gethan, wie dem Uebel zu steuren sey. Der Herr Verf. läßt sich hier in einem kurzen Auszuge erst darauf ein, was Gott in dem A. T. durch wunderbare Führung seines Volks Israel, und im neuen Bunde durch Christum und seine Apostel gethan habe, und was, nach einer viele Jahrhunderte hindurch angehaltenen Verdunkelung der christlichen Wahrheit, durch die Reformatores der Kirche geschehen sey. Und dann folgt eine Anzeige dessen, was in gegenwärtigen Zeiten zum Besten der Religion zu thun wäre.

Die Vorschläge des Verf. gehen dahin, es sollen gründliche und fromme Gottesgelehrten zusammentreten, und eine allgemeine Auslegung über die ganze

heilige Schrift, und ein allgemeines System in der Dogmatik, Moral, Polemik u. s. w. herausgeben. Beyläufig sey es gesagt, er will solches in unserer deutschen Muttersprache verfaßt wissen, denn von der lateinischen Sprache urtheilt er S. 54-58. mit zuviel Gleichgültigkeit und Geringschäzung, ob er gleich sonst nicht ohne Grund tadelt, daß junge Leute, die sich der Theologie widmen, ihre Schuljahre bloß mit Erlernung der lateinischen Sprache zubringen müssen und das ihnen noch nöthigere Griechische und Hebräische mehrentheils ganz vernachläßigen. — Damit nun jenes Werk betrieben werde, so sollen nach dem zweyten Vorschlage die vornehmsten Lehrer der Kirche sich versammeln und ein allgemeines Concilium halten, um sich darüber zuberathschlagen. Hiervon verspricht sich der Hr. Verf. sehr viel Gutes zur Aufrechthaltung des Glaubens und der Wahrheit gegen den Unglauben und Irrthum. „Ich halte dafür, sagt er S. 58. „daß es nicht gut sey, daß man von den Zusammen„künften der Bischöffe nichts mehr weiß. Es wäre „gewiß, wo diese noch statt fänden, könnte mancher „Spaltung und manchem Aergerniß vorgebeuget wer„den.„ Mit Erlaubniß, das ist sehr unrecht und grade verkehrt geurtheilt. Ja wenn der Geist der Rechthaberey nicht auch unter den Gottesgelehrten so sehr herrschte, denn möchte aus ihren Verabredungen was Gutes herauskommen. Aber wenn der Hr. Verf. in die Kirchengeschichte hineingehen und über alle Vorgänge bey den Concilien, wie sie die Streitigkeiten entschieden und die Lehrsätze des Glaubens bestimmt haben, mit unpartheyischem und ruhigem Gemüthe nach-

den-

denken will, so wird er ganz das Gegentheil finden. Solange man in der ersten Christenheit bloß bey der heiligen Schrift blieb und darnach lehrte und lebte; solange man die eigentlichen Glaubenspunkte der evangelischen Lehre auf so wenige, als das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß enthält, einschränkte; sich übrigens in der Moral, worüber nie im Ernst Streit entstehen kann, an das klare Wort Gottes hielte; und wieder Lehren, die die Sitten verderben, als wider die ärgsten Ketzereyen eyferte: solange gieng alles gut, das Wesentliche der christlichen Religion blieb auf seinen einzigen rechten Grund gebaut, man trug sich bey mancher anderweitigen Verschiedenheit der Meynungen in Liebe, und die Polemik war eine unbekannte Wissenschaft. Sobald man aber in den folgenden Jahrhunderten anfieng über die Bibel nach platonischen Begriffen zu philosophiren, von dem natürlichen und ungezwungenen Sinn derselben abzugehen, den Aussprüchen der Kirchenväter eine hohe Autorität beyzulegen und die Mode aufkam, nach deren Aussprüchen die heilige Schrift zu erklären; sobald man anfieng aus den Spekulationen in der Theologie das Hauptwerk zu machen, Nebenfragen und ausserwesentliche Punkte des Christenthums unter die Hauptarticel zu rechnen, Systeme aufzubauen, Symbola zu verfertigen, Concilia zu halten, deren Aussprüche der heiligen Schrift an die Seite zu setzen, und über das alles quasi pro aris et focis zu streiten: da giengen die Spaltungen an, und es ward überall Krieg in der Kirche. Man müßte gar nicht wissen, wie es ehemals bey den Concilien zugegangen, wie eines dem

andern widersprochen, wie auf selbigen die Lehrpunkte bald so, bald wieder anders bestimmt worden, was für Menschlichkeiten sich damals überall in die Untersuchungen der Wahrheit gemischt haben, wie eine Parthey die andere unter dem Vorwande des Eifers für die rechte Lehre durch List oder Uebermacht zu unterdrücken gesucht, kurz mehr Ungerechtigkeit in die Welt eingeführt und mehr Verwirrung und Dunkelheit als Licht in die an sich so helle Lehre des Evangeliums gebracht habe; man müßte das gar nicht wissen, wenn man dem Verf. in seinem Urtheil beystimmen und von neuen Kirchenversammlungen viel sonderliches zum Vortheil des Christenthums erwarten wollte. Nach aller Wahrscheinlichkeit hätten wir die alten Scenen wieder. Oder sind unsere heutigen Gottesgelehrten moderater und toleranter als die aus der vorigen Zeit? zu ihrer Ehre müssen wir sagen, viele sind es, aber noch viel mehrere sind es auch nicht. Und wird die unvermeidliche Verschiedenheit der menschlichen Einsichten, Kenntnisse, Fähigkeiten und Denkungsarten bey mehreren, gesezt daß sie auch alle gelehrt, rechtschaffen und wahrheitliebende Freunde wären, es nicht schlechterdings unmöglich machen, jemals in der ganzen Christenheit eine auch nur von den Gelehrten allgemein angenommene und gebilligte Schriftauslegung und ein darauf gegründetes allgemeines System der Religion zu Stande zu bringen?

Doch so was allgemeinnüziges für die ganze evangelische Christenheit will ja der Hr. Verf. nicht. Das Bibelwerk samt dem System soll, wenn wir ihn recht verstehen, besonders lutherischen Predigern zur Anlei-

tung

kung dienen, „damit doch mancher, der sich sonst nicht
„helfen kann, sich Raths erhohlen könne, wenn er aus-
„ser den gewöhnlichen Sonn- und Festtäglichen Texten
„über eine besondere Stelle der heil. Schrift reden soll,
„oder ihm von einem andern ein Zweifel gemacht und
„eine schwere Stelle vorgelegt wird.„ (S. 50.)
(Schlecht genug, wenn jemand das ohnehin nicht kann.)
Er hat sich schon die Arbeiter an diesem Werk und die
hochansehnlichen Vorsitzer auf dem Concilio ausersehen.
Sie sollen billigermassen von **Wittenberg** kommen.
Sie sollen fest halten an den bisherigen Bekenntniß-
büchern (S. 47.) Er gedenkt gewisser anderer Aus-
leger, die nicht allzu rein sind und ihre Leser auf böse
und irrige Meynungen verführen (S. 50.) und auf
den Synoden sollen auch die Irrthümer der **Calvi-
nisten**, wie der Päbstler, widerlegt werden. (S. 62.)
Was läßt sich daraus schliessen? Nichts gewisser, als die
Auslegung der Biebel soll nach den symbolischen Bü-
chern der luthrischen Kirche accommodirt werden, Lu-
theraner können allein richtige Ausleger seyn, wer eine
Erklärung von einer Schriftstelle giebt, die von deren
Bekenntnißbüchern abweicht, ist ein Irrgeist und böser
Verführer u. s. w. Ein Mann, der so partheyisch ur-
theilen und solche Sätze verdauen kann, wirft sich zum
Rathgeber in Sachen auf, die er nicht versteht und
worüber ihn ein jedweder, dem die ersten Grundregeln
der Hermenevtik bekannt sind, müßte zurechtweisen
können. Wir wissen zwar wohl, daß die vermeinten
treumeinenden Wächter im evangelischen Zion
es alle so haben wollen, dann es kann ja heut zu Tage
kaum ein Mann von zugestandener grosser Gelehrsam-
keit

keit und unbescholtener Rechtschaffenheit, eine mit allen möglichen Gründen unterstüzte Schrifterklärung und daraus hergeleitete Lehrwahrheit vortragen; sobald sie nur im allergeringsten von dem herrschenden System abweicht, so schreyt man ja gleich von allen Ecken und Enden über Ketzerey und Irthümer, daß ein solcher Mann wirklich ein zweyter Luther seyn muß, wenn er Muth genug behalten soll, die Wahrheit gegen solche päbstliche Protestanten durchzusetzen. Man beklagt in dem wehmüthigsten Ton, daß der Verf. so viel Gleichgültigkeit gegen die symbolischen Bücher äussere, daß er keine Rüksicht auf die Unterscheidungslehren der Kirche nehme, und sich deren Lehrbegrif nicht gemäß ausdrücke; Man bedauert ihn als einen bald socinianisch bald indifferentistisch gesinnten; Man spricht von Meynungen, die böse, gefährlich und der reinen Lehre zuwider wären, und was dergleichen nicht nur jeden ehrlichen Mann beleidigende, sondern eine allgemeinere Aufklärung in der Religion offenbar verhindernde Vorwürfe mehr sind. Allein wenn dies verderbliche Uebel nicht aufhören und eine freye Untersuchung der Wahrheit, die sich doch allein durch ihre Gründe rechtfertigen muß, überall erlaubt seyn wird; wenn man nicht nachlassen wird, diejenigen, die sie mit allen dazu nöthigen Gaben des Verstandes und Herzens, als gelehrte, der Grundsprachen völlig kundige und aufrichtige Männer, anstellen, in ein böses Geschrey zu bringen; wenn die symbolischen Bücher der Kirche die ewige Vormauer seyn sollen, die kein Forscher der Wahrheit übersteigen soll: so wird auch die wahre Auslegung der heil. Schrift in Ewigkeit nicht berichtiget und der

Sinn

Sinn dunkeler und zweifelhafter Stellen nimmermehr auf etwas gewisses gesezt werden können.

Und was will denn nun unser Verf. mit seinem ganzen unzielsezlichen Vorschlage? Ist der Lehrbegrif der Kirche einmal durchgängig wahr und ohne dem geringsten Irrthum, was braucht es denn also neuer Kirchenversammlungen, worauf doch nichts dagegen ausgemacht werden kann? haben unsre Symbola alle darin citirten Schriftstellen richtig erklärt, so sind ihre Verfasser untrügliche Menschen gewesen, und haben uns weiter nichts zu erklären und zu berichtigen übrig gelassen. Wozu sollen denn also neue Berathschlagungen der Gottesgelehrten, aus denen bey so bewandten Umständen natürlicher weise nichts herauskommen kann? Laßt uns innerhalb den Schranken bleiben, die sie der menschlichen Erkenntniß über christliche Glaubenswahrheiten gesezt haben, so können wir aller weitern Arbeit und alles weiteren Studierens in dieser Art überhoben seyn. Unser treu-meinender Wächter im evangelischen Zion hätte also immer mit seinem Vorschlage zurükbleiben können, der, wenn er auch durchgeht, grade nichts hilft. Uns fällt hierbey ein, daß wir gerne von jemanden die Frage aufgelöst sehen möchten: Wie weit in Bestimmung der christlichen Lehrwahrheiten das Festhalten an den symbolischen Büchern gehen müsse, ohne daß ein neues Pabstthum daraus entstehe? wie würden sich doch unsre weisen, muthigen und in ihrer Asche höchst verehrungswürdigen Reformatores wundern, wenn sie izt wieder aufstehen und sehen und hören sollten, wie ihre Nachkommen von der immer höhersteigenden Erkenntniß des menschlichen

lichen Verstandes so wenig Gebrauch gemacht; wie ihre Schüler sich so mancher vortreflichen Hülfsmittel, die ihnen völlig fehlten, zur Aufklärung der Wahrheit durchaus nicht bedienen wollen; wie wir zum Theil ganz abergläubig auf ihre Worte schwören und sie zu untrüglichen Männern machen, wofür sie sich niemals ausgegeben; wie wir ihre Symbola, die gar nicht in der Absicht aufgesezt waren, um eine ewige Norm des Glaubens und der Lehre für alle ihre Nachkommen zu seyn, sondern nur in den damaligen Zeiten ihre Erkenntnisse und Religionsbegriffe dem Kayser und dem deutschen Reiche vorzulegen, wie wir die noch immer der Bibel an die Seite setzen und ihnen beynahe eine eben so grosse Heiligkeit und Göttlichkeit zugestehen. Sie würden sich wundern, daß es vielen gelehrten und rechtschaffenen Männern, von denen wir auf immer wichtigere Wege zur Auslegung der heiligen Schrift geleitet werden könten, heut zu Tage eben so gehe, wie es ihnen gegangen ist, indem sie von tausend Stimmen als böse, in der Lehre nicht reine und gefährliche Männer verschrien werden. Ueber das alles würden sie sich wundern und schwerlich begreifen, wie die treumeinenden Wächter im evangelischen Zion gegen ihre Mitbrüder so unbillig seyn können, als der ganze Hause unwissender Mönche und Priester vor mehr als zweyhundert Jahren gegen sie es war. Indessen wird man auf solche Art die Befestigungen der Wahrheit gegen den Unglauben wahrhaftig nicht verstärken. O! wenn die alle, die an dem Bau der Religion arbeiten, selbst denken, selbst die heilige Schrift verstehen lernen und mit eigenen

Augen darin forschen; wenn sie überhaupt fromm, gelehrt, unsektirisch und verträglich seyn wollten: so würde dadurch zu ihrem Siege über Irrthum und Unglauben viel mehr als durch irgend ein anderes Mittel gewonnen werden. Und wenn wir da nicht hinkommen, daß wir die heilige Schrift so auslegen, als wenn kein vorherangenommenes Religionssystem in der Welt wäre; aus der Praxis des Christenthums noch mehr als aus der Theorie machen; über die wesentlichen Lehrpunkte desselben uns vereinigen, über ausserwesentliche Punkte und Nebendinge aber uns in Liebe tragen; und nach dem weisen Rath des Apostels alles prüfen und das Beste behalten: so werden wir gegen die Freygeisterey und den Unglauben nichts ausrichten, sollten wir auch dagegen schreiben und Vorschläge thun, wie wir wollen. Denn die Streitigkeiten der Gottesgelehrten haben den Ungläubigen von je her ein grosses und weites Feld geöfnet. Sie griffen zum Theil im Anfange nicht eigentlich das an, was die Bibel lehrt, sondern das, was diese und jene Patres, Concilia und Symbola gelehrt hatten. Da die Gegenparthey aber gemeiniglich alles vertheidigen wollte, was sich auch manchmal nicht vertheidigen ließ, und der guten Sache des Christenthums unbeschadet immer hätte können Preis gegeben werden, so wurde die reine Wahrheit der heiligen Schrift nach und nach mit in den Streit gezogen. Man würde daher der christlichen Religion einen wahren Dienst thun, wenn man der theologischen Streitigkeiten so wenig als möglich machen könnte — denn jemehr Spaltungen und Sektirerey, desto mehr äusserlicher Nachtheil für die

Wahr-

Wahrheit, — und die Lehre Jesu auf ihre wesentlichen und einfachen Grundsäze zurükleitete. Und dazu würde gewiß viel beytragen, wenn man so manche Erklärungs- und Vorstellungsarten einzelner Lehrpunkte des Evangelii, die bloß Menschen erfunden haben, von den eigentlichen Glaubenssachen absonderte, oder wenigstens einem jeden völlige Freyheit liesse, wie er darüber denken wollte. Diese Dinge müßten eigentlich gar nicht mit zur Religion gerechnet werden. Denn ganz etwas anderes ist Theologie und ganz etwas anderes Christenthum. Zu dem leztern sollte man nichts rechnen, als was die heilige Schrift ganz klar und entscheidend lehrt; die ersten simpelsten Glaubens- und Sittenlehren, die unmittelbar auf unsre Vereinigung mit Gott abzielen, von deren Annehmung oder Verwerfung unser Unglük oder Glük abhienge; denn diese gehören für alle Menschen, sie können von allen verstanden werden, und ihren unmittelbaren Einfluß auf das Herz, wenn es nur redlich ist, kann jederman empfinden. Dahingegen unsre gemeinen Christen von den subtilen dogmatischen Begriffen der Gelehrten wenig, und von ihren polemischen Zänkereyen gar nichts verstehen. In den ersten Zeiten rechnete man auch nicht mehr dazu, wie das apostolische Glaubensbekenntniß in Ansehung der dogmatischen Wahrheiten beweiset, und worauf doch noch bis izt alle zu Christen angenommen werden. In die Theologie und das System könnte man ausserdem aufnehmen, was man wolle, weil es bloß unter den Gelehrten bleiben, andern Leuten aber gar nicht aufgedrungen, und zu keiner Bedingung der Seligkeit gemacht werden müßte. Denn

vor

vor Christo und unmittelbar nach ihm, hatte man noch kein theologisches System, und die Menschen wurden doch selig, wenn sie die Wahrheit glaubten und befolgten.

Wir können uns leicht vorstellen, wieviel blinde Eiferer hiermit unzufrieden seyn werden. Indessen haben wir dabey keine böse und gefährliche Absicht, sondern dies sind unsre Einsichten über diese Sache, worin wir uns übrigens gerne, wenn etwas falsches darin seyn sollte, belehren lassen wollen. Bis izt halten wir sie nach unserer Ueberzeugung für richtig, und haben sie mit dem aufrichtigsten Wunsch niedergeschrieben, daß die reine Wahrheit der heiligen Schrift ohne menschliche Zusätze überall erkannt, von jederman mit Redlichkeit angenommen und wider die Feinde des Evangelii gebraucht werden möchte. Denn nach gerade sollte man doch wohl haben einsehen lernen, daß die Ungläubigen immer das Recht auf ihrer Seite zu haben glauben, solange sie noch gegen diese und jene unerweisliche und doch mit Hitze behauptete Erklärungsarten der Gottesgelehrten mit Grunde etwas einwenden können. Man überlade doch das Christenthum nicht mit Menschensatzungen; man umzäune die Religion der Schrift nicht mit großen unübersteiglichen Gebirgen von Schwierigkeiten, und räume die Dornen und Hecken, die den Ungläubigen noch hie und da zum Hinterhalt dienen, mehr und mehr weg, so wird man sie bald völlig aus dem Felde schlagen können. — Wir erschrecken fast selbst über die Weitläuftigkeit, in welche wir unvermerkt gerathen sind, und beynahe hätten wir darüber den dritten Vorschlag vergessen, den

der ungenannte Hr. Verfasser am Ende seiner kleinen Schrift zum Besten der Religion thut, und dem wir unsern völligen Beyfall geben. Damit die Lehrer des Christenthums zum Theil von der großen Armuth, die sie drükt, und der Religion ohnstreitig sehr nachtheilig ist, befreyt werden, so thut er einen Vorschlag zur Verbesserung ihrer Besoldungen. Er räthet, die Besizer reicher Pfarren, sollten in den ersten 5. bis 10. Jahren eine gewisse Summe von ihren Einkünften abgeben. Daraus sollten besondere Kapitalien gemacht und die Intressen davon denen, die schlechte Pfarren haben, zugelegt werden. Wir finden diesen Vorschlag, der zu keinem merklichen Nachtheil eines Dritten gereichen könnte, sehr billig und leicht ins Werk zu richten. Wenn sich nur irgendwo ein großer Herr finden wollte, der diese wichtige Sache einer Ueberlegung und Anordnung würdig hielte. Müssen so viele Geistlichen nicht leider von lauter Betteleyen leben? Sezte man sie, besonders die Landprediger, wie andere Civilbedienten auf gewisse anständige Einkünfte, ohne daß sie nöthig hätten, um der täglichen Nahrung willen Viehzucht und Ackerbau zu treiben, so könnten sie mehr studieren, gelehrter werden und ihr Amt besser verwalten. Die Vortheile, die dadurch sowohl dem Staat, als der Religion und der menschlichen Erkenntniß überhaupt zu ihrer Verbesserung zuwachsen würden, sind leicht einzusehen.

D*.

VII.

VII.

Ratio facilis atque tuta narium curandi polypos. Viennæ, typis et sumtibus Ioannis Thomæ Trattner, Cæs. Reg. Maj. aulæ typographi et Bibliop. 1763. 90 Seiten in gr. 8.

Der Verf. dieser Schrift ist der Wienerische Wundarzt, Herr Nat. Joseph Palucci, der durch mehrere chirurgische Schriften sich dem Publicum schon rühmlich bekannt gemacht hat. Wir wundern uns aber, daß er bey dieser seinen Namen nicht auf den Titel gesezt hat, da der Inhalt doch noch mehr das Ansehen einer eigenen Erfindung hat, als der vorigen, und daß er seine Heilart der Nasenpolypen ganzer 9 Jahre verschwiegen gehalten. Vielleicht hat die Aehnlichkeit, die der Hr. V. zwischen seinen Werkzeugen und den Levretschen *) gefunden, diese Bescheidenheit veranlasset.

Sehr natürlich ist die Eintheilung seines Werkgens in zwey Kapitel, davon das erste von der Natur und der Erzeugung der Polypen, und das zweyte von der Heilung derselben handelt.

Ihm kömmt nicht wahrscheinlich vor, daß die Polypen aus einem in einer Drüse der Schleimhaut gestokten Schleim, wodurch dieselbe allmählig ausgedehnt würde, entstünde, sondern nimmt vielmehr einen heftigen Antrieb und eine Verdickung des Geblütes an,

 Die

*) M. s. *Levret Observations sur la Cure radicale de plusieurs Polypes Planche 2de Fig.* 1 und 2. und besonders *Memoire de l'academie de Chirurgie Tom. IX. Pl. 13. Fig. 1.*

Dieses zu erweisen, beruft er sich auf ihre Erzeugung von einem Nasenbluten, ihre plözliche Wiederkehr, die Verwandelung des Fleisches und anderer zähen Nahrungsmittel in Blut, die Würkung des Zunderschwammes und anderer Mittel, wodurch das Geblüt gerinnet, auf die langsame Bewegung des Geblüts in den kleinen Gefäßen u. s. w. Doch läugnet er nicht, daß in dem Geblüte selbst eine besondere Disposition hiezu befindlich sey. Man wird schon hieraus finden, daß der Hr. V. verschiedene Nasengeschwülste, die sonst mit dem Namen der Polypen belegt werden, hier in keine Betrachtung ziehe.

Er beurtheilet die in diesem Uebel gebräuchlichen Heilarten als das Ausziehen, das Abschneiden, das Schröpfen, das Brennen, das Etzen und das Abbinden der Polypen. Diesem leztern giebt er vor allen andern Arten den Vorzug und hat in der Absicht eigene Werkzeuge ausgesonnen.

Diese gefallen uns wegen ihrer Simplicität. Sie bestehen in einer cylindrischen Röhre, die inwendig zwey Canäle hat, durch welche ein silberner Faden, der oben eine Schlinge macht, durchgehet; und einer Zange, an deren Schenkeln eine Schraube angebracht ist. Wenn man sie ansetzen will: so stekt man die Zange durch die Schlinge durch, zieht damit den Polypen hervor und befestigt ihn durch die Schraube. In der Zeit läßt sich, vermittelst der Röhre, die Schlinge dicht an den Polypen anbringen, die man hernach mit ihren heraushangenden Fäden fest anziehet und durch das Umdrehen derselben, und nachgehends durch ein Heftpflaster, womit die Fäden äusserlich angeklebt werden,

zur

VII.

Ratio facilis atque tuta narium curandi polypos. Viennæ, typis et sumtibus Ioannis Thomæ Trattner, Cæs. Reg. Maj. aulæ typographi et Bibliop. 1763. 90 Seiten in gr. 8.

Der Verf. dieser Schrift ist der Wienerische Wundarzt, Herr Mat. Joseph Palucci, der durch mehrere chirurgische Schriften sich dem Publicum schon rühmlich bekannt gemacht hat. Wir wundern uns aber, daß er bey dieser seinen Namen nicht auf den Titel gesezt hat, da der Inhalt doch noch mehr das Ansehen einer eigenen Erfindung hat, als der vorigen, und daß er seine Heilart der Nasenpolypen ganzer 9 Jahre verschwiegen gehalten. Vielleicht hat die Aehnlichkeit, die der Hr. V. zwischen seinen Werkzeugen und den Levretschen *) gefunden, diese Bescheidenheit veranlasset.

Sehr natürlich ist die Eintheilung seines Werkgens in zwey Kapitel, davon das erste von der Natur und der Erzeugung der Polypen, und das zweyte von der Heilung derselben handelt.

Ihm kömmt nicht wahrscheinlich vor, daß die Polypen aus einem in einer Drüse der Schleimhaut gestokten Schleim, wodurch dieselbe allmählig ausgedehnt würde, entstünde, sondern nimmt vielmehr einen heftigen Antrieb und eine Verdickung des Geblütes an,

D 2 Die-

*) M. s. *Levret Observations sur la Cure radicale de plusieurs Polypes Planche 2de Fig.* 1 und 2. und besonders *Memoire de l'academie de Chirurgie Tom. IX. Pl. 13. Fig. 3.*

Dieses zu erweisen, beruft er sich auf ihre Erzeugung von einem Nasenbluten, ihre plözliche Wiederkehr, die Verwandelung des Fleisches und anderer zähen Nahrungsmittel in Blut, die Würkung des Zunderschwammes und anderer Mittel, wodurch das Geblüt gerinnet, auf die langsame Bewegung des Geblüts in den kleinen Gefäßen u. s. w. Doch läugnet er nicht, daß in dem Geblüte selbst eine besondere Disposition hiezu befindlich sey. Man wird schon hieraus finden, daß der Hr. V. verschiedene Nasengeschwülste, die sonst mit dem Namen der Polypen belegt werden, hier in keine Betrachtung ziehe.

Er beurtheilet die in diesem Uebel gebräuchlichen Heilarten als das Ausziehen, das Abschneiden, das Schröpfen, das Brennen, das Ezen und das Abbinden der Polypen. Diesem leztern giebt er vor allen andern Arten den Vorzug und hat in der Absicht eigene Werkzeuge ausgesonnen.

Diese gefallen uns wegen ihrer Simplicität. Sie bestehen in einer cylindrischen Röhre, die inwendig zwey Canäle hat, durch welche ein silberner Faden, der oben eine Schlinge macht, durchgehet; und einer Zange, an deren Schenkeln eine Schraube angebracht ist. Wenn man sie ansezen will: so stekt man die Zange durch die Schlinge durch, zieht damit den Polypen hervor und befestigt ihn durch die Schraube. In der Zeit läßt sich, vermittelst der Röhre, die Schlinge dicht an den Polypen anbringen, die man hernach mit ihren heraushangenden Fäden fest anziehet und durch das Umdrehen derselben, und nachgehends durch ein Heftpflaster, womit die Fäden äusserlich angeklebt werden,

zur

zur Festigkeit bringt. Die Röhre läßt man so lange stecken, bis der Polyp von selbsten ausfällt, welches gemeiniglich vor dem sechsten Tage geschieht. Um den Werth seiner Methode darzuthun, giebt er von verschiedenen glüklich abgelaufenen Curen ausführliche Nachricht.

Dabey versäumt der Hr. Verf. doch die Aderlasse nicht und stekt nach dem Ausfallen der Polypen, Wicken, die mit aufgelößtem Vitriol angefeuchtet worden, ein, bedient sich auch solcher Mittel, welche die Disposition zu einer solchen Verdickung des Geblütes haben können. Beyläufig gedenkt er einer Frau, die er mit Erfolg im Krebs der Brust den Schierling brauchen lassen.

G.

VIII.

Der Tod Franciscus des Ersten, Römischen Kaisers, besungen von C. F. D. Schubart. Ulm bey Bartholomaei, 3 Bogen in klein Folio.

Der junge Dichter bemerkt in der Vorrede, daß, da Deutschland bereits den feinen verstekten Plan des Horaz an Ramlern, und an Utzen die Kühnheit, den Philosophen mit sich auf die Schwingen der Ode empor zu führen, bewundere, nun weiter nichts übrig bleibe, als die Pindarische Ode. Weil, wie der Verf. sagt, Willamoven, die Zeit über die Wolken so lang wird, daß er zu der Fabel herabsinkt, so glaubt Hr. S. ihm sey es vor-

Und plötzlich fällt das Herz der deutschen Lande
Wie von Gewittern dahin.

Wie gesucht! wie schielend!

In der zweyten Antistrophe zeigt sich der Verf. so elend als möglich.

O Inspruggg mit Entsetzen und Grauen
Muß man deine Gegenden schauen!
Dein andres Eden wird ein Grab.

kann wohl etwas matteres und alltäglichers bey einer so rührenden Gelegenheit gesagt werden?

Theresia sinket, die Königin der Frauen
Das erstemal zum Menschen herab

Dies soll vermuthlich ein Lob seyn! Aber der Verf. weis nicht was er spricht. Hat diese vortrefliche Fürstin bey dem Grabe Ihres Vaters nicht geweinet? Sie die würdigste Tochter, die zärtlichste Gemahlin, die liebreichste Mutter, empfand sie bey dem Grabe ihres Gemahls, zuerst etwas, das sie erinnerte, daß Sie, ein Mensch sey? Wenn doch manche Leute bedächten was sie schrieben! Was der Verf. von der Betrübniß des itzigen Kaysers sagt, ist auch für eine Pindarische Ode unendlich matt:

Und Joseph, der beste der Söhne,
Schlingt seinen Arm mit einer Heldenträne
Um seinen Vater bang herum

Aber nun kommt das beste:

Der Pöbel stehet thränenloß und stumm
Vor dieser grauenvollen Scene

Also

Also konnte sich die dürftige Einbildungskraft des V. bey dieser grauenvollen Scene ausser den beyden Kayserlichen Leidtragenden nichts vorstellen, als den Pöbel der diese Scene unempfindlich angafft; Man will kaum seinen Augen trauen, wenn man solch Zeug lieset.

Im zweyten Epodos siehet der Verf. seine Muse in einer sehr gefährlichen Stellung

> Wie Gemsen, die dem Tod entgangen,
> Tyrol, an deinen schroffen Felsen hangen,
> So drohend hängt die Muse da.

Mit einemmal erscheint der Schuzgeist Deutschlands und die Schuzgeister der Provinzen, und singen ein Liedlein, dazu die Versart zwar Cramern, aber die Schreibart gänzlich Johann Christian Günthern abgeborgt ist. Und was macht denn unterdessen die Muse, die vorhin so drohend da hieng? Sie muß sich vermuthlich zu mehrerer Sicherheit, niedergesezt haben, denn der V. sagt:

> In ungestörter Ruh
> Hört die betäubte Muse zu.

Das Lied der Schuzgeister ist zwölf Strophen. Es sind hin und wieder leidliche Stellen darin, wie denn überhaupt ein solcher Gesang den Kräften des Verf. angemessener ist als eine pindarische Ode. Wir wollen aber nur eine Strophe zur Probe hersetzen, wie Güntherisch der Verf. schreibt:

> Dort auf der hohen Weisheit Pfade
> Steht Franz! Apollens Liebling! Er!
> Minerva denkt in ihm, und Suade
> Hüpft auf den Lippen hin und her.

Oft saß Er in der Musen Haine;
Toskana sahs! Es sah es Wien!
Er starb — wie stutzen sie die Neune!
Wie klagen sie um Ihn!

Am Ende kommt noch eine Strophe, Antistrophe und Epodos, die wir aber unsern Lesern schenken wollen. Wir haben uns bey diesem Gedichte ohnedem schon allzulange aufhalten müssen, um nur einigermassen zu sagen, wie wenig der Verf. zu der erhabenen Dichtart, in der er sich zu zeigen, vorgenommen, geschikt sey. Und gleichwohl werden dergleichen unreife Versuche in manchen gelehrten Zeitungen gelobt, ja wohl Meisterstücke geschimpft, ohne zu überlegen, was ein Meisterstük in den schönen Wissenschaften für ein Ding sey.

K.

IX.

Sammlung einiger Predigten vor der Durchlauchtigsten verwittweten Frau Herzogin zu Sachsen-Querfurt und Weissenfels, gebohrnen Herzogin zu Gotha und Altenburg rc. in Höchstderoselben Schloßkirche gehalten, von Samuel Gottlieb Crüger. Langensalza, in Verlag Johann Christian Martini, 1766. 8. 20 Bogen.

Wir pflegen zwar einem Verf., der von seinen Arbeiten so bescheiden denkt, als Herr C. nicht alle Fehler und Unvollkommenheiten derselben so hoch anzurechnen. Aber wenn eben ein

sol-

solcher Verf. denn doch vorgiebt, daß er strenge von seinen Werken urtheile und man die Proben davon gar nicht findet, so kann man ihm doch wohl sagen, daß er noch weit strenger hätte seyn müssen. Die Entschuldigungen in der Vorrede, daß er auf Befehl und Rath solcher Personen, denen er Ehrfurcht schuldig sey, die Predigten herausgebe; daß einige davon nur das flüchtige Werk eines Tages wären; daß er die von 1754. bis 1760. in der Zeit, da er Pageninformator gewesen, gehalten habe und dergleichen, rechtfertigen ihn gar nicht. Desto schlimmer, warum legt er das dem Publicum vor, was er so eilfertig, bloß für die Versammlung, die es gut finden mochte, niedergeschrieben hatte. Die Vorträge, die man als Informator hält, haben nicht allemal die gehörige Reife und hätten da immer ungedrukt liegen bleiben können, wo unter 500 Manuscripten die unleserlichen geblieben sind. Hr. C. legt manchmal den Plan seiner Predigten recht gut an, aber die Ausführung ist höchst unvollkommen, wie sie denn in der Geschwindigkeit wohl nicht anders gerathen konnte. Präcise Begriffe haben wir in seinen Vorträgen nicht gefunden, wohl aber eine Menge biblischer Sprüche und Redensarten, die er so, wie sie ihm einfallen, zusammen kettet. Er glaubt es darin recht gut zu machen und nennt das mit der heil. Schrift reden, die er von Jugend auf sehr gelesen hätte. Wir haben schon bey anderer Gelegenheit unsre Gedanken über die biblische Sprache in Predigten geäussert und angemerkt, was dabey für eine Cautel zu beobachten sey. Wenn die Schriftstelle das beweist, was sie beweisen soll, wenn sie der vorgetragenen Sache angemessen

und

und einem jeden verständlich ist, oder durch eine kleine Erläuterung dem Zuhörer verständlich gemacht werden kann, so ist es sehr gut, nothwendig und von dem besten Effekt, wenn sie angebracht wird, doch muß der Vortrag nie damit überladen werden. Allein, wenn man es so macht, wie der V., und sich durch Bilder, Erzählungen und Redensarten der heiligen Schrift, die zwar da, wo sie in der Bibel stehen, ausserdem aber nicht, an ihrem rechten Ort sind, verleiten läßt, ohn Unterlaß witzige Allusiones anzubringen, so kommen die zuweilen seltsam heraus und müssen einen verständigen Leser oder Zuhörer nicht sehr erbauen. Wir wollen deren aus einer einzigen Predigt nur etliche anführen. Es ist die eilfte. Sie handelt über Offenb. Joh. 3, 10. Von der nöthigen Beharrlichkeit im Guten. Hr. C. zeigt ihre Nothwendigkeit, Möglichkeit, Hülfsmittel und Bewegungsgründe. Alles sehr gut, ob schon, wie uns dünkt, zuviel Materie für eine Rede. Wenn nur die Ausführung und Vorstellung dieser wichtigen Sache besser gerathen wäre. Doch wir wollten nur einige Proben davon geben, wie geläufig dem Verf. die tropischen Vorstellungen sind, und wie ihn seine Bildersprache manchesmal zu einem gesuchten und unerbaulichen Wiz verleite. „Niemand erhält „das Kleinod, heißt es S. 244., er habe denn den „Lauf vollendet; Nicht die wurmstichige Frucht, wel„che vor der Zeit abfällt, sondern die, welche zu ihrer „Reife kommt, macht dem Herrn des Baums ein „Vergnügen, und nicht der Christ, der als ein Baum „an der Quelle des Heyls bloß gepflanzt ist, sondern „der, dessen Blätter nie abfallen, und der zeitige Früchte „bringt,

„bringt, gefällt Gott wohl. Nicht das Korn, das „aus dem Acker ausfällt, sondern das in der Aehre „bleibt, wird gesammelt und nicht der Waitzen, der für „Gott aufgeschossen, sondern der, welcher zur Erndte „reif geworden ist, wird in die Scheuren Gottes hin„gelegt.„ S. 246. „Die wider die Seele streitende „Lüste sind zu verführerisch, als daß sie den Menschen „nicht wenigstens bisweilen auf einen Augenblik stuzig „machen sollten. Steht doch ein Jonathan selbst bey „Verfolgung seines Sieges an dem Honigstok stille, „wie leicht verweilt nicht auch das Wesen dieser Welt „den Christen, der zum Himmel wallt.„ Die Welt verweilt den Christen, ist überdies undeutsch. Alle folgenden Seiten hätten sich in ein paar Perioden, die eben dies gesagt hätten, zusammenziehen lassen. S. 250. „Gott giebt uns den Geist, der alle, die er treibt „— nicht nur auf den Weg des Friedens leitet, son„dern auch darauf zum väterlichen Hause führt und „ihrer Glaubenslampe immer frisches Oel der Gnaden „zugießt, daß sie nicht verlöscht. S. 251. Gieng dort „Elias kraft der vom Himmel erhaltenen Speise „vierzig Tage unermüdet, bis er an dem Berg Got„tes Horeb kam, so werden auch wir kraft dieser „göttlichen Speise (des heiligen Abendmahls) unge„hindert bis zu der Stadt, die auf dem Berge liegt, „dem himmlischen Jerusalem fortgehen können.„ Den Wiz hätten wir dem Verf. gerne geschenkt. S. 253. „Wer einen Thurm bauen will, sizt erst und überschlägt „die Kosten, ob ers hinaus zu führen hat, und wer den „Thurm des Glaubens fortzubauen denkt, bis seine „Spitze an den Himmel reicht, muß überlegen, was

„er

„er dazu braucht, daß es ihm nicht bey seiner Arbeit „hie und da gebricht.„ In solchen Vorstellungen ist Hr. C. stärker, als wir je einen Prediger gehört oder gelesen haben. Aber unmöglich kann das wohl die rechte biblische Sprache seyn, die man auf der Kanzel führen soll.

C.

X.

Neues Lehrgebäude von der Kriegsbaukunst. Halle, gedrukt im Waysenhause, 1767. 2½ Bogen 8. mit zwo Kupfertafeln.

Da der ungenannte Herausgeber dieses neuen Lehrgebäudes, von dessen Urheber nichts in Erfahrung bringen können, als daß er vermuthlich seit einigen Jahren todt ist; so waget es der Recensent um so viel lieber, in Abwesenheit des ordentlichen Commendantens, etwas auf diese Festung zu unternehmen. Wohl zu verstehen, daß es mit einem Coup de main muß gethan seyn, denn zu einer förmlichen Belagerung dürften die Unkosten nicht wohl angewendet werden. Der V. wundert sich sehr, daß Rimpler, Cöhorn, Sturm und andere, noch immer an *Face*, *Flanc* und *Courtine* kleben bleiben, und gleichsam nur neue Variationen einer alten *Folie d'Espagne* componiren; dabey legen sie den Hauptwall und Hauptgraben zunächst an die Stadt, und suchen ihn durch vorgelegte kleinere und unbeträchtigere Werke zu decken und dadurch dem Feind den Zugang

gang schwehr zu machen. Ihre Werke haben aber den Hauptfehler, daß sie keine gute Abschnitte und sichere Retraiten verstatten, und daß ein Werk das andere nur so lange beschützet, bis es eingenommen ist, ohne Hofnung den Feind wieder daraus zu verjagen, weil die Wälle mehrentheils nur von aussen, nicht zugleich von innen, von dem Hauptwalle bestrichen werden können u. s. f. Uns dünkt, das war wohl Rimplers und Sturms Meynung gewiß nicht, die eher eine unmögliche, und aus andern Betrachtungen nicht anzurathende Hartnäckigkeit bey der Vertheidigung verlangten, und nicht ehe von einer Uebergabe wissen wollen, bis der Feind alle Werke rings um die Stadt erobert, ein paarmal wieder verlohren und aufs neue erobert hat. Der Erfinder unsers Lehrgebäudes hat alle obige Fehler zu heben, und eine Festung zu liefern gesucht, die der heutigen weit heftigern Attaque gewachsen ist. Sie bestehet aus einem innern, mittlern und äussern Wall, vor leztern kommt erst der Hauptgraben, denn der Verf. hält es für unrecht, die stärkste Gegenwehre bis auf die lezt zu verspahren, wo die Heftigkeit der Angriffe nicht mehr so groß seyn kann, als anfänglich; wir dächten aber, desto besser für die Vertheidiger, wenn der Feind immer grössere und grössere Hindernisse antrift, je mehr seine eigene Kräfte abnehmen. Nichts wäre fähiger ihm allen Muth zu benehmen, als eine solche Gradation. Ueberhaupt zu reden, haben wir an der von dem Verf. angerathenen Festung eben nichts bemerken können, das einem neuen Lehrgebäude ähnlich sähe. Der innere Wall bestehet aus lauter Zangen, so wie alle Sternschanzen und eine

Men-

Menge längst bekannter Manieren; zwischen ihne liegen gewöhnliche Raveline, deren Facen gleichsam eine Verlängerung sind, von den Linien des innern Walles, und diese machen den mittlern Wall; um die Raveline lauft der äussere Wall in Gestalt zusammenhängender Contregarden. Doch, nun kommt das Neue des Lehrgebäudes! dieser äussere Wall macht keine einwärts gehende Winkel, sondern bestehet aus einwärts gebogenen Zirkelstücken oder Rundelen, wie sie hier genennet werden. Dadurch erhält der Erfinder seine Absicht, daß sie den enfilirenden und eben deswegen mörderlichen Ricochetschüssen nicht so ausgesezt sind; zugleich erhält er aber auch etwas, das vermuthlich seine Absicht nicht war, nemlich einen Wall, rings um die Stadt, von dem beynahe kein Theil dem andern durch Flankenfeuer zu Hülfe kommen kann. Der davor liegende, überaus schlecht vertheidigte, gefüllte Hauptgraben und der bedekte Weg bestehen mit jenen aus concentrischen Bogen; ausser daß lezter an den auswärts gehenden Winkeln geradlinichte Waffenpläze hat. Von dem vermeintlich wichtigsten Stük der Festung, dem bedekten Weg, ist der Verf. kein Liebhaber, weil er, seiner Meynung nach, die Unkosten nicht ersezt, und die darauf nöthige Palisaden leichte faulen; doch hält er es nicht für rathsam, den bedekten Weg ganz abzuschaffen, weil dessen Abdachung das Hineinlauffen des Wassers von aussen in den Graben verhindern kann, und dazu ist freylich sein bedekter Weg so bequem als ein anderer. Sein äusserer Wall hat die Absicht, die darhinter liegende Werke so zu bedecken, daß der Feind keinen Stein davon

sehen

sehen oder verletzen kan; aber, um Vergebung, so wird man vermuthlich auch ihn von daher nicht sehen und verletzen können? und das, dächten wir, wäre nicht gut. Hat der Feind, (meynt der Verf.) weil nichts unüberwindlich ist, den äussern Wall erobert, so kann er doch seines Lebens darauf nicht sicher seyn, da man von dem mittel- und innern Wall, ja selbst, mit kleinem Gewehr von den Casernen oder Häusern auf ihn schiessen kann. Der Umstand mit dem kleinen Gewehr und den Casernen kam uns bedenklich vor, wir fanden zwar in der zwoten Figur, daß von den Caserne-Fenstern des vierten Stokwerkes gerade Linien über den innern und mittlern Wall bis an den äussern gezogen waren, und sich da in Kugeln endigten; weil es aber mißlicher ist, seinen Spießgesellen so nahe über dem Kopf weg zu schiessen, zumal wenn sie auf etliche und 50. Ruthen von uns entfernt sind, als gerade Linien nach dem Lineal zu ziehen, so wollten wir doch untersuchen, in wie ferne es denen auf dem Mittelwalle postirten Soldaten zu verargen stünde, wenn sie das Feuern aus den hinter ihnen liegenden Casernen verbitten sollten. Eine kleine Rechnung, der wir in dergleichen Fällen immer mehr trauen, als einer Zeichnung, gab uns zu erkennen, daß ein Kernschuß aus der vierten Etage der Caserne, der von dem Mittelwalle feuernden Mannschaft höchstens $1\frac{1}{2}$ Fus über den Kopf weggehen müßte, wenn er einem auf dem Terreplain des äussern Walles aufrecht stehenden Feind durch den Kopf gehen sollte. Da nun auf 50. Ruthen weit von ein paar Schuhen höher oder niedriger sich nichts zuverläßiges versprechen läßt; so dächten wir, es liesse

sich leicht ein Kopf statt des andern treffen. Hat endlich der Feind den Mittelwall gleichfalls erobert; — so stehet ihm noch der innere, mit den Casernen, im Weg, und er wird ganz gewiß, um ein entsezliches Blutbad zu verhindern, lieber — — die Belagerung aufheben? der Garnison einen freyen Abzug verstatten, als noch eine Attaque wagen. Nun, das dächten wir selbst; und wegen der tapfern Gegenwehre aus den Casernen, sollte es billig mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen geschehen. Denn da, gegen das heftige Feuer des Geschützes, mit welchem heutiges Tages die Festungen angegriffen werden, alle Werke dieser Festung so eingerichtet sind, daß sie sich durch Pistolenschüsse unterstützen können; so dürfte der lezte Betrug ärger werden als der erste, wenn der Feind hartnäckig darauf bestehen wollte, die Festung auf Gnade und Ungnade zu erobern. Auch etwas Oekonomisches. Bey dem Bau unsrer Festung bleibt Erde übrig. Der Erfinder hat es nicht ängstlich berechnen mögen, wie viel oder wenig, und dem Recensenten, dem noch weniger daran liegt, ist diese Mühe vollends nicht zu zumuthen. Doch, wenn der V. von etlichen hundert Fuhren spricht, auf die es nicht hier ankomme; so erzeigt er den in Bausch und Bogen gemachten Rechnungsanschlägen zu viel Ehre, da auch der fleißigste Rechner und Messer, bey einer Gelegenheit, wo von Millionen ohngefähr die Rede ist, sich um ein paar 100. verstoßen kann. Nach unserm Augenmaße dürfte etwas weniger als die Hälfte der ausgegrabenen Erde übrig bleiben, und auf einem jeden Zangenwerke $1\frac{1}{2}$ tausend Cubikruthen betragen, das gäbe, wenn die

Fe-

sehen oder verletzen kan; aber, um Vergebung, so wird man vermuthlich auch ihn von daher nicht sehen und verletzen können? und das, dächten wir, wäre nicht gut. Hat der Feind, (meynt der Verf.) weil nichts unüberwindlich ist, den äussern Wall erobert, so kann er doch seines Lebens darauf nicht sicher seyn, da man von dem mittel- und innern Wall, ja selbst, mit kleinem Gewehr von den Casernen oder Häusern auf ihn schiessen kann. Der Umstand mit dem kleinen Gewehr und den Casernen kam uns bedenklich vor, wir fanden zwar in der zwoten Figur, daß von den Caserne-Fenstern des vierten Stokwerkes gerade Linien über den innern und mittlern Wall bis an den äussern gezogen waren, und sich da in Kugeln endigten; weil es aber mißlicher ist, seinen Spießgesellen so nahe über dem Kopf weg zu schiessen, zumal wenn sie auf etliche und 50. Ruthen von uns entfernt sind, als gerade Linien nach dem Lineal zu ziehen, so wollten wir doch untersuchen, in wie ferne es denen auf dem Mittelwalle postirten Soldaten zu verargen stünde, wenn sie das Feuern aus den hinter ihnen liegenden Casernen verbitten sollten. Eine kleine Rechnung, der wir in dergleichen Fällen immer mehr trauen, als einer Zeichnung, gab uns zu erkennen, daß ein Kernschuß aus der vierten Etage der Caserne, der von dem Mittelwalle feuernden Mannschaft höchstens $1\frac{1}{2}$ Fus über den Kopf weggehen müßte, wenn er einem auf dem Terreplain des äussern Walles aufrecht stehenden Feind durch den Kopf gehen sollte. Da nun auf 50. Ruthen weit von ein paar Schuhen höher oder niedriger sich nichts zuverlässiges versprechen läßt; so dächten wir, es liesse

 sich

Verf. zu viel gethan, so hat dieser zur Rettung der Ehre seines Vaters die jetzigen Nachrichten mittheilen wollen. Es geschahe 1712. von der Stadthalterschaft eine drohende Anmuthung an den Stadt-Rath, wegen Unterlassung der auf dem Titel der Nachricht angezeigten 3. Lieder bey dem öffentlichen Gottesdienst. Die vorsitzenden und mehresten Herrn des Raths fanden für gut, nachzugeben, es wurde ein Rathschluß darüber gemacht, und das Protocoll davon der Geistlichkeit bekannt gemacht. Sobald dies geschehen, ließ die Regierung die evangelischen Gesangbücher mit Gewalt wegnehmen, die Psalmen mit Veit Dietrichs Summarien und Glossen verbiethen, und gieng sonst auf verschiedene Art noch weiter. Demohnerachtet faßte der Vater des Herrn Verf. Johann Kießling Doct. Theol., Prof. und Pfarrer zu Erfurth, den Muth, auf den nächsten Sonntag, an welchem es sonst gewöhnlich gewesen, das Lied: O Herre Gott, dein göttlich Wort singen zu lassen. Jedoch erklärte er vorher in der Predigt den unschuldigen Verstand der darin anstößigen Worte, und bezeigte seine Achtung gegen alle Obrigkeit. Die Stadthalterschaft sowohl als der Rath, wurden dadurch sehr aufgebracht. D. Kießling sollte öffentlich erklären, daß er Unrecht gethan, und da er eben nicht geneigt dazu war, geschahen ihm solche Andeutungen, daß er nicht ohne Ursach einen Aufenthalt auf der Festung zu besorgen hatte. Er entwich und gieng nach Gotha, wo er nach geschehener Absetzung in Erfurth gute Versorgung fand. Uebrigens wurde zwar die Sache beym Corp. Evang. anhängig gemacht, dieses aber konnte, weil der Rath

mit denen Catholischen einverstanden war, keine Dienste thun. Verschiedene dabey mit vorkommende besondere Umstände zeigen freylich, daß der Rath damals nicht alles, was ihm obgelegen, gethan habe, und daß der seelige D. Kießling nicht aus Eigensinn, sondern aus einem würklichen sich gemachten Gewissen gehandelt, besonders da er durch die 2. mit angehängten theologischen und juristischen Gutachten bestärkt worden. Ob aber ein vernünftiger Rechtsgelehrter dem seeligen Doctor nicht hätte andern Unterricht geben können, ist eine andre Frage. Wenn gefragt wird, ob die Stadthalterschaft diejenigen Anmuthungen, die geschehen sind, habe thun können? so muß man allerdings Nein sagen. Nach dem gemeinen Religionsfrieden und besondern Versicherungen der Stadt Erfurth, konnten sich die Catholischen in die Liturgie der Evangelischen nicht mischen und Lieder verbiethen, die älter sind, als der westphälische Friede und das Entscheidungsjahr. Wird gefragt: Ob gedachte Lieder würklich beleidigend sind? Nein. Ob diese Lieder mit guten Gewissen weggelassen werden können, und ob man sie nicht klüglich an gemischten Orten weglasse, wenn man es gleich nicht schuldig ist? Ja! Ob, wenn Catholische mit Gewalt widerrechtlich fordern, daß man solche weglassen solle, man sogleich nachgeben müsse, oder ob eine Obrigkeit nicht vorher nach allen Kräften vor die Freyheit zu streiten habe? Ja. Principiis obsta. Ob der evangelische Rath zu Erfurth der ganzen evangelischen Kirche daselbst durch seinen Schluß etwas vergeben können? Dies kommt nun zwar auf die besondere Consistorial-Verfassung von

Erfurth an, inzwischen läßt sich selbst aus der Erzählung des Hrn. Verf. nicht undeutlich schliessen, daß der Rath das jus sacrum allein gehabt, und gegen die Mehrheit der Stimmen läßt sich dabey auch wohl nicht viel sagen. Ob also der seelige D. nicht lieber andre Mittel, den Rathsschluß zur Abänderung zu bringen, anwenden, und wenn solche fruchtlos gewesen, dann endlich sich unterwerfen, oder wenn sein Gewissen es erfordert, lieber abdanken sollen, als eine Widersezlichkeit zu bezeigen? Dies ergiebt sich von selbst. Inzwischen verdient Herr D. Kießling für diese Nachricht Dank, aber die gegen den Rath, die katholische Obrigkeit zu Erfurth und andre hohe Personen gebrauchten Anzüglichkeiten, hat er vermuthlich nicht reiflich genug überdacht, sonst würde ihm die gesunde Vernunft gesagt haben, daß er sie hätte weglassen sollen.

XII.

La Philosophie de l'Histoire critiquée, par *Chretien Frederic Schmid*, Assesseur de la Faculté de Philosophie en l'Université de Leipzig. à Leipzig, chez F. G. Iacobæer, 1766. 4½. Bogen in 8.

Daß die Philosophie de l'Histoire, so wie Voltairens meiste neue Schriften, ein Gemisch von wahren und falschen Sätzen, von kühnen und ungereimten Meynungen sey, das nur

bloß durch den drolligten Vortrag des Verf. noch sich lesen läßt, im übrigen aber gar keine Aufmerksamkeit verdienet, siehet jeder denkender Leser ein. Wie ist aber ein solches Buch, das seiner Unbeträchtlichkeit ohnerachtet, dennoch nicht wenig Schaden thut, zu widerlegen? Soll man ernsthaft dawider schreiben? Was hilft dies bey einem Schriftsteller, der fast alle Grundsätze, aus denen man mit ihm streiten kann, läugnet, und der übrigens nirgends Stich hält, sondern sich gegen die ernsthafteste Gründe mit einem scurrilen Einfalle rettet. Der Widerleger läuft überdem auch noch Gefahr, selbst lächerlich zu werden, wenn er die Possen und Hirngespinste eines Spötters, der selber nichts sicheres behaupten, sondern nur angenommene Wahrheiten zweifelhaft machen will, allzu ernsthaft zu widerlegen sucht. Dies Schauspiel gab vor einigen Jahren ein jenaischer Magister, *) der den ganzen Candide in Syllogismen verwandelte, und hernach sehr gründlich die Falschheit derselben bewieß. An diesem traurigem Exempel hat sich Hr. *Chretien Frederic Schmid*, *Assesseur de la Faculté de Philosophie en l'Univerfité de Leipzig*, gar nicht gespiegelt, sondern macht sich noch auf mehrere Art lächerlich, als jener Jenenser. Er widerlegt nicht allein ernsthaft, sondern auch heftig. Er spricht von Voltairen im Tone der schwarzen Zeitung, als von einem verächtlichen Buben, und thut als ob er, *Chretien Frederic Sthmid*, ein Mann wäre, gegen den Voltaire ein kleines Licht ist. Er giebt sich die Mine, als ob er sich der Einfalt zu gefallen herab liesse. „Ce

*) Briefe die neueste Litteratur betreffend.

„n'est donc pas, sagt er mit hervorgedrükten Kin„ne, pour instruire les Savans, que nous pre„nons la plume, Non! Non! mais c'est pour la „Satisfaction de nos Dames et nos jeunes Seig„neurs.„ Wie sich der Verf. doch in aller Welt hat einbilden können, daß er pour la Satisfaction des Dames schreiben könnte! Aber freylich muß er von seinen Talenten keine geringe Meynung haben, weil er das Herz hat sich in Wiz und Spott mit Voltairen zu messen. Der lezte Zug vom lächerlichen ist, daß der V. Französisch schreiben will. Die steife, zugleich gernwizige und dabey aufgebrachte Schreibart eines deutschen Magisters, macht gegen den feinen und drolligten Wiz des wizigsten iztlebenden Franzosen den seltsamsten Contrast. Der Verf. hat vermuthlich die französische Sprache deswegen gewählt, damit Voltaire seine Schrift lesen, und sich daraus bekehren sollte. Wir wünschen aber herzlich, daß sie Voltairen nicht möge zu Gesicht kommen. Denn sonst genade Gott! allen deutschen Adjunkten der philosophischen Facultäten; Voltaire der in solchen Fällen immer den Unschuldigen mit den Schuldigen bestraft, würde ihnen allen aufs häßlichste mitspielen, und unser V. selbst hätte gewiß noch etwas schlimmers, als eine courte Reponse au long Discours d'un Docteur allemand zu erwarten.

Wer Voltairen widerlegen will, muß nebst viel gründlichen Einsichten, viel Wiz und Laune haben, und diese so anzuwenden wissen, daß er nicht gewisse kleine Schwächen giebt, die ein Voltaire bald ergreift, und die Lacher wieder auf seine Seite zu bringen weiß.

Un-

Unser Herr Schmid aber plumpt allenthalben gerade zu. Er hält Voltairen die Autorität der Bibel vor, verweißt ihn auf die Auslegungen der Commentatoren, über die doch V. so oft (und zuweilen nicht ganz ohne Grund) spottet. Er schimpft Voltairen, und bedenkt nicht, wie sehr jeder aufgebrachte Schriftsteller gegen den Leser verliert, wenn sein Gegner in seiner Fassung bleibt, oder bloß lachet. Es ist wahr, er sagt hin und wieder gute Sachen, die sich V. auch zu Herzen nehmen möchte, wenn sie nur besser vorgetragen wären. Votre mauvais Stile me degoute wird er sagen.

Unsere Leser werden zwar fast à priori vermuthen, daß Herr S. an Wiz kein Voltaire ist, aber es ist doch unglaublich, wie viel einfältiges Zeug er vorbringt, das Voltairen den Spott sogar leicht macht. Wir wollen nur ein paar Beyspiele anführen: S. 20. sagt er ganz stolz: „Ce que l'Auteur dit au Sujet „des americains, peut lui être pardonné, par-„cequ'il n'y à jamais été u. s. w. gerade als ob er *Chretien Frederic Schmid* in Amerika gewesen wäre.

Nachdem er S. 18. und 19. mit Voltairen über das Buch Hiob dispytirt, räth er ihm, griechisch und die orientalischen Sprachen zu lernen, um zu sehen wie grob er irre. Hier fehlt nichts, als daß er nicht Voltairen bittet, deutsch zu lernen, damit er sich aus Bahrds Paraphrasen übers Buch Hiob unterrichten könne.

S. 11. versichert der V. „que les Negres sont „de *la Posterité de Cham*, et que toutes les *pre-*

„dictions contre le fondateur de cette famille du
„genre humain, ont du être accomplies dans
„ses descendans.„ Nun wissen wir ja auf einmal,
warum die Negern schwarz aussehen, und warum sie
beständig Sklaven sind! Ist es aber nicht wirklich
sündlich, einem Spötter, wie Voltaire, die Waffen
selbst in die Hände zu geben?

Dergleichen schlechte Vertheidigungen der guten
Sache, schaden mehr, als sie nützen. Eben die Dames und jeunes Seigneurs, für die sich der Verf.
zu schreiben einbildet, sehen wahrhaftig mehr auf witzigen Vortrag, als auf die Wahrheit selbst; bey ihnen
kann ein so steifer und platter Vortrag als unser Verf.
hat, der besten Sache schaden. Und das grösste Unglük ist noch, daß der Verfasser glaubt er habe Wiz.
O was ist die Selbsterkenntniß doch für eine feine
Sache.

K.

XIII.

Christ. Adolph. Klotzii, opuscula varii argumenti. Altenb. ex officina Richter, 1766. 330.
Seiten in groß 8.

Zuerst zeigte sich Herr K. durch kleine niedliche
Werkgen, in denen blos die Einkleidung, die
feine Kenntniß der lateinischen Sprache, und
die Horazische Ader schäzbar war, ohne daß man dieselben als materielle Beyträge zur Litteratur hätte ansehen können. So waren seine Mores Eruditorum,
Ge-

Genius seculi, ridicula litteraria, opuscula poetica: Stücke, die man als schöne Blüthen, nicht aber als nuzbare Früchte betrachten konnte. Man wünschte von ihm eigne kritische Abhandlungen, da man von seiner Belesenheit und dem feinen antiken Geschmak viel erwartete; er hat einige geliefert, unter denen wir diesen opusculis ohne Anstand den Preis geben. In dieser Sammlung von 12. kleinen Stücken werden die Liebhaber der Philologie, der griechischen und lateinischen Musen, einige so schöne Aufsäze finden, daß sie sie ohne Streit nuzbare Fragmente zur Kritik des Schönen heißen werden.

Wir springen auf einmal in die Mitte. Das sechste Stük, von der glüklichen Kühnheit des Horaz, legt die Stelle des Quintilian zum Grunde: at Lyricorum idem Horatius fere solus legi dignus. Nam et insurgit aliquando et plenus est jucunditatis et gratiae et variis figuris et verbis *felicissime audax*: und ist zu diesem Dichter eine schöne Einleitung. Wenn daher Kl. seine Abhandlung beschliesset: utinam vero hac opera faciliorem jucundioremque Horatii lectionem reddidissemus juventuti; so können wir diese Worte ändern: at vero hac opera nobis quidem jucundiorem illius repetitionem reddidisti; utinam et juventuti frequentiorem! hätte ich dieses Stük irgendwo ungedrukt, im Manuscript liegen gefunden: wie hätte ich geeilet, um mir dasselbe größtentheils in meinen Horaz einzutragen, und dies mit einer süssen Mühe.

Nicht ohne Ursache unterstreiche ich das Wort größtentheils: denn die Einleitung, daß es eine dop-

doppelte Kritik gebe, hätte ich schon mit den Augen übersprungen: die Betrachtung: daß die Eigenschaften, Kühnheit und Glük, den alten Schriftstellern häufig beygelegt werden, wäre ich durchlaufen, und nochmals durchlaufen, weil in dieser Sammlung von Stellen fast in jedem Zeugnisse selbst eine glükliche Kühnheit herrschet, gleich als wenn jedes ein redendes Zeugniße seyn sollte. Dies sage ich auch von der Rubrik: die Kühnheit ist den Dichtern nöthig, aber gefährlich: sie ist angenehm, wegen der angezognen Stellen, aber übrigens bekannt genug. So ist auch das igenium Horatii nach den vorigen Worten Quintilians zuerst schön geschildert; aber die Schönheit liegt mehr im Ausdruk — noch denke ich also nicht an meine Feder.

Der Kunstrichter kommt näher auf Horaz. Er war der erste lyrische Dichter unter den Lateinern, der mit kühnem Schritt auf unbetretne Höhen gieng, und aus Griechenland einen Lorbeerkranz neuer Art holte. Wir breiten dieses lyrische Neue des Horaz bis auf seine griechischen Sylbenmaasse aus, die wir hier vermissen: so daß wir auch nicht einmal die prächtige Stelle angezogen finden: —

Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.

„Warum hatten die Lateiner so wenig lyrische Dichter?„ Auf diese Frage freueten wir uns; was Hr. Kl. sagt: „daß die Knechtschaft Genies unterdrücke„ sagt er schön; thut das aber dieser wichtigen und noch nie recht

recht aufgelöseten Aufgabe ein Gnüge? Ueberhaupt sind die zwey lezten Stücke: Horaz war der erste und fast der einzige lyrische Dichter in Rom: gar nicht ausgearbeitet.

Jezt fängt sich erst der gute Theil der Abhandlung an: Horaz ist kühn in den abgebrochnen Anfängen seiner Oden, in den langen Digreßionen, den feurigen Sprüngen, in der verworfnen Wortordnung, und den Uebergängen über die Strophe. Seine zweyte Art von Kühnheit zeigt sich in den edlen, hohen und prächtigen Sentenzen, wozu auch das Lob Augusts, und die Lobsprüche auf sich selbst gehören. Die dritte Art liegt im Ausdruk, und zeigt sich in kühnen Figuren, seltnen, antiken und neuen Worten, wie auch in griechischen Construktionen. — Hier würde unsre Feder selten geruht haben: überall erscheint ein Mann, der seinen Horaz gelesen, verdauet und ganz inne hat: überall eine Menge von Beyspielen, die immer triftig sind, ob gleich jede Rubrik ansehnlich vermehrt werden könnte: überall der feine Geschmak, der den ganzen Horaz gefühlt, und zu kosten giebt. Aber das denke niemand, daß, wer diese Abhandlung gelesen, auch den Horaz lebendig und innig kenne. Blos zum lesen soll diese Schilderung bereiten; und nur durch das eigne Studiren, schmekt man tausend feine Schönheiten, die dem Kunstrichter entgiengen, oder die er nicht ausdrücken kann.

So sehr wir diese Abhandlung loben: so müssen wir doch sagen: sie ist unvollendet, selbst wenn wir sie blos philologisch betrachten. Nun fehlen uns aber noch die beyden nüzlichsten Stücke, der philosophische

und

und praktische Theil derselben. Wir schämen uns nicht für dem Wort Philosophie, weil wir diese Sache nicht so geringe schätzen, als Hr. Kl. an verschiedenen Orten; wir fordern auch einen praktischen Theil, weil wir voraussetzen, daß man den Horaz, nach seiner angebohrnen Sprache und Situation nachahmen müsse. Ohne diese zwo Zugaben sind einzelne philologische Anmerkungen arena sine calce, und noch immer von der Anwendung und Nuzbarkeit zu entfernt.

Wir gehen also Hrn. Kl. nach, um seine zerstreute Perlen aufzufädeln. Warum sind die abgebrochnen Anfänge einiger Oden so natürlich, da andere einen leisern Schritt nehmen? Sezt dies Abgebrochne des Anfanges eine Reihe von Gedanken voraus: so stünde hier eine Beherzigung am rechten Ort: wie genau man sich in diese Gedankenreihe und Lage von Vorfällen setzen müsse, um begeisternd und nuzbar zu lesen. Eine Materie, die man aus vielen Beyspielen beweisen kann, und die man doch oft vergißt. Bey dem zweyten und dritten Stük, den Digreßionen und Sprüngen würde ich unmöglich Home's *) Einwurf vergessen haben: „Im Horaz nimmt sich kein „Fehler mehr aus, als der Mangel an Verbindung; „die Beyspiele davon sind unzählbar.„ Diesen Einwurf würde ich nicht so kurz abgefertigt haben, als viele Kunstrichter; ich hätte mich befleißigt, das Wort Ausschweifung und Sprung mehr auf die Natur der Begeisterung zurük zuführen, um vielleicht etwas anders darunter zu verstehen, als frostige Leser, und regel-

*) Home's Grundsätze der Kritik Cap. 1.

regelmäßige Nachahmer sich abzirkeln. Die verworfne Wortordnungen würde ich genauer auf die Natur der Sprache reduciren, um es zu unterscheiden, wo es der Gedanke, der Wohlklang, die Composition der Bilder, und das Sylbenmaas gefodert? denn oft kann Kühnheit eine Tapferkeit aus Vorsaz, oft ein Muß seyn. In den Strophenübergängen würde ich den Römer gegen die Griechen gestellet, die Gesetze der Sprache, der Phantasieen, des lyrischen und musikalischen Sylbenmaasses untersucht, es geprüft haben, ob es Schönheit oder Licenz sey; am mindsten aber würde ich alle Einwürfe so abgefertigt haben: certe Grammaticorum filii hanc legem tulerunt. In den Sentenzen, Figuren und kühnen Worten, würde ich die Kühnheit des Horaz mehr subjektivisch behandeln; nicht blos das Kunststük zeigen, sondern zu bemerken suchen, warum und wie weit der Künstler so verfahren mußte: denn jenes findet der Leser selbst, auf dies muß er aufmerksam gemacht werden.

Nun käme der praktische Theil der Abhandlung; vor allen Dingen würde ich im Quintilian das Wort *aliquando:* Horatius insurgit aliquando, nicht überhüpfen, oder gar wie Barth für eine falsche Lesart erklären. Ich würde dem alten bescheidnen Kunstrichter zufolge, die Poesie des Horaz nicht für die Schranken aller lyrischen Kühnheit ansehen, und es aus unsrer Denkart und Stuffe der Cultur wahrscheinlich zu machen suchen, daß er, zum Trost der Odendichter, nicht alles Glük der Odenschwünge erschöpft habe. Ich würde mir mehr Mühe drum geben, wie bescheiden er die Kühnheit der Griechen nur von Ferne

ne nachgeahmt; wie viel Vorrechte er als der erste kühne lyrische Sänger in Rom, hatte; und nun kommt das große Feld, wie weit sind ihm die Neuern an Kühnheit ihrer Nachbildungen nahe gekommen? wie weit verbietet es die Zeit, ihm vorzufliegen, oder ihn zu erreichen? Betrachtungen, wo überall die Parallele zwischen Urbild und Kopie; statt Beyspiel und Erläuterung seyn mußte. — Dies alles hat Kl. in seinen libellum de audacia Horatii nicht einschliessen wollen.

Aus der Mitte thun wir einen Sprung ans Ende des Buchs: von der Bescheidenheit Virgils, eine Abhandlung, wobey uns drey Excursus lokten. „Von den Sitten der Schäfer in den Eklo„gen des Virgils:„ wir lasen mit Vergnügen, wo sich seine Schäfer gut ausdrükken, und wo nicht; aber wir wandten das Blatt: es war zu Ende. Nun war ich mit mir selbst unzufrieden, daß ich in einem Klotzischen Excursu eine vollendete Materie erwartet hatte. — Auf das kleinere kritische Hausgeräth können wir uns nicht einlassen: sonst würde sich manches Zweifelhafte zeigen, weil Kl. manches Neue in diesen Discursen sagt.

Jezt wanderten wir also zurük, und verglichen die Prolusion: de populari dicendi genere, mit einigen Bearbeitungen dieser Materie von andern Verfassern: denn wenn die neuere Zeit der Litteratur auch keinen Ruhm verdiente, so ists immer der, den Vortrag der Wissenschaften faßlich einzurichten. Verschiedne Schriftsteller haben dies Sujet von verschiednen Seiten betrachtet — Vergleichungen und Aufsätze hierüber würden aber hier zu weitläuftig fallen. Daher

kehre

kehre ich zum Anfange zurük: pro Lipsii dicendi genere: das erste Opusculum in diesem Bande.

Der Recensent hat von je her sehr viel von diesem Schriftsteller gemacht, und seine Schreibart den Manutiis und Bembis immer vorziehen mögen: er giebt also der Meynung völlig recht, daß in dem Styl des Lipsius mehr Nerven anzutreffen seyn, als in seinen lieben Ciceronianischen Zeitgenossen. Dies ganze Stük: man müsse den Cicero nicht blind nachahmen; wird jeder mit Vergnügen lesen; gegen das andere: man müsse sich selbst einen lateinischen Styl bilden, hatte der Recensent zwar einiges; er vergaß es aber, und gieng zu den Rettungen fort, über die Kürze, alte Wörter, Dunkelheit, Einstreuung der Verse, Verderbung des Geschmaks, die man dem Lipsius vorgeworfen. Nun schloß er, überdachte die Materie, und — sezte folgende kleine Noten dazu, die ihm über diesen Aufsaz einfielen:

1) Es ist eine mißliche Sache um das Wort pro! Freylich sind die Ankläger des Lipsius die Hrn. Scioppius, Maresius, Vossius, Morhofius, Stephanus, Velserus, Pontanus, Scaliger, und wie sie mehr heissen, selig entschlafen, und lassen sich also ziemlich kurz abweisen; aber bey einer Vertheidigungsschrift nimmt jeder Leser Parthey gegen den Angeklagten, um urtheilen zu können, ob sein Advokat ihn gut vertheidiget. Nun fällt mir Leibniz ein, von dem es bekannt ist, daß eine Abhandlung wider die Lipsinisirenden Schriftsteller zu seinen unausgeführten Planen gehöre: ich stelle mir vor, wenn er diese Akroasi läse, würde er zufrieden seyn, wenn man Lipsius

gegen Dunkelheit schützen will, und sagt: obscuritas est vel objectiva, vel subjectiva — würde ein Leibniz damit zufrieden seyn?

2) Wenn ich den Titel: pro Lipsii dicendi genere, lese: so denke ich natürlicher Weise, Lipsius Schreibart überhaupt in allen seinen Werken. Und wie vielfach sind diese bey Lipsius? Kann ich mich hier wohl darauf einschränken, seine Briefe zu citiren; oder werde ich mich nicht nothwendig ins Detail herablassen müssen, wie sich seine Schreibart zu seinen kritischen Werken, seiner Politik, Weltweisheit, den Briefen, Gedichten, der Satyre passe: alle diese Arten des Vortrages kann ich ja nicht über einen Kamm scheren, und Kl. redet für Lipsius, als hätte er blos Briefe geschrieben.

3) So wie ich fragen kann: wenn du diesen Schriftsteller beraubest, warum mußt du ihn, wie ein Araber, ganz plündern? so kann ich auch fragen: wenn du ihn vertheidigst, warum mußt du ihn nun ganz und gar vertheidigen, und allen seinen Anklägern nichts lassen? — Unpartheyisch zu reden, wählt sich auch hier die Wahrheit, die Mittelstrasse; aber wie schwer ists, diese Mittelstrasse zu treffen, und abzuzeichnen? Es ist ungleich schwerer zu sagen: so weit hat der Gegner recht, und weiter nicht: so weit ist Lipsius fehlerhaft; so weit aber lobenswürdig! dies ist schwerer auszumachen, als ihn in einer lateinischen Redübung, vertheidigen. Gewisse Schönheiten des Styls sind würklich gegen einander contrastirend und ausschliessend: die Ciceronianische Schreibart hat Vorzüge, die die Lipsianische nicht hat, und diese kann wieder in Fehler fallen, davon jene frey ist.

4) Wenn

4) Wenn ich Lipſius mit ſeinen Worten vertheidigen wollte: würde ich mich an einigen Briefſtellen begnügen, und die Worte hinſchreiben: vellem ipſe Lipſius accuſatoribus ſuis reſpondiſſet? Freylich war Lipſius zu beſcheiden, ſo viel Bogen mit Streitſchriften anzufüllen, als wenn ſonſt zwey andre Critici ſich bis auf Tod und Grab verfolgen. Aber deſto ſorgfältiger würde ich auf kleine eingeſtreuete Vertheidigungen ſeyn, und ja nicht die Vorrede vor ſeinen Politicis vergeſſen, wo Lipſius für ſeine Schreibart mehr ſagt, auf zwey Blättern; als ein andrer gegen ihn auf zween Bogen.

5) Lipſius war in ſeinem Styl immer ein Phänomenon; von Ciceronianern gebildet — in ſeiner Jugend, und in ſeinem erſten Aufſaz ſelbſt ein Ciceronianer — lenkte jezt auf einmal ab, und ſchuf ſich ſeinen Styl. Hier würde ich es alſo auf ihn deuten, was der Verf. des Geſprächs über den Verfall der Beredſamkeit vom Caſſius Severus ſagt: Flexit ab illa vetere Ciceronis atque dicendi via directa: non infirmitate ingenii, nec inſcitia litterarum tranſtulit ſe ad id dicendi genus ſed judicio et intellectu. Auf dieſe Gründe ſeiner Umänderung würde ich zu dringen ſuchen, ſeine Lieblingsſchriftſteller Seneca und Tacitus nicht blos anführen; ſondern den lezten inſonderheit nützen, um ſeinen Styl zu erklären; denn ihn hat er nicht blos geleſen, verbeſſert, herausgegeben, ſondern auch ſeine Politica meiſtens aus ihm zuſammen getragen. — Dies alles gehört ja nothwendig zur Vertheidigung.

6) Noch eins, und ich schliesse: die beste Vertheidigung ist, wenn ich meinen Autor mit seinen Tugenden und Fehlern hinmale. So ists ohne Zweifel eine Schönheit bey dem Styl des Lipsius, daß sein ganzer Periode in wenig Worten da steht: ganz, kurz, nachdrüklich; ohne Ciceronianische Umschweife. Aber ohne Zweifel ists ein Fehler: daß die Perioden nimmer verbunden sind, sie drängen sich auf einander: sie sind im lehrenden, beweisenden Vortrage verdrießlich. — Halte ich auf diese Art Fehler gegen Schönheiten: so kann ich schreiben, wie ich will. Aber vertheidige ich bloß: so ist es so fremde, wenn Kl. in seinem Latein Lipsius durchgängig vertheidigt; als wenn Leibniz ihn in seinem Latein durchgängig getadelt hätte.

Der Raum verbietet mir, nach diesen 4. Hauptstücken, die kleinern durchzugehen: ich nenne sie blos: 2. orat. de dignitate, jucunditate et utilitate studiorum humanitatis, hier wäre es artig, Stellen anzuführen, wie Kl. von einigen Wissenschaften urtheile. 4. orat. de viris Graecis et Latinis litterarum peritis, qui Academiam Ienensem ornaverunt. 7. Observatio de nemoribus in tectis aedium Romanorum. 8. Ep. de minutiarum studio Grammaticorum quorumdam: das 3. 5. 11. 12. sind Casualstücke, die für uns unbeträchtlich sind.

Wir haben durch unsern Auszug das Urtheil gerechtfertigt, daß diese Opuscula vor seinen übrigen kritischen Schriften den Preis verdienen: denn seinen vindiciis Horatii sehen wir nicht an: warum Horaz gegen Harduin vertheidigt werden mußte; es sey denn, weil Christ den Virgil gegen ihn vertheidigt hat.

hat. In seinen Homerischen Briefen würde wenig bleiben, wenn man die beyden Hypothesen, von der Mythologie und vom Thersites wegnähme, die doch bey einer Prüfung leiden würden. Ueberhaupt wünschen wir von Hrn. Kloz irgend eine ausgeführte und vollendete Materie zu lesen: wie groß wär er, wenn er an Reflexion, allgemeinem Urtheil, und philosophischem Geist das wäre, was er an einzelnen Betrachtungen, feinem Geschmak, Kenntniß der Alten und schönen Vortrage ist.

C.

XIV.

Haus- und Reise-Apothek, auf Ihro Königl. Majestät gnädigsten Befehl aufgesetzet, vom Archiater und Ritter Rosen von Rosenstein. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1766. 8 Bogen in 8.

Der Nahme des berühmten Verf. dieser kleinen Schrift, und die Veranlassung ihrer Herausgabe, welche auf Befehl Ihro Majestät der Königin von Schweden geschehen, geben ihr ein gutes Vorurtheil, und dieses Vorurtheil täuschet den Leser nicht. Das Werk enthält weit mehr, als der Titel verspricht. Es ist nicht blos ein beurtheiltes Verzeichniß der Arzneyen, welche zu einer Haus- und Reise-Apothek für nöthig erachtet werden; sondern man lieset auch darin die Regeln, nach welchen man die Cur der wichtigsten Krankheiten einzurichten hat.

Die Ordnung des Vortrags ist ganz willkührlich. Man nennt den Nahmen einer Arzney, zeiget ihre Wirkung und Dosin, nebst der Art des Gebrauchs, sorgfältig an, bestimmet die Krankheiten und die Bedingungen derselben, wobey ihr Gebrauch statt findet, und wenn diese Krankheiten mehr als dieselbe Arzney, wenn sie eine ordentliche Methode der Cur erfordern, so wird diese Methode und das Verhalten der Kranken dabey, kurz, deutlich und nach den neuesten Grundsätzen der Arzneykunst, beschrieben. Hierdurch wird diese Schrift denen, für die sie geschrieben worden, ungemein nützlich. Allein, da einige von den zusammengesezten Arzneyen in dem angehängten Verzeichnisse derselben nicht specificirt sind, weil sie in Schweden jedermann kennet, dieses aber in Deutschland nicht statt hat; und da auch die Methode zur Cur der Krankheiten, weil sie unter den Rubricken der Arzneyen stehet, beym Nachschlagen beschwerlich zu suchen ist: so hätte die gegenwärtige deutsche Auflage dieser Schrift den Lesern weit brauchbarer gemacht werden können, wenn man nicht nur die Formeln der zusammengesezten, und bey uns nicht allgemein bekannten Arzneyen, in dem Verzeichnisse derselben, beygefüget; sondern auch ein Nahmenverzeichniß der im Werke abgehandelten Krankheiten hinzugethan hätte. Diesen Mängeln kann bey einer neuen Auflage, die ohne Zweifel bald erfolgen wird, leicht abgeholfen werden: da dann auch zugleich besser auf die Vermeidung kleiner Druckfehler, die in einer solchen Schrift wichtige Folgen haben können, und auf die Abänderung einiger Provincialausdrücke zu sehen ist, die diese sonst brauchbare

Ueber-

Uebersetzung verunzieren. So steht S. 74. vier bis sechszig Gran Campher, statt sechs Gran, und S. 89. wird von einem Husten aus dem Munde in der Lunge geredet, welches aus der Wunde heissen sollte. Eine Klabe Knoblauch, ein Stob Wasser, die Rose, statt der Rothlauf, das Trinken, statt Halbbier, u. s. w. sind Ausdrücke, die nur an wenigen Orten in Deutschland verstanden werden, und was den Pontak, S. 52. anbelanget, so möchte es nöthig seyn, dabey anzumerken, daß hier dieses Wort nur so viel als rothen Wein bedeuten soll, weil sich in Deutschland der Pontakwein viel zu rar gemacht hat, als daß man Apfelbrey und Milchkäse damit machen sollte. Doch genug von Kleinigkeiten.

Wir halten dafür, daß dieses kleine Werk selbst Aerzten, die nicht viel lesen, dazu nützlich seyn könne, daß sie bey vorkommenden Krankheiten mit einem Blicke die neuern Curarten und Vortheile und Hülfsmittel ins Gedächtniß fassen können, welche der Herr Verf. aus dem Schatze seiner Belesenheit hier ohne allen Pomp häufig angebracht hat. Ausserdem ist er in der Beschreibung, Unterscheidung und Bestimmung der Fälle so genau, in den Urtheilen so gründlich, und in der Methode der Cur so deutlich und für den Fremdling in der Kunst selbst, so hinlänglich, daß man, statt vieler großen medicinischen Handlanger, die gewiß mehr Schaden als Nutzen stiften, diese wenige Bogen allen in die Hände geben sollte, die sich ohne sonderlichen Beruf mit der Cur von Krankheiten beschäftigen. Um dieses alles zu rechtfertigen, wollen wir das Werk flüchtig durchlauffen.

Man probiret die Güte der Fieberrinde, wenn man, (nach S. 15.) ein Quentlein davon in etwas Seewasser kochet, und es alsdann in ein warmes Glas gießet. Das Zeichen der Güte ist, wenn das warme Decoct roth, nachdem es aber kalt geworden, und sich das Pulver niedergelegt hat, weißlich aussieht. Den äusserlichen Gebrauch der Fiberrinde in Breyumschlägen empfiehlt der Verf. S. 16. in Fiebern, beym kalten Brande, und S. 20. in Rheumatismen. Zu troknen Umschlägen beym Fieber hat sie schon neuerlich der D. Pye empfohlen. Den innerlichen Gebrauch der Rinde räth der Verf. S. 19. unter andern auch mit den besten neuesten Aerzten, in den Blattern, wenn sie nicht gelb und reif werden wollen. Unter den Mitteln wider entzündete und mit Blut unterlaufene Augen, werden S. 21. die gepriesenen Blutigel, rund um das Auge und an die Schläfe applicirt, bey uns noch allzuwenig gebraucht. Sie müssen sechs bis acht Unzen Blut saugen. Das bekannte Augenwasser des Ritters Taylor, besteht, nach S. 22. aus acht Unzen Rosenwasser, vier Gran Bleyzucker, und eben so viel reinem Salmiak. Die Empfehlung des Schwammzunders zum Blutstillen der Wunden, steht S. 24. Was Dickson schon sehr gründlich angemerkt hat, daß man die Zergliederungskunst zu Hülfe nehmen müsse, wenn man von den äusserlichen Applicationen der Arzneyen wahren Nutzen haben will, das wird S. 30. durch den Rath bestätigt, daß man die Blasenpflaster bey Lähmungen in die Gegend legen soll, wo die Nerven aus dem Rükgrade herauskommen, und zwar da, wo sie nach dem gelähmten Gliede zugehen.

S.

S. 31. warnet der Verfasser, wie Pringle, daß ein leichter Catarrh, wie der Schnupfen, gleichwohl mit der Lungenentzündung nahe verwandt sey. Nach den Beobachtungen des Dü Molin, des Schifscapitains Bell, des Herrn Isnard, u. a. räth auch der Verf. S. 37. daß man Ertrunkene, mit Asche, Sand oder Salz bedecken soll, um sie wieder ins Leben zu bringen. Vom Liquore anodyno minerali Hoffm. wird S. 39. richtig bemerkt, daß er im geringsten nichts Kühlendes habe, daß sein äusserlicher Gebrauch bey Kopfweh, Gicht und Rheumatismen, unsicher sey, und daß er, wenn er alt und das Glas zu oft geöfnet wird, scharf und schädlich werde. Wider den Magenschwindel wird der Gebrauch von 4. bis 5. weißen Pfefferkörnern, einige Morgen nach einander, als eine sichere Cur angepriesen, wovon man auch im 5. Theil S. 314. der Wochenschrift: Der Arzt, Beobachtungen lieset. Daß man, (nach S. 45.) die Strangurie von spanischen Fliegenpflastern verhüte, wenn man etwas gestossenen Campher darauf streuet, erinnern wir uns schon in einer 1759. zu Paris herausgekommenen Schrift: Les Abus de la Saignée zuerst gelesen zu haben. Bey der Cur des Zahnweh gedenkt der Verf. auch schon des Magnets, jedoch noch zweifelhaft. S. 47. Bey der Pleuresie wird S. 48. und S. 66, nach hinlänglichen Blutlassen, die Application der Blasenpflaster auf der leidenden Stelle, ohne Bedenken, gerathen, und der Gebrauch der Blutigel an selbiger Stelle gelobet. S. 65. Der Unterschied der Pleuresie und Peripneumonie wird S. 64. so bestimmt, daß leztere eine inwendige, erstere aber eine auswendi-

ge Entzündung der Lunge sey, wie Herr Tissot gegen Hrn. von Haen auch behauptet. In der Peripneumonie ist S. 67. anfänglich der Dampf von warmen Wasser, und später hin, von Eßig, nach von Haller und Tissot, gerathen, welchem leztern überhaupt der Herr Archiater in der Curart der wichtigsten Krankheiten genau folget. Eine sehr nüzliche und wahre Beobachtung vom Podagra, steht S. 49. „Wer da„mit behaftet ist, muß wohl Acht geben, zu welcher „Jahrszeit er dasselbe zu haben pflegt. Er kann sich „darauf verlassen, daß selbiges unter allen Krankhei„ten verborgen liege, welche er um diese Zeit bekommt, u. s. w.„ Dieses ist, nach Sydenhams Beobachtungen, auch bey den graßirenden Blattern, bey Fiebern, ja auch bey der Epilepsie zu beobachten. Den Gebrauch der Brechmittel im Schlagflusse und der Lethargie, welchen die französischen Aerzte noch beybehalten, will der Verf. eben so wenig, als Herr Tissot, nachahmen. S. 81. Wenn Kinder Würmer und davon Convulsionen haben, so hat er gefunden, daß ein Brechmittel alsdann zuverläßig sey. S. 82. Das Decoct von Haberbrod, welches, wie wir bezeugen können, in der Cholera vortrefliche Dienste thut, hat der Verf. vermuthlich vom D. Carl Anton = Douglaß entlehnet S. 87. In der Cur der Blutschlagflüsse geht er, mit Hrn. Tissot, von der bisher gewöhnlichen Curart ganz ab, S. 95. und es ist zu wünschen, daß alle Aerzte seinem Beyspiele hierin folgen. Zur Beförderung des Flusses der güldenen Ader werden S. 99. mit Recht die Aloepillen verworfen, hingegen

die

die Blutigel angepriesen. Jedoch es muß hieran genug seyn.

H*.

XV.

Antonii de Haen, S. C. R. A. Majestatis Consiliarii et Archiatri, nec non Medicinae in hac alma et antiquissima universitate Professoris primarii, *Pars decima Rationis medendi* in nosocomio practico &c. Viennæ Austriæ, sumptibus Hermanni Iosephi Krüchten, 1765. 320 Seiten in 8. nebst 4. Kupferplatten.

Die Colik von Poitou, die Starrsucht (Tetanus,) und der Friesel nebst den Petechien, sind die Hauptmaterien, welche in diesem Theil die Aufmerksamkeit des Hrn. Verf. auf sich gezogen haben. Denn nur kurz handelt er einige vermischte Gegenstände in dem letzten Abschnitt, unter der Aufschrift: Varia, ab. Man entdeckt hier die gewöhnliche Genauigkeit des Hrn. Verf. im Beobachten und Belesenheit, vorzüglich in den alten Schriften; aber auch eben die Mischung von Heftigkeit, welche Hr. de H. nicht bergen kann, wenn er, von der Empfindlichkeit und Reizbarkeit, von der Einpfropfung der Pocken, und von dem frieseligten und fleckigten Ausschlag schreibt.

Von der Colik von Poitou hat der Herr Verf. zwar schon 1745. eine besondere Streitschrift, und in dem dritten Theil seiner Ratio medendi eine ausführ-

liche

liche Abhandlung herausgegeben. Er hat aber in dem lezten akademischen Jahrgange Gelegenheit gehabt, jene Schriften durch neue Beobachtungen, sowohl an Genesenen als Verstorbenen, deren Leichname er untersucht, zu bereichern. Unter 9. Kranken dieser Art sind ihm 7. vorgekommen, bey welchen das Bley dieß Uebel zuwege gebracht hat. Von der ganzen Zahl sind 3. gestorben. Ueber die darüber gemachten Aufsätze, stellt er in einem besondern Abschnitte Betrachtungen an. Er eifert sehr wider den Mißbrauch, der von einigen mit den Bleymitteln in Wien begangen wird, zu welchem zum Theil das Wiener Apothekerbuch von 1729. Anlaß gegeben. In den Leichen hat der Herr Verf. in den Gedärmen an einigen Stellen starke Erweiterungen, an andern, ausserordentliche Verengerungen, wie aus den angehängten Kupfern zu sehen ist, wahrgenommen. Diese haben hin und wieder besondere Zellen vorgestellt, von denen der Hr. Verf. die Aehnlichkeit des Unraths mit demjenigen der Schafe herleitet. Und daher ist auch bey solchen, die dem Anschein nach genesen sind, bey einer solchen Gestalt des Unraths, die Besserung noch trüglich. Eben so ist es mit dieser noch ungewiß, wenn nach gehobenem Anfall noch Knoten vor dem Handgelenke zurükbleiben, welche sonst allmählig verschwinden müssen. Die Lähmung ist eine weit beständigere Folge dieses Bauchgrimmens, als die Zuckungen. Doch erfolgt sie bald später, bald früher, und hat nicht immer eine Erschlaffung der Muskeln mit sich. Die Gelbsucht ist zwar bey vielen hinzugekommen: doch hat sie niemals eine Crisis abgegeben. Die Zurükhaltung des Harns, welche

che der Hr. Verf. später beobachtet, läßt sich, so wie jener Zufall aus dem krampfigten Zusammenziehen des Unterleibs erklären. Daß es zu einer wahren Wassersucht nicht gekommen, schreibt der Hr. Verf. seiner Heilart zu. Der schwarze Staar aber, die Dunkelheit vor den Augen, und die Heiserkeit sind nicht seltene Zufälle gewesen. Den öhlichten Sachen giebt er bey der Heilung, nach dem Mohnsaft und den Abführungen, den Vorzug. Wider die aus der Colik entstandene Lähmung preiset er zwar das elektrische Feuer sehr, hält es aber in Verbindung mit andern Mitteln würksamer; obgleich auch nicht in dem Falle einmal jederzeit die Heilung zu erhalten stehet. Der Zorn, worin der Hr. Verf. bey der Vertheidigung des medicinischen Nutzens der Elektricität, wenn sie behutsam angewandt wird, geräth, hat wohl eine Gelegenheitsursache zum Grunde.

Einer von den mit dieser Colik behafteten Kranken starb an einer Starrsucht, die den ganzen Körper, die Arme ausgenommen, einnahm, und ein Fieber zum Gefährten hatte. Hierdurch ist der Herr Verf. veranlasset worden, dieses Uebel im Ganzen genauer auseinander zu setzen, und den in den sechsten Theil dieses Werks eingerükten Aufsaz zu verbessern und vermehren. Herr de Haen nennt die vornehmsten Schriftsteller vom Hippokrat an bis auf den Herrn von Swieten, welche diese Krankheit abgeschildert bestimmt ihre verschiedene Arten, ihre Ursachen, ihre Zufälle, wie auch die Vorhersagung des Ausgangs dieses jederzeit gefährlichen Uebels. Aus den angeführten Schriftstellern giebt der Hr. Verf. sich auch

die

die Mühe, die verschiedenen Heilungsarten zu sammlen. Dahin gehören die Aderlasse; die Abführungen; das Einreiben öhlichter Mittel, die verschiedentlich mit geistigen und gewürzhaften Arzneyen versezt worden sind; die Zugpflaster und Senfumschläge; Bäder von warmen Wasser, oder gar von Oehl; kalte Bäder; das Schröpfen; scharfe gewürzhafte Mittel; der innerliche Gebrauch des Oehls; der Mohnsaft und schlafmachende Mittel, der Pferdemist; und bey dem Tetanus des Kiefers von einer Bräune, die in eine Enterung übergegangen, die Eröfnung des Mundes durch eine Rolle, die der Hr. Verf. bey sich selbst einmal nüzlich befunden. Andere haben das Uebel durch ein erkünsteltes Fieber zu heben gesucht, welches der Hr. Verf. doch für ein sehr zweydeutiges Mittel ansieht; andere loben schweißtreibende Mittel, denen der Hr. Verf. eben so wenig trauet, da sein Kranker unter beständigen Schweiß gestorben ist; und noch andere, die Beförderung des Harnflusses. Diese gründen ihr Verfahren auf eine Stelle des Hippokrats, in der gesagt wird, daß ein dem Samen ähnlicher Harn (γονώδεες ὄυρήσιες) die Krankheit hebe. Hiebey untersucht der Hr. Verf. die Beschaffenheit eines solchen Harns. Die Alten verstunden unter τὸ γονοειδὲς eine weisse schleimichte Materie, sie mochte ausgebrochen werden, mit Blähungen auftreten, oder mit dem Stuhlgang oder Harn abgehen. Die beste Heilart, meynt der Hr. Verf., bestünde, nachdem man bey besondern Anzeigen zur Ader gelassen, und den Körper in äusserliche Erweichmittel eingehüllet, in dem Biebergeil, dem Mohnsaft, und der Chinarinde. Die-

sem

sem Abschnitt fügt der Hr. Verf. noch 6. Fälle von dieser Krankheit bey, unter denen Herr de H. selbst zweymal vorkömmt.

Der Abschnitt vom Friesel und den Petechien ist fast ganz wider den Ritter Pringle gerichtet, dessen wider den Hrn. de H. in seinem Werk von den Feldkrankheiten gemachte Erinnerungen sich der Hr. Verf. aus dem Englischen hat übersetzen lassen. Dieses kann man auch gelten lassen. Daß er es ihm aber gar nicht verzeihen kann, nicht Lateinisch geschrieben zu haben, ist bey der, wegen der vortreflichen sowohl medicinischen Schriften als Werke des Witzes, grossen Unentbehrlichkeit der englischen Sprache, zu hart. Bey einem so lange fortdauernden Streite, den dieser Punkt überhaupt veranlasset hat, kann es an Wiederholungen nicht fehlen, und so wie es gemeiniglich gehet, wird manches auf die Rechnung eines Mißverständnisses oder eines zu flüchtigen Durchlesens gesezt. Er gesteht dem Ritter durchaus nicht zu, daß der Friesel bisweilen kritisch wäre. Er glaubt noch immer, daß die Luft in den englischen Hospitälern unrein genug sey, ähnliche Ausschläge zu bewirken. Von dem Kampher erklärt sich der Herr Verf. so, daß er ihm seine Kraft in bösartigen Fiebern nicht ganz abgesprochen, sondern nur eingeschränkt habe. Er läßt sich auch nicht ausreden, daß nicht die Petechien in dem Fett und dem Fleisch selbst ihren Siz haben könnten, und vertheidigt seinen Gewährsmann, den Diemerbrock. Beyden Arten von Ausschlag eignet er einen gemeinschaftlichen Ursprung zu. Das Uebrige betrift die Methode, diese Fieber zu behandeln, und

noch

noch immer giebt er den Engländern Schuld, daß sie nicht Hippokratisch heilen. Auf die Einwürfe des Hrn. Pringle wider die Haenischen Versuche mit den Laugensalzen, behält er sich zu einer andern Zeit zu antworten vor.

Nach des Hrn. de Haen, wie auch einiger auswärtigen Aerzte, wiederholten Versuchen mit den Blättern der Sandbeerstaude, sind sie bald unkräftig, bald sehr wirksam im Stein gewesen. Von den Schriften der Herren Girardi und Murray davon liefert der Hr. Verf. kurze Auszüge. Wider die Empfindlichkeit und Reizbarkeit gewisser Theile macht er neue Zweifel. Auch hier empfiehlt er die Galle der Quappenleber, in den Flecken der Augen, das mineralische Kermes, wie auch das nicht abgewaschene diaphoretische Spiesglas, in den Krankheiten der Lungen, besonders mit Entzündung, wenn der Auswurf nicht von statten gehet, und dies leztere auch aus einer an sich selbst angestellten Erfahrung. In hartnäckigen Blutflüssen aus der Lungen und dem Magen, ist das kalte Wasser mit vielem Nutzen getrunken worden. Ganz kurz wird des Antheils, den die Leber an dem Blutspeyen bisweilen hat, gedacht. Den Pockenpfropfern wirft der Hr. Verf. die unerhebliche Geschichte der mißlungenen Einpfropfung der 5. Geschwister auf den Harz vor, die durch die vom Hrn. V. angeführte Schrift, gewiß nicht die geringste Stärke erhält. In Petersburg sollen im Jahr 1764. unter 116000. Einwohnern, (denn so verstehen wir cives Russos. Sollten deren aber daselbst wirklich so viele seyn?) nur 10. Personen an den Pocken gestorben seyn; welches

der Hr. Verf. der dortigen Gewohnheit, in der Krankheit, sich der Dampfbäder zu bedienen, zuschreibt.

G.

XVI.

Die Religion Israels, in einem Auszuge ihrer heiligen Bücher, von Johann Bernhard Basedow, Königl. Dänischem Professor. Berlin und Altona, 1766. 1 Alph. 6½ Bogen in 8.

Die altchristliche Religion, in einem Auszuge aus den Evangelisten und Apostelgeschichten, von Joh. Bernhard Basedow, Königl. Dänischem Professor. Berlin und Altona, 1766. 14 Bogen in 8.

Ein Auszug aus der Bibel! Ist das nicht eine Verstümmelung des Wortes Gottes? Meistert man dadurch nicht Gott, dessen Weisheit die ganze heilige Schrift zur Seligkeit der Menschen bestimmt hat? So werden vermuthlich nicht wenige bey Erblickung dieses Werks denken. Aber ist es denn wohl so ausgemacht, daß die ganze heilige Schrift A. und N. T. nach allen ihren Theilen, allen Menschen zur Seligkeit ein nothwendiger Unterricht sey? Ja, wenn alle Menschen Gottesgelehrte seyn sollten; wenn sie alle auch gleiche Fähigkeiten hätten, große Gottesgelehrte zu seyn; wenn alle ihre ganze Lebenszeit dazu anwenden müßten, in der Schrift zu forschen; wenn alle den Zusammenhang und die Har-

monie der verschiedenen Theile der Schrift übersehn könnten, u. s. w.: so würde es auch für alle nothwendig seyn, die ganze heilige Schrift zu lesen, zu verstehn und zur Seligkeit anzuwenden. Aber bey der geringen Fähigkeit und Muße der meisten Menschen, und bey den vielen und doch nothwendigen Zerstreuungen dieses Lebens, fordert man etwas unmögliches, wenn man es für alle Menschen in gleich hohem Grade verbindlich hält, aus der ganzen heiligen Schrift den Weg zur Seligkeit zu suchen und zu lernen. Wie viel Gottesgelehrte, die doch mit Hülfsmitteln versehen sind, welche der übrige Theil der Christen nicht kennet; die doch ihr Leben dem Forschen in der Schrift widmen sollen, welches der gemeine Christ nicht kann; wie viel Gottesgelehrte, sage ich, sind wohl im Stande, auch nur von den wichtigsten Theilen beyder Bundesbücher, und ihrem Einflusse auf unsre Seligkeit, gegründete Rechenschaft zu geben? wie sollte es denn der Ungelehrte thun können? Alle Christen sollen nicht Gottesgelehrte seyn, aber alle sollen an J. C. glauben, und durch diesen Glauben gottselig werden zur Seligkeit. Was zu diesem Zweke nach der Fassung der meisten dient, das macht die Bibel des Layen aus. Giebt man ihm die ganze Bibel in die Hand, so verliert er sich in dem Umfange der darin enthaltenen Wahrheiten, welcher für seine Fähigkeit und Untersuchung zu groß ist; so stößt er auf Schwierigkeiten, die ihm unauflößlich sind; so sinkt sein Muth und Eifer fortzufahren; so ermannet sich die natürliche Trägheit bey ihm, den Unterricht zur Seligkeit fahren zu lassen: und vielleicht rührt es wohl aus diesen Ursa-

chen

n her, daß sich so wenige aus dem grossen Hauffen Christen mit der heiligen Schrift beschäftigen, und in keinem Buche weniger bekannt sind, als in dem, s sie doch zu ihrer Seligkeit anwenden sollen. Streiset es aber etwa wider Gottes Absicht, zum Besten soler Christen einen Auszug aus seinen Offenbarungen zu machen? Seine Weisheit beobachtet ja in der atur mannichfaltige Haushaltungen mit dem Menschen, je nachdem sein Zustand verschieden ist; in seinen Offenbarungen, und selbst unter dem Evangelio, htet er sich stets nach der Lage und Fassung derer, er vor sich hat; giebt er uns dadurch nicht Anweisung, daß wir seinen Plan befolgen, und mit gewissenster Klugheit das Wesentliche und allgemein Faßliche zum Nutzen derer aussondern sollen, welche weder it noch Fähigkeit haben, solchen Vorstellungen nachforschen, die nicht unmittelbar Glauben und Gottigkeit in ihnen zu erwecken, nothwendig sind. Man rschließt auch damit den Layen die Bibel nicht; man net sie ihnen vielmehr, und hilft, daß sie sie besser rstehn können: was sie aus der Schrift schon wissen, nen sie vermittelst des Auszuges an seinen gehörigen rt stellen; sie kommen mit einer allgemeinen, berichten Idee von Gottes Gnadenhaußhaltung zur Leng seines Worts; sie bringen mehr Ehrfurcht dazu it, weil sie die Wichtigkeit desselben besser einsehen; id sie verstehen es besser, das Gewicht jedes besondern heils in Absicht auf die Angelegenheit ihres Herzens beurtheilen.

Wie müßte nun aber solch ein Auszug beschaffen yn? Wir wollen diese Frage freymüthig beantwor-

ten, wenn wir erst die Beschaffenheit des gegenwärtigen angezeigt haben. Das erste Buch, die Religion Israels betitelt, enthält den Auszug des alten Testaments, der ohngefähr den zehnten Theil desselben in sich begreift. Aus den historischen Büchern ist die ganze Kette der Begebenheiten herausgenommen, mit den Worten der Schrift selbst erzählt, und nur das, was für unsere Zeiten nicht allgemein faßlich und erbaulich ist, dem blossen Inhalt nach in seiner Ordnung mitgetheilet worden. Aus dem Buch Hiob, den Psalmen, Sprüchen und dem Prediger Salomons hat der Verf. die Hauptgedanken vollständig gesamlet, die R. A. der Schrift beybehalten, und beynahe nichts als die poetischen Verzierungen weggelassen. In den prophetischen Büchern ist er endlich bey dem, was moralisch ist, oder eine Beziehung auf den nachfolgenden evangelischen Bund hat, ausführlicher gewesen; das hingegen, was andere Völker betrift, oder ohne viel gelehrte Kenntnisse nicht verstanden werden kann, hat er nur überhaupt angezeigt. Auch die apokryphischen Bücher sind in diesem Auszuge nicht vergessen. — Hätte der Verf. seinen Zwek bestimmt gefaßt, wem zu gute dieser Auszug eigentlich seyn müsse; so würde er auch wohl in der Wahl der Materialien manchmal genauer gewesen seyn: da er aber mehrere Zweke, die er in der Vorrede anzeigt, mit einander verbinden wollen, so hat diese Verbindung auch nothwendig, wie er selbst gesteht, einen jeden Zwek insbesondere hindern müssen.

Er hat übrigens den Grundtext, aus Mangel der Kenntniß des Hebräischen, nicht zu Rathe ziehen können,

n, sondern sich vornemlich nach Luthers Uebersezung gerichtet, von welcher er da abgewichen ist, wo m die Vergleichung anderer Uebersezungen mit dem usammenhange und dem Zwek des Redenden einen dern Sinn zu erfordern schien. Und das können r zum Anfange nicht mißbilligen. Wird einst unsre wöhnliche Uebersezung des A. T. verbessert, so kann solcher Auszug auch leicht verbessert werden. — ie merkwürdigste Abweichung von den gewöhnlichen uslegungen ist die, welche wir in dem Auszuge des 8. 9. ingleichen des 42. 49. und 53sten Kapitels esaiä angetroffen haben. Den Inhalt derselben deu t er nach dem buchstäblichen Verstande auf den Zu nd und die Errettung des jüdischen Volks aus Ba l, und nimmt sie nur im vorbildlichen Verstande s Weissagungen von dem Meßias an. Seine Grün , welche er in der Schlußanmerkung zu dem Pro eten Jesaias beygebracht hat, verdienen Prüfung. s ist wahr, daß es manchen Grundsätzen, die uns der prophetischen Auslegung leiten, noch an völliger estimmung fehlt. Aber der V. scheint uns auch zu illkührlich angenommen zu haben, daß die alten Ju n einen, nunmehro verlohrnen, exegetischen Schlüs l gehabt haben müßten, die Vorbilder in ihren gött chen Schriften zu finden. Und bald darauf sagt er ch selbst; dieser Schlüssel habe darin bestanden, daß e es an gewissen R. Arten, welche sich auf den un ittelbaren Gegenstand nicht schikten, erkannt hätten, re Bedeutung müsse noch weiter hinaus zu erwarten yn: die Gegenwart des Gegenbildes, und dessen Ver leichung und Uebereinstimmung mit dem Sinn dieser

N. T. habe hernach die Bedeutung selbst gelehret und erwiesen. War dieß ihr Schlüssel, so ist er für uns nicht verlohren; denn nach diesen Gründen schliessen wir noch, ob etwas vorbildlich zu deuten sey oder nicht?

Die folgende Schrift: die altchristliche Religion: enthält 1) einen sehr kurzen Auszug der biblischen Geschichte vor J. C. zum Gebrauch für die Jugend, und darnach einen umständlichern Auszug, nach dem vorher angezeigten Plan, aus den Evangelisten und der Apostelgeschichte. Dieses Werk ist bereits in des Verf. Organon erleichterter Untersuchung der Religionen zu finden, dessen zweytes Buch es ausmacht. Da wir nun von diesem Werke in unsrer Bibl. schon geredet haben, so dürfen wir uns hier nicht dabey verweilen. Vermuthlich ist es deswegen hier unter einem verständlichern Titel besonders abgedrukt worden, weil wenige den Inhalt desselben unter jenem fremden Titel gesucht haben. In einer hinzugekommenen Vorrede giebt er für die, welche nur von gewöhnlichen Zweifeln am Christenthum beunruhiget werden, einen kurzen Auszug aus seinem Buche für die Wahrheit des Christenthums; und bringt die wesentlichen Lehren des N. T. unter fünf Hauptstücke, welche man auch zugleich als eine Art des Glaubensbekenntnisses von ihm ansehen kann.

Nach dem, was wir bereits gesagt haben, dürfen wir wohl nicht erinnern, daß wir des Verf. Unternehmen sehr billigen. Ob es gleich noch nicht zur Vollkommenheit gebracht ist, so wird es doch vielen ungelehrten Lesern nüzlich seyn, und selbst denen, die zu einer gelehrten Erkenntniß der Schrift berufen sind, den

gan-

nzen Plan der Offenbarungen Gottes auf einen
lik zu übersehn, behülflich seyn, wie wir aus eigener
:fahrung bezeugen können. Die Unvollkommenhei-
ı, die dieser Auszug noch hat, (ausser denen, welche
n mit unsern Uebersetzungen der Bibel gemein sind,)
hren unsers Erachtens vornemlich daher, daß der
erf. verschiedene Zwecke zu gleicher Zeit dadurch er-
ichen wollen. Ein Auszug der Bibel ist eigentlich
ır für den ungelehrten Theil der Christen nothwendig
ıd nüzlich. Für ihre Fassung und nähere Erbauung
uß der Kern der Schrift gesamlet werden; was auf
esen Zwek nicht zielt, gehört nicht in den Auszug.

Ein solcher Auszug des A. T. könnte nun nach
ısrer Idee ohngefähr so aussehn. Die Geschichte
sselben würde kurz und simpel erzählt, und diejeni-
Begebenheiten mit pragmatischem Geiste vorgetra-
n, welche die allgemeine Vorsehung Gottes über
ıs menschliche Geschlecht, seine stuffenweise Offenba-
ıng von dem Meßias, und seine Vorbereitung auf
nen allgemeinern und hellern Unterricht ins Licht se-
:n, oder auf die meisten unmittelbaren Eindruk
ır Erbauung machen können. Wäre diese Geschichte
gewisse Perioden getheilt, so würde man ihrer Faß-
hkeit, und dem Gedächtniß der Leser, dadurch sehr
ı Hülfe kommen. — Die Ermahnungen der Pro-
)eten; der wesentliche Inhalt ihrer Predigten über
n wahren Geist der Gesetze, welche Gott Israel ge-
ben; und ihre klare und unstreitige Weissagungen
ın J. C. und von der Beschaffenheit des neuen Bun-
:s, würden wir an denjenigen Orten der Geschichte
nschalten, wo sie wirklich der Zeit nach von ihnen

vorgetragen worden sind. So unbeträchtlich diese Anordnung zu seyn scheint, so würde sie doch ungemein viel beytragen, den Sinn und Nachdruk, und die Wichtigkeit der prophetischen Predigten besser zu verstehn. — In Absicht der Psalmen, Hiobs und Salomons Schriften würde an unsers Verfassers Auszuge nichts erhebliches zu ändern seyn. Hätte man einst von diesen Büchern eine richtigere und deutschere Uebersetzung, so wäre es auch für den Auszug desto besser. Und würden die Psalmen und Salomons Sentenzen unter allgemeine Titel gebracht, so erleichterte man es dadurch dem grossen Haufen gar sehr, das, was zu seiner jedesmaligen Erbauung dient, zu finden, und sein Herz in Weisheit und Gottseligkeit zuverlässiger zu bilden. Dieß wäre der Auszug aus dem alten Testamente.

In dem N. T. ist die Geschichte des Lebens Jesu und der Inbegrif seiner Lehren, das Hauptbuch für alle Christen. Ein harmonischer Auszug aus den Evangelisten von allen Lehren Jesu und den wichtigsten Begebenheiten seines Lebens bis zu seiner Himmelfahrt, erforderte daher die größte Aufmerksamkeit und die sorgfältigste Rüksicht auf die gewöhnliche Fassung der meisten Christen. Eine vorläufige Einleitung von dem Verfall der jüdischen Religion, von den Vorurtheilen und Irthümern dieses Volks zur Zeit Jesu, und von der allgemeinen Methode unsers Heylandes, diese zu heben, und den wahren Geist der von Gott ihnen ertheilten Gebote zu lehren, zu verbessern und in mehreres Licht zu stellen; würde den Leser des Auszugs in die Zeiten Jesu versetzen, und ihm einen all-

allgemeinen und nöthigen Aufschluß von dem Vortrage Jesu geben. Kurze Erinnerungen an die jüdische Theologie und Denkungsart würden bey dem Texte selbst zureichend seyn, ihn zum wahren Verstande derjenigen N. T. Jesu zu führen, welche zu besserer Faßlichkeit für seine damalige Zuhörer aus dieser Quelle hergenommen sind. Selbst die harmonische Stellung und Verbindung der Lehren Jesu ist schon zu besserer Einsicht in die für sich dunkle Stellen behülflich. Eine kurze Geschichte von der Art und den Mitteln der Ausbreitung des Evangelii durch die Apostel unter Juden und Heyden würde diesen Auszug beschliessen.

Darf ich es sagen, daß ich es nicht für weise halte, allen Christen unsrer Zeit ohne Unterschied, alles, was die Briefe der Apostel enthalten, als nothwendig und wichtig zu ihrer Seligkeit, zu empfehlen. Verschiedene darin geführte Streitigkeiten, viele Anspielungen auf specielle Theile des jüdischen Gottesdienstes, viele aus jüdischen und heydnischen Gebräuchen genommene Erläuterungen, und darauf sich gründende Beweise κατ' ἄνθρωπον können nur von Gelehrten, und nur von solchen unter ihnen, die viel Fleiß und gesundes Urtheil zugleich haben, verstanden werden: untheologischen Lesern bleiben sie dunkel. Und wenn es bey dieser Dunkelheit bliebe, so möchte es noch hingehen. Aber sie schreckt sie entweder ab, die Bibel zu studieren, und so werden und bleiben sie auch in dem, was leicht und faßlich, und höchst nothwendig zum Christenthum ist, unwissend und stupide. Und kein kleiner Theil des Christenthums ist leider! so. Oder bey denen, die noch Eyfer und Redlichkeit behalten,

in der Schrift zu forschen, veranlaßt diese Dunkelheit falsche Auslegungen; die auch dem deutlichen und faßlichen eine andere Gestalt geben, ihr Religionssystem verwirren, und sie nach der heissern oder kältern Beschaffenheit ihres Temperaments entweder zu Schwärmern oder Irrgeistern machen. Aus dieser Ursach hat fast jeder, der in der Schrift selbst forschen will, sein eigenes, oft sehr seltsames, System; und wird dieß unter mehrern gangbar, so haben wir eine irrende Sekte. Diesem ausgebreiteten Uebel, welches eine traurige Erfahrung bestätiget, abzuhelfen, halte ich es für nothwendig, dem ungelehrten Christen einen Auszug der apostolischen Briefe in die Hände zu geben, darin alles, was ihm aus obenangezeigten Gründen dunkel seyn muß, weggelassen; hingegen nur die deutlichsten und simpelsten Erläuterungen der Grundlehren, die Jesus selbst vorgetragen hat, und die moralischen Anweisungen nebst ihren angehängten evangelischen Bewegungsgründen, nach der Ordnung der Briefe, gesamlet wären. Und diesen beschlöße eine Anzeige von dem allgemeinen, aber für die meisten verschlossenen, Inhalt der Offenbarung Johannis, und ein Auszug der darin enthaltenen vortreflichen Lehren und Ermahnungen. Nach diesem Auszuge sollte der große Haufen im Christenthum unterrichtet, und über denselben geprediget werden: und, wo wir uns nicht sehr irren, würde die richtige Erkenntniß und der Eifer, christlich zu leben, dadurch so befördert werden können, daß beydes häufiger unter uns zu finden wäre, als es jezt zu finden ist. Wer dann noch Zeit und Muth hätte, die Schrift selbst ausführlicher kennen zu lernen, dem bliebe es

nicht

nicht allein unverwehrt, sondern er brächte auch bewährte Grundsätze und sichere Hülfsmittel hinzu, vorkommende Schwierigkeiten aufzulösen, oder sich doch vor groben Irthümern und gefährlichen Abwegen zu bewahren. Wenn wird doch die Zeit kommen, da man es zu Herzen nehmen wird, durch diese und ähnliche Mittel dem grossen, versäumten und verwilderten Theil der Christen zu Hülfe zu eilen!

Nun vielleicht wird auch dieser Entwurf durch gewisse Leute verkezert. Wir müssen es uns gefallen lassen. Um der Schwachen willen aber bezeugen wir hiemit vor Gott, daß wir diese und ähnliche Vorschläge aus Trieb des Gewissens, aus Ehrfurcht gegen sein heiliges Wort, und aus Sehnsucht, daß der Gebrechen in Israel weniger seyn möchten, gethan haben und fernerhin thun werden. Belehrungen, welche das Siegel der Wahrheitsliebe führen, werden uns, wo wir irren, zurechtweisen; Feindseligkeiten und Verläumdungen wollen wir es verdanken, wenn wir noch vorsichtiger und überlegter reden lernen; aber uns zum Schweigen zu bringen, dazu sind sie zu unkräftig: denn die Wahrheit, und zumal diejenige, die zum Heyl vieler Menschen wichtig ist, gilt uns über alles.

B.

XVII.

Abhandlung von der Geschichte der wichtigsten deutschen Reichsgrundgesätze. Frankfurt und Leipzig, zu finden bey Johann Paul Krauß, Buchhändler. 1767. 8. 398 Seiten.

Die

Die Gesetze, deren Geschichte in dieser Schrift erzählt wird, sind: 1) die güldene Bulle. 2) der Landfriede. 3) die Reichs-Kammergerichts-Ordnung. 4) die peinliche Halsgerichts-Ordnung. 5) der Religions-Friede. 6) der Westphälische Friede. 7) die R. H. R. Ordnung. 8) die Kayserliche Wahl-Capitulation. Den Anfang macht eine allgemeine Einleitung in die älteren deutschen Gesetze überhaupt. Die ältesten Gesetze der Deutschen bis auf die Capitularien der Franken mit eingeschlossen, haben jezo nicht den geringsten rechtlichen Nutzen mehr. (Einleitung §. 7.) Der Verf. meynt vermuthlich nur den unmittelbaren und praktischen. In Ansehung des Kayserrechts, so wie in denen mehresten andern Stücken, tritt der Verf. dem Freyherrn von Senkenberg bey. Den Sachsenspiegel sezt er schon unter K. Friedr. I. obgleich die Gründe noch nicht alle widerlegt sind, nach welchen er in die Zeiten Friedr. II. fällt. (§. 16. u. f.) der Einleitung wird eine kurze Nachricht von denen gedrukten Sammlungen der Reichsgesetze gegeben. In dem Abschnitt von der G. B. wird eine weitläuftige Geschichte der deutschen Wahlfreyheit eingemischt, die hier eben nicht her gehörte, und wobey Wiedeburg de Libertate Electorum in eligendo rege Rom., der in diesem Fach schon vorgearbeitet, hätte angeführt werden sollen. Der Verf. tritt der Meynung bey, daß sogar unter denen Franken keine Erblichkeit gewesen. Es kommt dabey zulezt auf einen Wortstreit hinaus. Die Entwiklung des Churfürstenraths ist aus dem grossen Zwischenreich abzuleiten. Die Mehrheit der Stimmen wurde vor der G. B. nicht gehörig ge-

geachtet §. 29. Bartolus hat die G. B. nicht aufsetzen können, sondern es hat solches vermuthlich ein geistlicher Rath des Kaysers gethan. §. 30. Ihr Original ist lateinisch §. 30. Es ist Schade, daß der Verf. die Arbeit des Herrn von Olenschläger noch nicht brauchen können. Die Geschichte der Landfrieden kann noch höher angefangen werden, als von dem fränkischen K. Lothar, mit welchen der Verf. anfängt §. 43. Uebrigens ist die Geschichte des Fehderechts und derer demselben entgegengesezten Bemühungen ziemlich vollständig und richtig. Der Geschichte der Reichs-Kammergerichts-Ordnung, ist eine Geschichte dieses hohen Gerichtsstuhls selbst eingemischt, wobey der Verf. alle die neuesten Entdeckungen wohl genuzt hat. §. 61. hat sich der Verf. so ausgedrukt, als ob unter denen fränkischen Königen keine Gerichte gewesen wären, als die, wo sie selbst den Vorsiz geführt oder ihre Hof-Pfalzgrafen; allein vermuthlich hat er nur von der Gerichtbarkeit reden wollen, die am Hofe ausgeübt wurde. Nebst dem unter Fried. II. schon entstandenen Hofgerichte, und dem Hofrathe wurden unter Friedr. III. Kammer-Commißionen gewöhnlich, woraus endlich das Kammergericht erwachsen ist. §. 68. Von 1471. gehen die Kammergerichts-Ordnungen an. Unter Max. I. stand das Kammergericht noch immer auf schwachen Füssen, und war von dem Hofrathe abhängig, welchem die Entscheidung der, von dem Kammergericht an den Kayser ergehenden Rechtsmittel, zustand. §. 67. In was für einem Verhältnis das Kammergericht, gegen den R. Regiment gestanden, läßt sich nicht genau bestimmen.

§. 70.

§. 70. 1548. wurde diejenige Ordnung verfertiget, die im vorzüglichen Verstande die Kammergerichts-Ordnung genennet wird. §. 73. Im Jahr 1600. entwarfen die dazu ernannte Kammergerichts-Beysitzer das bekannte, und noch bis jezt nicht bestättigte, oder verbesserte Concept der Kammergerichts-Ordnung. Daß 1515. und 1518. schon eine völlig gefertigte peinliche Ordnung auf dem R. T. vorgetragen worden, hält der Verf. für ganz gewiß, eher aber will er dergleichen nicht annehmen. §. 78. Bey Gelegenheit des Religionsfriedens ist die völlige Geschichte der Reformation und Religionskriege mit erzählt, auch selbst Luthers Lebenslauf nicht vergessen. Diese Ausführung und die Geschichte des Westphälischen Friedens, scheinet uns mit dem übrigen dieser Schrift nicht von gleicher Stärke zu seyn, da hier nichts, als das gewöhnliche vorkommt. Der neben dem Hofgericht entstandene besondere Kayserl. Geheimerath §. 163. wurde durch das in der Folge aus dem Hofgericht erwachsene Kammergericht nicht aufgehoben. Im ersteren sassen unter Aufsicht des Kaysers und dessen Oberhofmeisters, Chur- und Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Rechtsgelehrte, im lezteren waren die Beysitzer keine Fürsten, obgleich das Richteramt oft ein Fürst bekleidete §. 164. Jener geheime Rath ist der jetzige R. H. R. §. 165. Der Name Hofrath kam unter Friedr. III. auf. Unter Max. I. gerieth der R. H. R. ins Stecken, und dieser Kayser zog die Reichssachen vor seinen neuangelegten österreichischen Hofrath, welches die Stände nicht gerne sahen, daher an einem neuen R. H. R. gearbeitet wurde. Durch

die

die Kammergerichts-Ordnung vom Jahr 1548. verlohr der R. H. R. meistens seinen Vorzug vor dem Kammergericht, wozu durch die Religion und politischen Umstände unter K. Rud. II. noch vieles beygetragen wurde. Im Jahr 1559. wurde die erste uns noch vor Augen liegende R. H. R. Ordnung gemacht. Der Prager-Friede vom Jahr 1635. hob das Recht der Abrufung der Streitsachen vom Kammergericht auf, welches sich der R. H. R. bisher angemasset hatte. Seit dem westphälischen Frieden ist keine R. H. R. O. die diesem Frieden gemäß, und mit Einwilligung der Stände errichtet worden, daher man diejenigen, so seit dem die Kaysere nach ihren Gutdünken verfertigen lassen, nur zuweilen befolget. Jedoch wird der Kayser durch die Wahl-Capitulation verpflichtet, sich wegen Verbesserung der R. H. R. O. mit den Ständen zu vereinigen. Die Wahl-Capitulation, fängt der Verfasser mit Carl. V. und will K. Ruprechts schriftliches Versprechen nicht davor paßiren lassen. Uebrigens ist dieser Abschnitt sehr kurz, und enthält nichts neues. Der Verf. überhaupt verdient das Lob eines guten Geschmaks, einer Belesenheit in den besten neueren Schriften, und einer feinen Kenntniß der Geschichte. Daher man sich bey seinem fortgesezten Fleiße, viel Gutes von ihm zu versprechen hat.

U.

XVIII.

Betrachtungen über die weisen Absichten Gottes, bey den Dingen, die wir in der menschlichen

lichen Gesellschaft und der Offenbarung antreffen. Vierter und lezter Theil. Ausgefertiget von **Johann Friedrich Jacobi**, Consistorialrathe und Generalsuperintendenten zu Zelle. Hannover, in der Försterischen Erben Hof-Buchhandlung, 1766. 1 Alphab. 8 Bogen in 8.

Gottes Absichten bey seinem verschiedenen Verfahren in seiner Welt bestimmen zu wollen, ist allezeit eine sehr bedenkliche Unternehmung. Der Regierungsplan Gottes ist so groß — und in so unzähligen Mittel- und Nebenursachen verflochten, und unser Verstand ist so klein, und der Theil von Gottes Reich, der vor unsern Augen liegt, so unerheblich gegen das Ganze; daß wir nie mit Zuversicht über Gottes Absichten urtheilen können, wo Er uns nicht selbst darauf führt, und sie uns entweder in seinem Worte ausdrüklich entdekt, oder aus der Einförmigkeit seiner Wirkungen in der Natur schliessen läßt. In allen übrigen Fällen müssen wir uns mit Muthmassungen behelfen, von welchen wir nicht selten den Schaden einerndten, daß wir durch sie auf neue Zweifel und Schwierigkeiten gerathen, die uns unauflößlicher sind, als die, daraus wir uns zuvor durch Muthmassungen zu retten suchten. Vielleicht würde die christliche Welt mit wenigern Zweifeln zu kämpfen haben, wenn es sich die Gottesgelehrten weise untersagt hätten, sich in Gottes Regierungsgeschäfte mit ihren Muthmassungen zu mischen. Kommen wir dort zu mehrerm Verstande, und lernen von Gott und seinen Thaten, als

Män-

Männer, urtheilen: so werden wir uns gewiß über das, was wir hier davon gedacht haben, oft den Bescheid geben müssen: Auch das war ganz unrichtig!

Unser Verf. hat in gegenwärtigem Werk, dessen vierter und lezter Theil hier erscheint, von Gottes Absichten sehr bescheiden gesprochen. Er giebt seine Gedanken für nichts weiter, als für wahrscheinliche Muthmassungen aus; bey deren Bekanntmachung er zum Zwek hat, solche Gemüther, welche über manche Wege Gottes hier auf Erden in Zweifel und Unruhe sind, zu beruhigen; und ihnen Betrachtungen an die Hand zu geben, die sie befriedigen können. Er thut dieses mit solchen Gründen, die aus der Lage der Sachen, wovon die Rede ist, selbst hergenommen sind; und trägt seine Gedanken in einem so planen, sanften und überredenden Styl vor, daß man auch dann seiner Meynung seyn will, wann man seine Gründe nicht für bündig genung halten kann. Manche Leser werden sich den Styl kürzer und gedrungener wünschen, vielleicht würde aber der Vortrag alsdann nicht so allgemein faßlich und erbaulich seyn, als er es jezt seyn kann. Die vorsichtige Freymüthigkeit, und der gesunde Verstand, welche in den vorhergehenden Theilen sowohl, als in diesem lezten herrschen, werden die Lesung dieses Buchs immer vielen empfehlen. Wir wollen nun auch des Verf. Betrachtungen besonders kennen lernen.

Zuerst untersucht er **Gottes Absicht bey den verschiedenen Haußhaltungen, so er auf dem Erdboden geführet.** Hier verfolgt er das Verfahren Gottes mit unserm Geschlecht vom ersten Men-

 schen

schen an durch alle die grossen Veränderungen hindurch, durch welche es Gott bis auf Christum hat gehen lassen. Es wird nach den Ursachen gefragt, warum Gott dieses oder jenes erfolgen lassen; warum er manches, das dem ganzen Geschlecht, z. E. Unwissenheit und Abgötterey, sehr nachtheilig war, nicht abgeändert; manches, das für die Menschen wichtig war, nur mit langsamen Schritten unter ihnen verbreitet habe? Einige dieser Fragen sind wohl beantwortet, ob sie gleich noch mehr Licht erhalten konnten. Dahin rechnen wir, daß er es der Kindheit der Welt, und der Kindheit des menschlichen Verstandes zuschreibt, daß theils so viel Licht in der Erkenntniß Gottes und der feinern Sittlichkeit in den frühern Zeiten der Welt nicht seyn können, als heut zu Tage; theils der Gottesdienst um der Fassung der Menschen willen sinnlich seyn müssen; theils die so viele Jahrhunderte hindurch herrschende Unwissenheit und Abgötterey vieler Völker eine natürliche Folge ihres rohen und unausgebildeten Geistes gewesen sey, die sich nur allmählig, nachdem ihre bürgerliche Verfassung regelmäßiger, ihr Herz durch Künste und Wissenschaften sanfter, und ihr Verstand heller und polirter geworden, habe heben lassen. Und hieraus wird auch die Schiklichkeit des Verhaltens Gottes begreiflicher: daß er eine Familie und ein besonderes Volk erwählt, unter welchen die wahre Erkenntniß von ihm erhalten, und nach und nach bey andern ausgebreitet werden sollte; daß er dieses Volk durch Gesetze und eigene gottesdienstliche Uebungen von andern Völkern unterschieden, gegen alle Vermischung sorgfältig verwahrt, ihre Sinnlichkeit gefesselt, und sie,

zum

im Besten des Ganzen, durch eine ausserordentliche Staatsverfassung regiert habe; daß er endlich so viel eit hat hingehen lassen, ehe er die Welt zu dem bes- rn und geistlichen Unterricht, der durch Jesum Chri- um an sie gelangen sollte, tüchtig befunden. Wir mlen diese hauptsächlichen Ideen, welche in vorliegen- r Betrachtung zerstreut sind, unter einen Gesichts- unkt, weil sie unsers Erachtens dem ganzen Verhal- n Gottes mit den Menschen von Adam bis auf Chri- um, den wahrscheinlichsten Aufschluß geben, und alle ie Nebenfragen, darauf sich der Verf. eingelassen hat, af eine für Menschen befriedigende Weise beantwor- n. Wenigstens dünkt uns, ein philosophischer Geist, r die Geschichte des menschlichen Verstandes, und ines langsamen Fortgangs, aus wahren Quellen ge- höpft, und die richtige Situation, darin sich unser eschlecht von Anfang bis hieher befunden, studirt hat, inne grade aus dieser Situation die Weisheit Got- s, und die Wahrheit und Zwekmäßigkeit der bibli- hen Geschichte, vor seinen bescheidenen Kindern, satt- im rechtfertigen.

Von den Antworten des Verf. in dieser Betrach- ing auf besondere Fragen müssen wir auch ein paar Proben geben. Die Frage, warum Gott nur zwey Menschen erschaffen? beantwortet er damit S. 8. eil die Menschen, so wie alle übrigen Geschöpfe, un- r einem Oberhaupte stehen sollten. (Warum nicht elmehr? weil das Abstammen von einem Blute sie nauer mit einander verband, und zu einem Inter- se vereinigte; da hingegen die Mehrheit der Fami- en, die sich einander nichts angingen, Eifersucht und

Zwietracht veranläßt haben würde.) Nach S. 21. ist es wahrscheinlich, daß Gott den Erzvätern durch die Verlängerung ihres Lebens den Mangel an allen den Hülfsmitteln, die wir jezt zum Landbau und zur Erhaltung des Lebens besitzen, habe ersetzen wollen. S. 26. führt der Verf. gute Gründe an, daß die erste Sprache der Menschen von Gott seyn müsse. S. 71. wird gegen die Beschuldigung der Ungläubigen dargethan, daß die Strafgesetze der Israeliten kein Gewissenszwang gewesen; wo er auch das mosaische Gesez von dem Vorwurf der Intoleranz befreyet, und sich der Toleranz, als einer evangelischen Pflicht, auf eine rühmliche Weise annimt.

Bey der folgenden Betrachtung über die Absicht, warum Christus auf Verlangen nicht vom Kreutze gestiegen, noch nach seiner Auferstehung sich allem Volke gezeiget? wollen wir uns nicht verweilen. Diese Fragen sind schon oft und bündig von den Vertheidigern des Christenthums beantwortet worden; und was der Verf. hier darthut, daß der Glaube an Jesum nicht befördert, der Unglaube hingegen vermehret worden wäre, wenn Jesus beyden Forderungen Genüge gethan hätte, wird für den, welcher den Menschen kennet, und die Gemüths- und Denkungsart der damaligen Juden und Heyden anschauend sieht, seine völlige Richtigkeit haben.

Wir gehen also zu einer wichtigern und schwerern Frage über, welche der Verf. in der dritten Betrachtung, oder vielmehr in der sechzehnten des ganzen Werks aufzulösen bemüht ist: warum nemlich Gott den Pharao erwecket und verstocket habe? Wir wünsch-

wünschten, daß der Verf. bey der richtigen Auflösung,
ie er davon giebt, minder weitläuftig und preciser in
ier Wahl der Gründe gewesen wäre. Gott hat den
Pharao erwecket, d. i. wie es S. 182. f. wohl er-
klärt wird, er hat ihn auf den Thron gesezt, erhöhet
und auf den Plaz, den er einnahm, gestellt, damit er
seine Macht an ihm erzeige, u. s. w. In dieser Vor-
stellung der Schrift ist nichts ausserordentliches, das
sich nicht eben so wohl von der Regierung Gottes nach
dem gewöhnlichen Lauf der Welt sagen liesse. Gott
stellet jeden Menschen dem Zusammenhange der Welt
gemäß auf seinen Plaz; und die Umstände, darin er
ihn sezt, können Bestimmungsgründe seines Denkens
und Verhaltens werden: nachdem nun Gott voraus-
sieht, daß der freye Mensch diese Umstände anwenden
werde, nachdem hat er ihn auch durch nachfolgende
Verhältnisse, darin er in dem Laufe seines Lebens ge-
räth, so eingeschränkt und gelenkt, daß der Erfolg sei-
ner freyen Entschliessungen immer zu dem weisen Zwek
auf die beste Art brauchbar wird, den Gott für das
Ganze oder für eine wichtige Revolution auf Erden
gefaßt hat. Dieß bewerkstelligte er an dem Pharao
durch Wunder, und an den übrigen Menschen durch
den ordentlichen Lauf der Natur. So wie also die
Schrift sagt: daß Gott den Pharao erwekt habe, so
müssen wir, wenn wir eine allgemeine Regierung der
Welt glauben, auch sagen: Gott hat den Nero und
Caligula, und alle die Menschen, die viel Böses in
der Welt gethan haben, erwekt. Läßt sich nun Got-
tes Vorsehung in diesen Exempeln rechtfertigen, so
gelten eben diese Gründe auch, die Erweckung Pharaos

zu rechtfertigen: und die Einwendungen, welche gegen diese gemacht werden, treffen immer auch die allgemeine Regierung Gottes. — Unter Gottes Absichten bey solchen Erweckungen kann nach S. 189. f. auch diese seyn, daß Gott durch Strafen an den erweckten Personen andere warnen, und vor ähnlichen Vergehungen bewahren will. Aber wir getraueten uns nicht, mit dem Verfasser zu behaupten, daß diese warnende Strafexempel auch für die vollendeten im Himmel noch nöthig seyn könnten. Wir wagen es auch nicht, die Regel, pereat pars, ut conservetur totum, als eine allgemeine Regierungsmaxime Gottes anzusehen. In Absicht des zeitlichen Glüks oder Unglükstandes der Menschen findet sie wohl statt: aber daß Gott die wahre und ewige Glükseligkeit eines einzigen Menschen zum Besten des Ganzen aufopfern könne, oder gar müsse, das fällt uns zu hart zu sagen. Wir erkennen zu wenig von Gottes Regierungsplan, wir urtheilen zu menschlich und zu eingeschränkt von seinen Hülfsmitteln; und thun in dieser Finsterniß besser, daß wir die Hand auf den Mund legen und schweigen; als daß wir ihm ein Verfahren grade zu beylegen sollten, welches zu unehrerbietigen Gedanken von ihm verleiten könnte.

Die Schrift sagt aber nicht allein, Gott habe den Pharao erwekt, sondern auch verstokt; d. h. er habe ihn durch sein Verfahren veranlaßt, noch härter und unbeugsamer gegen Gottes Befehl zu werden. Zuförderst muß man zweyerley merken. Einmal schreibt die Schrift, besonders das alte Testament, dessen Verf. von dem Glauben an eine besondere Vorsehung Gottes,

deren

deren sichtbare Spuren sie allezeit vor Augen hatten, durchdrungen waren, alle Veränderungen der Welt und der Menschen Gott zu; und das müssen wir nach der natürlichen Erkenntniß, die wir von Gott und seiner Vorsehung haben, wegen seiner anerkannten Erhaltung, Mitwirkung und Lenkung aller Dinge zu seiner Absicht, auch thun; ohne ihn deswegen für die einzige, determinirende Ursache der freyen Handlungen der Menschen zu halten. Zweytens, ist niemals in der heiligen Schrift von Gottes Absicht zur Seligkeit oder Verdamniß die Rede, wenn von ihm gesagt wird, daß er die Menschen verstocke. Wenn dieß vorausgesezt wird, so ist in der R. A. der Schrift, daß Gott die Menschen verstocke, nichts, das Gott unanständig wäre. Man braucht nur darzuthun, welches bey allen den Exempeln der Verstockung, die in der heiligen Schrift zu finden sind, leicht geschehen kann, daß grade die Mittel und Bewegungsgründe, deren sich Gott an solche Menschen bedient hat, ihrer Natur nach grade die kräftigsten und schiklichsten waren, ihr Herz zur Besserung und zu Gottes Willen und Absicht zu neigen; gar nicht hingegen dahin zieleten, sie widersezlicher und unbeugsamer zu machen. Die Schuld liegt also allein an dem Menschen und an dem Mißbrauch, den er von diesen Mitteln und Bewegungsgründen macht, wenn er doch dadurch verstokt wird. Aber, wird man sagen, Gott hat doch diesen Mißbrauch, diese Verstockung vorausgesehen. Gut. Allein sollte er deswegen die gebrauchten Mittel und Bewegungsgründe ganz ungebraucht lassen? So würde der verstokte Mensch vor seinem Gewissen entschuldiget ge-

wesen seyn. „Es ist nicht alles an mir geschehen, „konnte er sagen, was zu meiner Erweichung und Um„lenkung geschehen konnte.„ Ueberdem hätte Gott nach solchen Schlüssen gar nichts zur Besserung des Menschen thun müssen. Denn auch Gottes heiliges Gesez, seine Wohlthaten in diesem Leben, selbst sein Evangelium wird manchen Menschen eine Veranlassung zum Bösen, und gereicht ihnen zur Verstockung; und Gott wird, so lange Menschen sind, durch die sittlichsten Mittel, die nur zur gottseligen Bildung unsers Geschlechts möglich sind, einigen eine Veranlassung zur Verstockung werden. Kurz, so wie die weisesten Regenten einige ihrer Unterthanen, die gottseligsten Lehrer einige ihrer Zuhörer, durch eben die Mittel, wodurch die übrigen im Gehorsam erhalten und gebessert werden, zur Verstockung veranlassen; eben so hat auch Gott den Pharao verstokt, und so verstokt er noch manche Menschen durch den natürlichen Lauf seiner Vorsehung, durch sein Gesez und durch sein Evangelium. Alles, was seiner weisen und gütigen Regierung dabey übrig bleibt, ist dieß: daß er die physischen Folgen solcher Verstockung in das allgemeine mit einflicht, und in solche Verbindungen sezt, daß sie zu gewissen Veränderungen der Welt beförderlich sind, wodurch seine Absicht, nemlich das sittliche Beste des Ganzen, erreicht werden soll. Und so, dürfen wir aus dem ganzen Lauf der Geschichte Israels schliessen, ist die Verstockung Pharaos von Gott auch gebraucht worden.

Die folgenden beyden Betrachtungen betreffen die Ehe. In der ersten wird Gottes Absicht bey dem Gesez,

Gesez, daß die Ehen unzertrennlich seyn sollen, erwogen; und die zweyte betrift die Absicht Gottes bey dem Verboth der Ehen mit den nächsten Verwandten. Die erste von beyden beweißt S. 249. f. es sey Gottes Wille gewesen, daß die Ehen untrennbar seyn sollen; wobey auch S. 252. f. die Fälle wohl bestimmt werden, wo dieses Gesez Ausnahmen leide. Darauf kömmt der Verf. S. 258. auf die Absichten Gottes bey diesem Gesez, und zeigt; wie wichtig diese Unzertrennlichkeit für die Glükseligkeit der Menschen, und beyder Geschlechter insbesondere, für die Erziehung der Kinder, und für die Wohlfart der Staaten sey; da er sich denn auch S. 266. f. und unsers Erachtens mit Recht, wider die Ehescheidungen erklärt, welche blos um der Unverträglichkeit beyder Theile willen verstattet werden; als welche nicht allein dem Sinne des Christenthums, sondern auch der Aufrechthaltung der Ehegeseze, und den Vortheilen, welche für den Staat aus ordentlichen Ehen entspringen, nachtheilig sind. Von S. 268. an, stellt der Verf. die Abscheulichkeit und Schädlichkeit der Unzucht mit grossem Ernst und Nachdruk vor; erinnert einiges wegen der Unzulänglichkeit der gewöhnlichen bürgerlichen Geseze, die diesem Uebel Einhalt thun sollen; und lehrt, daß man das Gefühl der Ehrbegierde, der Schamhaftigkeit und des Gewissens erwecken und gebrauchen müsse, wenn man in den Gegenanstalten wider die einreissende Unzucht glüklich seyn wolle. Wir empfehlen diese ganze Stelle der Aufmerksamkeit ächter Patrioten; und wünschen dabey, daß nicht allein christliche Lehrer, sondern auch vernünftige Staats-

männer ein ernsthaftes Studium daraus machen möchten, es recht zu beherzigen; wie sehr die schamlose Unzucht und die damit verbundene Verachtung und Entsagung des Ehestandes, die Nation entnerve, die Fortpflanzung vermindere, die gute Sitten ausrotte, und Fleiß, Arbeitsamkeit und Patriotismus ersticke. Vielleicht werden sie alsdann diesem einreissenden Uebel nicht so gleichgültig zusehen, und auf wirksamere Mittel bedacht seyn, dem Verderben des Staats, das daraus entstehen muß, das in manchen Fällen schon sichtbar ist, und in einem Jahrhundert noch viel sichtbarer seyn wird, vorzubeugen. — Die S. 316. angehängte Bittschrift unehelicher Kinder finden wir zwar beweglich und rührend, und hoffen auch, daß sie nicht ohne Wirkung seyn werde; nur wünschten wir, daß sie natürlicher herbeygeführt seyn möchte. Wenn man sich den Vorsaz merken läßt, und es gar sagt, daß man rühren wolle, so verhindert man oft die Rührung selbst. — Bey dieser Gelegenheit sucht der Verf. auch S. 323. f. die beyden Schriftstellen Ap. Gesch. 15, 29. und 1. Tim. 3, 2. und 12. durch eine neue Erklärung von Schwierigkeiten zu befreyen. In Absicht der leztern Stelle hat er uns überzeugt, daß durch Eines Weibes Mann und Eines Mannes Weib solche Personen zu verstehen seyn, welche sich noch von niemand haben scheiden lassen. Der Erklärung der erstern Stelle wollten wir auch unsern Beyfall nicht versagen, wenn erwiesen werden könnte, daß das Wort πορνεία nach dem damaligen Sprachgebrauch die Bedeutung des Beyschlafs tempore fluxus menstrui gehabt habe, welche ihm der Verf. beylegt.

Ueber

Ueber das Verbot der Ehen mit den nächsten Verwandten erklärt sich unser Verf. mit eben so viel Ueberlegung als Behutsamkeit. Das merkwürdigste wollen wir kurz anzeigen. Die Stelle 3 B. Mos. 18, 6. verstehet er S. 338. f. nicht als ein allgemeines Gesez, das den übrigen zur Einleitung dienen soll; sondern als ein Verbot, daß der Vater seine Tochter nicht heyrathen solle. S. 354. f. kömmt er auf den Grund dieser Verbote. Er sezt ihn nicht blos in den respectum parent. und gewisse natürliche Empfindungen der Menschen, welche auch nicht hinlänglich sind; sondern in die nachtheiligen Folgen, die in den häußlichen und politischen Verfassungen des Volks Israel aus diesen verbotenen Heyrathen entstanden seyn würden. Und hier, meynen wir, ist auch die vornehmste ratio dieser Ehegesetze zu suchen. Je deutlicher wir jene einsehen, und je vollständiger wir uns darin zu versetzen wissen; desto zuverläßiger werden wir auch den Grund der Verbindlichkeit dieser Gesetze erkennen, und desto sicherer wird ihre Anwendung auf unsre gegenwärtige Umstände seyn. Mit Recht will er S. 380. den Schluß von einer ausdrüklich verbotenen Ehe auf andere in ähnlichen Grade nicht gelten lassen, wenn nicht einerley ratio legis statt findet. Ueber die Verbindlichkeit, welche diese mosaischen Gesetze für uns haben, will er seine Meynung nicht äussern; welches ein Beweiß ist, daß die sittsame Freyheit zu denken noch mehrern Einschränkungen in Deutschland unterworfen sey, als man in unsern Zeiten erwarten sollte: doch ist er geneigter, ihre Anwendung eher darauf einzuschränken, so fern unsre Umstände der Verfassung des jüdischen Volks ähnlich sind; als daß er sie kraft einer sittlichen

Noth-

Nothwendigkeit für allgemein verbindlich erkennen sollte. Und hierin wird er gewiß den überlegenden Theil der Gottesgelehrten auf seiner Seite haben.

Den Inhalt der lezten Betrachtung hat der Verf. nicht auf den Titel zu setzen gewagt; aus Furcht, man möchte enthusiastische Ideen darin vermuthen. Sie handelt aber von der Absicht der Offenbarung Johannis. Uns dünkt es nun zwar, als ob er die Untersuchung ganz übergangen, von welchen Zeiten und Schiksalen der Kirche in diesen Weissagungen eigentlich die Rede sey; und daß er es mehr angenommen, als bewiesen, daß die ganze Folge des Zustandes der christlichen Kirche darin abgebildet worden. Indessen findet doch die allgemeine moralische Anwendung sehr wohl statt, welche er S. 395. f. davon macht; die Regeln, welche er S. 404. f. zur allgemeinen Lesung und Nuzanwendung dieses prophetischen Buchs für alle Christen giebt, und mit Exempeln erläutert, sind recht billig und vernünftig, und verwahren für allen ausschweifenden Mißbrauch desselben; und die Gründe, welche er S. 430. f. angeführt, daß die lezten Kapitel von dem Zustande der Seligen im Himmel zu verstehen seyn, verdienen Prüfung und Aufmerksamkeit. — Ueberhaupt wird es niemand gereuen, auch dieses Buch des Verf. zu lesen, welches mit Klugheit, Mäßigung und sehr gesundem Urtheil, und in einer faßlichen und sanften Sprache, (darin wir nur einige grammatische Kleinigkeiten verbessert sehen möchten,) von solchen Materien redet, an welchen der Verstand mancher Gelehrten gescheitert hat.

B.

XIX.

Johann Paul Reinhards, der Alterthümer, Beredsamkeit und Dichtkunst ordentl. Lehrers auf der Friedrichs-Universität zu Erlangen, vollständige Geschichte des Königreichs Cypern. Erster Theil. Erlangen und Leipzig, bey Wolfg. Walther, 1766. 4.

Sollte wohl die Geschichte Deutschlands so vollkommen bearbeitet seyn, daß unsere Landsleute aus Unwillen über den glüklichen Fleiß ihrer Vorgänger und Verzweifelung, ihr historisches Genie in diesem Felde zu zeigen, genöthiget würden, auf dem mittelländischen Meere herumzuschiffen, und sich Inseln auszusuchen, von denen sie Chroniken schreiben könnten? — Wie Herr Reinhard diesen Entschluß hat fassen können, wird uns ganz begreiflich. Ohnstreitig betrachtete er in seiner Studierstube die große Anzahl historischer Compendien, welche er seit einiger Zeit herausgegeben hat. Hier sahe er den Entwurf einer Geschichte des Chur- und Fürstl. Hauses Brandenburg, und wieder einen Entwurf einer Historie des Hauses Hessen, und wieder einen Entwurf einer Historie des Chur- und Fürstl. Hauses Sachsen, und abermals einen Entwurf einer Historie des Erzhauses Oesterreich. Nun erblikte er vollends in ansehnlichen Quartbänden seine Einleitung zu den weltlichen Geschichten der vornehmsten Staaten, seine andere Einleitung zu den Geschichten der Deutschen, und nicht weit davon mit väterlicher Freude eine Einleitung zur Staats-

wis-

wissenschaft der vornehmsten Reiche und Republicken in Europa und Africa. Erstaunt über diese Entwürfe und Einleitungen und zugleich von gerechtem Zorne wider Deutschland entbrannt, welches ihm immer noch den Titel eines Geschichtschreibers verweigerte, faßte er den Entschluß, seinen undankbarem Vaterlande den Rücken zuzukehren, und allen Deutschen zur Beschämung und Aergerniß zwey Quartanten von der Historie von Cypern zusammenzutragen. Herr Reinhard selbst zwar rechtfertiget sein Unternehmen auf eine andere Art. „Wie dunkel würde es noch in vielen Theilen der Historie aussehen, wenn ein jeder nur die Geschichte seines Vaterlandes bearbeiten dürfte.„ (Freylich haben wir kein Gesez, das einen nothwendig hierzu verbände: aber es scheint uns doch sehr vernünftig zu seyn, erst die Dunkelheiten der deutschen Geschichte zu vertreiben, ehe man sich nach Cypern wendet. Denn ohnerachtet Ihrer Einleitungen, mein Herr Professor, sind noch unzählige Dinge in der Geschichte unsers Vaterlandes dunkel.) „Und wenn gleichsam ein Schlagbaum vorgezogen wäre, welcher verwehrete, einen Schritt zu mehrerer Aufklärung der Begebenheiten anderer Staaten zu thun.„ (Vorr. S. 9.)

Doch wir wollen uns bey der Wahl dieser Geschichte nicht länger aufhalten. Genug, Hr. Reinhard hat uns die Historie von Cypern geliefert, wir haben sie durchgelesen, und nun wollen wir den Inhalt derselben anzeigen. Eine Beurtheilung der Ausführung soll diese Anzeige begleiten, und eine kurze Erzählung

der

der Quellen, deren er sich bedient, wollen wir voran schicken.

Stephanus Lusignan, ein Dominicaner, hat im Jahr 1573. die erste Historie von Cypern geschrieben. Allein er hat in derselben überall eine grosse Leichtglaubigkeit gezeigt, und daher wirft ihm Hr. R. historische Blasphemien, und, welches sein liebstes Beywort ist, entsezliche Ungereimtheiten vor. Unterdessen hat er doch verschiedene Cyprische Geschichtbücher, die wir nicht besitzen, gelesen und gebraucht. Der zweyte Cyprische Geschichtschreiber ist Johann Franz Loredano, ein venetianischer Edelmann. Seine Geschichte der Könige von Cypern aus dem Hause Lusignan, schließt sich mit dem Jahre 1475. Der Verf. tadelt an ihm die Begierde, überall seine Muthmassungen und politischen Einsichten einzustreuen, und zeichnet auch einige chronologische Fehler aus. Was uns aber am meisten wundert, ist dieses: daß der Verfasser, welcher auf die grösten Kleinigkeiten am aufmerksamsten ist, eben dieses an Loredano tadelt. Ihm folgt Dominicus Jauno, ehemaliger Kayserl. und Königl. Rath, welcher sich wegen der Handlung und besonders des Seidenbaues, lange in Cypern aufgehalten, und im Jahr 1747. zu Leiden zwey Quartbände von dieser Insel herausgegeben hat. Das Urtheil des Verf. ist: Man wird da, zwischen seiner und meiner Arbeit, einen grossen Unterschied antreffen! Es versteht sich, daß dieser Unterschied zu Hr. R. Vortheil bemerkt werden müsse. Genug, Jauno scheint ihm theils zu leichtglaubig, theils zu unvollständig, theils nicht sorgfältig genug in

in Anführung der Zeugnisse gewesen zu seyn. Des Meursius Cyprus gehört einigermassen auch hieher, doch ist es nicht sowohl eine Geschichte, als vielmehr eine Sammlung verschiedener Dinge aus alten Autoren, die Cypern angehn. Herr R. hat diese Bücher alle gebraucht, aber zugleich auch andere zu Rathe gezogen. Hierher gehörte Bocharts Canaan, die, wie Herr R. sagt, beliebte allgemeine Welthistorie, und was die mittlern Zeiten anbetrift, die Schriftsteller, welche die Kreuzzüge beschrieben, und die Bongarsius in einer Sammlung unter dem Titel: Gesta Dei per Francos, herausgegeben hat. Wir übergehen die übrigen Quellen der Geschichte mittler Zeiten, welche Hr. R. in der Vorrede anführt, und die niemanden unbekannt seyn können. Wir müssen dem Hrn. Verf. auch das Lob ertheilen, daß er die Zeugnisse seiner Schriftsteller sehr fleißig und genau angeführt hat; die einzige gute Eigenschaft, die wir in diesem Quartanten gefunden haben, und die man von einem deutschen Professor leicht erwarten konnte! An der Geschiklichkeit und Fertigkeit, eine Menge Schriftsteller mit aller möglichen Genauigkeit bey einem jeden Paragraphen anzuführen, lassen es unsere deutschen Geschichtschreiber gewiß nicht fehlen! Doch wir versparen unser Urtheil bis auf das Ende unserer Anzeige.

Dieser Theil, welchem noch einer folgen wird, ist in drey Bücher eingetheilt. Das erste Buch begreift die Geschichte von Cypern von dessen Bevölkerung bis auf die Zeit, da es unter die römische Bothmäßigkeit gekommen ist. S. 3-64. hier wird erst von Cyperns Lage, Größe und Benennungen gehandelt, wo wir vornem-

emlich die natürliche Geschichte der Insel erwarteten.
Diese war auch gewiß nöthiger und nüzlicher, als die
Anekdote (S. 4.) daß das Capo Delle Gatte sei-
en Nahmen von den vielen Katzen bekommen, welche
ie Mönche sich gehalten haben. In Ansehung der
rsten Bevölkerung dieser Insel, gesteht der Verfasser,
aß es ihm wahrscheinlich zu seyn dünkt, daß die ersten
Nachkommen Japhets sich in denen nahe an Asien ge-
genen Ländern, dergleichen Cypern ist, ausgebreitet
ätten: (S. 7.) Hierauf erzählt er, wie Cypern un-
r die Herrschaft der Phönicier gekommen sey, (S.
.) berührt die Colonien einiger andern Völker, die
ch in Cypern niedergelassen haben, (S. 11.) und
ommt auf den ersten König Cinyras, (S. 12.) wel-
en er für einen Phönicier hält. Dieser hat die Ver-
rung der Venus eingeführt, (S. 13.) welche weit-
uftig beschrieben wird, und wo der Hr. Verf. viel
esagt hat, ohne viel dabey gedacht zu haben. Aber
lgende Stelle soll wenigstens den Anschein eines bey
inen Compilationen denkenden Gelehrten haben:
lristoteles meynt, daß die mythologische Erzäh-
ung vom Ursprunge der Venus aus dem Schaum
es Meeres, von der schäumichten Beschaffen-
eit des menschlichen Saamens entstanden sey.
Nachdem man ihr diesen Ursprung beygelegt
atte, so dichtete man weiter, daß sie nach ihrer
Bildung zuerst zu Paphos erschienen sey. So
erhüllte man die Wahrheit in Fabeln! (S. 15.)
Auf die Beschreibung des Gottesdiensts der Venus,
lgt eine Anzeige der übrigen Gottheiten, welche in
ypern verehrt wurden. (S. 20.) Es folgt Cinyras,

der zweyte König in Cypern; (S. 23.) der Ursprung des Königreichs Salamin daselbst, (S. 24.) nebst dem Schicksal des Stifters desselben: die Ankunft des Agapenors und mehrerer griechischen Colonien. (S. 27.) Das folgende betrift die Ankunft der Königin Dido in Cypern, (S. 28.) die Zeit, da Cypern sich von der Verbindung mit Phönicien losgemacht, (S. 29.) die Entstehung der neun Königreiche in Cypern, (S. 30.) die Erbauung Soli, (S. 31.) den Verlust der Freyheit, welchen die Cyprischen Königreiche erlitten, (S. 32.) die vom Cyrus überwunden, einen Tribut nach Persien zahlen mußten; die verschiedenen daraus entstandenen Unruhen und Kriege, (S. 34.) welche mit abwechselndem Glücke geführt wurden. Dieses alles wird sehr weitläuftig von dem Verf. erzählt, welcher beym Evagoras auch sogar die doppelte Reihe Zähne nicht vergißt. (S. 43.) Endlich kommen wir auf eine neue Empörung der Cyprier gegen die Perser, (S. 46.) auf die Unterwerfung der Cyprischen Könige an Alexander den Großen, (S. 48.) auf die Schicksale der Insel nach Alexanders Tode, da sich anfänglich Antigonus und denn Ptolomäus ihrer bemächtigten, (S. 49.) obgleich jener es nach der Zeit wieder eroberte, (S. 51.) und nach eilf Jahren dieser es gleichfalls behauptete. (S. 52.) Antiochus der Große machte einen Anschlag auf Cypern, welcher zwar nicht ausgeführt werden konnte: allein Antiochus der Edle, unterwarf es sich, durch Hülfe des Stadthalters, Ptolemäus Macron, wurde aber von den Römern genöthiget, es dem Könige in Egypten wieder einzuräumen. (S. 55.) Die Römer er-

rkennten Cypern dem Ptolomäus Physcon zu, (S. 56) worauf es vom Alexander und Lathyrus beherrscht wurde, bis die Römer den Ptolomäus, einen natürlichen Sohn des Lathyrus, um den Besitz desselben brachten. (S. 61.). Dieses geschahe im Jahr der Welt 3944.

Das zweyte Buch enthält die Geschichte Cyperns von der Zeit, da sie unter die römische Bothmäßigkeit gekommen war, bis auf die Herrschaft des Hauses Lusignan. (S. 65-110.) Die Schicksale dieser Insel sind allezeit sehr abwechselnd gewesen. Cypern kam durch die Schenkung des Cäsars an die Königliche Egyptische Familie, aber auf kurze Zeit. Sie ward wieder eine römische Provinz, nachdem August die Cleopatra überwunden hatte. (S. 68.) Unter dem Caligula fieng die christliche Religion an sich in Cypern auszubreiten. (S. 71.) Unter dem Trajan brachen die jüdischen Unruhen in Cypern aus. (S. 75.) Vom Constantin dem Großen, wurde Cypern zur Präfectur des Orients geschlagen. (S. 78.) Calocer, Stadthalter in Cypern, warf sich zum Könige daselbst auf, aber er ward bald darauf gefangen und verbrandt. (S. 80.) Cypern wird im J. C. 649. von den Saracenen verwüstet, welches Unglük dieser Insel nach der Zeit sehr oft wiederfahren ist. (S. 89.) Nach dieser Erzählung macht der Verf. eine ziemlich weite Ausschweifung, wozu ihm die Gelangung des Hauses Lusignan auf den Cyprischen Thron Gelegenheit giebt. Denn weil dieses bey Gelegenheit der Kreuzzüge geschehen, und weil dasselbe bey der Einrichtung seines neuen Staats sich das Königreich Jerusalem zum

Muster erwählt hat, so handelt er (von S. 90. bis 100.) von den Kreuzzügen, ihren Anfange, ihrer Schädlichkeit und Beförderung, und giebt zugleich eine Geschichte des Königreichs Jerusalem, und eine Nachricht von der Verfassung desselben, nebst einer Geschichte vom Ursprunge des Johanniter und Tempelordens. Wir erinnern uns aber hier weiter nichts gelesen zu haben, als was zur Gnüge bekannt ist, und worüber sich der vernünftige Theil der Geschichtschreiber nicht längst vereiniget hätte. Nach dieser Ausschweifung, welche allerdings zu lang gerathen ist, kömmt der Verf. auf die Verwüstung Cyperns durch den Fürst von Antiochien, Rainold, im Jahr 1154. (S. 101.) Hierauf warf sich Isaac Comnenus zum Beherrscher Cyperns auf, (S. 102.) welcher viele Grausamkeiten ausübte, (S. 104.) aber vom König in Engelland Richard den I. überwunden und gezwungen wurde, von ihm Cypern zu Lehn zu nehmen. (S. 106.) Endlich kam Cypern ganz unter Englische Bothmäßigkeit, (S. 108.) wurde aber auf kurze Zeit den Tempelherrn überlassen. (S. 109.) Die Ritter sahen sich wegen des Hasses der Cyprier genöthiget, Cypern dem König von Engelland wieder zu übergeben, welcher es darauf Guiden von Lusignan überließ.

Das dritte Buch trägt die Geschichte von der Gelangung Cyperns ans Hauß Lusignan bis auf die Zeit, da es unter die Oberbothmäßigkeit der Sultane von Egypten gekommen ist, vor. (S. 111-292.) Zuerst handelt der V. von Guidens von Lusignan Geschlechte, Schiksalen, Gelangung auf den Thron zu

Je-

ferusalem, Gefangenschaft, in welcher ihm Saladin
it grosser Leutseligkeit begegnete, Loßlassung, Strei-
gkeiten mit dem Markgraf Conrad von Montferrat,
egen des Königl. Titels, dann erfolgten Vergleichen,
nd anderen Verrichtungen. (S. 113-126.) Richard
berließ Guiden Cypern mit der Bedingung, daß er
ch alles Titels und Anspruchs auf das Königreich
Jerusalem begeben sollte. (Wenn der Verf. S. 125.
on der Ermordung des Markgraf Conrads redet,
e Richarden Schuld giebt, und von dem berüchtig-
en Briefe des sogenannten Alten vom Berge ur-
heilt, so ist ihm die Schrift des Herrn de la Rava-
ere nicht beygefallen, welche in dem achten Theile
er Geschichte der Königl. Akademie der schönen
Wissenschaften zu Paris, (S. 211. und folg.
er deutsch. Uebers. steht, hierinne wird sehr deutlich
ewiesen, daß dieser Brief untergeschoben sey.) Herr
Reinhard merkt ganz richtig an, daß es sehr unwahr-
heinlich sey, daß der Fürst, der Mörder, seinen Brief
ach den Jahren der Regierung des damaligen Pab-
es datirt haben solle, aber er hätte auch sollen darzu
tzen, daß nur Rymer in seiner Ausgabe gesezt: an-
o ab Alexandro Papa quinto, hingegen beym
Nicolaus de Treveth stehe: anno ab Alexandro
millesimo quingentesimo quinto.) Der Verf. be-
hreibt die Anstalten, welche Guido in Cypern ge-
acht, (S. 127) und beschließt die Geschichte mit
lgenden Urtheil über ihn: (S. 132) „Man thut
ihm Unrecht, wenn man ihn einen grossen Feldherrn
nennt. Auch macht ihm die Aufführung gegen den
Sultan Saladin, in Ansehung des gebrochenen Ey-

„des keine Ehre. Inzwischen sieht man doch, daß er „bemüht gewesen sey, sein neu erworbenes Land in „Aufnahme zu bringen, und daß also den Cypriern „sein Andenken mit Recht schäzbar gewesen sey. Sind „denn„ (hier zeigt nun der Verf. sein pragmatisches Studium der Geschichte in seiner ganzen Stärke,) „Schlachten und Eroberungen das einzige, so die „Nachwelt an den Fürsten bewundert? Und ist es nicht „ein grösserer Ruhm, ein ganz zerrüttetes Land durch „gute Anstalten in einen Wohlstand zu setzen, als ein „blühendes durch die Waffen zu verwüsten? Gesezt „also, Guido gehöre nicht eben in die Klasse der Hel„den, so kann man ihm dennoch das Lob eines guten „Regenten nicht absprechen.„ Gegen wen aber behauptet denn nun der Verf. alles dieses? Es hat es niemand geläugnet. —

Es folgt Guidens Bruder, Almerich, (S. 133-145.) welcher sich dem römischdeutschen Reiche unterworfen, und von dem Bischof Conrad von Würzburg, Kayser Heinrichs VI. Kanzler, gekrönt wurde. Sein Nachfolger war Hugo I. (S. 146-154.) welcher die Thorheit begieng, einem Kreuzzuge beyzuwohnen, welches dem Verf. Gelegenheit giebt, eine Beschreibung des Berges Thabors zu geben, wo er auf einmal seinen Zeitungs-Ton verläßt und eine poetische Schilderung entwirft. „Es nisten, sagt er unter andern, die Vögel in einer entsezlichen Menge in die dasigen Gebüsche, und erfüllen alles mit ihrem Gesange, daß also die, so ihn besteigen, nicht nur die Augen, sondern auch die Ohren vergnügen.„ Heinrich I. (S. 155-186.) giebt denen, welche gerne

eine

ine Geschichte der Kreuzzüge lesen wollen, Materie genug, ihre Neugierde zu stillen. Hugo II. (S. 186. 194.) starb sehr frühzeitig. Hugo III. (S. 194. 204.) nahm nach Conradins Enthauptung Titel und Wappen vom Königreiche Jerusalem an, und behauptete es wieder den König beyder Sicilien, Carln von Anjou. Ihm folgten in der Regierung Johannes, welcher nicht lange regierte, (S. 205.) Heinrich II. (S. 206.) welcher mit den Saracenen kriegte und von seinen Bruder der Regierung entsezt wurde; dieselbe aber wieder erlangte: Hugo IV. (S. 235.) Peter I. (S. 246.) welchen sein kriegerischer Geist zu neuen Kriegen gegen die Saracenen anreizte, aus welcher Absicht er an verschiedenen Höfen in Europa herumreisete. Endlich wurde er einer der grausamsten Tyrannen. (Wir erinnerten uns, als wir die Geschichte dieses Königs gelesen, daß Herr Reinhard in der Vorrede S. 16. von sich gerühmt hatte: „Ich kann ohne mich einer Prahlerey theilhaf„tig zu machen, gar wohl sagen, daß in diesem Theile „der Historie schwerlich jemand in der Welt mehr „müsse gelesen haben, als ich:„ Gleichwohl ist ihm eine sehr merkwürdige Schrift unbekannt geblieben. Es sind zwey Abhandlungen des jüngst verstorbenen Hrn. Graf Caylus unter dem Titel: Sur Guillaume de Machaut, Poete et Musicien dans le XIV. Siècle, contenant des recherches sur sa vie avec une notice de ses principaux ouvrages, in dem 20sten Theile der Mémoires de litterature tirés des Registres de l'Academie des Inscriptions et belles-lettres, (Paris im Jahr 1753.) von S. 399-

1439. an befindlich, wovon besonders die lezte hierher gehört.) Dieser Machault war aus Champagne gebürtig, lebte im 14ten Jahrhundert und stand wegen seiner Geschiklichkeit in der Musik und Dichtkunst bey seinen Zeitgenossen in grossem Ansehen. Er hat eine grosse Menge Verse verfertiget, und in der Königl. Bibliothek zu Paris ist eine Handschrift davon. Besonders aber hat er auch Peters Thaten in Versen beschrieben, und seine Erzählung verdient desto mehr Glaubwürdigkeit, da er sich auf das Zeugniß derer beruft, welche die Sachen selbst mit Augen gesehen. Seine Geschichte enthält allerdings viele merkwürdige Umstände, sowohl von dem Leben dieses Königes, als von seiner Flucht nach Frankreich in seiner Jugend, und den dadurch erregten Zorn seines Vaters, von der Einnahme Alexandriens, (welche Beschreibung besonders nach Hrn. Reinhards Geschmak seyn würde, welcher gar zu gerne Belagerungen und Schlachtordnungen lieset,) und seine übrigen Heldenthaten, von den Ursachen der Feindschaft mit Florimund Delle Sparre, und besonders von seinem Tode. Zur Probe wollen wir anführen, was der Dichter von den Beschuldigungen schreibt, welche *Iehan le Vicomte* wider die Königin bey ihrem Gemahl vorgebracht:

Car il li dit que la Roynne
Estoit amie et concubine
A Monsire Iehan de Mors,
Par le temps qu'il a esté hors,
Et qu'il l'a eue et tenue
Cenz foiz en ces bras toute nue.
Et par dieu je croy qu'il mentoit
Pource que la Roynne estoit

Si

Si vaillant et sie preude femme
En tout car, si bonne Dame,
Que jamais ne se consentist
N'au Roy son Seigneur ne mentist,
Et vraiement elle amast mieux
Com li deust crever les yeux.

Wir übergehn andere Umstände mehr. Vielleicht kann Hr. R. diese Nachricht beym zweyten Theile brauchen.)

Der lezte Theil dieses Buches begreift die Regierung Peter II. (S. 264.) und Jacob I, welcher im Jahr 1388. starb.

Auf diese Geschichte folgt ein ziemlich starker Anhang von Beylagen und Urkunden. (S. 1-136.) Es sind dieselben theils von andern bereits herausgegeben worden, als vom d'Achery, Baluzius, Baronius, Bzorius, du Moul, Raynaldus, theils hat sie der Verf. zuerst bekannt gemacht. Er hat selbst der heiligen Brigitte Wahrsagung von Cyperns künftigen Unglük eingerükt. (S. 92.)

Ueberdieses finden wir verschiedene Kupfer in diesem Bande, als das Bildniß der Catharina Cornora, nach einem Gemählde des Titian, welches sich in der Dreßdnischen Gallerie befindet, drey Tafeln mit alten Münzen, dergleichen auch beym Schlusse der Bücher angebracht sind. Am Anfange derselben finden wir auch einige Vignetten, welche aber weder den Einsichten des Erfinders noch dem Grabstichel des Künstlers Ehre machen. Es ist auch bey diesem Bande eine Landkarte von dem alten Cypern. Aber die daselbst angebrachte Venus mit dem Cupido verstellt dieselbe. —

Wir halten nunmehr unser Versprechen, und fügen unser Urtheil über die Arbeit des Verfassers bey. Er muß uns diese Freyheit statt einer Belohnung für die Gedult zugestehen, mit welcher wir sein Buch durchgelesen haben. Denn Gedult gehört gewiß darzu 292. Seiten durchzulesen, welche bloß einförmige Erzählungen von Kriegen mit den Saracenen enthalten. Und gleichwohl sind diese immer noch das wichtigste in dieser Geschichte! —

Das erste, worauf wir aufmerksam waren, und woraus wir das historische Genie des Verf. beurtheilen wollten, ist die Wahl der Begebenheiten. Wir haben aber deutlich gesehen, daß der Verf. diese Eigenschaft eines guten Geschichtschreibers gar nicht kennt. Er hat alles, was er gefunden und gewußt, getreulich zusammengetragen und aufgeschrieben. Ob die Sache wichtig genug, oder erheblich sey, darum scheint er sich nicht bekümmert zu haben. Herr Reinhard hielt es eben für so nöthig seinen Lesern zu sagen, daß Petrus II. unmäßig dik, (S. 283.) als daß der König von Jerusalem Balduin IV. aussätzig gewesen sey: (S. 114.) welche wichtige Anekdote noch zweymal wiederholt wird. (S. 115. 116.) Ist wohl der Nachkommenschaft daran gelegen, zu wissen, daß Almerich seiner Gesundheit durch unmäßiges Fischessen geschadet habe, (S. 145.) oder daß Iblim mit den seinigen vor dem Kayser in der Trauer erschienen, welche sie wegen des verstorbenen Philipps von Iblim angelegt, und daß sie der Kayser mit Scharlach beschenkt, (S. 163.) oder daß den 10. Nov. 1330. der kleine Fluß, welcher durch Nicosia läuft, sehr

auf-

aufgeschwollen sey? (S. 236.) haben die Chronikenschreiber der mittlern Zeiten in ihren Zellen wichtigere Dinge aufgeschrieben, als der Verfasser, wenn er sagt, daß Peter I. da Cypern mit der Pest heimgesucht wurde, allerhand öffentliche Andachtsübungen angestellt habe? (S. 248.) Doch dem Verf. ist alles wichtig, was er nur weiß. Und er erzählt eben so gern, daß Peter I. zu Venedig einem Thurnier beygewohnt habe, (S. 252.) als er desselben Abreise von Rhodus beschreibt, wo er selbst des Trompeters nicht vergißt. (S. 254.) Sein Eifer für die Vollständigkeit geht so weit, daß er sogar die Dedicationen erzählt, welche die Cyprischen Könige erhalten haben. Von Hugo III. schreibt er: Er liebte auch die Wissenschaften, und Thomas von Aquino hat ihm sein Buch von der Regierung der Fürsten zugeschrieben, (S. 203.) und vom Hugo IV. Er war auch ein Liebhaber der Wissenschaften, weswegen ihm der bekannte Johann Bocaccio sein Buch von der Genealogie der Götter zuschrieb. (S. 245.) Muß man hier mehr die Beurtheilungskraft des Verf. von der Wichtigkeit der Sache, oder von der Glaubwürdigkeit der Zeugen bewundern? — Doch, wie gesagt, der Verf. sagt alles was er weiß, und gleichwohl weiß er nicht, wie viel ein Geschichtschreiber sagen soll. Sonst würde er nicht in einer besondern Note erklärt haben, wovon Tripoli den Nahmen bekommen, (S. 206.) eine kleine Geschichte von Ptolemais gegeben, (S. 211.) die Schicksale von Tyrus beschrieben, (S. 212.) und wiederum eine kleine Geschichte von der Insel Milo entworfen haben. (S. 238.) Dergleichen

Aus-

Ausschweifungen hätte der Verf. bey der Geschichte eines jeden andern Reichs, wo nur diese Nahmen vorkommen, mit eben dem Recht anbringen können.

Der Verf. würde es uns übel nehmen, wenn wir nicht bekennten auch dasjenige in seinem Buche gesucht zu haben, was die Geschichte pragmatisch macht. Aufrichtig zu reden, so war es, nachdem wir einige Blätter gelesen hatten, eben nicht unser Wille uns hierum zu bekümmern. Denn wir glaubten, daß unsere Aufmerksamkeit nicht genugsam belohnt werden möchte, und wir sind auch der Meynung, daß man bey Begebenheiten, welche nicht Betrachtungen anbiethen, oder wohl gar ihnen widersprechen, sehr weißlich alle Betrachtungen weglasse. Allein der Verf. überraschte uns auf einmal mit einer rhetorischen Figur, er redete kurz darauf wieder in diesem Tone, und nun merkten wir, daß dieses Betrachtungen und Maximen seyn sollten, welche nicht allein den Leser unterrichten, sondern auch von dem Genie des Geschichtschreibers überzeugen; mit einen Worte, daß der Verf. seinen Vortrag habe lehrreich machen wollen. Es wird genug seyn, einige Beyspiele zu geben, ohne unser Urtheil darüber beyzufügen. Wir trauen es unsern Lesern zu, daß sie ohne Mühe errathen werden, was wir hierbey gedacht haben. Evagoras wird von einem Verschnittenen ermordet, und Hr. R. hält ihm folgende Parentation: Also mußte ein Fürst, der so vielen Gefährlichkeiten glüklich entronnen war, durch die schwache Faust eines nichtswürdigen Menschen umkommen. (S. 42.) Die Betrachtung, daß Cypern Zenons Vaterland gewesen, bewegt

egt ihn zu sagen: Es ist in der That besonders, aß der Vater derjenigen Sekte, welche vorzüglich ihrer strengen Sittenlehre wegen, berühmt war, in einem Lande gebohren und erzogen wurde, in welchem die Sitten höchst verderbt waren. (S. 53.) Nachdem er erzählt, daß die Prineßin von Antiochien, Carln von Anjou ihre Ansprüche auf Jerusalem abgetreten, ruft er aus: Welcher Handlung ist doch ein eigensinniges Weib fähig? (S. 201.) und bey Peters I. Tode: Wie wenig preißwürdige Regenten findet man in der Historie damaliger Zeiten! (S. 263.) Ausser dem einen Spotte über die Christen, welche nach der Eroberung Jerusalems wieder nach Europa zurück kehrten, S. 96.) erinnern wir uns nur bey aller Aufmerksamkeit, mit welcher wir dieses Buch durchgelesen haben, zweyer Stellen, wo der Verfasser seine Stärke gezeigt hat. An der einen, wo er von Peter II. Beylager redet, sagt er: Es versteht sich von selbsten, (und also auch verstand es sich von selbsten, daß dieser ganze Periode wegbleiben mußte,) daß bey Gelegenheit des Beylagers und der Krönung eine Menge Lustbarkeiten angestellet worden: (Man sieht es dem Verf. an, daß ihm der Mangel an Nachrichten von diesen Lustbarkeiten geschmerzt habe;) indem man diese auch bey dem elendesten Zustande eines Landes für nothwendig zu erachten pflegt, und die dazu erforderliche Kosten aufzutreiben insgemein leichter Mittel und Wege findet, als zu den nüzlichsten und nöthigsten Anstalten, welche das gemeine Beste zum Zwecke ha-

haben. (S. 275.) Die Leichtigkeit, mit welcher sich diese Maxime gleichsam selbst anzubiethen schien, ist der Kürze gleich, mit welcher sie ausgedrükt worden. — Doch die Gelehrsamkeit, mit welcher die Beschreibung von der Eroberung der Stadt Ptolemais ausgeschmükt ist, muß noch mehr gefallen. „Es gleichet „übrigens diese Eroberung in vielen Stücken der Eroberung von Troja. Fast ganz Europa verband sich „wider Ptolemais, so wie ehedessen ganz Griechenland „am Trojanischen Kriege Antheil nahm. Der Ort „wurde einige Jahre von mächtigen Königen und an„dern Prinzen belagert, die mit einem Ajax, mit ei„nem Achilles, mit einem Agamemnon, „ (denn, hätte der Verf. noch hinzu setzen sollen, die christliche Helden zankten sich für Ptolemais eben so, als die Griechische für Troja, Markgraf Conrad von Montferrat begab sich, wie Achill aus dem Lager hinweg, und kam auch, wie jener, wieder,) „und andern tapfern „Helden gar füglich können verglichen werden. Die „Kreuzfahrer verwahrten ihr Lager eben so, wie die „Griechen vor Troja, mit einer Mauer; anderer Um„stände dermalen zu geschweigen. Es sind aber ge„wiß vor Ptolemais, weit grössere Proben der Ta„pferkeit abgelegt worden, als vor Troja. Nur „Schade war es, daß kein Homer diesen Zeiten vor„behalten war, diese Thaten zu verewigen. „

Da wir einmal den Verfasser von der Seite des denkenden und urtheilenden Geschichtschreibers betrachten; so wollen wir auch etwas von den kritischen Untersuchungen und Entscheidungen sagen, welche der Geschichtschreiber bey sich widersprechenden oder zwei-

fel-

lhaften Zeugnissen oft zu thun genöthiget ist. Man
ird von jenen Betrachtungen leicht auf diese Schlüsse
mmen. Es untersucht der Verfasser, woher der
Nahme Cypern kommt, und leitet ihn von der Pflege
yprus her. (S. 6.) Die Fabel von dem Tode des
naxarchus, die wir gar nicht einmal würden wie-
rholt haben, verwirft er billig. (S. 49.) Eine an-
re Fabel, daß der Tempel zu Paphos auf Bar-
abä Geboth vom Blitze gerührt worden, oder, wie
auno sagt, vom bekehrten Proconsul zerstöhrt, wi-
rlegt er gleichfalls. (S. 71.) Er vergleicht die grosse
nzahl der Einwohner Cyperns vor alten Zeiten, mit
r geringen der unsrigen, und sezt hinzu: So sehr
Cypern von seinem Flore herunter gekommen!
S. 77.) Wir erinnern uns noch einige dergleichen
ichtige Untersuchungen gelesen zu haben; Allein wir
nnen uns nicht überwinden, sie abzuschreiben.

Wir kommen endlich auf die Schreibart selbst.
Wenn wir das ganze derselben betrachten, so müssen
ir sie eckelhaft und ermüdend nennen, und wenn wir
f einzelne Ausdrücke sehen, so ist sie unrein, unedel,
d niedrig. Der Verf. kennt keine andere Kunst,
ne Perioden mit einander geschikt zu verbinden, als
der gemeinste Mann bey seinen Erzählen braucht,
d er muß daher zu den Wörtern: nun, daher,
er und also stets seine Zuflucht nehmen. Was soll
an von einem Schriftsteller urtheilen, welcher in ei-
m einzigen Paragraphen folgende Wiederholungen
geht oder übersieht? Er würkte also — Er gieng
so — Er ließ also — Er brachte also — Ca-
nahm also — Cato brachte also. — Die

sechs-

sechsfache Wiederholung findet man in dem 58. §. des ersten Buchs. Man schliesse hieraus auf den Ton selbst, mit welchen der Verf. redet. Wo er besonders aus dem Nepos oder andern alten Schriftstellern Nachrichten gezogen, findet man schülerhafte Uebersezungen. An unedlen und niedrigen Ausdrücken ist auch kein Mangel. Hierher gehören: die verlognen Griechen. (S. 13) die Insel stach ihnen in die Augen (S. 32.) die aufgeblasenen Spartaner (S. 39.) das Heer wurde in Stücken gehauen (S. 45.) einen mit scheelen Augen ansehn (S. 109.) verschiedene andere ihres Gelichters (S. 170.) sich in den Orient sprengen lassen (S. 173.) die einreissenden Krankheiten machten einen Strich durch die Rechnung (S. 182.) Wind bekommen (S. 226.) zum Kreuz kriechen (S. 227.) sie brachten ihnen eine empfindliche Schlappe bey (S. 257.) —

Was muß wohl ein französischer Ebentheurer bedeuten? (S. 101.) Kann man von einem Schriftsteller, welcher dergleichen Ausdrücke braucht, glauben, daß er die Regeln und Eigenschaften des historischen Styls kenne? — Herr Reinhard hätte bey seinen Latein bleiben sollen, und wenn auch dieses dem Styl der Mönche, nach deren Chronicken er sich gebildet hat, noch so ähnlich ist, so würde er doch besser gethan haben, als, daß er eine so schlechte Kenntniß seiner Muttersprache gezeigt hat.

Besonders hat sich der Verf. die Wörter: entsezlich und gewaltig angewöhnt, welche er auf allen Seiten und oft auf eine komische Art anbringt. Die Ge-

Geschichte ist entsezlich verworren (S. 13.) Das Persische Reich wurde entsezlich zerrüttet (S. 45.) Nicocreon wurde entsezlich verläumdet (S. 49.) Es brechen entsezliche Empörungen aus (S. 75.) und kurz darauf sind entsezliche Zerrüttungen (S. 80.) Die Cyprier werden entsezlich gemißhandelt (S. 102.) aber die Christen haben sich entsezlich berauscht (S. 139.) und daraus entstehen entsezliche Unordnungen (S. 141.) Virgil bedient sich einer gewaltigen Freyheit (S. 26.) In der Historie ist eine gewaltige Lücke (S. 28.) Die Perser werden gewaltig entrüstet. Die Kirche wird gewaltig beunruhiget. Es thun sich gewaltige Zwistigkeiten hervor (S. 136.) Und Hugo bereichert sich gewaltig (S. 146.) Wir würden einige Seiten anfüllen können, wenn wir alle Beyspiele, die wir angestriechen haben, hersetzen wollten.

Andere Ausdrücke wollen wir nicht einmal anmerken, welche theils nicht deutsch genug, theils Provinzialausdrücke sind: z. E. Direction (S. 19) gerad (S. 21.) welcher seine Landsleute, welcher die Flotte im Kriege befehlicht hatte (S. 26.) das außveste Land (S. 30.) sie stunde aus (S. 69.) er sonne (S. 120.) er drunge. Die Belagerung aufschlagen, (statt aufheben,) Competenten (S. 122.) zu öberst (S. 152.) eine reisige Wallfarth antreten (S. 172.) einstweilen gewißlich, der andergebohrne Sohn, u. s. w.

E.

XX.

Antonii Störck, Sac. Cæs. Reg. Apost. Majestatis Consiliarii aulici, Archiatri, nec non in nosocomio civico Pazmanniano Physici, *Libellus, quo continuantur Experimenta, et observationes circa nova sua medicamenta.* Vindobonæ, typis Ioan. Thomæ de Trattnern, Cæs. Reg. Aulæ Typogr. et Bibliopol. 1765. 277 Seiten in gr. 8.

In Ansehung des Zeitraums, innerhalb dem wir uns bey unsern Recensionen einschränken, ist es uns nicht erlaubt von denjenigen Schriften *) des Hrn. Verf. ausführliche Nachrichten zu ertheilen, wovon die gegenwärtige eine Fortsetzung ist. Es ist dieses aber auch weniger nöthig, da diese Schrift sowohl wegen der zahlreichen Krankengeschichte, als der umständlichen Folgerungen, die der Hr. V. daraus ziehet, als ein besonderes Buch betrachtet werden kan. Der Herr Verfasser hat es bisher bey dem Schier-

*) Es sind aber die folgenden:

Libellus, quo demonstratur Cicutam non solum usu interno tutissime exhiberi, sed et esse simul remedium valde utile in multis morbis, qui hucusque curatu impossibiles dicebantur, Ed. 2. 1761.

Libellus secundus de Cicuta, 1761.

Supplementum necessarium de cicuta; jungitur cicutæ imago ære excusa, 1761.

Libellus de Stramonio, Agosciamo, Aconito, junguntur imagines harum plantarum, 1762.

Libellus de Colchico autumnali, cum plantæ effigie, 1763.

Schierling, dem Eisenhütlein, dem Bilsenkraute, dem Stechapfel und der Zeitlose bewenden lassen: ob er gleich der Wirkung zweyer anderer giftigen Pflanzen noch nachspürt. So sehr das Experimentiren in Uebeln zu tadeln ist, wider die man schon zuverläßige Mittel hat: so schäzbar ist doch die Bemühung solcher Männer, die auf Kosten ihres Ruhms, den ihnen der Neid streitig zu machen sucht, und auf Gefahr ihrer Gesundheit, wenn man so wie Hr. St. die Versuche an sich selbst anstellt, sonst unheilbaren Uebeln abzuhelfen bedacht sind. Die ersten Versuche mit den giftigen Pflanzen hat der Herr Verf. bey Hunden von mittelmäßiger Grösse gemacht. Und wenn diese eine ziemliche Gabe davon vertragen können, hat er selbst etwas sehr weniges davon und allmählich mehr eingenommen, bis er eine Wirkung verspüret, die ihm von der Krankheit, in der das Mittel dienlich seyn möchte, ein Licht gegeben. Sodann ist er mit eben der Vorsichtigkeit zu den Versuchen bey andern fortgegangen, und ist sogleich davon abgestanden, wenn er gefunden, daß die besondere Beschaffenheit des Kranken, dem Mittel zuwider gewesen ist.

Der Schierling (Conium maculatum) macht hier den Anfang, von dessen Wirksamkeit der Herr Verf. bis 31. Fälle beybringt. Um die Pflanze nicht mit andern zu verwechseln, wie es so oft geschehen, räth der Hr. Verf. an, sie in einen wärmern Ort zu bringen, da sie sogleich welke und trocken werden, und einen Geruch wie von Mäusen von sich geben soll, welcher Geruch auch an den Fingern sitzen bleibt, wenn man das Kraut darzwischen reibt. Herr St. hatte

 sich

sich anfänglich nur an den verdikten Saft oder das so-genannte Extract gehalten, das er von wenigen Gran, bis auf 2. Quentgen oder eine halbe Unze des Tags über nehmen ließ. Jezt findet er aber das Pulver, das Infus oder das Decoct eben so wirksam. Er macht auch eine Conserve, einen Syrup, ein destillirtes Wasser und ein gekochtes Oehl darvon. Das Extract hat er nach den Umständen mit andern Mitteln vermischt, und so hier, wie ehedem mit dem innerlichen Gebrauch der Pflanze das Pflaster, Decoct oder den Breyumschlag verbunden. Um die Unschuld des Schierlings darzuthun, beruft er sich auf den unschädlichen Gebrauch bey zarten Kindern, denen er sogar alsdann nicht geschadet, wenn die Mutter gleich, in ihrem schwangern Zustand sich einer Menge davon bedient hat. Ueberhaupt ist der Schierling in Verstopfungen äusserst kräftig, und die davon erzeugten Geschwülste löset er entweder allmählich ganz auf, oder trennt sie in kleinere Theile, die nach und nach verschwinden. Bey eines veralteten Geschwulst ist es ein gutes Zeichen, wenn sie zu schmerzen anfängt. Bisweilen verliert sie sich durch die Schwärung. Den schwammichten, fleischigten und warzigten Geschwülsten ist aber das Mittel selten gewachsen. Kleine Balggeschwülste verzehrt er völlig. Bey größern aber steht er vor der Wiederkehr nicht gut, da der Balg zurük bleibt. Diejenige, welche eine fast allgemeine Verstopfung der Eingeweide haben, bemerken wenigstens eine Linderung davon. Von dem Nutzen des Mittels im Krebs, urtheilt der Herr Verf. mit der grössten Bescheidenheit. Wenn er nicht gar zu alt ist,

kann

ann ihn noch der Schierling wegbringen. Hingegen
nindert er nur das Uebel, wenn schon die Säfte mit
em krebsichten Gifte angesteckt sind. Andere Fälle in
enen er Ruhm verdienet, sind der Beinfraß, bösar-
ige Geschwüre, Fistelschäden, eine eingewurzelte
Kräze, der Grind am Kopfe nebst andern Fehlern der
Haut, rheumatische und gichtige Schmerzen, die
Steifigkeit der Glieder, der bösartige weisse Fluß, ein
artnäckiger Dripper, schleimichte Hämorrhoiden, die
Verstopfung der monatlichen Reinigung, eine Zurük-
altung des Harns, den er so, wie fast alle andere
lusführungen, befördert, wie auch die Epilepsie.

Von dem Eisenhütlein (Aconitum Napellus)
iesel man 14. Fälle. Was soll man von dem Schier-
ing sagen, wenn man so gar nicht einmal diese Pflan-
e von andern unterscheiden können? Herr St. hat
ich gemeiniglich eines Pulvers von 4. Gran des Ex-
racts der Pflanze und einer halben Unze Zucker be-
ient, so daß der Kranke von einem halben bis 6. und
nehr Gran des Extracts, den Tag über nimmt. Es
esizt gleichfalls eine auflösende Kraft, worin es sogar
isweilen vor dem Schierling einen Vorzug hat, und
reibt den Schweiß. Gichtige und rheumatische
Schmerzen: die Liebesseuche, der Staar, und hartnä-
kige Kopfschmerzen, sind diejenige Uebel, in denen die-
es Mittel sich kräftig bewiesen hat. Im venerischen
lebel richtet es vorzüglich in Verbindung mit dem
ersüßten Quecksilber mehr aus, als alle andere Mittel.
Ind sezt man es dem Schierlingsextract zu: so leistet
s mehr, als jedwedes Mittel einzeln. Es ist so sicher,

daß der einige Monate fortgesezte Gebrauch nicht die geringste Ungelegenheit zuwege gebracht hat.

Auch bestätigt der Hr. Verf. die nüzliche Wirkung des Bilsenkrauts, (Agoscyamus niger) durch 7. neue Erfahrungen: doch mit der Einschränkung, daß er es nur für kräftiger als andere Mittel, nicht aber untrüglich ausgiebt. Er giebt davon das Extract von 1. bis allmählig zu 12. Gran und mehr den Tag über; Auf diese Weise ist er hartnäckige Zuckungen, hysterische und hypochondrische Krämpfe, eine eigensinnige Schlaflosigkeit, den Unsinn und einen heftigen Husten zu heben im Stande gewesen. Bey dem allmähligen Steigen der Dosis, wagt man ganz und gar nichts.

Sodann folgt die Zeitlose, (Colchicum autumnale) aus deren Zwiebel man ein Oxymel macht. Zu einer Unze von derselben nimmt man 1. Pfund Weinessig, den man bis 48. Stunden über dieselbe stehen läßt, und hernach durchseigt, und bereitet daraus mit Zusaz von 2. Pfunden Honig ein Oxymel. Dieses giebt man von 1. Quente bis zu 2. oder 3. Unzen den Tag über. Es löset den Schleim auf, befördert den Auswurf und treibt den Harn. Brustkrankheiten und die Wassersucht sind also die Krankheiten, für die sich das Mittel schikt, in denen es aber doch bisweilen die Hofnung des Arztes hintergehet. Wirkt es zu stark auf den Stuhlgang, so mischt man Opiate zu; und sodann folgt es seinem Hange auf die Harnwege. Hier findet man davon 10. Krankengeschichte eingerükt.

Von dem Stechapfel (Datum stramonium) lesen wir keine neuere Erfahrungen. Herr St. ließ sonst das

das Extract davon, von ½. bis 6. Gran den Tag über, in dem Wahnwiz, der Epilepsie und den Zuckungen nehmen.

Dieses lesenswürdige Werk endigt sich mit zahlreichen Versuchen auswärtiger Aerzte mit diesen Pflanzen, die dem Herrn Verf. schriftlich mitgetheilet worden sind.

G.

XXI.

Georg Friedrich Meiers, der Weltweisheit öffentlichen ordentlichen Lehrers, und der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin Mitgliedes, philosophische Betrachtungen über die christliche Religion. Siebentes Stük. Halle, bey Johann Justinus Gebauer, 1766. 11½ Bogen in gr. 8.

Dieses Stük enthält vier Betrachtungen, von denen wir das nöthigste sagen wollen. Die erste, welche in der Ordnung die neunzehnte ist, handelt von der Sinnlichkeit der christlichen Religion. Dieser Titel mißfällt uns, weil er eine nachtheilige Zweydeutigkeit verursacht; und diejenigen Leser, welche ihre Vorstellungen nicht nach der Sprache des Systems unsers Verf. geformt haben, nicht auf den eigentlichen Zwek dieser Abhandlung leitet. Er will aber eigentlich untersuchen, ob und in wie fern Vorstellungen, die von der Empfindung und der Einbildungskraft hergenommen sind, zur Erkenntniß der

Lehren des Christenthums nöthig und nützlich, oder unnöthig und schädlich sind; und in wie fern die Empfindungen und Leidenschaften der Menschen auf die Ausübung der christlichen Pflichten Einfluß haben können und müssen? Dieß nennt er das Sinnliche in der Theorie der christlichen Religion, und das Sinnliche in der Ausübung derselben. Die Frage ist intrikat und wichtig; ihre Auflösung ist noch nicht genau bestimmt; und doch hängt der angemessene Vortrag der christlichen Lehre, und die Klugheit, den Zwek derselben, nemlich die moralische Besserung des Menschen, zu erreichen, davon ab. Auf beyden Seiten sind Abwege, die häufig genung betreten worden sind. Wir wollen unsers Verf. Auflösung hören.

Zu dem Sinnlichen in der Theorie der christlichen Religion rechnet er alle Undeutlichkeit der Erkenntniß in derselben; alle die Bilder, welche durch metaphorische und allegorische Vorstellungen der Lehren des Christenthums und durch Gleichnisse in unserm Gemüthe erwekt werden; und endlich die ganze Art und Weise eine christliche Lehre so zu denken oder vorzutragen, wodurch blos sinnliche Begierden, Verabscheuungen und Leidenschaften erwekt werden können. S. 6. 10. Das erste ist um der wesentlichen Schranken des menschlichen Verstandes willen nothwendig, S. 11. Das zweyte auch; weil unser schwacher Verstand geistige Dinge nur unter sinnlichen Bildern auf eine reelle Art denken kan: man muß sie nemlich mit seinen Empfindungen vergleichen, und sich von ihnen nach Maaßgebung ihrer Aehnlichkeit mit denselben einen Begrif machen, S. 13. f. (Wir glauben aber,

iber, daß diese Art der Vorstellungen sehr uneigent-
ich S. 14. sinnliche Bilder, darunter man immer
vas körperliches begreift, genannt werden, da es viel-
nehr anschauende Begriffe von einer Sache sind, die
vir aus unsrer eigenen innern Empfindung geschöpft
haben, welche kein Bild davon geben, sondern sie
vielmehr fühlen lassen. Wenn ich es empfinde, wie
einem Demüthigen zu Muthe ist, so habe ich kein sinn-
iches Bild von der Demuth, sondern eine reelle, an-
schauende Vorstellung von dieser Tugend; ich kenne
hre Bestandtheile aus mir selbst. Wenn ich mir von
Gottes Heiligkeit aus den ähnlichen, rechtschaffenen,
autern und unverrükt guten Gesinnungen meines Her-
ens einen Begrif samle, und alles Unvollkommene
hrlich davon abziehe, so habe ich kein sinnliches Bild
von Gottes Heiligkeit, sondern ich erkenne sie inner-
ich, reel und anschauend. Bilder sind blosse Geschö-
pfe der Phantasie, die von äussern Gegenständen her-
genommen sind; und man vermischt sehr unrecht die
innern Empfindungen, oder solche Begriffe damit,
welche aus der innern Empfindung geschöpft sind. Diese
sind eine reichhaltige Quelle solcher Begriffe, welche
die meiste Kraft und Gewißheit haben, und beynahe
unauslöschlich sind. Und diese sind es grade, welche
erwekt werden müssen, wenn eine moralische Besse-
rung entstehen soll.) — Der Verf. fährt fort: —
Der größte Haufen der Menschen kann nur auf solche
sinnliche Art zu reellen Vorstellungen von der Reli-
gion gelangen; S. 15. und bey dem Unterricht der
Kinder und Einfältigern muß man bey dem, was in
der Religion sinnlich vorgestellt werden kann, den An-

 fang

fang machen; S. 17. überdem hat die Sinnlichkeit auch den Nutzen in der Religion, daß sie der Erkenntniß ihre gehörige Stärke giebt. S. 18. Die dritte und lezte Art aber ist übertrieben. S. 19. (Der Verf. hat aber unbestimmt gelassen, wie und wenn auch der Gebrauch der zweyten Art übertrieben werden könne, und wie man das vermeiden müsse?) Er kömmt auf den Schaden, der aus dem unrechten Gebrauch der Sinnlichkeit in der Theorie der Religion entsteht. Unwissenheit, falsche Vorstellungen der christlichen Lehren, Schwärmerey, unnütze Häufung der Glaubensartickel, irrige Schriftauslegungen nach der ganzen Ausdehnung des sinnlichen Bildes, und eine spizfündige Vergleichung aller Theile des Bildes mit der abgebildeten Sache, sind die Gebrechen, welche aus diesem übertriebenen Gebrauche entstehen. S. 19-34. (Das ist sehr wahr, der Verf. erläutert es durch manche dienliche Exempel, daher wir es zum Nachlesen empfehlen.) Man muß daher nach S. 35. zwey Regeln beobachten, dieses zu vermeiden. Einmal muß man die sinnliche Vorstellung einer Wahrheit nur zum ersten Anfang bey Unwissenden gebrauchen; und bey dem, der sie schon richtig kennt, muß sie ein Hülfsmittel werden, seinen Begrif klärer, lebhafter und rührender zu machen. (Das ist nun ziemlich allgemein und unbestimmt; denn die es übertreiben, haben diesen Zwek auch vor Augen. Doch wir gehn mit dem Verf. weiter.)

Das Wesen der Ausübung der christlichen Religion besteht, wie der Verf. S. 36. sehr wohl sagt, in der moralischen Besserung des Menschen; und die

Sinnlichkeit in der Ausübung ist auf eine dreyfache Art von einander unterschieden. S. 38. Es sind entweder sinnliche Begierden und Verabscheuungen mit denen, die aus deutlicher und vernünftiger Erkenntniß des Christenthums entspringen, verbunden; in welchem Fall die Sinnlichkeit entweder das Uebergewicht über das vernünftige; oder dieses über jene hat: oder die Ausübung ist ganz sinnlich. S. 39. 41. Nach der Natur des Menschen kann das Sinnliche in der Ausübung der christlichen Religion nicht ganz vermieden werden. Es hat aber auch seinen Nutzen. Denn es vermehrt die Stärke des Frommen; es macht seine Frömmigkeit vollständiger; und erleichtert dem Geiste den Sieg über das Fleisch. S. 42. 47. Wenn aber die Sinnlichkeit in der Ausübung der christlichen Religion das Uebergewicht hat, oder gar die ganze Ausübung blos sinnlich ist; so verursacht das auch grossen Schaden. Denn diese Ausübung ist weniger sittlich und wahrhaftig frey, und also auch minder rechtmässig und gut; sie ist nicht so beständig und zuverlässig, als diejenige, welche auf deutlicher Einsicht der Bewegungsgründe beruht; sie verdirbt die Erkenntniß des Christen, und erzeuget bey ihm grobe und fleischliche Irthümer von Gott und göttlichen Dingen; und es mischen sich leicht unlautere und sündliche Leidenschaften mit ein, welche man wohl gar für fromme Bewegungen hält. S. 48. 54. Dieses wendet der Verf. S. 55. 68. noch auf die Uebung der Busse und des Glaubens besonders an, und zeigt den Schaden umständlich und aus der Erfahrung, der aus der überwiegenden Sinnlichkeit bey diesen Uebungen

gen entsteht: woraus er endlich den Schluß macht, daß eine überwiegende vernünftige Ausübung des Christenthums vorzuziehen sey. Das ist nun freylich in abstracto alles wahr, und aus den allgemeinen Kenntnissen von der menschlichen Seele grossentheils bekannt. Aber können auch alle Menschen zu einer überwiegenden vernünftigen Erkenntniß und Ausübung des Christenthums gebracht werden? Sind sie alle so innerlich frey, als sie sich der Philosoph in abstracto bildet, und als er es selbst nach seiner erworbenen deutlichen Erkenntniß seyn kann; oder giebt es nicht unzählige Grade der Freyheit unter den Menschen? Welche Art der Sinnlichkeit richtet den meisten Schaden an, und welche ist hingegen zum Leben der Erkenntniß und zur Dauer und Thätigkeit der Ausübung nothwendig? Welche Proportion soll man treffen, um den Schaden der Sinnlichkeit zu verhüten, und die Vortheile, die sie schaft, einzuerndten? Diese und ähnliche Fragen mußten aufgelöset werden, wenn des Verf. Betrachtung hinlänglich brauchbar seyn sollte; sonst läßt er seine Leser grade da stehn, wo sie der Leitung am meisten bedürfen. Du findest, sagt er ihnen, Irwische, Moräste, Tiefen, Abgründe, Labyrinthe auf deinem Wege; gehe immer den rechten Weg, hüte dich vor jedem Abwege; etwas kannst du wohl ausweichen, das wird dich ermuntern und erquicken; aber ja nicht zu viel. Und nun wird der gute Leser ängstlich, und weiß nicht, welchen Weg er ergreifen, wo er aus- oder einbeugen soll?

Wir denken so über diesen Punkt, und wollen gern eines bessern belehrt werden. Das Christenthum ist

für

ır alle Menschen und für den ganzen Menschen. Die
rkenntniß desselben soll und kann also nicht auf die
os philosophische Deutlichkeit eingeschränkt werden,
e selbst bey Gelehrten oft nur eine Worterkenntniß
:; und welche die wenigsten Menschen in ihren wich-
ıgsten Angelegenheiten leitet und leiten kann: Son-
ırn diejenige Deutlichkeit ist der allgemeinen Fähig-
ıit der Menschen angemessen, welche nicht sowohl aus
ır innern Natur der Sache, als aus ihren klar zu
kennenden Wirkungen, oder wo diese nicht klar er-
ınnt werden können, aus ihrer Aehnlichkeit mit sol-
en Dingen entspringt, die entweder vor das äussere
ıer innere Anschauen gebracht werden können. Zu
r erstern Art gehören Bilder und Gleichnisse, die
ın körperlichen Dingen hergenommen sind, welche
a Werk der Einbildungskraft und des Wizes sind;
ır andern, die Erweckung der Aufmerksamkeit auf
ısre eigne Empfindungen, darin wir nicht sowohl
Bilder, als die eigentlichen Grundzüge der zu erken-
ınden Sache, antreffen. Auf diesen Wegen erlangt
r Mensch von dem, was nicht für seine äussern Sin-
: kommen kann, deutliche und zugleich reelle Begriffe,
allem dem, was die Angelegenheiten seines Lebens
trift; und diese Begriffe sind auch allein wirksam.

In der christlichen Religion, welche es vornemlich
it geistigen Begriffen zu thun hat, müssen wir diese
ıf alle Menschen passende Deutlichkeit auch suchen,
ıd bey andern erwecken; und entweder auf die kennt-
chen Wirkungen der Sache selbst sehen; oder sie
ırch Bilder und Gleichnisse von ähnlichen Dingen,
e der Art Menschen, die man vor sich hat, bekannt

sind,

sind, erhellen; oder sie auf ähnliche Empfindungen im Menschen selbst, wo man die Sache, oder etwas gleichförmiges fühlt, zurückführen. Was man nicht aus seinen eigenen Wirkungen deutlich machen kann, das ist entweder theoretisch, und muß durch gleichförmige Bilder der Einbildungskraft ins Licht gesezt werden; oder es ist praktisch, dahin wir nicht allein die Sittenlehre, sondern auch die sittliche Kraft der Glaubenslehren rechnen, und das gehört alles für die innere Empfindung. Wer hier fehlt, scheint uns nicht so wohl darin zu fehlen, daß er zu sinnlich ist; als vielmehr darin, daß er das Sinnliche der Einbildungskraft für Empfindung ansieht, oder das, was empfunden werden soll, in leere und kraftlose Bilder der Phantasie verwandelt.

Nach dieser Methode ist, wie uns dünkt, der Vortrag in der heiligen Schrift eingerichtet. Sie giebt keine eigentliche philosophisch-deutliche Begriffe, sondern sie macht das, was sie lehren will, z. E. die Eigenschaften Gottes, seine Absichten mit den Menschen u. s. w. aus den kenntlichen Wirkungen deutlich; sie stellet geistige Ideen unter solchen sinnlichen Bildern dar, welche mit der geistigen Idee eine Aehnlichkeit hatten, und den damaligen Lesern oder Zuhörern bereits geläufig waren; und führt das, was zur moralischen Besserung gehört, auf die Empfindungen zurük. Und so sollten wir es bey dem Vortrage der christlichen Religion auch machen. Die in der Schrift angezeigten Wirkungen, nebst denen, die wir, und die Menschen, welche wir zu unterrichten haben, bemerken können, geben den ersten Stoff zur deutlichen Erkenntniß und

und zum Beweise einer Religionswahrheit. Die bildlichen Redensarten, deren sich die Schrift zu ihrer Aufklärung bedient, waren vornemlich nach der Fassung der damaligen Zeit; wir müssen also die Deutung derselben nach ihrer historischen Richtigkeit genau bestimmen; damit unsre heutige Christen verstehen, was damals dadurch gemeynet worden; wir müssen diese bildliche Vorstellungen immer unter den eigentlichen Begrif der Sache ordnen, damit sie einsehen, dieses Bild sey keine besondere Lehre, sondern nur die Erläuterung einer Glaubenslehre. So müssen z. E. die figürlichen: N. T. Wiedergeburt, Ertödtung des Fleisches, neuer Mensch, Kampf, Nachjagen nach dem vorgestekten Ziel, Kreuzigung der Begierden, u. s. w. unter den eigentlichen Begrif der Heiligung und deren Wachsthum, als so viele Erläuterungen, geordnet werden, welche zu damaliger Zeit das, was in dem eigentlichen Begrif minder faßlich war, heller machen sollten. Und unter diesen Erläuterungen sind verschiedene nur temporal; d. i. die gebrauchten Bilder waren der damaligen Zeit geläufig, und ihre Aehnlichkeit mit der verglichenen Sache leuchtete in ihrem gehörigen Maaß und Stärke jedermann in die Augen; jezt ist es bey vielen umgekehrt; die Vergleichung ist mühsam, erfordert viel historische Kenntnisse, und einen Geist, der sich ganz in jene Zeit versetzen kann, um das Bild in seinem wahren Gesichtspunkte zu fassen. Faßt man es unrichtig, so verdunkelt es den eigentlichen Begrif, oder zeigt ihn in einem falschen und verführendem Lichte, wie es die tägliche Erfahrung lehret. Es muß uns also nach dem Exempel Jesu und seiner

Apo-

Apostel erlaubt seyn, uns an ihrer statt anderer Bilder zu bedienen, welche nach der Fassung unsrer heutigen Christen den Lehren der heiligen Schrift eben so Licht und Kraft geben, als es jene Bilder damals gethan haben; und diejenigen biblischen Bilder, welche zu weit ausser dem Gesichtskreiß unsrer gegenwärtigen Denkungsart liegen, nur historisch richtig zu erklären, damit unsre Christen die Bibel verstehn lernen, und gegen irrige, daraus geschöpfte, Vorstellungen verwahrt werden. Auf diese Art wird man die Häufung der Glaubensartickel vermeiden, die Schwärmerey einschränken, der falschen Schriftauslegung entgegen gehn, und denen Uebeln ein Ziel setzen, welche der Verfasser aus der überwiegenden Sinnlichkeit in der Religion herleitet.

Die übertriebene Sinnlichkeit und der Mangel der philosophischen Deutlichkeit ist unsers Erachtens an diesen Uebeln nicht sowohl Schuld; als vielmehr ursprünglich die verkehrte Deutung der in der heiligen Schrift gebrauchten Bilder, an der übertriebenen Sinnlichkeit in der Religion Schuld ist. Diese Bilder macht man zum Hauptbegrif der abgebildeten Sache, da man doch umgekehrt diese Bilder nur als sinnliche Erläuterungen des eigentlichen Begrifs gebrauchen sollte; man deutet sie nach dem ganzen möglichen Umfange, den ihnen die Phantasie nur geben kann, ohne darauf zu sehen, wie viel von dieser Deutung historisch wahr ist; man bildet die Theile des eigentlichen Glaubenspunkts nach allen diesen angenommenen Theilen des Bildes aus; die Phantasie wird dadurch erhizt, und mahlt nun das Ganze schwelgerisch aus; man glaubt

glaubt das Gemählde aus Gottes Wort selbt geschöpft zu haben, und entwirft sich die Ordnung des Heyls darnach; und so macht man aus der Religion, die ein vernünftiger Gottesdienst seyn soll, ein Gemische von Sinnlichkeit, Enthusiasterey, Leidenschaft und von Grundsätzen, die sich mit der Wärme und Kälte des Phantasie zugleich verändern. Aber, wir wiederholen es nochmals, in solchen Punkten, die zur moralischen Besserung gehören, oder darauf Einfluß haben, kann die christliche Religion nicht zu sinnlich seyn, d. h. nicht zuviel auf die innere Empfindungen, auf das innere Anschauen, zurükgebracht werden. — Wir sind bey dieser Betrachtung weitläuftiger gewesen, als wir es vielleicht hätten seyn sollen; die Materie aber schien uns von wichtigem Einflusse zu seyn. Bey den übrigen Betrachtungen des Verf. werden wir uns weniger verweilen dürfen.

In der zwanzigsten Betrachtung, welche von dem Verhältnisse der christlichen Tugend gegen die natürliche handelt, wird erst beyder ihre Aehnlichkeit angezeigt: daß sie nemlich beyde durch eine und eben dieselbe geschäftige Kraft des Menschen ausgeübt werden; daß die dadurch gewirkten freyen guten Handlungen einerley sind; daß sie beyde vollkommen rechtmäßig und unsündlich seyn können, was das Wesen der Tugend selbst, nicht die Kraft der Ausübung betrift; daß sie auch beyde in dem verderbten Zustande des Menschen nicht ganz unsündlich sind; daß keine unter beyden durch die blossen eigenen Kräfte des Menschen, erlangt und ausgeübt werden kann; (wo uns doch die allgemeine Mitwirkung Gottes und

sein ausserordentlicher Beystand, als gleichgeltende Dinge, irrig verglichen zu seyn scheinen:) daß sie beyde dem Willen Gottes gemäß sind; und endlich auch beyde in ihren moralischen Wirkungen und Folgen nicht von einander verschieden wären. Ihr Unterschied aber besteht nach unserm Verf. in der Art und Weise, wie beyde von dem freyen Willen abhangen; nemlich in den Bewegungsgründen, welche bey der christl. aus den Unterscheidungslehren des Christenthums, d. i. aus dem Versöhnungswerke J. C. und der dadurch erworbenen Glükseligkeit hergenommen sind, welche sich über alle Handlungen und Tugenden des Christen erstrecken müssen. Alle Tugenden der Wiedergebohrnen, die nicht aus diesen Bewegungsgründen entstehn, sind zwar Tugenden, aber nicht christliche. Hieraus folgt noch ein vierfacher Unterschied der christlichen und natürlichen Tugend. Die erste ist besser und vollkommener, weil sie nächst den Bewegungsgründen der natürlichen Tugend noch aus mehrern entspringt; (die Zahl der Bewegungsgründe macht also ihre Vollkommenheit aus:) sie ist ferner auch immer zugleich eine Frömmigkeit; sie wird drittens durch eine übernatürlich verbesserte substantielle Kraft der Seele ausgeübt; (und ist also doch minder frey als die natürliche in abstracto genommen:) und sie ist endlich eine Erfüllung und Ergänzung der natürlichen, weil bessere und grössere gute Werke dadurch verrichtet werden können, wie auch solche, die der Mensch durch die Kräfte der Natur nicht thun kann.

Wir haben den Kern der Gedanken des Verf. hergesezt, damit der Leser die von ihm angegebene Aehnlichkeit und Verschiedenheit beyder Tugenden mit einem Blik übersehen, und untersuchen könne, ob sich der Verf. allezeit gleich bleibe. Uns dünkt, dieser Gegensaz klingt im System ganz wohl, wenn man aber die Erfahrung und das Gefühl wahrer Christen, und den Plan des Evangelii zu Rathe zieht; so ist die ganze Sache simpler und minder spizfündig. Wenn alle Handlungen des Menschen aus dem einzigen Bewegungsgrunde, den der Verf. zur christlichen Tugend für nothwendig hält, entstehen sollen, so ist kein Mensch christlich tugendhaft. Die natürliche Tugend an sich erkennt der Verf. nicht für fehlerhaft, der Mensch kann sie nur nicht standhaft und lauter ausüben. Die Bewegungsgründe des Evangelii und die von Gott dabey verliehene Kraft sollen ihn unterstüzen und aufhelfen, muthig, standhaft und gleichförmig in Ausübung jeder Tugend, die an sich immer natürlich ist, zu werden. Dieß scheint uns die Absicht und der Plan des Evangelii zu seyn, und dann bedarf es aller dieser Spizfündigkeiten nicht. Alsdenn ist aber auch der Fehler, der gewissen christlichen Sittenlehrern S. 117. beygemessen wird, unrichtig ins Auge gefaßt. „Eine „Handlung, sagt der Verfasser S. 119. ist nur dann „christlich gut, wenn sie den Glauben befördert, erhält, „vermehrt, bezeichnet, u. s. w.„ Wir haben immer dafür gehalten; der Glaube flöße dem Christen den Geist und die gleichförmige Neigung ein, tugendhaft und heilig zu seyn; der Glaube sey also Mittel, und dieses sey Zwek; nicht aber umgekehrt. Und unser

Verf. ist ja auch in verschiedenen Stellen seiner Schrift eben der Meynung.

In der dritten Betrachtung von der Verdienstlichkeit der guten Werke, sucht der Verf. die Grundsätze der moralischen Weltweisheit mit dem theologischen System in Uebereinstimmung zu bringen. Er zeigt sehr umständlich, daß gute Werke weder in Absicht auf Gott, noch auf die durch Christum zu erlangende Seligkeit verdienstlich seyn können, und also weder die völlige Befreyung von der Verbindlichkeit, den Schaden zu vergüten; noch die Befreyung von den verdienten Strafen; noch endlich die Versetzung in den Zustand der reinen Glükseligkeit, durch gute Werke verdient werde. Aber die natürlichen Belohnungen guter Werke, die göttlichen, willkährlichen höhern Belohnungen derselben im Himmel, und die Belohnungen, welche aus den Uebungen aller Tugenden in der Ewigkeit entspringen, verdient der Christ nach unserm Verf. durch die gute Werke, welche er hier thut und dort thun wird. — Sollte es nicht bestimmter gesagt seyn, daß der Mensch in Absicht Gottes und seiner Wohlthaten nichts verdiene; daß er aber ohne Tugend zum Genuß derselben, und der moralischen besonders, nicht tüchtig und fähig sey; und desto mehrerer Glükseligkeit fähig sey, je tugendhafter und heiliger er ist. Der Glaube ist ein Mittel zur Tugend und zur moralischen Vollkommenheit; und diese ein Mittel zur Empfindung der Seligkeit, welche Gott uns durch Christum aus Gnaden schenken will.

Die zwey und zwanzigste und lezte Betrachtung von einigen Mitteln, die christliche Religion

gion mehr auszubreiten, hat uns recht wohl gefallen; ob gleich manche sich aufwerfende Eiferhelden dawider schreyen werden. Der Verf. hat hier nicht die Ausbreitung der christlichen Religion unter denen, die noch nicht Christen sind, sondern die reellere, richtigere und lebendigere Erkenntniß der Glieder der Kirche selbst zum Augenmerk. Zu dieser Absicht schlägt er folgende Mittel vor: Man soll 1) anstatt der bisher gewöhnlichen Sonntags-Evangelien und Episteln, eine solche Ordnung von Schrift-Texten vorschreiben, darin alle theoretische und moralische Grundwahrheiten der Religion nach ihrem Zusammenhange enthalten sind: damit jeder Christ, mehr als bisher, einen ordentlichen und zusammenhängenden Begrif vom christlichen Glauben erlangen könne. (Ausserdem, wollen wir noch hinzusetzen; sollte auch ein Theil des öffentlichen Unterrichts der Erklärung des N. T. gewidmet seyn, weil alle Christen dieß Buch, in seinen vornehmsten Theilen wenigstens, verstehn müssen, daraus sie Rath, Trost, Unterricht, Hofnung, u. s. w. schöpfen sollen.) 2) Anstatt der vielen fehlerhaften Erbauungsschriften soll man den Christen historisch-dogmatische Abhandlungen über das wesentliche der Religion in die Hände geben; wobey er zugleich zeigt, was solche Schriften enthalten, in welcher Ordnung, in welchem Styl, und von was für bewährten Männern sie geschrieben werden müssen. Und endlich 3) soll man, zum Unterricht und zur Erbauung der einfältigern, bessere Samlungen von Kirchengesängen veranstalten, von deren zwekmäßigen Beschaffenheit auch das nöthige gesagt wird. — Wir freuen uns, daß immer

 mehr

mehr vernünftige und redliche Männer ihre Stimme erheben, um die Nothwendigkeit besserer Einrichtungen in der Kirche zum Besten der Religion darzuthun, und dienliche Mittel dazu in Vorschlag zu bringen. Wem die wahre Gottseligkeit, die Ehre der christlichen Religion, und das Heyl ihrer Bekenner am Herzen liegt, der wird solchen Männern auch für jeden redlich gemeynten Vorschlag Dank wissen; und endlich werden auch die, deren Pflicht es ist, zur Beförderung alles dessen, was zur bessern Erkenntniß und Ausübung der christlichen Religion beyträgt, geschäftig zu seyn, die Hand selbst ans Werk legen, und den Mängeln und Gebrechen der kirchlichen Verfassung abzuhelfen suchen.

F.

XXII.

Praktische Abhandlung von Verfertigung schöner und accurater Risse, in der Feldmeß- Artillerie- Kriegs- und bürgerlichen Baukunst, worinnen deutlich gezeiget wird, wie man solche nicht allein mit Bleystift, Tusch und Carmin schön aufreissen, sondern auch mit Farben illuminiren soll. Ingleichen von denen dazu gehörigen, nothwendigen und guten Instrumenten, von Friedrich Wilhelm Kratzenstein, des Churfürstl. Maynzischen, Freyherrlich von Haagischen Infanterie-Regiments, zweyten Bataillons Adjutant. Nürnberg,

berg, bey Gabriel Nicolaus Raspe, 1766. 152 Seiten in 8. nebst einem Register.

Der Verf. klagt darüber, daß man die Verfertigung sauberer Risse für eine Kleinigkeit halte, und daß diejenige, so Anleitung dazu gegeben aben, sich nicht bemühen, ihren Unterricht mit der ƒthigen Deutlichkeit und Vollständigkeit auszufüh-
:n, sondern es meistentheils nur bey wenigen Wor-
n, oder höchstens bey etlichen undeutlichen und unpro-
ortionirten Vorstellungen etlicher Bäume und Berge
:wenden lassen. Daß unsre praktische Lehrer so gar
arsam mit ihren Worten sind, haben wir eben nicht
nden können. Wir wollen uns nur auf Penthers
:aktische Geometrie und bürgerliche Baukunst beru-
n, wo die Verfertigung der Risse so deutlich und
mständlich beschrieben wird, daß auch die Dimensio-
:n der Tuschnäpfgen und die Anzahl der Tropfen
Basser, die man zu Läutertusch, Ausziehetusch und
)ruckertusch nehmen muß, nicht vergessen sind. Uns
t es immer so vorgekommen, als ob ein einziges gutes
Nuster, allenfalls ein wohl illuminirter, zu dieser
bsicht besonders eingerichteter, Kupferstich, mehr un-
rrichte, als alle schriftliche Anweisungen. Der Verf.
it seine Abhandlung vornemlich für diejenigen ver-
rtigt, denen wenigstens die ersten Gründe der Ma-
ematik, nach deren Principiis sie Risse verfertigen
llen, bekannt sind, und die einen Riß accurat auf das
apier zu tragen wissen. Aber sollte es denn nöthig
yn, dergleichen Leute erst mit dem Zirkel und Lineal
kannt zu machen und sie zu lehren, wie man unter-

 suchet,

suchet, ob ein Lineal gerade ist? Wenn man Werkzeuge beschreiben will, die aller Orten zu sehen und zu haben sind, so müßte man entweder den Künstler anweisen, sie richtiger zu verfertigen, oder den Kaufer, sie zuverläßiger zu beurtheilen, sonst sind des Verf. Beschreibungen für beyde entbehrlich. Wir haben bey den Beschreibungen der angeführten Werkzeuge nichts als die allerbekanntesten Dinge angetroffen. Die Vorschrift wie man den Transporteur auf die Probe stellet, wird der, so ihn hier zum erstenmal kennen lernet, gewiß noch weniger verstehen, als wir: Solchen zu probiren geschiehet am besten, wenn ich ein Winkelmaß suche, zu wie viel solcher Grade hält (einen Winkel messe;) auf des Transporteurs andern Seite sticht man einen Winkel von eben so viel Graden ab, ziehet solchen mit Linien zusammen, und misset hernach solche Linien mit dem Zirkel, so wird man den Fehler oder die Accuratesse finden, u. s. f. Die andere Probe ist fast eben so undeutlich beschrieben, und dabey ganz unzuverläßig: Man soll den Centriwinkel eines beliebigen regularen Vielecke, mit Hülfe des Transporteurs um einen Punkt herum tragen und zusehen, ob alles gerade zutrift, (nemlich ob am Schluß nichts fehlet oder zuviel ist;) wir glauben aber, wenn der beste Transporteur diese Probe aushält, daß es nur durch einen glücklichen Zufall geschehe. Zu was kann ein Anfänger die Nachricht gebrauchen: Ferner hat man Haarzirkel, welche in der Mitte einen Falz haben, indem man solche durch eine Schraube auf ein Haar stellen kann? Wofern ein Reißbret nicht allzugroß, so trägt sowohl zu Erhaltung

derer

derer Seiten als Winkeln vieles bey, wenn selbiges mit Leisten wohl eingefasset ist. (Wir dächten ein grosses Reißbret hätte eher Leisten nöthig, als ein kleines.) Den Gebrauch der Anschlaglineale mit beweglichem Kopfe widerräth der Hr. Verf., weil er besorget, es möchte nicht zuverläßig seyn, wenn man es winkelrecht stellen will; aber der Herr Verf. hat doch Penthern gelesen, und dieser hat, in seiner bürgerlichen Baukunst, ein Anschlaglineal mit einem beweglichen und einem zweyten unbeweglichen und immer rechtwinkeligen Querholze oder Anschlag deutlich genug vorgemahlt, und dessen vortheilhaften Gebrauch umständlich angewiesen. Die Wahl und Zubereitung des Papiers, der Farben, Pinsel, u. s. f. wird weitläuftig vorgeschrieben. Wenn bey den Haarpinseln allenfalls das mittelste Haar vor den übrigen allzulang hervor raget, so soll es mit einem scharfen Scheerlein etwas abgeschnitten werden; das ist wohl das erste, aber auch das schlechteste Mittel, das jedem Anfänger beyfallen wird, es müssen vielmehr diejenige Haare so zu lang sind, oder ihre natürliche Spitze nicht mehr haben, mit einer kleinen Zange ausgerissen, oder zunächst am Kiel abgeschnitten werden. Bey dem Pinselstiel ist das vornehmste vergessen; er muß, wenn zween Pinsel daran stecken, genau so lang seyn, daß wenn man ihn in der Hand umdrehet, um sich bald des einen, bald des andern, zu bedienen, der vordere Pinsel sogleich die rechte Lage in der Hand bekomme, und so weit voraussehe, als es jeder gewohnt ist oder für bequem hält, ohne daß man nöthig habe den Stok erst zu verschieben, oder beede Hände bey dem Umdrehen

zu gebrauchen, sonst lauft man Gefahr das Papier zu besprützen, oder die Pinsel gar fallen zu lassen. Ferner hätte erinnert werden müssen, daß das äusserste des Pinselstockes nicht Conisch, sondern Cylindrisch seyn muß; denn so stecken die Pinsel feste, werden nicht aufgesprengt und brauchen nicht angebunden zu werden. Die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, sagt der Verf., heisset die Vollkommenheit, und wenn diese auf eine sinnliche Art vorgestellet wird, so nennet man sie die Schönheit. Wenn also ein Riß schön seyn soll, u. s. f. In Ansehung des Punktes wird aus dem Euclid bewiesen, daß der mathematische weder schön noch heßlich seyn kann, aber wohl der praktische oder gemahlte. Dieser muß daher rund seyn, damit er dem mathematischen dadurch näher komme, daß man keine Theile an ihm entscheidet. Aus dem Begrif, wie Linien durch bewegte Punkte erzeugt werden, läßt sich erweisen, daß eine schöne Linie durchaus gleichbreit seyn müsse, und daß man bey der punktirten die Punkte gleichgroß und in gleichen Entfernungen zu machen habe, denn sie sind Merkmahle die derjenige Punkt zurükgelassen hat, der sich von einem Ort zum andern durch Sprünge, (wie die Ricochet-Schüsse) beweget hat. Sind die Punkte etwas länglicht, so siehet es häßlich, wenn ihre Länge nicht nach der Richtung der Linie, sondern nach der Breite zu liegen kommt. Bey den schönen Winkeln müssen schöne Linien sich in einem schönen Punkt schneiden, sonst würde der eigentliche Ort, wo sie sich schneiden, nicht wohl zu entscheiden seyn, und dieses wäre der Klarheit unsrer Erkenntniß hinderlich. Flächen entstehen aus bewegten Linien, und

Kör-

Körper aus bewegten Flächen; allein hier müssen außer dem Gesez der Einförmigkeit noch andere Gründe der Schönheit zu Hülfe genommen werden, nemlich die Erläuterung der klaren und deutlichen Erkenntniß der verschiedenen Theile, aus denen Flächen und Körper bestehen. Hierauf beruhen verschiedene Regeln des Zeichnens, Schattierens und Colorirens. Es ist also eine schön-gerissene Figur, ein Raum so von schönen Linien und Winkeln eingeschlossen ist, und ein schöner Körper ein Raum, u. s. f. In den Rissen wird immer Sonnenlicht angenommen, dadurch werden die Schatten stark und kurz, etwa ein Drittheil der Höhe, und den benachbarten Theilen nicht hinderlich. Die folgende Vorschriften, vom Anlegen, und Vertreiben oder Verflössen der Farben, sind richtig und brauchbar. Warum aber die Adern im Marmor sich nicht durchschneiden sollen, ist uns unbekannt; und die Hauptregel bey dem Tuschen: daß nichts prallicht, grell oder stuffigt ausfallen soll, dürfte nicht für jeden Anfänger deutlich seyn.

Bey den Architektonischen Rissen kommen auch Statuen, Bussen, Bas reliefs Platfonds, Vasen u. s. f. vor; gemeiniglich werden nur ihre Höhen mit Linien angedeutet, sollte es aber ausdrüklich erfordert werden, sie ordentlich auszuzeichnen, so giebt der Hr. Verf. dem unmahlerischen Architekten, die sehr vernünftige Erinnerung, sich dieselbe lieber von einem geschikten Mahler in seinen Riß zeichnen zu lassen, als sie auf eine abscheuliche Art selbst zu machen. Eigentlich müsse freylich ein Architekt besser als mittelmäßig zeichnen können, damit man ihn bey Werken, die Geschmak

erfordern zu Rathe ziehen könnte, und nicht nur da, wo man allenfalls mit dem Maurer oder Zimmermann auskommen kann.

Des Verf. Anweisung zum Baumschlag wird niemand in Stand setzen, Bäume zu zeichnen.

Das Gras kann hin und wieder durch kleine Strichlein verschiedener Grösse und Dicke, oder wie ein deutsches kleines (m) vorgestellet, die Sträucher aber, oder Kräuter durch kleine Gräsergen gezeichnet werden; das Gras und die Kräuter müssen in perspektivischer Grösse gezeichnet werden; die Haiden stelle ich vor durch verschiedene zerstreuete Strichlein, welche länglicht ins Creuz und in die Quere sich zeigen, (nach solchen Vorschriften wird niemand das Zeichnen lernen.) Die Schilde, Laubwerk, fliegende Zettel, Decken und Tapeten mit ihren Aufschriften übergehen wir. Der leere Rand oder Respekt muß mit einer dunkeln Farbe überstrichen werden, damit man bey oftmaligem Anfassen den Schmuz nicht so leicht gewahr wird, und damit das Aug des Anschauers eines schönen Risses nicht mehr von dem äussersten Glanz des weissen Papiers frappirt, sondern vielmehr genöthigt werde, gleich das Hauptwerk anzusehen. (Diese Vorschrift konnte ein schlechter Mahler vielleicht umgekehrt befolgen; er konnte den Rand weiß lassen, und das inwendige braun machen.) In der Folge wird von der Ausführung mit Farben gehandelt. Bey den Ackerfeldern beschreibet der Hr. Verf. seine eigene Manier und die von einigen andern Ingenieuren, als Kaldenbach, *le Fevre, l'ingenieur du Roy*, *Silly*, *von Zuchteln*, *de Vey*, *Her-*

Herlin, *Godomets*, man hat also die Wahl, bey Zeichnung der Aecker, ein Kaldenbachianer, oder Godometsianer, zu werden, und noch dazu eine sehr freye Wahl, denn sie betrift einen geringen Umstand, einer überhaupt nicht sehr beträchtigen Sache. Hierauf kommen noch einige Erinnerungen von dem, was bey der Arbeit selbst zu beobachten ist, zum Beyspiel, daß der Tisch grösser seyn müsse, als das Reißbret, daß er am Fenster stehen müsse, und zwar so, daß das Licht gerade vorwärts auf das Papier falle, (soll' der Mahler sein Gesicht oder seine linke Seite dem Fenster zukehren?) Weil an der Erhaltung der Sauberkeit sehr viel gelegen ist, so hat man in Spitzung des Reißbleyes vornemlich darauf zu sehen, daß man sich währenden Spitzens desselben von dem Reißbrete hinweg, und auf die rechte oder linke Seite desselben wende, damit die abgespizten Spähne des Reißbleyes, weder auf das Reißbret noch Instrumenten und Kleider, sondern auf den Boden des Zimmers (warum nicht lieber in eine alte Schachtel?) fallen, nach dem Spitzen aber, die abgespizten Spähne von dem gespizten Reißbley, Federmesser und den Händen gegen den Boden blase, endlich die beschmuzten Finger an einen reinen Lappen wohl abwische, (vermuthlich auch diesen von Zeit zu Zeit auswaschen lasse,) u. s. f.

Nun, das heisse ich Policey-Anstalten gegen den armen Bleystift vorkehren! Wir zweifeln, ob man in allen Apothecken den Arsenik so behutsam tractiret. Wenn der Riß mit Bleystift entworfen ist, so wird das dabey gebrauchte Geräthe auf die Seite geschaffet,

und

und nun kommt das zweyte Couvert, von Dingen die zum Ausziehen der Linien nöthig sind, und nach diesem der dritte Aufsaz von Farben und Pinseln. Den Beschluß der ganzen Abhandlung macht ein besondrer Modus, wie die sogenannte Feldmeßrisse auf eine natürlichere Art, als die gewöhnliche ist, vorgestellet werden könnten. Sie betrift die Freyheit, die sich die Feldmesser nehmen, in ihren Grundrissen den Bäumen einen Stiel zu geben, und auch sogar die Gebäude im Aufriß vorzustellen. Es ist allerdings eine lächerliche und mit vielen Unbequemlichkeiten und Widersprüchen verknüpfte Freyheit, und der Hr. Verf. thut wohl, daß er das seinige beyträgt, sie abzuschaffen. Allein, so ferne wir seine Meynung recht verstehen, so führet er uns aus dem Regen in die Trauffe. Um eine Pläne, (z. E. von etlich 100. Morgen,) auf eine natürlich scheinende Art vorzustellen, verlanget er, man soll zuerst den Grundriß auftragen, alsdenn einen, nach Beschaffenheit der Situation, etwas hohen Horizont und Augenpunkt erwählen, und die Berge, Bäume und andere erhöhete Dinge, nach den gemeinsten Regeln der Perspektiv zeichnen, (das heißt kurz und gut, vorne mit einem Grundriß anfangen, und hinten mit einem Aufriß oder Prospect aufhören.)

Dergleichen Vorstellung, glaubt er, habe eben so viel Raison als die gemeine, erfordere aber mehr als einen ordinairen Feldmesser, (das dächten wir eben nicht,) der jedoch den Trost haben würde, daß seine Arbeit den Beyfall, nicht nur des Besitzers des in Grund gelegten Gutes, sondern auch der würklichen Kenner, ohnfehlbar erhalten wird. Wir wünschen

ihm

ihm dazu im Voraus von Herzen Glük, zumal zum Beyfall des Besizers, denn dieser kann aufmunternde Folgen haben; Und der Verf. kann unsern Beyfall dabey entbehren.

Y.

XXIII.

Die vier Evangelisten, mit ihren eignen Worten zusammengesezt, von neuem verdeutscht, auch mit hinlänglichen Erklärungen versehen, von Anton Friedrich Büsching, der heiligen Schrift Doctor. Erster Band. Hamburg, verlegt von Ritter, 1766. 1 Alphabeth 8 Bogen in 8.

Da einem jeden Christen die Bekanntschaft mit dem Leben unsers Erlösers überaus wichtig seyn muß, und gleichwol der grosse Haufen in diesem Theil der Erkenntniß am unwissendsten ist, der höchstens nur so viel weiß, als in den sonntäglichen evangelischen Abschnitten vorkommt; da ferner in den vier Evangelisten noch manche Schwierigkeiten vorhanden sind, deren Aufklärung bey der grossen Menge ihrer Ausleger, gleichwol noch von dem Fleisse gelehrter Schriftforscher erwartet werden muß: so verdienen diejenigen allerdings Dank, welche zur Ausbreitung und Erweiterung dieser Kenntnisse das Ihrige beyzutragen suchen. Es kann solches aber auf so verschiedene Weise geschehen, daß viele Männer neben einander in diesem Fache arbeiten, und ihr besonderes

Verdienst haben können. Man muß hier einen jeden nach seiner besondern Absicht beurtheilen.

Die Absicht unsers Verf. wie dieselbe bereits auf dem Titel angekündigt, und noch deutlicher in der Vorrede angezeigt ist, gehet sehr weit; und fordert unsers Erachtens einen Mann, der nicht nur die dazu nöthige Kenntnisse und Hülfsmittel besizt, sondern der auch Muße genung hat, sich dieser Arbeit zu unterziehen, ja wir möchten fast sagen, einzig zu widmen. „Zur Erklärung der vier Evangelisten,„ sagt der Herr D. in der Vorrede, „erfordere ich ihre richtige harmonische Verbindung, eine gute Uebersetzung und eine „kluge Wahl dessen, was zu ihrer Erläuterung sowohl „aus den besten jezt vorhandenen Hülfsmitteln, als „aus eignem forschenden Nachdenken angebracht wird.„ Wir wollen ihn hernach gleichfalls beurtheilen.

In der harmonischen Verbindung folgt er lediglich dem seligen Hauber, mit solcher Zuversicht, daß er S. 135. nicht zweifelt, alle nachdenkende Leser werden den Grundsätzen desselben Beyfall geben, ja er erstaunet in der Vorrede, daß einige Gelehrten denselben so schnöde verwerfen. Er will also von keinen Versetzungen der Geschichte etwas wissen, sondern lieber annehmen, daß in einem kurzen Zeitlaufe von höchstens einem Jahre in dem Leben Jesu, (denn mehr beträgt die Zeit nicht, wo die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas von einander abgehen;) sich eine Begebenheit, mit denselben kleinen Umständen, zweymal oder gar dreymal zugetragen habe, ja was noch mehr ist, daß solches mit einer Folge von ähnlichen Begebenheiten geschehen sey. Der Herr D. wird es uns

uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm hinwiederum unser Erstaunen darüber bezeugen, daß es Gelehrte gegeben hat, die eine so unwahrscheinliche Meynung haben annehmen und vertheidigen können, welche, wenn man ihr nicht auf andere Art ausweichen könnte, die ganze evangelische Geschichte in einen grossen Verdacht ziehen würde. Es ist aber hievon in ganz bekannten Schriften bereits so viel gesagt, daß wir uns dabey nicht aufhalten dürfen. Der Hr. D. hat die Berichte der Evangelisten, die seiner Meynung nach von einer Geschichte handeln, zusammengesezt, so daß durch diese Zusammensetzung selbst die anscheinende Verschiedenheit gehoben wird; wo es aber damit nicht geschehen konnte, hat er sie in den Anmerkungen zu vergleichen gesucht. Und dieß halten wir für das vornehmste Verdienst dieses Buchs, welches aber weit grösser seyn würde, wenn nicht nach den harmonischen Grundsätzen des Verfassers, so viele Geschichte von einander getrennt wären.

Was die Uebersetzung des Verf. betrift, so zweifeln wir, ob sie, zumal da, wo er Luthers Uebersetzung verbessern will, gefallen wird. Wenn Luther Luk. 2, 42. übersezt; sie giengen hinauf gen Jerusalem nach Gewohnheit des Festes; so ist das freylich zu wörtlich gegeben, und nicht sogleich verständlich. Aber ist es wohl besser? Sie begaben sich vermöge des Festes dahin: Warum trennt der Verf. nicht die Periode, wie Luther gethan hat. Sie giengen nach Jerusalem. Und da die Tage vollendet waren, 2c. Das läßt sich besser lesen, als: Da er nun zwölf Jahr alt war, und sie vermöge des

Festes sich nach Jerusalem begaben, nach geendigten Festtagen aber wieder nach Hause reiseten, ꝛc. Wir zweifeln, ob das τι ἐποιησας ἡμιν ὑτως? besser gegeben werden könne, als: Warum hast du uns das gethan? Wenigstens ist es gewiß viel besser, als des Hrn. D. Warum hast du dich also gegen uns verhalten? Doch davon könnten wir von manchem Blatte mehr als ein Exempel beybringen. Der Hr. D. scheint den deutschen Styl nicht sehr in seiner Gewalt zu haben, daß er dadurch zur Verbesserung unsrer Uebersetzung vorzüglich berechtiget wäre, wenn wir nach der Schreibart in den Noten urtheilen sollen; davon wir gleichfalls, weil sie fast durchgehends herrschet, nur ein Beyspiel anführen. S. 230. „Ich stelle mir vor, daß sie am Morgen des „Tages ihrer Abreise mit ihm aus dem Hause, in „welchem sie sich während des Festes zu Jerusalem „aufgehalten haben, in den Tempel zur leztern gottes„dienstlichen Verrichtung gegangen sind, woselbst er „aus Lehrbegierde zurükgeblieben, sie aber in der zu„versichtlichen Meynung, daß er bey den mitabreisen„den Verwandten und Bekannten sey, ohne ihn im „Gedränge vieler andern Personen, die Rükreise wirk„lich angetreten haben.„

Doch wir haben bey den Anmerkungen noch mehr zu erinnern. Nach dem Titel suchten wir die hinlänglichen Erklärungen der Evangelisten darin; aber wir haben uns in unsrer Erwartung sehr betrogen gefunden. Zwar kömmt hin und wieder eine gute Anmerkung vor, zuweilen auch eine solche, die dem Verf. eigen und nicht aus andern entlehnt zu seyn scheint; sie

thun

thun aber dem Leser, zumal bey schweren Stellen, kein Genüge, und oft wählt er diejenige Auslegung, welche auf den schwächsten Gründen beruht. Auch dieß wollen wir mit einigen Proben belegen, so wie sie uns in die Hände fallen. Joh. 2, 4. erklärt er die Worte: Meine Stunde ist noch nicht kommen, von der Todesstunde Jesu, die noch so weit entfernet wäre, daß er noch Zeit genung habe, viel Wunder zu thun. Eine Erklärung, die nicht den Schatten von Wahrscheinlichkeit hat. In dem Gespräch Christi mit Nikodemo ist es am allerwichtigsten, den Zusammenhang zu zeigen. Aber wir finden hier wenig dahin gehöriges. Bey Joh. 4, 24. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten &c. finden wir die Anmerkung: „Weil Gott ein „unkörperliches und unsichtbares Wesen ist, so will er „auch auf eine seiner blos geistigen Natur gemäße Art, „und nicht blos durch Opfer und Gebräuche verehret „seyn.„ Der Verfasser hat nicht bemerkt, daß diese Worte Christi mit seiner Verkündigung in Verbindung stehen: es werde mit dem Gottesdienste eine grosse Veränderung vorgehen, indem nemlich der Opferdienst gänzlich aufhören solle. Die Rede ist also nicht davon, ob man Gott blos durch Opfer verehren; sondern daß der Opferdienst ganz aufgehoben werden solle. Und die Schwierigkeit in dieser Stelle liegt eben darin, wie es der Heyland als einen Grund der Aufhebung des Opferdienstes angeben könne, daß Gott ein Geist sey? Denn das war er ja in den Zeiten des A. T. auch, wo er doch diesen Dienst selbst anordnete. Wenn man so weit fragen will, wird man in den Anmerkungen selten hinlängliche Antwort finden. Bey

der Bergpredigt nimmt er an, Christus habe, wie er sich ausdrukt, alte göttliche Gebote angeführt, um bey denselben höhere und vollkommnere Pflichten zu lehren. S. 401. Er erkläret es also auch für ein altes göttliches Gebot; du sollt deinen Feind hassen: S. 423. weil Gott den Kindern Israel geboten hatte, die Amalekiter zu vertilgen. Die Schwierigkeiten, in welche man sich bey dieser Voraussetzung verwickelt, scheint er nicht gesehen zu haben; denen man auf das beste ausweicht, wenn man, dem Zusammenhange und der Absicht Jesu gemäß, annimmt: der Heyland erkläre sich gegen die falschen Auslegungen, welche die damaligen Pharisäer von dem geschriebenen mosaischen Gesetze machten, und womit sie ihre leichtsinnige Moral zu beschönigen suchten. Auch meynt er S. 410. f. daß es keine andere rechtmäßige Ursach der Ehescheidung gebe, als die Untreue der Frau. So könnten wir noch viel mehr Exempel geben, daß der Herr D. über die schweresten Stellen leicht überhin gegangen sey.

Ausserdem können wir auch nicht recht sehen, was sich der Verf. bey seinen Anmerkungen für Leser vorgestellt habe. Sind es Gelehrte, so finden dieselben viel zu wenig, sind es Ungelehrte, an den meisten Stellen zu viel; zumal wo er Bücher anführt, welche sie nicht nachschlagen können. Für die Gelehrten aber brauchte er sie so umständlich nicht anzuführen. Denn überhaupt sind die Noten nicht mit der so nöthigen fruchtbaren Kürze abgefaßt, nach welcher einige ganz weggefallen, andere aber weit kürzer gerathen seyn würden. Aus einigen Proben werden unsre Leser sehen, was wir damit sagen wollen.

S.

S. 312. bey der Rede der Samariterin Joh. 4, 29. Komt, sehet einen Menschen, der mir gesagt hat alles, was ich gethan habe, ꝛc. merket er an, daß dieß auf die verborgensten Umstände ihres Lebens gehe, die ausser ihr niemand bekannt waren. So weit gut. Aber nun bekömmt diese Anmerkung noch folgenden Schweif: Denn er, der an diesem Orte fremd und unbekannt war, hatte nicht nur angeführet, daß sie fünfmal verheyrathet gewesen, sondern auch, daß sie gegenwärtig in geheimer, unrechtmäßiger Gemeinschaft mit einem Manne lebe, welches der Stadt nicht bekannt war. Das alles kann füglich wegbleiben. Und so liesse sich auf vielen Seiten etwas wegschneiden, wo der Hr. D. den Plaz mit nüzlichen Dingen hätte ausfüllen können. Noch eine Probe seiner Anmerkungen, woraus des Verf. Geschmak beurtheilt werden kann. S. 424. „Die Sonne ist Gottes Werk, Gott ist es auch, der sie scheinen läßt, „und Er allein hat ihren Schein in seiner Gewalt. „Gott ist es auch, der regnen läßt. Gott läßt es auch „schneyen, hageln, blizen, donnern, u. s. w. So reden „die heiligen Schriften an den meisten Orten, und so „haben auch die Heyden geredet; (siehe Wetsteins „Samlung solcher griechischen Stellen in Nov. Test. „Græco T. I. p. 313.) es ist billig, daß wir auch „so reden, und die Kinder also reden lehren, und „nicht schlechthin sagen: die Sonne scheint, es regnet, „schneyet, ꝛc.„

In den vorläufigen Abhandlungen, von Palästina selbst, von dem bürgerlichen Zustande des jüdischen Volks zur Zeit Jesu, von dem gottesdienstlichen Zu-

stande desselben, von den vier Evangelisten, von den Grundsätzen der Harmonie ist, die leztere ausgenommen, viel gutes; besonders in der ersten, wo der Hr. D. in seinem Fache schreibet. Doch können wir eine Stelle darin nicht übergehn, S. 11. „Es ist ein blos„ses Vorurtheil, wenn man glaubet, die Juden hät„ten die Zeit von 24 Stunden, welche wir den bür„gerlichen Tag nennen, der den natürlichen Tag und „die natürliche Nacht in sich fasset, des Abends mit „dem Untergange der Sonne angefangen. Sie fingen „eben wie die Römer und wir von der Mitternacht „an, und rechneten ihn von einer Mitternacht zur an„dern.„ Das ist ein blosser Machtspruch, der gegen wirkliche im Talmud befindliche, und von den Forschern der hebräischen Alterthümer angeführte Zeugnisse so viel als nichts gilt. Man braucht dieß zur Erklärung der von dem Hrn. D. angezogenen Stellen, die von der Auferstehung Christi am dritten Tage reden, nicht anzunehmen; wie von so vielen Gelehrten gewiesen worden, und dem Verf. nicht unbekannt seyn kann. Wir merken dieß um deswillen an, weil er den Herrn D. Semler an einer Stelle beschuldiget, er habe in historischen Dingen etwas durch einen Machtspruch entscheiden wollen. Uebrigens gehet dieser Theil nur bis an das Ende der Bergpredigt, der nach der Anlage bis an das dritte Osterfest in dem Lehramte Jesu gehen sollte. Die allzusichtbare Eilfertigkeit des Hrn. D. hat das verursacht. Er verspricht die Fortsetzung, so bald es seine geographische Arbeiten verstatten. Aufrichtig wünschen wir, daß er diese, die das Publikum mit Ungedult von ihm erwartet,

tet, erst vollenden möge; damit er zu dieser Arbeit mehr Zeit und Muße habe.

Q*.

XXIV.

Chymische Nebenstunden, abgefaßt von Joh. Georg Model, Rußisch. Kayserl. Collegien-Assessor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Apothecker bey der Ober-Apothecke zu Petersburg. St. Petersburg, gedrukt bey der Kayserl. Akademie der Wissenschaften, 326 Seiten in gr. 8. 1764.

Herr Model hat sich bereits durch seine Schriften als einen der vortreflichsten Chymisten gezeigt. Diese Nebenstunden sind eine neue Probe seiner vorzüglichen Geschiklichkeit. Wir finden an ihm einen Mann, der nicht eigensinnig auf seinen Meynungen besteht, so bald er eines andern überführt, und selbst der erste ist der dieselbige widerruft, so bald er durch eigne Erfahrung anders zu denken belehrt wird: gewiß eine seltene aber nothwendige Eigenschaft, eines jeden Gelehrten, besonders eines Chymisten. Wir sind derowegen versichert, daß Hr. Model, unsere, in diesen Buche, vorkommende Zweifel und Einwendungen gewiß nicht ungleich bemerken wird. In diesen Nebenstunden, liefert uns Hr. M. theils ganz neue Abhandlungen, theils solche, die bereits anderswo abgedrukt sind. Wir wollen solche nach einander durchgehen: Die erste betrift eine kurze und leichte Art des

Dippels animalisches Oehl zu bereiten, diese Abhandlung ist bereits im Commerc. Litter. Norimb. 1741. abgedrukt worden. Herr M. hat vollkommen recht, wenn er die Darstellung dieses feinen Oehls, eine Absonderung des allersubtilsten Theils von den schwarzen thierischen Oehle nennet, deswegen er alle gewöhnliche Zusäze von Kalk, Kreide, 2c. nicht allein überflüßig, sondern sogar für hinderlich hält, selbst die vielen Rectificationen sind unnöthig und richten eine Zerstöhrung an; er schlägt dieserwegen eine ganz einfache Destillation des schwarzen thierischen Oehls aus einer gläsernen Retorte im Sandbaade vor, da man erstlich einen Uringeist, sodann ein hellgelbes, und drittens ein dunkelbraunes Oehl erhält. Das erste hellgelbe Oehl, rectificirt er aus einer neuen Retorte, deren Hals aufs beste gereiniget ist, er erhält sodann erstlich einige Tropfen eines gelben Oehls nebst etwas Harngeist, hierauf ändert er die Vorlage, und sodann geht das Oehl so hell als Wasser über, so bald er aber merkt, daß die Tropfen sich wiederum gelb färben, nimmt er dieses Oehl ab, und so erhält er aus 2. Pfund des schwarzen Oehls, 5. Unzen eines wie Wasser hellen Oehls. Die zweyte Abhandlung betrift die Untersuchung des Ochtischen Mineralwassers: selbige hat Hr. M. gleichfalls im Commerc. Litter. Norimb. von 1743. mitgetheilt, sie ist aber allhier weitläuftiger in Ansehung der Antworten, die Hr. M. auf die vom Herrn Kellner gemachten Einwendungen, gegeben hat. Herr M. hat bey der Untersuchung dieses Wassers gefunden, daß selbiges den Violensaft grün färbet; er schließt aber hieraus nicht, daß ein Laugensalz in diesen Wassern ent-

enthalten, sondern er hat gefunden, daß in denselben eine höchst zarte gelbe Eisenerde, oder Ocher enthalten, die vermittelst des blauen Violensafts, hier eine grüne Farbe hervorbringt, und dieses beweiset er dadurch, daß der Violensaft seine vorige Farbe wieder erhalten, nachdem sich in dieser Vermischung die Ochererde zu Boden gesezt hat. Zugleich zeiget auch Hr. M. daß ausser den Laugensalzen, eine verdünnte Auflösung des Eisens in Scheidewasser, und noch viele andere Mischungen die Hr. M. Seite 76. und 77. anführt, den Violensaft grün färben können. Nach vielen, mit den Ochtischen Wassern angestellten Versuchen, sowohl mit gegenwürkenden Mitteln, als auch durch die Destillation, hat Hr. M. nichts als ein reines Mittelsalz und zwar eine Art des Kochsalzes und eine subtile gelbe Eisenerde oder Ocher, darinnen gefunden, welche leztere, wie bereits oben gedacht, die Veränderung des Violensafts hervorgebracht, das darin befindliche Kochsalz aber, und nicht das Eisen, wie Hr. M. glaubt, ist wohl einzig die Ursache von dem, Seite 25. und 32. gedachten, violetten Niederschlag des Silbers, da es bekannt ist, daß das sogenannte Hornsilber, an der freyen Luft, besonders in der Sonne, diese Farbe anzunehmen pflegt. Gegen die vom Herrn Kellner gemachten Einwürfe, ist Hr. M. sehr ausführlich, und nimmt dabey Gelegenheit von andern, besonders kalten Sauerbrunnen, und deren Bestandtheilen zu reden. Wir sind Seite 36. mit Hrn. M. gleicher Meynung, daß das aus den mehresten Mineralwassern erhaltene Glaubers Wundersalz, erst bey den Abdämpfen dieser Wasser erzeuget werde, wie solche der gelehrte Seip

 in

Verdienst haben können. Man muß hier einen jeden nach seiner besondern Absicht beurtheilen.

Die Absicht unsers Verf. wie dieselbe bereits auf dem Titel angekündigt, und noch deutlicher in der Vorrede angezeigt ist, gehet sehr weit; und fordert unsers Erachtens einen Mann, der nicht nur die dazu nöthige Kenntnisse und Hülfsmittel besitzt, sondern der auch Muße genung hat, sich dieser Arbeit zu unterziehen, ja wir möchten fast sagen, einzig zu widmen. „Zur Erklärung der vier Evangelisten,„ sagt der Herr D. in der Vorrede, „erfordere ich ihre richtige harmonische Verbindung, eine gute Uebersetzung und eine „kluge Wahl dessen, was zu ihrer Erläuterung sowohl „aus den besten jezt vorhandenen Hülfsmitteln, als „aus eignem forschenden Nachdenken angebracht wird.„ Wir wollen ihn hernach gleichfalls beurtheilen.

In der harmonischen Verbindung folgt er lediglich dem seligen Hauber, mit solcher Zuversicht, daß er S. 135. nicht zweifelt, alle nachdenkende Leser werden den Grundsätzen desselben Beyfall geben, ja er erstaunet in der Vorrede, daß einige Gelehrten denselben so schnöde verwerfen. Er will also von keinen Versetzungen der Geschichte etwas wissen, sondern lieber annehmen, daß in einem kurzen Zeitlaufe von höchstens einem Jahre in dem Leben Jesu, (denn mehr beträgt die Zeit nicht, wo die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas von einander abgehen;) sich eine Begebenheit, mit denselben kleinen Umständen, zweymal oder gar dreymal zugetragen habe, ja was noch mehr ist, daß solches mit einer Folge von ähnlichen Begebenheiten geschehen sey. Der Herr D. wird es uns

uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm hinwiederum unser Erstaunen darüber bezeugen, daß es Gelehrte gegeben hat, die eine so unwahrscheinliche Meynung haben annehmen und vertheidigen können, welche, wenn man ihr nicht auf andere Art ausweichen könnte, die ganze evangelische Geschichte in einen grossen Verdacht ziehen würde. Es ist aber hievon in ganz bekannten Schriften bereits so viel gesagt, daß wir uns dabey nicht aufhalten dürfen. Der Hr. D. hat die Berichte der Evangelisten, die seiner Meynung nach von einer Geschichte handeln, zusammengesezt, so daß durch diese Zusammensetzung selbst die anscheinende Verschiedenheit gehoben wird; wo es aber damit nicht geschehen konnte, hat er sie in den Anmerkungen zu vergleichen gesucht. Und dieß halten wir für das vornehmste Verdienst dieses Buchs, welches aber weit grösser seyn würde, wenn nicht nach den harmonischen Grundsätzen des Verfassers, so viele Geschichte von einander getrennt wären.

Was die Uebersetzung des Verf. betrift, so zweifeln wir, ob sie, zumal da, wo er Luthers Uebersetzung verbessern will, gefallen wird. Wenn Luther Luk. 2, 42. übersezt; sie giengen hinauf gen Jerusalem nach Gewohnheit des Festes; so ist das freylich zu wörtlich gegeben, und nicht sogleich verständlich. Aber ist es wohl besser? Sie begaben sich vermöge des Festes dahin: Warum trennt der Verf. nicht die Periode, wie Luther gethan hat. Sie giengen nach Jerusalem. Und da die Tage vollendet waren, ꝛc. Das läßt sich besser lesen, als: Da er nun zwölf Jahr alt war, und sie vermöge des

Festes sich nach Jerusalem begaben, nach geendigten Festtagen aber wieder nach Hause reiseten, ꝛc. Wir zweifeln, ob das τι εποιησας ἡμιν οὑτως? besser gegeben werden könne, als: Warum hast du uns das gethan? Wenigstens ist es gewiß viel besser, als des Hrn. D. Warum hast du dich also gegen uns verhalten? Doch davon könnten wir von manchem Blatte mehr als ein Exempel beybringen. Der Hr. D. scheint den deutschen Styl nicht sehr in seiner Gewalt zu haben, daß er dadurch zur Verbesserung unsrer Uebersetzung vorzüglich berechtiget wäre, wenn wir nach der Schreibart in den Noten urtheilen sollen; davon wir gleichfalls, weil sie fast durchgehends herrschet, nur ein Beyspiel anführen. S. 230. „Ich stelle mir vor, daß sie am Morgen des „Tages ihrer Abreise mit ihm aus dem Hause, in „welchem sie sich während des Festes zu Jerusalem „aufgehalten haben, in den Tempel zur leztern gottes„dienstlichen Verrichtung gegangen sind, woselbst er „aus Lehrbegierde zurükgeblieben, sie aber in der zu„versichtlichen Meynung, daß er bey den mitabreisen„den Verwandten und Bekannten sey, ohne ihn im „Gedränge vieler andern Personen, die Rükreise wirk„lich angetreten haben.„

Doch wir haben bey den Anmerkungen noch mehr zu erinnern. Nach dem Titel suchten wir die hinlänglichen Erklärungen der Evangelisten darin; aber wir haben uns in unsrer Erwartung sehr betrogen gefunden. Zwar kömmt hin und wieder eine gute Anmerkung vor, zuweilen auch eine solche, die dem Verf. eigen und nicht aus andern entlehnt zu seyn scheint; sie

thun

nun aber dem Leser, zumal bey schweren Stellen, ein Genüge, und oft wählt er diejenige Auslegung, welche auf den schwächsten Gründen beruht. Auch dieß wollen wir mit einigen Proben belegen, so wie sie uns in die Hände fallen. Joh. 2, 4. erklärt er die Worte: Meine Stunde ist noch nicht kommen, von der Todesstunde Jesu, die noch so weit entfernet wäre, daß er noch Zeit genung habe, viel Wunder zu thun. Eine Erklärung, die nicht den Schatten von Wahrscheinlichkeit hat. In dem Gespräch Christi mit Nikodemo ist es am allerwichtigsten, den Zusammenhang zu zeigen. Aber wir finden hier wenig dahin gehöriges. Bey Joh. 4, 24. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten rc. finden wir die Anmerkung: „Weil Gott ein „unkörperliches und unsichtbares Wesen ist, so will er „auch auf eine seiner blos geistigen Natur gemäße Art, „und nicht blos durch Opfer und Gebräuche verehret „seyn.„ Der Verfasser hat nicht bemerkt, daß diese Worte Christi mit seiner Verkündigung in Verbindung stehen: es werde mit dem Gottesdienste eine grosse Veränderung vorgehen, indem nemlich der Opferdienst gänzlich aufhören solle. Die Rede ist also nicht davon, ob man Gott blos durch Opfer verehren; sondern daß der Opferdienst ganz aufgehoben werden solle. Und die Schwierigkeit in dieser Stelle liegt eben darin, wie es der Heyland als einen Grund der Aufhebung des Opferdienstes angeben könne, daß Gott ein Geist sey? Denn das war er ja in den Zeiten des A. T. auch, wo er doch diesen Dienst selbst anordnete. Wenn man so weit fragen will, wird man in den Anmerkungen selten hinlängliche Antwort finden. Bey

der Bergpredigt nimmt er an, Christus habe, wie er sich ausdrukt, alte göttliche Gebote angeführt, um bey denselben höhere und vollkommnere Pflichten zu lehren. S. 401. Er erkläret es also auch für ein altes göttliches Gebot; du sollt deinen Feind hassen: S. 423. weil Gott den Kindern Israel geboten hatte, die Amalekiter zu vertilgen. Die Schwierigkeiten, in welche man sich bey dieser Voraussetzung verwickelt, scheint er nicht gesehen zu haben; denen man auf das beste ausweicht, wenn man, dem Zusammenhange und der Absicht Jesu gemäß, annimmt: der Heyland erkläre sich gegen die falschen Auslegungen, welche die damaligen Pharisäer von dem geschriebenen mosaischen Gesetze machten, und womit sie ihre leichtsinnige Moral zu beschönigen suchten. Auch meynt er S. 410. f. daß es keine andere rechtmäßige Ursach der Ehescheidung gebe, als die Untreue der Frau. So könnten wir noch viel mehr Exempel geben, daß der Herr D. über die schweresten Stellen leicht überhin gegangen sey.

Ausserdem können wir auch nicht recht sehen, was sich der Verf. bey seinen Anmerkungen für Leser vorgestellt habe. Sind es Gelehrte, so finden dieselben viel zu wenig, sind es Ungelehrte, an den meisten Stellen zu viel; zumal wo er Bücher anführt, welche sie nicht nachschlagen können. Für die Gelehrten aber brauchte er sie so umständlich nicht anzuführen. Denn überhaupt sind die Noten nicht mit der so nöthigen fruchtbaren Kürze abgefaßt, nach welcher einige ganz weggefallen, andere aber weit kürzer gerathen seyn würden. Aus einigen Proben werden unsre Leser sehen, was wir damit sagen wollen.

S. 312. bey der Rede der Samariterin Joh. 4, 9. Komt, sehet einen Menschen, der mir gezigt hat alles, was ich gethan habe, rc. merket er an, daß dieß auf die verborgensten Umstände ihres Lebens gehe, die ausser ihr niemand bekannt waren. So weit gut. Aber nun bekömmt diese Anmerkung noch folgenden Schweif: Denn er, der an diesem Orte fremd und unbekannt war, hatte nicht nur angeführet, daß sie fünfmal verheyrathet gewesen, sondern auch, daß sie gegenwärtig in geheimer, unrechtmäßiger Gemeinschaft mit einem Manne lebe, welches der Stadt nicht bekannt war. Das alles kann füglich wegbleiben. Und so liesse sich auf vielen Seiten etwas wegschneiden, wo der Hr. D. den Plaz mit nüzlichen Dingen hätte ausfüllen können. Noch eine Probe seiner Anmerkungen, woraus des Verf. Geschmak beurtheilt werden kann. S. 424. „Die Sonne ist Gottes Werk, Gott ist es auch, der sie scheinen läßt, „und Er allein hat ihren Schein in seiner Gewalt. „Gott ist es auch, der regnen läßt. Gott läßt es auch „schneyen, hageln, blitzen, donnern, u. s. w. So reden „die heiligen Schriften an den meisten Orten, und so „haben auch die Heyden geredet; (siehe Wetsteins „Samlung solcher griechischen Stellen in Nov. Test. „Græco T. I. p. 313.) es ist billig, daß wir auch „so reden, und die Kinder also reden lehren, und „nicht schlechthin sagen: die Sonne scheint, es regnet, „schneyet, rc.„

In den vorläufigen Abhandlungen, von Palästina selbst, von dem bürgerlichen Zustande des jüdischen Volks zur Zeit Jesu, von dem gottesdienstlichen Zu-

stande desselben, von den vier Evangelisten, von den Grundsätzen der Harmonie ist, die letztere ausgenommen, viel gutes; besonders in der ersten, wo der Hr. D. in seinem Fache schreibet. Doch können wir eine Stelle darin nicht übergehn, S. 11. „Es ist ein blos„ses Vorurtheil, wenn man glaubet, die Juden hät„ten die Zeit von 24 Stunden, welche wir den bür„gerlichen Tag nennen, der den natürlichen Tag und „die natürliche Nacht in sich fasset, des Abends mit „dem Untergange der Sonne angefangen. Sie fingen „eben wie die Römer und wir von der Mitternacht „an, und rechneten ihn von einer Mitternacht zur an„dern.„ Das ist ein blosser Machtspruch, der gegen wirkliche im Talmud befindliche, und von den Forschern der hebräischen Alterthümer angeführte Zeugnisse so viel als nichts gilt. Man braucht dieß zur Erklärung der von dem Hrn. D. angezogenen Stellen, die von der Auferstehung Christi am dritten Tage reden, nicht anzunehmen; wie von so vielen Gelehrten gewiesen worden, und dem Verf. nicht unbekannt seyn kann. Wir merken dieß um deswillen an, weil er den Herrn D. Semler an einer Stelle beschuldiget, er habe in historischen Dingen etwas durch einen Machtspruch entscheiden wollen. Uebrigens gehet dieser Theil nur bis an das Ende der Bergpredigt, der nach der Anlage bis an das dritte Osterfest in dem Lehramte Jesu gehen sollte. Die allzusichtbare Eilfertigkeit des Hrn. D. hat das verursacht. Er verspricht die Fortsetzung, so bald es seine geographische Arbeiten verstatten. Aufrichtig wünschen wir, daß er diese, die das Publikum mit Ungedult von ihm erwartet,

et, erst vollenden möge; damit er zu dieser Arbeit mehr Zeit und Muße habe.

Q*.

XXIV.

Chymische Nebenstunden, abgefaßt von Joh. Georg Model, Rußisch. Kayserl. Collegien-Assessor, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Apothecker bey der Ober-Apothecke zu Petersburg. St. Petersburg, gedrukt bey der Kayserl. Akademie der Wissenschaften, 326 Seiten in gr. 8. 1764.

Herr Model hat sich bereits durch seine Schriften als einen der vortreflichsten Chymisten gezeigt. Diese Nebenstunden sind eine neue Probe seiner vorzüglichen Geschiklichkeit. Wir finden an ihm einen Mann, der nicht eigensinnig auf seinen Meynungen besteht, so bald er eines andern überführt, und selbst der erste ist der dieselbige widerruft, so bald er durch eigne Erfahrung anders zu denken belehrt wird: gewiß eine seltene aber nothwendige Eigenschaft, eines jeden Gelehrten, besonders eines Chymisten. Wir sind derowegen versichert, daß Hr. Model, unsere, in diesen Buche, vorkommende Zweifel und Einwendungen gewiß nicht ungleich bemerken wird. In diesen Nebenstunden, liefert uns Hr. M. theils ganz neue Abhandlungen, theils solche, die bereits anderswo abgedrukt sind. Wir wollen solche nach einander durchgehen: Die erste betrift eine kurze und leichte Art des

Dippels animalisches Oehl zu bereiten, diese Abhandlung ist bereits im Commerc. Litter. Norimb. 1741. abgedrukt worden. Herr M. hat vollkommen recht, wenn er die Darstellung dieses feinen Oehls, eine Absonderung des allersubtilsten Theils von den schwarzen thierischen Oehle nennet, deswegen er alle gewöhnliche Zusätze von Kalk, Kreide, xc. nicht allein überflüßig, sondern sogar für hinderlich hält, selbst die vielen Rectificationen sind unnöthig und richten eine Zerstöhrung an; er schlägt dieserwegen eine ganz einfache Destillation des schwarzen thierischen Oehls aus einer gläsernen Retorte im Sandbaade vor, da man erstlich einen Uringeist, sodann ein hellgelbes, und drittens ein dunkelbraunes Oehl erhält. Das erste hellgelbe Oehl, rectificirt er aus einer neuen Retorte, deren Hals aufs beste gereiniget ist, er erhält sodann erstlich einige Tropfen eines gelben Oehls nebst etwas Harngeist, hierauf ändert er die Vorlage, und sodann geht das Oehl so hell als Wasser über, so bald er aber merkt, daß die Tropfen sich wiederum gelb färben, nimmt er dieses Oehl ab, und so erhält er aus 2. Pfund des schwarzen Oehls, 5. Unzen eines wie Wasser hellen Oehls. Die zweyte Abhandlung betrift die Untersuchung des Ochtischen Mineralwassers: selbige hat Hr. M. gleichfalls im Commerc. Litter. Norimb. von 1743. mitgetheilt, sie ist aber allhier weitläuftiger in Ansehung der Antworten, die Hr. M. auf die vom Herrn Kellner gemachten Einwendungen, gegeben hat. Herr M. hat bey der Untersuchung dieses Wassers gefunden, daß selbiges den Violensaft grün färbet; er schließt aber hieraus nicht, daß ein Laugensalz in diesen Wassern

ent-

enthalten, sondern er hat gefunden, daß in denselben eine höchst zarte gelbe Eisenerde, oder Ocher enthalten, die vermittelst des blauen Violensafts, hier eine grüne Farbe hervorbringt, und dieses beweiset er dadurch, daß der Violensaft seine vorige Farbe wieder erhalten, nachdem sich in dieser Vermischung die Ochererde zu Boden gesezt hat. Zugleich zeiget auch Hr. M. daß ausser den Laugensalzen, eine verdünnte Auflösung des Eisens in Scheidewasser, und noch viele andere Mischungen die Hr. M. Seite 76. und 77. anführt, den Violensaft grün färben können. Nach vielen, mit den Ochtischen Wassern angestellten Versuchen, sowohl mit gegenwürkenden Mitteln, als auch durch die Destillation, hat Hr. M. nichts als ein reines Mittelsalz und zwar eine Art des Kochsalzes und eine subtile gelbe Eisenerde oder Ocher, darinnen gefunden, welche lezte, wie bereits oben gedacht, die Veränderung des Violensafts hervorgebracht, das darin befindliche Kochsalz aber, und nicht das Eisen, wie Hr. M. glaubt, ist wohl einzig die Ursache von dem, Seite 25. und 32. gedachten, violetten Niederschlag des Silbers, da es bekannt ist, daß das sogenannte Hornsilber, an der freyen Luft, besonders in der Sonne, diese Farbe anzunehmen pflegt. Gegen die vom Herrn Kellner gemachten Einwürfe, ist Hr. M. sehr ausführlich, und nimmt dabey Gelegenheit von andern, besonders kalten Sauerbrunnen, und deren Bestandtheilen zu reden. Wir sind Seite 36. mit Hrn. M. gleicher Meynung, daß das aus den mehresten Mineralwassern erhaltene Glaubers Wundersalz, erst bey den Abdämpfen dieser Wasser erzeuget werde, wie solche der gelehrte Seip

 in

worden, und Hr. M. vergleicht die seinige damit. Gleich zu Anfange S. 89. dieser Untersuchung, wiederhohlt Hr. M. seine Theorie von den Sauerbrunnen „und „glaubt, daß die darin befindliche Eisenerde von dem „gleichfals darin befindlichen flüchtigen Schwefelgeist „nicht aufgelöst sey, sondern nebst dem Minerallaugen„salze, ohne unter einander verbunden, in diesen Was„sern enthalten sey, und daß der Eingrif dieser Säure „in den Laugensalze oder wenn dieses fehlt, in der Eisen„erde, erst beym freyen Zutritt der Luft geschehe:„ Allein wir haben schon eben bey den Ochtischen Brunnen erinnert, daß es nicht wohl möglich, daß das Eisen in diesen Wassern als eine unaufgelöste Ochererde enthalten sey, weil dieselben sonst mit zusammenziehenden Körpern unmöglich eine Schwärze hervorbringen konnten: Sondern wir glauben, daß diese Eisenerde in dem Schwefelgeist völlig aufgelöst sey, beym Zutritt aber der freyen Luft durch das Laugensalz niedergeschlagen werde, welches Laugensalz sich sodann mit dem Schwefelgeist, zu einer Art eines Wundersalzes verbindet, wir sagen mit Fleiß, einer Art des Wundersalzes, denn selbst in der Verbindung mit diesem Laugensalze wird dieser flüchtige Schwefelgeist nicht völlig in eine grobe Vitriolsäure verändert, wie solches der vortrefliche Seip bereits gezeiget, da er vermittelst des Vitriolöhls aus dem Mittelsalz des Pyrmonter Brunnens, einen flüchtigen Schwefelgeist erhalten hat. Jedoch wollen wir dadurch keinesweges behaupten, als stände aus diesen Wassern ein grober Vitriol zu erhalten; denn ein anders ist es, wenn das Eisen in einer rohen Vitriolsäure aufgelöst ist, und ein anders ist es, wenn eben dieses Ei-

sen

erklärt, daß ein durch Vitriolsäure roth gemachter Violensaft durch das Pyrmonterwasser seine blaue Farbe wieder erhält. Diese Wiederherstellung der blauen Farbe, schreiben wir einzig dem darin befindlichen Laugensalz und nicht dem Eisen zu, da uns bekannt ist, wie solches auch Hr. M., nur mit veränderten Umständen, Seite 58. gedenket, daß durch eine verdünnte Auflösung des mineralischen Laugensalzes, ein auf obige Art roth gemachter Violensaft wieder blau gemacht werden kann. In dem dritten Abschnitt dieser zweyten Abhandlung im ersten Einwurf, antwortet Hr. Model dem Herrn Kellner, wegen der unterschiedenen Farbe der Ochererden; Wir haben uns aber gewundert, daß ein Mann, als Herr Model, unsern sonst verdienten Stahl, auf guten Glauben nachschreibt: „Daß derjenige Eisenkalk, welcher vermittelst eines „Alcali aus dem Vitriol niedergeschlagen wird, auf „keinerley Art wieder zu Eisen geschmolzen werden „könne, sondern im Feuer höchst flüchtig sey.„ Wir haben bey Versuchen dieses Eisenkalks das Gegentheil gefunden und daraus gutes Eisen, welches der Magnet an sich gezogen, dargestellt. Nur dieses müssen wir hier anführen, daß dieser Eisenkalk, in gewissen Behandlungen, sich ganz anders verhält, wie die mehresten andern Eisenkalke. Die übrigen Einwürfe des Herrn Kellner betreffen theils die Veränderung des Violensafts, theils die aus den Ochtischen Wassern erhaltene Ocher, welche von Herrn M. gründlich beantwortet werden. Die dritte Abhandlung betrift die Untersuchung des Olonitzer Brunnen. Dieser ist bereits 1720. von dem damaligen Feldmedico D. Remus untersucht wor-

worden, und Hr. M. vergleicht die seinige damit. Gleich zu Anfange S. 89. dieser Untersuchung, wiederhohlt Hr. M. seine Theorie von den Sauerbrunnen „und „glaubt, daß die darin befindliche Eisenerde von dem „gleichfals darin befindlichen flüchtigen Schwefelgeist „nicht aufgelöst sey, sondern nebst dem Mineralaugen„salze, ohne unter einander verbunden, in diesen Was„sern enthalten sey, und daß der Eingrif dieser Säure „in den Laugensalze oder wenn dieses fehlt, in der Eisen„erde, erst beym freyen Zutritt der Luft geschehe:„ Allein wir haben schon eben bey den Ochtischen Brunnen erinnert, daß es nicht wohl möglich, daß das Eisen in diesen Wassern als eine unaufgelöste Ochererde enthalten sey, weil dieselben sonst mit zusammenziehenden Körpern unmöglich eine Schwärze hervorbringen konnten: Sondern wir glauben, daß diese Eisenerde in dem Schwefelgeist völlig aufgelöst sey, beym Zutritt aber der freyen Luft durch das Laugensalz niedergeschlagen werde, welches Laugensalz sich sodann mit dem Schwefelgeist, zu einer Art eines Wundersalzes verbindet, wir sagen mit Fleiß, einer Art des Wundersalzes, denn selbst in der Verbindung mit diesem Laugensalze wird dieser flüchtige Schwefelgeist nicht völlig in eine grobe Vitriolsäure verändert, wie solches der vortrefliche Seip bereits gezeiget, da er vermittelst des Vitriolöhls aus dem Mittelsalz des Pyrmonter Brunnens, einen flüchtigen Schwefelgeist erhalten hat. Jedoch wollen wir dadurch keinesweges behaupten, als stände aus diesen Wassern ein grober Vitriol zu erhalten; denn ein anders ist es, wenn das Eisen in einer rohen Vitriolsäure aufgelöst ist, und ein anders ist es, wenn eben dieses Ei-

sen

zen mit einem höchst flüchtigen Schwefelgeiste verbunden ist. Dieser Olonitzer Brunnen enthält nach Hrn. M. S. 100. in einem Pfunde ¾ Gran Eisenerde und 2 Gran eines mit Eisenerde vermischten Mittelsalzes, welches Herr M. für ein Wundersalz hält, allein da sich aus selbigen S. 98. §. XVII. mit beyderley Alcalien sowohl fixen als flüchtigen eine weisse Erde niederschlagen läßt, sollte es nicht vielmehr eine Art Seidlitzer Salz seyn? denn ein Wundersalz muß sich durch kein Laugensalz niederschlagen lassen, es müßten denn die hier noch dabey befindlichen aufgelößten Ochertheile seyn, die zu Boden fielen, allein denn müßte der Niederschlag gelb oder gelblich und nicht weiß seyn. In der vierten Abhandlung untersucht Herr M. den St. Petersbrunnen, eine heisse Quelle in Astrachan, nebst einem nahe dabey befindlichen kalten Sauerbrunnen, dessen Lage und Naturgeschichte bereits Hr. Schober beschrieben und Hr. Müller in seiner Rußischen Geschichte angeführt. Hr. M. hat beyde Wasser, in der Entfernung einiger 100. Meilen von der Quelle nemlich zu Petersburg untersucht und beyde fast in nichts als in der Wärme und Kälte unterschieden gefunden. Dieses Wasser kann mit Recht ein Sauerbrunnen genannt werden, indem Hr. M. nicht allein bey der Destillation Seit. 122. dieses Wassers zulezt ein saures Phlegma, sondern auch durch Zusaz des Eisens, aus den Ueberbleibseln dieses Wassers, einen würklichen Eisenvitriol erhalten. Es ist also in diesem Brunnen nach der Untersuchung des Hrn. M. ausser einer Eisenerde, die mit der Säure nur obenhin zusammen hänge und eine Art eines Vitriols vorstellet, einem Mittelsalz

aus

aus dem Geschlecht des Wundersalzes, einer thonigten oder vielleicht kreidigten Erde, annoch eine freye Vitriolsäure darinn enthalten. Dergleichen eigentliche Sauerbrunnen sind gewiß selten anzutreffen. Die fünfte Abhandlung erscheinet hie zum erstenmal und betrift die Untersuchung, einer gewissen Wachsartigen Materie, welche aus China gekommen und für ein Minerale ausgegeben wird, welches leztere noch aber eben so ungewiß ist, als die Nachricht, daß diese Materie zu den Firnisen der Chineser gebraucht wird. diese Materie sieht schwarz aus und ist schmierigt, riecht widrig und läßt sich am Lichte anzünden. Herr M. hat diesen Körper mit keinen bereits bekannten mineralischen bituminösen Körper vergleichen können. In der Destillation haben 10 Unzen dieser Materie erstlich 2 Quentlein wäßriges Phlegma ohne Geschmak und Geruch, hierauf anderthalb Unzen eines dünnen und sodann $5\frac{1}{2}$ Unzen eines bey geringer Kälte verdikten Oels gegeben: das dünne Oehl hat wie Steinöhl, das dicke aber wie Wachsöhl gerochen. Das zurük gebliebene, so 4 Loth gewogen, hat sich in Leinöhl, das vorhero durchs kochen seiner Feuchtigkeit beraubt worden, aufgelößt und damit einen schwarzen Firniß gegeben. Das Oehl von dieser Materie hat sich nicht im Weingeist aufgelößt. Nach diesen Versuchen ist Herr M. zweifelhaft zu welchen Reich er diese Materie zählen soll: diese Ungewißheit hat den V. zu der Untersuchung des Torfs geführt, um die davon enthaltenen Producta gleichsam, mit denen von dieser Materie enthaltenen, zu vergleichen. Degner, in seiner physicalisch-chymischen Erörterung des Torfs, nach der deutschen Uebersetzung von

1760.

1760. S. 157. giebt an, daß er aus dem Torf ausser den empyrevmatischen Oehle einen flüchtigen laugenhaften Geist erhalten; Allein Herr M. widerlegt dieses auf eine sehr bescheidene Art und beruft sich auf einen siebenmal wiederhohlten Versuch, den er mit der Untersuchung des holländischen Torfs angestellet, da er angiebt daß er jederzeit ein saures Phlegma und ein Wachsartiges Oehl erhalten hat. Wir wußten selbst nicht, welchen von beyden wir in unserer Recension Recht geben sollten, es war also nöthig, ehe wir hierin einen Ausspruch wagten, daß wir dieserwegen selbst Versuche anstellten. Wir haben zu diesen Ende, einen festen sogenannten gebaggerten Torf, wie auch einen mooßartigern beyde aus der Provinz Holland, einen festen Torf aus der Provinz Utrecht, einen eben dergleichen aus der Provinz Groningen, und einen märkschen Torf, der bey Königshoest gegraben wird, zu unsern Versuchen erwählt und aus allen Sorten gleiche Producta, nemlich ein flüchtiges laugenhaftes Phlegma und ein Wachsartiges Oehl, erhalten. Das Phlegma brausete stark mit der Kochsalzsäure auf und gab nach gewöhnlicher Behandlung durch die Sublimation einen vollkommenen Salmiac, das Oehl hergegen lösete sich in starken Weingeist, bis auf etwas flockigtes in der Wärme völlig auf. Wir müssen also hier den Hrn. M. widersprechen und Hrn. Degner beypflichten, jedoch thun wir dieses mit aller der Achtung, die wir den Verdiensten des Hrn. M. schuldig sind. Solte auch unser Urtheil dadurch nicht ein großes Gewicht erhalten? daß der Rauch des Torfs zum räuchern des Fleisches nichts taugt, und warum sollte er dazu nicht ge-

geschikt seyn, wenn derselbe, wie andere Vegetabilien, im verbrennen einen sauren Geist von sich gäbe? Die sechste Abhandlung betrift die Untersuchung eines gewissen Salzes. Hr. M. hat dieses Salzes bereits in seiner Abhandlung vom natürlichen Salmiac S. 15. in den Anmerkungen erwehnet. Es soll dieses in grosser Menge in Steinklüften gefunden werden und sieht weißgräulich aus, ist etwas feuchte anzufühlen und giebt anfänglich einen flüchtigen urinösen Geruch von sich, welcher aber bald vergeht; Es zerfält sodann in der warmen Luft und schiest in länglichen rautenförmigen Cristallen an. Hr. M. hält es nach seinen Versuchen für ein mineralisches Laugensalz, den urinösen Geruch aber für etwas zufälliges: denn weder durch die Destillation noch durch Versetzung des Kupfers, hat er das geringste von einem urinösen Salz darin entdecken können. Hr. M. ist der Meynung, daß dieses Salz seine Entstehung einem durch die Fäulung alcalisch gewordenen Küchensalz, zu verdanken hat. Da nun Hr. M. aus dieser Ursache mit, dieses Salz für ein mineralisches Laugensalz hält, so wundert er sich, daß dasselbe bey Vermischung mit mineralischen Säuren, keine blaue Erde, wie bey der Soda und dem persischen Salz fallen läßt, und fragt S. 155. wie dieses zugeht? Dieses geschiehet unserer Meynung nach, darum nicht, weil diese blaue Erde, bey vorgedachten Salzen nichts wesentliches sondern etwas zufälliges ist. Das reinste Weinsteinsalz, kann durch gewisse Calcination, mit Körpern, die den Grund der blauen Erde in sich haben, dahin gebracht werden, daß es eine blaue Erde fallen läßt, sobald es mit mineralischen Säuren vermischt

nischt wird, und aus diesen Gründe, halten wir die sogenannte Blutlauge zur gründlichen Erforschung des Eisens nicht hinlänglich genug. In der siebenden Abhandlung lehrt Hr. M. die Bereitung der schwarzen und bittern Spießglaßtinctur. Dieses Medicament ist lange Zeit ein Geheimniß gewesen; Allein Hr. M. beschreibt es, bis auf gewisse kleine aber nöthige Handgriffe, hier ziemlich deutlich. Die Hauptsache bestehet darinn, daß aus vier Theilen Spießglaß und anderthalb Theil Salpeter ein sogenannter Regulus medicinalis bereitet wird, welcher sodann mit zerflossenen fixen Salpeter einigermassen aufgelößt und sodann nach gehöriger Zeit, mit Weingeist die Tinctur ausgezogen wird. Es ist eine feine Auflösung des Spießglaßschwefels oder des sogenannten mineralischen Chermes. In der achten Abhandlung finden wir drey kurze Aufsätze von Ailhaudschen Pulver, von der Sublimation des Camphers und der Reinigung des Borax. Ist jemals ein marktschreiriges Medicament bezahlt worden, so ist es das Ailhaudische Pulver. Für dieses Pulver, welches kaum den 50sten Theil werth ist, was davor bezahlt wird, werden aus vielen Ländern ansehnliche Summen nach Frankreich geschikt. Das löbliche Preußil. Obercollegium Medicum, ward dadurch für einigen Jahren bewogen, dieses Pulver in allen Preußischen Ländern zu verbiethen, allein es hat sich dieserwegen doch wiederum eingeschlichen. Hr. M. hat bey seiner Untersuchung gefunden, daß dieses Pulver ein zur Trokne verdikter Saft aus den Scammonio, (wir möchten, nach unsern Versuchen fast sagen, aus den Creuzbeeren,) mit etwas süß Holz und arabi-

 schen

schen Gummi vermischt, bestehe. Die Sublimation des Camphers glaubt Hr. M. geschehe ohne allen Zusaz und dieses können wir nach unsern Erfahrungen bekräftigen; Allein bey der Reinigung des Borax ist Herr M. wegen des Zusatzes noch etwas zweifelhaft. Freylich sind in diesen Stük die Holländer zurükhaltend, sonst wolten wir wohl sagen, daß nach denen Umständen, so wie wir in Holland selbst den Borax haben reinigen gesehen, die Reinigung ohne allen Zusaz geschiehet. Die Schönheit der Cristallen wird in Holland dadurch erhalten, daß erstlich eine große Menge auf einmal in Arbeit genommen und zweytens die Cristallisation in einer gelinden und anhaltenden Wärme veranstaltet wird, wozu noch drittens kömmt, daß die großen Cristallen von einander gesäget und besonders ausgelesen werden, diejenigen Stücke aber, so nicht vollkommen rein sind, noch einmal aufgelößt und gereiniget werden. Was uns in unserer Meynung bestärkt, ist, daß wir aus angestellten Versuchen wissen, daß der rohe Borax, eben so als der raffinirte Borax, aus dem Sedativsalz und aus den mineralischen Laugensalz, bestehet; Auch hat Hr. M. die Reinigung des Tincals oder rohen Borax, durch bloses Wasser bewirkt und ziemlich große Cristallen erhalten. Hierauf folget in diesen chymischen Nebenstunden noch eine Abhandlung von einem gewissen Persischen Salze, welche Hr. M. schon vor langer Zeit in lateinischer Sprache heraus gegeben: Es erschien selbige 1751. zu Stuttgard in deutscher Sprache nebst einer Vorrede des Hrn. Professor Gumelin zu Tübingen, unter dem Titel: Abhandlung von den Bestandtheilen des Boracis bey

Ge-

den Vorstellungs- oder Erklärungsarten der Schrift hervorleuchtet, so daß nicht leicht eine Schriftstelle seyn wird, die entweder von andern Religionspartheyen gegenseitig erklärt zu werden pflegt, oder in unsrer Kirche selbst von neuern Gelehrten der herrschenden Meynung entgegen ausgelegt, oder endlich von Zweiflern und declarirten Schriftgegnern angefochten wird, der nicht eine kurze, zur Verwahrung für Zweifel, Neuerungen und einem auswärtigen Glauben abzielende, Anmerkung wäre beygefügt worden.

Es gereicht daher auch das ganze Werk dem Fleiß des Herrn P. Liebichs zur nicht geringen Ehre, der nach dem Zeugniß des seligen Burgs durchgängig den ersten Entwurf zu den Anmerkungen gemacht und ihn alsdann Hrn. B. zur weitern Bearbeitung oder Auswahl der Sachen übergeben hat. Wir wünschen sehr, daß das Werk von recht vielen und besonders gemeinen Leuten genuzt werden und der baldige Vertrieb eine zweyte Auflage in kurzen nöthig machen möge. Wir hoffen es auch und blos in dieser Hofnung wollen wir noch einige Gedanken über das Institut sowohl, als die Ausführung desselben niederschreiben, davon vielleicht doch einer und der andre zu einer künftigen immer weitern Verbesserung etwas beytragen könnte. Denn sonst gestehen wir und fühlen es in dem Augenblik recht lebhaft, daß es leichter sey, in einem solchen Felde zehn Vorschläge zu thun, als nur einen glüklich auszuführen.

Zuerst wäre also die Frage, ob beyde Absichten, dem Gelehrten sowohl als Einfältigen zu dienen, sich mit einmal in einer dergleichen erläuterten Bibel be-

rallelstellen, und vornemlich bey allen schweren von Spöttern gemißhandelten oder sonst zweifelhaft scheinenden Stellen mit möglichst kurz gefaßten Anmerkungen nach und aus dem Grundtexte zu Anzeige des in demselben befindlichen Nachdruckes, zu Aufklärung des Zusammenhanges, Hebung scheinender Widersprüche und Abweisung schnöder Spöttereyen, begleitet und erläutert. Ans Licht gestellet durch Ehrenfried Liebich, Evangelischen Pastor zu Lomnitz bey Hirschberg; mit einer Vorrede und in den Anmerkungen vorhergegangener Prüfung auch, größtentheils eigenen Beytrage und selbst geführter Feder, von D. Johann Friedrich Burg, Königl. Preußl. Oberconsistorialrath zu Breßlau, der Evangel. Kirchen und Schulen Inspector. Hirschberg zu bekommen bey Immanuel Krahn, 1765. gr. 8. 6 Alph. 8 Bog. (3 Theile.)

Der erste Theil dieses Werks kam bereits 1756. heraus und wird dasselbe ein desto bleibender Denkmal der großen Verdienste des seligen Burgs seyn, da das Ganze die erste, vollständige deutsche Bibel enthält, die in Schlesien abgedrukt worden. Ungemein rührend ist es uns auch gewesen, zu sehen, daß der verehrungswürdige Greiß noch dicht am Rande des Grabes dasselbe vollendet hat. Wir müssen nun auch gleich sagen, daß die in der Aufschrift angezeigte weitläuftige Absicht durchgehends beybehalten worden und allenthalben eine große Bekanntschaft mit den

en Vorstellungs- oder Erklärungsarten der Schrift
ervorleuchtet, so daß nicht leicht eine Schriftstelle
yn wird, die entweder von andern Religionspartheyen
egenseitig erklärt zu werden pflegt, oder in unsrer
Kirche selbst von neuern Gelehrten der herrschenden
Meynung entgegen ausgelegt, oder endlich von Zweif-
rn und declarirten Schriftgegnern angefochten wird,
er nicht eine kurze, zur Verwahrung für Zweifel,
Neuerungen und einem auswärtigen Glauben abzielen-
e, Anmerkung wäre beygefügt worden.

Es gereicht daher auch das ganze Werk dem Fleiß
es Herrn P. Liebichs zur nicht geringen Ehre, der
ach dem Zeugniß des seligen Burgs durchgängig den
sten Entwurf zu den Anmerkungen gemacht und ihn
sdann Hrn. B. zur weitern Bearbeitung oder Aus-
ahl der Sachen übergeben hat. Wir wünschen sehr,
aß das Werk von recht vielen und besonders gemeinen
euten genuzt werden und der baldige Vertrieb eine
veyte Auflage in kurzen nöthig machen möge. Wir
offen es auch und blos in dieser Hofnung wollen wir
och einige Gedanken über das Institut sowohl, als
e Ausführung desselben niederschreiben, davon viel-
icht doch einer und der andre zu einer künftigen im-
er weitern Verbesserung etwas beytragen könnte.
Denn sonst gestehen wir und fühlen es in dem Augen-
ik recht lebhaft, daß es leichter sey, in einem solchen
elde zehn Vorschläge zu thun, als nur einen glüklich
iszuführen.

Zuerst wäre also die Frage, ob beyde Absichten,
m Gelehrten sowohl als Einfältigen zu dienen, sich
it einmal in einer dergleichen erläuterten Bibel be-

„fallen, obgleich freylich den bösen Schein völlig zu mei-
„den 1 Thess. 5, 22. — viel anständiger gewesen wäre,„
wir wünschen, daß sich ein Deist bey diesem Vielleicht
beruhigen möge. Aber noch mehr wünschten wir, daß
die Verf. mit einer Stelle aus dem Galen geantwor-
wortet hätten — herbey, ihr Herren, die ihr uns im-
mer auf die an sich so würdigen alten Gottesgelehr-
ten verweiset, und sie wohl selbst nicht kennet, um nur
ja den Unwissenden zu blenden, als ob andre sie nicht
gelesen hätten und alles schon von ihnen gesagt und wi-
derlegt sey, was izt für neu ausgegeben wird, herbey!
wie lautet die Diätregel? Der seel. Burg hatte jene
doch auch gelesen? Wir wollen also den alten Ausle-
ger, der sie angeführt, bey dieser Gelegenheit bekannt
machen: Er heißt Striegel. Doch dies beyläufig.
— In eben den ang. Kap. (und dies sey ein Exempel
des ersten Mangels) kann wohl niemand unbekannt
seyn, welche gehäßige und den Lehrstand in der Kirche
Gottes dem Gelächter bloß stellende Vorstellung die
Rede Nathans v. 10-14. 22-27. auch neuerlich wie-
der, obgleich nicht das erste oder zweytemal, paßiren
müssen, und wir erwarteten also hier vorzüglich eine
kurze Abweisung der gewiß sehr kleinen Spötterey, die
auch wohl mit etwas Salz hätte vermischt werden kön-
nen. Aus eben der Ursache fehlt der langen Antwort
noch viel, die Kap. 2, 6. gegeben wird und die kurz da-
hinauslaufet, daß David keiner wahren Rachgier könne
beschuldiget werden. So richtig das gesagt ist und vom
Delany lange vorher gesagt worden, so wenig reicht
es zu, dem Uebelgesinnten den Pfeil unbrauchbar zu
machen, den er nun auf das: thue nach deiner Weis-
heit,

heit, losdrücken wird, um den David wegen einer falschen Politik zu vergiften. —

Sollten wir nun auch sagen, daß wir alle Stellen, welche anderweitige Kirchenpartheyen aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, als die meisten Glieder der lutherschen Kirche, durchgegangen sind und die in der leztern angenommene Erklärung allezeit wieder gefunden haben? Vermuthlich sollen wir es sagen, können es aber auch nicht, ohne theils unsre tiefe Verwunderung zu äussern, wie es möglich sey, daß die exegetische Wahrheit in so viel hundert Stellen durchgehends auf einer Seite auch dießmal angetroffen worden, theils den offenherzigen Wunsch zu thun, daß der noch so gutgemeinte systematische Geist der Ausleger, doch endlich einmal dem Geist Gottes, wie er in der Schrift redet, sich unterwerfen wolle. Und gekränkt hat es uns, Matth. 25, 35. Luc. 7, 47. aus unnöthiger Furcht, der römischen Kirchenparthey in dem verdienstlichen der Werke nicht zu nahe zukommen, die körnigte Ermunterung zu einem ausübenden Christenthum, die der Erlöser im Sinn hätte, bis auf die Schale ausgepreßt zu finden: „Das Verbindungs„wort denn, heißt es bey dem ersten Ausspruch, kann „hier die Meynung unmöglich haben, daß die Seelig„keit um der guten Werke willen gegeben werde, wel„che anderwärts Christus selbst allein dem Glauben „und nicht den Werken verheisset.„ Aber widerspricht denn beydes einander? Ist das nicht auch Glaube an Christum? Sagt er das nicht auch selbst; „es werden „nicht alle, die zu mir sagen Herr! Herr! in das Him„melreich kommen, sondern die den Willen thun

„meines Vaters im Himmel; ihr seyd meine Freunde, „so ihr thut, was ich euch gebiete; so ihr euch unter„einander liebet, so seyd ihr meine rechte Jünger,„ wird daraus ein opus operatum, wider welches eigentlich die Verfertiger der Augspurgischen Confeßion so männlich stritten? Nein, gewiß nicht! Aber dafür wird ein ausübender, thätiger Glaube daraus werden. Ich werde meinen Feind lieben, weil Christus einen so hohen Preiß darauf gesezt hat, in dieser Betrachtung ihn lieben, und so an ihn glauben, mich trösten, daß ich ihm gefalle, und in den Augenblik sein rechter Jünger bin. Auch ist es freylich gewiß und kann man es nicht oft genung sich vorsagen, „wenn „ihr alles gethan habt, so sprecht, wir sind unnütze „Knechte.„ Aber wo steht denn, „wenn ihr alles ge„than habt, so will ich, so wird mein Vater sagen, „ihr seyd unnütze Knechte.„ Oder ist beydes so ganz einerley? Bey dem andern Ausspruch wird erinnert, es ist so geredet, wie wenn wir sprächen: „dieser Mann „muß grossen Reichthum besitzen, denn er hat viel „Allmosen gegeben.„ Aber es ist nicht so geredet, denn sonst müßte der Erlöser gesaget haben: „ihr „müssen viel Sünden vergeben worden seyn, denn „sie hat u. s. w.„

Wir waren nun noch willens zu erinnern, daß oft fünf- sechserley und noch mehr verborgne Absichten gewisser Handlungen und Begebenheiten, z. E. bey der Erzählung von der Taufe Christi, gemuthmasset werden, welches theils in einen dergleichen Werke unnöthig, theils unsicher, theils oft übertrieben ist, als bey dem gleich gedachten Vorfalle, wo der Evangelist

Lucas

lucas ausdrüklich nur eine bemerket. — Allein wir würden zu weitläuftig werden, und wollen also nur noch kurz sagen, wie wir etwa die Besorgung eines solchen Werks würden veranstaltet haben. Als ein so grosser ansehnlicher Bischof, wie der selige Burg war, würden wir unter alle unsere Herren Prediger, die wir als Schriftgelehrten gekannt hätten, das Werk vertheilet haben. Wir würden einem jeden aufgegeben haben, bey seiner täglichen Lesung der Schrift alles sich kurz anzumerken, was ihm einer Bemerkung werth scheinen, oder dieselbe nöthig haben möchte. Allen würden wir auch gewisse Lecturen empfohlen, und keinen, auch uns selbst nicht, eine gewisse Zeit vorgeschrieben haben. — Was uns ein jeder einzeln geliefert hätte, würden wir nicht nur aufs bedächtigste geprüft, wie es der selige Mann gethan, sondern auch unsere Gedanken darüber von neuen andern communicirt, oder mit den indeß eingelaufenen Bemühungen der Uebrigen verglichen, und so nach und nach das Ganze zusammengesezt haben. Ein Burg allein, in der Gesellschaft eines einzigen geschikten Vorarbeiters, kann unmöglich die ganze schwere Last zehn Jahre nach einander, unter so vielen andern, tragen, ohne zuweilen zu sinken. Verdienstes genug, daß er sie so freywillig über sich genommen, mit so anhaltenden Eyfer getragen, und mit so viel Erfolg niedergelegt hat.

A.

XXVI.

Martin Frobenius Ledermüllers, Hochfürstl. Brandenburg. Culmbachischen Justiz-Raths und Naturalien-Cabinets Inspectors, wie auch der Kayserl. Akademie der Naturforscher und der deutschen Gesellschaft zu Altdorf Mitglieds, physikalisch-mikroscopische Zergliederung des Korns oder Rockens: nebst der Beobachtung seines Wachsthums, mit IV. nach der Natur mit Farben auf das fleißigste erleuchteten Kupfertafeln. Verlegt von Adam Wolfg. Winterschmidt in Nürnberg, 1764. gros Folio, 12. S. ohne die Zueignung an Herrn Grafen von Ellrodt und ohne die Kupfertafeln.

Der Verf. hat seine Verdienste bey Ausführung einiger Entdeckungen unsers Jahrhunderts in dem Pflanzenreiche. Aber es könnte uns mit ihm gehen, wie mit viel andern Männern, die in dieser oder jener Wissenschaft einmal einen einzigen starken Schritt gethan haben, wann wir hernach alle ihre Schritte, wenn sie auch nur Grimassen sind, vor erheblich ansehen, und sie damit verwöhnen, dem Reich der Wissenschaften nicht mit eben dem Fleiß und der Genauigkeit zu begegnen, durch welche man sie das erstemal kennen gelernt hat.

Der Titul verspricht eine physikalische Zergliederung des Rockens und Beobachtungen seines Wachsthums.

Die Naturlehre soll also dabey gewinnen.

Wir

Wir wollen doch sehen, was der Hr. J. R. vor ie dabey geleistet habe. Es ist kein Zweifel, daß der physikalische Kräuterkenner und Oekonom bey Erblickung eines solchen Buchs am ersten auf die Gegenstände verfallen wird, die in der Naturlehre noch nicht ntschieden sind. Ein solcher Gegenstand ist die Frage: Was ist die Grundursache von der rothen Farbe des Rockenkeims? Ferner: Wo kommen die thierische Theile n dem Mehle her, die in dem Waitzenmehl nach Absonderung des Kraft- oder Stärkmehls den Kleister geben, welcher so stinkend als ein Aas werden kann? Hat der Rocken viel oder wenig solch animalisches Wesen? Ist es vielleicht das Gluten und was kann nan davon beobachten? Kann man den Keim nicht n seiner verhältnißmäßigen Gröse, mit dem ganzen Korn und in einem Entwurf seiner künftigen Gestalt ntdecken, ehe der Saame in die Erde kommt? Kann man an diesem Keime nicht die Gränze bestimmen, wo sich Wurzel und Stamm scheidet? und kann man daraus nicht zu Erklärung der Ursachen ein Licht bekommen, warum ein Theil des Safts hinab in die Wurzel und ein anderer Theil hinauf in den Halm steigt?

Aber was findet der Physiker vor Trost in diesen Bogen? daß der Rocken roth aufkeimt; das weiß der Bauer lange. Vielleicht wird man einwenden, die Grundursachen der Farben bey den Pflanzen erfordern ne eigene Theorie; wann sie in der Figur der Theile, e zu Spaltung oder Brechung der Lichtstrahlen mehr der weniger bequem ist, gesucht werden muß; so kann

die-

diese Subtilität nicht mit den Augen, wenn sie auch bewafnet sind, beobachtet werden.

Aber diese Einwendung hätte ihn nicht abhalten sollen, wenigstens mit der Untersuchung soweit *zu gehen*, daß er mit Gewißheit hätte sagen können, *bis* zu welchem Grad der Vergrösserung die Einwendung richtig sey; denn kann der Blindgebohrne die Farben blos durch das Gefühl ihrer mehr oder weniger spitzigen oder fetten Theile unterscheiden, der sein Gefühl nicht durch die Kunst bewafnen kann; warum soll es ein sehender nicht thun können, der sein Auge bewafnen, und die Gegenstände dem Gesichte unzähligmal fühlbarer machen kann? Wäre aber auch dieses nicht möglich, oder wären die Figuren der Theile, die die Ursache der Farbe ausmachen, so gar unsichtbar *klein*; so hätten wir doch gewünscht, der Hr. J. R. hätte seine Saamkörner zu dieser Absicht in verschiedenen salzigen Wassermischungen aufkeimen lassen, um zu sehen, ob die rothe Farbe sich nicht erhöhen oder schwächen lasse, um wenigstens daraus von der Mischung der Salze einen sichern Schluß ziehen zu können, ob darinnen eine Ursache der rothen Farbe zu suchen seyn möchte, oder nicht?

Hätte nicht der Verf. der doch sonst schon die Aale in dem Kleister so sorgfältig bemerket hat, ein Saamkorn zermalmen und suchen können, ob sich nicht Eyer zu den Aalen in dem Mehle finden, aus welchen sie in dem Kleister erst das Leben bekommen? ob diese Insektenever also schon in dem Saamen liegen und das thierische ausmachen, welches jenen stinkenden Geruch verursacht, und ob diese Eyer vielleicht schon in dem

Nah-

Nahrungssafte, wie in einem jeden Wasser stecken und der Wurzel zugeführt, von dieser aber bis zur Frucht hinaufgeschikt werden?

Vielleicht hätte in der ganzen Lehre von dem Brande und dem Roste des Getraids ein Licht aufgelekt werden können, um den Insekten nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig dabey zuzuschreiben.

Den Keim zeigt uns endlich der Verfasser; aber wie? im Ausbruch und nur auf einer Seite. So wollten wir ihn nicht sehen; wir wollten ihn liegen sehen, ehe er ausbrach, so wie ein Hüngen im Ey ehe es auskriecht; und wir wollten ihn gerne im Durchschnitte sehen.

Es ist keine Entschuldigung, wann man etwan sagen wollte: er ist viel zu klein vor das Glas. Denn da widerspräche sich Hr. L. selbsten.

S. 6. wird nach dem Deslandes die mehligte Substanz, die den Keim umgiebt, als eine Menge kleiner weisser durchsichtiger Kugeln angegeben. „Diese Kugeln schleichen sich in die Zwischenräumchen des Keims ein.„

Nun hat der Verfasser diese Deslandische Kugeln beobachtet, und mahlt sie uns nach dem Milchmeyerischen Mikroscop so groß, wie mittelmäßige Erbsen.

Wenn dann auch nur je eine einzige solche Kugel in ein jedes Zwischenräumchen des Keims einschleichen soll; so muß doch das Räumchen allemal grösser seyn als die Kugel, und die vesten Theile neben dem Raum müssen noch grösser seyn. Warum sollte also der Keim nicht eben so deutlich, ja wohl, da er ungleich grösser als eine einzele Kugel, noch viel deutlicher beobachtet

tet werden können? — Aber vielleicht ist das was der Verf. vor Kugeln hält, weiter nichts als ein Nez. — Auf der III. Tafel fig. t, ist ein Rockenkorn an der einen Seite angeschnitten; aber gerad auf der unrechten, die nemlich dem Keim entgegen gesezt ist. Gar füglich hätte der Schnitt auf der andern Seite geschehen, der Keim subtil durchschnitten und damit eine weit wichtigere Beobachtung gemacht werden können.

Doch vielleicht fordern wir zu viel von dem Hrn. L. R. Allem Ansehen nach sind die Tafeln nur zur Ergözung der Augen und des Gemüths gestochen und mit Farben schön illuminirt. Aus diesem Gesichtspunkte hat er genug geleistet, und vielleicht lag eine einzele Ursache im Grunde, sie herauszugeben; es ist aber allemal in solchen Fällen eine Art von Verdienst, Produkten, die vor einzele Gegenstände erwachsen sind, einen Schein der Allgemeinheit zu geben.

Und doch kann man auch dieses Verdienst dem Verf. bey dieser Arbeit mit guten Gewissen fast nicht einräumen. Wir können es uns verzeihen, um einer einzigen guten Stelle willen ein Buch zu kaufen, das im übrigen gar keinen Nuzen hat. Aber wir finden auch hier nicht einmal diese einzige Stelle.

Wir wollen gar nicht fordern, daß man uns etwas neues hätte sagen sollen; aber doch hätten wir soviel erwartet, ohne welches man, in unsern Tagen zumal, von einer Pflanze gar nicht reden kann. Wann ein Cramer in der Forstwissenschaft die Lehre von den Blüthen ausläßt, so führt er doch die Ursachen an, warum er es thut.

Und

Und von dieser Zeit an, kann sich allenfalls nie- nand mit seinem Exempel schützen, als wer etwan in inem Geschmacke etwas vom Forstwesen schreiben wollte. Aber! auf dem Titul physikalische Beobach- ungen anzukündigen, ein Saamkorn und die Theile iner Milch zu schildern, den Halm aufwachsen und eif werden zu lassen, und keine Blüthe zu bemerken, as scheint uns eben soviel zu seyn, als in der Genea- ogie von dem Vater auf den Enkel zu springen und en Sohn auszulassen.

Indessen könnte man immer sich noch dabey beru- igen, so lang keine Ketzerey mit unterlauft. Unser Herr Beobachter macht sich aber ein besonderes Ge- häft, eine Wahrheit, die man noch immer vor un- veifelhaft hält, und die er selbst aus dem Journal economique S. 3. anführt, daß nemlich bey dem usbruch des Keims die Wurzel zuerst komme, in inen darüber gemachten Anmerkungen, S. 5. ohne Nachsicht über den Haufen zu stossen.

„Die Natur, sagt er, beobachtet hierinnen nicht allemal einerley Folge, denn an vielen Körnern sie- het man die Wurzeln und wiederum an andern den Keim zuerst, hervorkommen; an denen meisten aber sprossen Keim und Wurzeln zugleich aus.„

So sind also der Hr. J. R. vermuthlich durch Versuche von dieser neuen Wahrheit überzeugt? wir ollen doch ein paar Blätter umschlagen und den Be- cht von Ihren Versuchen darüber nachlesen. Auf der . Seite Tab. I. belieben Sie sich so zu erklären: „Nach 2. Stunden, nemlich um 8. Uhr, suchte ich noch ein paar Körner aus der Erde hervor, und an diesen

„war würklich die erste und stärkste Wurzelfaser bereits „aus der Mitte gesprossen und mit blosem Auge zu er„kennen.„

Nun sagen Sie uns doch, ob Sie aus diesem Versuch den Saz genommen haben, daß die *Wurzel später* als der Keim und meistens zu gleicher Zeit komme? das wäre ja offenbar widersprechend.

Oder wo haben Sie denn sonst Ihren Saz her? Haben Sie vielleicht geheime Versuche gemacht, die Sie uns vorzulegen nicht vor gut finden? und sollen wir es also nur so auf Ihr Wort glauben, so ungefähr, wie Sie uns auf der 6. Seite versichern, daß die Deslandische Anmerkungen so richtig sind, daß sie nicht das mindeste dabey anzumerken wissen? — ist also dieß Beweises genug, den Deslandes vor wahr zu halten, weil Sie nichts gegen ihn anzumerken wissen. — Wenn Deslandes sonst nicht Recht hätte; so würde er durch ein solches Zeugniß nichts gewinnen. Fragen Sie doch einmal einen Brauknecht, wenn Sie es nicht schon wissen, ob die Gerste, wann sie auf der Malzrenne wächst, Wurzeln oder Keime zuerst treibe? oder ob das ein tüchtiges Malz sey, welches Wurzel und Keime treibt? der Brauknecht wird Ihnen sagen, wann der Keim vor der Wurzel käme; so sollte es mit dem Bier schlecht aussehen.

Doch wir haben genug mit Ihnen geredet, in Hofnung, daß Sie es uns nicht übel nehmen werden; denn wir haben gar keine andere Absicht als die Wahrheit, und wir würden Sie beleidigen, wann wir auch Ihnen eine andere zutrauen wollten.

Wir

Wir wollen sie gar nicht abschrecken, uns noch länger mit ihren Beobachtungen zu beschenken, denn das müssen wir aufrichtig sagen, daß sie uns doch auf 4. Kupferplatten mehr Sachen liefern, als andere neuere kostbare Naturaliensammler auf 20. Platten thun, die sich kein Bedenken machen, einen Floh in seiner natürlichen Größe ganz allein auf eine Platte zu bringen.

Nur wollten wir uns ausbitten, vorher mit gelehrten Naturkündigern sich zu unterreden, worüber Sie eigentlich ihre Beobachtungen anstellen wollen, wann Sie anders wünschen, daß ihre Platten einen ausgedehntern Nutzen haben sollen, als ausserhalb ihrer Ringmauern.

Diesen Rath aber müssen wir noch hinzufügen, in der Beschreibung des Rockens keine Raupe zu schildern, denn da sucht man sie nicht; oder wann sie es thun wollen, den Schmetterling mit dabey zu zeichnen; sonst würde es wieder eben soviel seyn, als eine Pflanze zu schildern, ohne ihre Blüthe zu bemerken.

L.

XXVII.

Theocriti reliquiae utroque sermone cum scholiis graecis et commentariis integris Henr. Stephani, Ios. Scaligeri et Is. Casauboni. Curavit hanc editionem, graeca ad optimos codices emendavit, *librum animadversionum*, indicemque verborum Theocriteorum addidit,

Io. Iac. Reiske. Tomus secundus. Viennae et Lipsiae, sumtus erogavit Io. Fr. Iahn, 1766. Klein 4. 332 S. mit 16 S. Zuschrift an die Herren Meermann, Valkenar, und Abr. Gronov, und Vorrede; und noch 1 Alph. 14 Bog. Index.

Der erste Band dieser Ausgabe ist zu seiner Zeit angezeigt worden, II. B. II. St. S. 215. f. Wir verweisen also wegen Einrichtung der Ausgabe und des Textes, dahin. Man wird auf dem Titel gleich, wenn man ihn gegen den vom ersten Bande hält, eine Veränderung des Entwurfs bemerken; statt drey Bücher Anmerkungen, folgt hier nur eins: das zweyte war zu Verbesserung der lateinischen Uebersetzung, und das dritte für die Scholien bestimmt. Wäre der Plan vom Anfang besser gemacht worden, (allein dieß ist Hrn. R. nicht zur Last zu legen; und dem Herrn Verleger wollen wir es verzeihen, da er wenigstens Veranlassung gegeben hat, daß wir etwas bessers als einen blosen Abdruk der Londner Ausgabe erhalten haben;) wäre aber der Plan gleich Anfangs so gemacht worden, daß man die Uebersetzung gar weggelassen, oder neu ausgearbeitet beygefügt hätte, so wäre jenes Buch völlig weggefallen, aber das dritte ist auf keine Weise zu entbehren. Die Scholien sollten bey einer solchen Ausgabe uns nicht vorenthalten werden, und der Verleger bleibt sie dem Publikum noch schuldig.

Wir wollen uns bey dem, bereits auf dem Titel angegebnen Anmerkungen und Commentarien andrer Gelehrten, die in diesem Band voran stehen, nicht aufhal-

halten. Voraus gehen zwar noch die in andern Ausgaben auch noch befindlichen kleinen Aufsätze von unbekannten griechischen Grammatickern über Theocrits Leben, das Hirtengedicht rc. ein Auszug aus Montfaucons Bibliotheca Bibliothecarum von den Handschriften vom Theocrit; die vom Xylander supplirten griechischen Scholien über Idyll. S. 9. u. f. auch einige Scholien aus einem Commelinischen Exemplar, das Hr. R. aus der Weimarischen Bibliothek erhalten hatte, an dessen Rande sowohl diese Scholien, als einige Verbesserungen und Lesarten aus der Handschrift eines Nic. Stape und aus einer andern Handschrift F. B. bezeichnet, von einer unbekannten Hand eingeschrieben waren. Doch wir eilen zu Herrn D. Reiske eignen Animadversionen. Die Hülfsmittel, welche er zur Hand gehabt hat, haben wir zum Theil schon bey Gelegenheit des ersten Bandes angeführt. Das vorzüglichste ist die aldinische Ausgabe von 1495. nach ihren zwiefachen Abdrücken; denn von der römischen des Zach. Calliergus ist die Stephanische abgedrukt, und die beyden venetianischen 1539. und 1543. haben keinen kritischen Werth. Auch ist die Brubachische und Commelinische noch verglichen. Ferner sind noch gebraucht die Leipziger Handschriften, deren beym ersten Band gedacht worden ist; Lesarten aus vier Handschriften zu Florenz, durch Hrn. Abr. Gronov überschikt, und die Lesarten aus dem nur erwähnten Weimarischen Exemplar. Man wird sagen, dieß thue der Aufschrift noch keine Genüge: Graeca ad optimos codd. emendavit; doch die vortrefliche aldinische Ausgabe ist auch mit darunter

zu rechnen; und ausserdem sind dieses die besten Handschriften, aus welchen wir zur Zeit Lesarten haben. Daß Herr R. die übrigen kritischen Hülfsmittel und Vorräthe aus Scholiasten, Glossarien, Anführungen in alten und Verbesserungen in neuen kritischen Schriften gebraucht hat, versteht sich von einem Manne, der bey dieser Kritik grau wird, von sich selbst; und von Hrn. R. erwartet man auch ohne unsre Erinnerung scharfsinnige Verbesserungen und freye Muthmassungen. So wenig unterhaltend auch einzelne Beyspiele dieser Art ausserhalb dem Zusammenhang sind, so wollen wir doch einem Theil unsrer Leser zu Gefallen einige der vorzüglichern von der leztern Art anführen, und nur vorher anmerken, daß gleich Anfangs eine neue Erklärung des Worts Idylle gegeben wird, daß es ein witziges, artiges, Gedicht, und überhaupt einen feinen Einfall bedeute. In einem Fragment des Callimach. S. 577. der neust. Ausg., welches hier schön ergänzt wird: και τοσον οφθαλμοι γαρ απευθεες, ὁσσον ακουη (vermuthlich hat Hr. R. so schreiben wollen, und nicht ακοη) Ειδυλις der Etymologus M. erklärt es επιστημων, ευδυια; wir sprechen ein scharf Gehör. Hingegen die Verbesserung oder Muthmassung im 1. V. der ersten Idyll. Ἁδυ τι τοι statt το ψ. würden wir nicht gelten lassen; denn το ψιθυρισμα και ἁ πιτυς stehen im Verhältniß. Idyll. 1, 102. wird die bessre Lesart: ἁλιος und δεδυκει wieder eingenommen. Dürfte aber nicht auch besser seyn, die Parenthesis blos auf die beyden Worte: Φρασδει παντ' einzuschränken? Doch wir wollen uns blos auf die in den Text eingenommenen Lesarten einschränken.

Idyll.

dyll. 5, 39. 40. Και ποκ' εγω παρα τευ τι μαθων
·λον, η και ακουσας, Μεμναμ'; was kann ich
ich wohl erinnern Gutes von dir gehört zu
iben? Herr Reiske verbessert: τι μαθον καλον
και ακουσα; Μεμνα μ' erinnere es mich; so daß
μναν ein eignes Wort sey, einen an etwas erinnern.
dyll. 7, 1. vermuthet er, daß εγω και Θεοκριτος
lesen, und das Gedicht nicht vom Theocrit, son-
rn dem Simichidas aus Cos sey. Idyll. 7,
12. wo der Hirt dem Pan droht, müssest du in dem
irksten Winter auf den thrazischen Gebürgen
·hen, εβρον παρ' ποταμον τετραμμενος, εγγυθεν
τλου. Man könnte es auf die kalte Luft ziehen,
: ordentlicherweise an großen Strömen empfindlicher
rd. Hr. R. hat geändert πεπραμένος, verkauft,
wird sich nun noch fragen, ob die Prosodie und der
ialect des Dichters nichts dabey zu erinnern hat.
). 9, 13. lißt Herr R. recht gut: ὅσσον ερων τω
mlich μελεδαινεις. Idyll. 13, 24. das Schiff Argo
te durch die Symplegaden durch. Αλλα διεξαιξε
ιθυν δ' εσεδραμε Φασιν, Αιετος ὡς, μεγα λαιτμα
tere. beyde Worte versteht man von dem Meer, und
nmt eine kleine Versetzung der Worte im Dichter
, die sich auch sonst zu finden pflegt. Herr R. hat
drucken lassen: Αιετος ὡς μεγαλαιχμος, der große
lauen hat; wir wissen nicht, ob der Sprachgebrauch
χμη in diesem Verstande bestätiget. Id. 14, 1.
λα τοι αυτῳ nemlich λεγο Ιουλο, Ιο χαιρειν. Herr
. verbessert im Text τυ αυτον nemlich βουλομαι
ιρειν. Id. 14, 36. εξω απωχετο θασσον. Be-
emer wäre freylich in gebietender Art: αποιχεο

So ist auch in dem Text eingerükt. In den Anmerk. wünschet Hr. R. lieber απωκε τυ gesezt zu haben; Nur ist dies ein Wort, das bloß nach der Analogie von διωκω gemacht ist. Wie aber, wenn das Stammwort von diesem διω ist? Id. 17, 122. in der etwas schweren Stelle, weil sie sich auf einen sprüchwörtlichen Ausdruk zu beziehen scheint, der uns nicht ganz deutlich ist: Μουνος ὁδε προτερων τοκεων ετι θερμα κονιη, Στειβομενος καθυπερθε, ποδων εκμασσεται ιχνη, vielleicht in dem Verstand: er, Ptolemäus, dessen kindliche Liebe gegen seine Eltern gepriesen wird, ist der erste unter den bisher lebenden, welcher die noch frischen Fußtapfen seiner Eltern, indem er in dieselben tritt, nicht austritt, sondern Abdrücke davon macht. Er hat ihnen kostbare Tempel aufgeführt f. f. Herr R. sezt statt ετι, ὧν seinen Eltern, den einzigen unter allen Eltern, deren Staub die Abdrücke der darüber wandelnder annimmt, hat er Tempel aufgeführt. — Aber schon längst eilen unsre Leser über dies Blatt weg. Gut, wir wollen nur noch sagen, daß viel Gelehrsamkeit durch diese Anmerkungen verbreitet, und vielen Stellen durch eine beßre Lesart, beßre Erklärung, Veränderung der vorangeschriebenen redenden Personen und der Interpunktion Licht verschaft ist.

M.

XXVIII.

XXVIII.

Der beym Einkauf inn- und ausländischer Weine klüglich verfahrende deutsche Handelsmann und Hauswirth. Leipzig 1766. 8. 302 Seiten mit einer Vorrede und Register.

Das Kapitel von französischen Weinen ist das brauchbarste, aber doch mehr vor den Spediteur als vor den eigentlichen Weinhändler. Es ist eine Art von Intelligenz, womit gewisse Adressen in Deutschland angepriesen werden.

Alles übrige ist sehr unerheblich und meistens unrichtig. Von den innländischen Weinen sind die Nachrichten gar zu mager. Der 1728r. und 1753r. Frankenwein gehört, wie der V. sagt, nicht unter die vorzüglich guten Jahrgänge. —

Wir müssen ihm zur Nachricht melden, daß der 1728r. besser gewesen als der 1727r. obschon der Herbst nicht so reich war; der 1753r. ist heute noch besser als der 1748r. Fast lächerlich ist es einem Franken, den unschuldigen Distelhäuser Wein, der an der Tauber wächst, und dessen größte Tugend darinne bestehet, daß es beynahe unmöglich ist, sich darinne zu berauschen, unmittelbar dem Würzburger Steinwein nachgesezt zu sehen. Vielleicht bekommen ihn die Herren Obersachsen mit Brandwein vermischt von den Fuhrleuten und finden ihn stark.

Der Wertheimer, insonderheit der jenseit des Mayns wachsende Haßlocher Wein, hätte mehr als eine blose Allegirung der Leineweberischen Disputation verdient. Er ist derjenige, der dem Rheinwein auch im Gefährte

am nächsten kommt, und in Ansehung der Gesundheit den Würzburger weit übertrift.

Eine andere Neuigkeit meldet uns der Verf., daß um Ochsenfurth der Frankenwein sehr schön wachse, und auch um Schweinfurth, ferner zu Niederhall, Nagelsberg rc.; wir führen dieses nur an, um den wahren Kennern Frankenlands etwas zu lachen zu machen.

Hiezu gehört auch der Gedanke von dem Betrug der Böttcher, die mit Trankgeldern gewonnen werden können, den Fässern eine kleinere Eich zu geben, als sie von aussen zu haben scheinen.

Der Verf. muß nicht wissen, daß ein jedes Faß, wann man der Angabe des Inhalts trauen soll, einen gerichtlichen Brand oder Anschnitt haben muß, und diesen nicht eher bekommt, als bis der Inhalt vorher durch das Wassermaas untersucht worden.

Wer einem ungebrandten oder nicht angeschnittenen Fasse trauen will, der wird nicht betrogen; er betriegt sich selbst.

Bey den Rheinweinen redet er nur blos vom Rhingau, und nichts von Niersteiner und andern treflichen Rheinweinen ausser dem Rhingau, auch nichts von den Oberrheinischen, obschon diese meistens den Ausländern, die keine Kenner sind, anstatt des Rhingauers zu Theil werden.

Das 21ste Kapitel von den Wechselgeschäften, ist aus dem Versuch einer Einleitung in die Handlungswissenschaft entlehnt, und enthält nur allgemeine Nachrichten vom Wechselrecht, woraus ein Weinhändler,

der

der sonst den Wechsel nicht schon versteht, alleine nicht klug werden kann.

Das lezte Kapitel von Aufbewahrung der Weine, verspricht auch mehr als es leistet. Wann der Verf. nur gelesen hätte, was Bidet hievon insonderheit vom embauchiren geschrieben; so hätten viele Kunststükgen und Recepte, die aus dem Kochbuch einer alten Matrone entlehnt zu seyn scheinen, wegbleiben können. Auch die Glauberische Grille S. 215. fgg. von Concentrirung des Weins würde füglich haben ausfallen können.

Uns wundert, daß der Verf. nichts von den hohen Hohlzapfen oder Spunten erwähnet, deren man sich bey den grossen Fässern in unsern Tagen, anstatt der flachen mit Leinwand eingefütterten Spunte, bedienet.

Im übrigen ist der Plan der Schrift ganz gut und für grosse Haushaltungen, die sich öfters zuviel den Weinhändlern vertrauen müssen, nüzlicher als für diese, die insgemein schon bessern Bescheid wissen.

Bey einer künftigen verbesserten Auflage könnte sie noch nüzlicher werden, wenn zumal die Materie von den deutschen Weinen richtiger behandelt würde.

L.

XXIX.

Henr. Io. Nepom. Crantz, S. C. A. Majest. Consiliarii, institutionum med. et Materiae med. Vindob. Prof. Publ. ord. Acad. imp. Nat. curios. et societ. botanic. Florentin. Sodalis

In-

Institutiones rei herbariae juxta nutum naturae digestae ex habitu. Tomus I. ohne die 52 Seiten starke Vorrede 592 Seit. Tom. II. 550 Seiten. Impensis Io. Paul. Kraus, Bibliopolae Viennensis. 1766. in gr. 8.

Herr Cr. ist ein Feind von allen botanischen Systemen, die sich nur auf einen gewissen Theil der Blüthen gründen. Er stößt sich an die Menge und Verschiedenheit dieser Systeme, deren eines dem andern den Vorzug streitig machen soll, wie auch an die Trennung der verwandten Pflanzen und Verbindung mancher sehr unähnlichen, die dadurch zuwege gebracht wird. Insonderheit ist er auf die Eintheilung der Pflanzen nach den Geschlechtstheilen und den Erfinder derselben, sehr übel zu sprechen, dessen Bemühungen er doch durch das ganze Werke so gut anzuwenden gewußt hat. Herr Cr., für dessen Verdienste wir sonst viele Hochachtung haben, ist nicht der erste, der eine solche Sprache führt. Auch die scharfsichtigsten Systematicker erkennen gewisse Mängel bey ihrer Eintheilung, und gestehen der natürlichen Methode den Preiß zu. Was sind aber alle unsere bisherigen sogenannten natürliche Methoden? Anstatt daß der Kräuterkenner sich nach der Natur richten sollte: so muß diese, so wie bey den andern, sich nach ihm richten. Und soll die Mannichfaltigkeit der künstlichen Methode einen Beweis von ihrem geringen Werth abgeben, was soll man dann von der natürlichen sagen? Man vergleiche nur der Herren van Royen, v. Linné (Fragmenta) Gerard, Scopoli, Adanson, Oeder Classen mit einander: wie verschieden sind sie nicht

nicht beydes der Zahl derselben und der Verbindung der Pflanzen nach? Und dennoch haben sie alle einerley Absicht. Unser Hr. Verf. nimmt 15. Classen an, deren Namen folgende sind: 1) Cryptantheae; 2) Incompletae; 3) Compositae; 4) Gramina; 5) Palmae; 6) Liliaceae; 7) Ringentes; 8) Papilionaceae; 9) Cruciformes; 10) Umbelliferae; 11) Columniferae; 12) Calyciflorae; 13) Fructiflorae; 14) Pauci-stamineae; 15) Multi-stamineae. Eine jede Classe hat ihre Ordnungen unter sich. Und vor einer jeden dieser Eintheilungen, wie auch vor einem jedweden Geschlecht sind die Charaktere hingesezt. Bey denjenigen der Geschlechter ist der Hr. Verfasser, wie er anzeigt, den Herren v. Linné, Ludwig, Böhmer und Gleditsch, gefolget. Die Namen der Geschlechter sind aber auch hin und wieder, nach des Herrn Verf. eigenen Grundsätzen geändert worden: so wie Potentilla Fragaria genannt wird. Wir sind dem Hrn. Verf. nicht zuwider, daß er lieber Bugula als Ajuga schreibt, nur muß nicht bey jenem Namen *omnium* stehen: so lange Herr v. Linné und so viele verdienstvolle Männer mit ihm den andern brauchen. Die Beschreibungen der Gattungen sind fast durch und durch aus des Ritters v. Linné Speciebus, verschiedentlich auch aus der Herren van Royen und von Haller Schriften. Nur selten werden Synonyma oder Beschreibungen anderer Schriftsteller angeführt; nüzlich aber sind die Citationen brauchbarer Abbildungen. Ueberhaupt zählt Hr. Cr. 1212. Geschlechter. Wir wundern uns, daß der Hr. Verfasser gewisse Geschlechter, als das Poterium und

San-

Sanguisorba, Sedum und Rhodiola, Agrostemma und Lychnis, die wider die Natur getrennt zu seyn scheinen, nicht zusammenzieht. Die beyden lezten Classen, die doch ein Viertell des Ganzen ausmachen, davon die 14te Pflanzen, mit weniger als 20. Staubfäden, und die 15te Pflanzen, mit mehr als 20. Staubfäden, enthält, wird wohl niemand natürlich nennen können. Der Hr. Verf. nennt sie zwar auch nicht so. Sollte aber wirklich die Natur so widerspenstig seyn, daß man nothwendig den Arbutus neben die Atropa, die Reseda neben die Viole, das Staphylodendron neben die Garidella, die Callitriche neben den Butomus, u. s. f. stellen mußte. In der lezten Classe erblikt man unter den Linnéischen Polyandristen, auch das Hypericum und die Grewia. Wir dachten hier, so wie im zweyten Fascickel: der Stirpium austriacarum, in dieser Classe auch die Linnéischen Icosandristen und die Columniferas zu finden: diesen hat der Herr Verfasser doch mit Grund hier andere Stellen angewiesen.

*—.

XXX.

Gemeinnütziges Natur- und Kunstmagazin, oder Abhandlungen zur Beförderung der Naturkunde, der Künste, Manufacturen und Fabricken, mit Kupfern. Erster Theil. Berlin, 1763. 8. 726 S. bestehend in 6. Stücken.

Zweyter Theil. Berlin, 1764. 829 Seiten.

Wann

Wann die Magazine in dem Reiche der Gelehrsamkeit den Mitarbeitern so viele Vortheile gewähren könnten, als die Magazine in den ..zten Kriegen den Commissarien; so wäre es kein Wunder, wann die Magazine bald ein eigen Studium ..der einen besondern Theil der Gelehrsamkeit ausma..en sollten. Wir wollen diese Betrachtung den Ver..gern überlassen, und hier nur den Inhalt dieser bey..en Theile kürzlich anzeigen.

Das erste Stük des ersten Theils enthält 6. Ab..andlungen, darunter eine vom Donner, eine andere ..on Krankheiten der Pferde, und die übrigen von ..Manufacturen. — Es sind lauter Uebersetzungen ..us dem Französischen, theils aus alten Parißer Me..moires, theils aus Savory Dictionaire. Die Be..hreibung von der Art die Indianische Zitze zu mahlen, ..nd was von den chymischen Wahrnehmungen der ..Laboucoje, in welcher das ganze Geheimniß von der ..Dauerhaftigkeit der Farbe stekt, verdient die Aufmerk..samkeit unserer Naturkündiger, um ähnliche europäi..sche Gewächse zu finden. Das zweyte Stük enthält .. Abhandlungen für die Schiffarth und den Landbau. ..Das dritte 7. Abhandlungen, theils von der magneti..schen Kraft, theils für die Mineralogie, theils für ..die Manufacturen; viele sind in andern Sammlungen ..schon lange bekannt worden. Das vierte für die Ma..nufacturen und den Landbau. Das fünfte Hrn. Frank..lyns Briefe über die Electricität; alles übrige ist mi..neralogisch und für Färbereyen, Goldarbeiter, Jube..lier, wie auch etwas weniges aus dem Pflanzenreiche.

Das

Das sechste theils mineralogisch und etwas für die Schmelzwerke, für die Färbereyen, von der Viehseuche und dem Türkischen Waitzen. Was nicht aus den obenangezeigten Quellen her ist, das ist wenigstens aus dem Journal œconomique genommen.

In dem zweyten Theile wird eine ganz andere Einrichtung angekündigt; es sollen keine alte, sondern lauter neue fremde Schriften erscheinen, die in andern Sammlungen selten vorkommen, und eine jede Abhandlung ist so abgedrukt, daß man sich solche auch einzeln ausser dem Zusammenhange mit dem Magazin anschaffen kann. Den größten Raum nimmt die Uebersetzung des ersten Theils, von des Hrn. Lewis physikalisch-chymischen Abhändlungen und Versuchen zu Beförderung der Künste, Handwerke und Manufacturen, ein; aus dem Englischen übersezt und mit Anmerkungen versehen, von D. Joh. Georg Krüniz. Darinne wird ein tragbarer Probierofen beschrieben, wie auch die ganze Geschichte des Goldes durch alle chymische Processe, ferner die Verwandlung gläserner Geschirre in Porcellan — wobey verschiedene brauchbare Anmerkungen für die Porcellanfabricken vorkommen — die Ausdehnung oder Zusammenziehung gewisser Körper — insonderheit der Saz, daß das dichte Eisen leichter als eine geschmolzene flüßige Eisenmasse sey — der Durchzug der Luft, der in hohen Oefen anstatt der Blasbälge durch den Fall des Wassers erregt wird. — Die Erfindung kommt auch schon in den Schriften der Akademisten zu Paris über die Künste vor. — Die bekannte, in lateinischer Sprache geschriebene, von dem nemlichen Herrn D. Krüniz

über-

ersezte chymische Grundsätze des Ackerbaues, von
n. Wallerius, davon auch in der Schweiz eine
bersetzung herausgekommen ist, beschliessen diesen
eyten Band.

Wann die Herausgeber fortfahren, eine gute Aus-
ahl der Stücke, wie in diesen zweyen Theilen zu beob-
hten, und daben insonderheit auf den Landbau, die
werbe und Handlung sehen: so wird ihr Unterneh-
n wirklich gemeinnützig und dem Titel des Buchs
nlich werden. Nur wollten wir im Namen aller
er, schon anderweit übersezte Bücher, dergleichen
e Werke des Lewis und Wallerius sind, verbitten.
s scheinet beynahe lächerlich, ein Werk von vielen
änden, wie das Werk des Lewis, in ein Magazin
ingen zu wollen, wo man natürlicher Weise kleine
bhandlungen erwarten muß. Und noch eins: kön-
n die Verfasser dieses Magazins nichts als über-
zen?

L.

XXXI.

issertatio de Lunae atmosphaera, auct. *P. Ro-gerio Josepho Boscovich*, S. I. Wien, beym Edlen von Trattner, 14 Bogen 4. 1 Kupfer-tafel.

Die Beweise für die Atmosphäre des Mondes, beruhen hauptsächlich auf den Erscheinungen, welche Fixsterne und Planeten, die vom Mond bedekt werden, darstellen; auf dem berufenen Ringe n den Mond bey gänzlichen Sonnenfinsternissen, u.

d. gl. m. Herr P. Boscovich fängt daher seine Abhandlung mit der Untersuchung an, was die Grimaldische Beugung des Lichtes für Folgen haben könne, und bemerkt, der Ring, den sie mache, werde um einen so entlegenen Körper, als der Mond ist, unempfindlich, ob er gleich um nahe Körper merklich genug ist. Nachgehends betrachtet er was eine durchaus gleich dichte durchsichtige Materie, die einen undurchsichtigen Körper umgiebet, in dem Lichte das sie durchläßt, für Veränderungen vermittelst der Reflexion und Refraction machen könne; ferner was eine Atmosphäre von veränderlicher Dichte thun werde. Er findet von der letzten andere Wirkungen als die Erfahrungen beym Monde zeigen; sie müßte, so blühe man sie auch annehmen wollte, die scheinbaren Bewegungen der Fixsterne die vom Monde bedeckt werden, die Gestalten der Planeten, u. s. w. viel mehr ändern; sie würde eine Dämmerung auf den Monde verursachen, derentwegen die Gränzen des hellen und dunkeln Theils nicht scharf zu sehen wären, u. s. w. Noch vielweniger gestattet, das immer gleichförmige Ansehen des Mondes, Wolken, Regen und Schnee u. d. gl. in ihr anzunehmen. Wenn man aber den Mond nur für einen festen Körper annimmt, um den nichts flüßiges ist, so kann Herr P. B. nicht erklären, warum sich am Rande des Mondes nie oder ungemein selten Berge zeigen, die sonst überall so häufig sind; was Galiläus dieserwegen vorgebracht, thut ihm nicht Genüge. Wenn aber den Mond, eine sehr durchsichtige, durchaus gleich dichte Materie, höher als die Berge umgiebt, so zeigt Hr. B., daß man alsdenn keine Berge am Rande bemerken wird, Fixsterne aber die der

Mond

Rond bedekt, auf die Art verschwinden werden, als
b selbst diese flüßige Materie mit undurchsichtig wä-
e, weil sie nemlich das Licht eines solchen Sternes,
as durch sie beym Monde vorbeygehn will, dergestalt
richt, daß es auf die Mondfläche fällt. Dergleichen
Materie also nimmt er an, aber keine Atmosphäre.

J.

XXXII.

Die Abschaffung der Kuppelhute, oder gemeinschaftlichen Nutzung der Grundstücken überhaupt, in wie weit dieselbe, zum Besten des gemeinen Wesens möglich ist. Nach den allerneuesten Vorschlägen von dieser Art sorgfältig geprüfet und verbessert, von Christian Heinrich Wilken. Leipzig, in der Dyckischen Handlung, 1767. 8. 6 Bogen.

Der Verfasser ist einer von denjenigen Schriftstellern, welche mit einem lächerlichen Stolz
alles verachten, was nicht aus ihrer Feder ge-
ossen ist, und nachdem sie anderer Meinungen nie-
erzureissen sich bemühet haben, auf diesen Ruinen
ır elendes Gewäsche öffentlich auskramen. Nach dem
itel dieses Tractats zu urtheilen, sollte man glauben,
ıan würde eine Originalschrift zu lesen bekommen;
llein der Betrug ist schon auf dem zweyten Blatt ent-
ekt, da sich die Uebersetzung der französischen Abhand-
ıng des Herrn Pillichody anfängt, welche derselbe
or einigen Jahren an die Societät zu Bern, als eine
Beantwortung der Preißfrage von dieser Materie ein-

gesendet hat. Diese macht vier Bogen und also zwey Drittheil des ganzen Werks aus, und W. scheinet sie nur deshalb übersezt zu haben, um selbige ob sie gleich besonders gründlich abgefasset ist, mit seinen beygefügten Noten zu beschmitzen. Die leztern zwey Bogen führen die Ueberschrift: „Des Uebersetzers kurze Anzeige, von der durch die deutschen Landesvermessungen „abgestellten, gemeinschaftlichen Nutzung der Grundstücken.„ Hier wird erstlich die Bernische Preißfrage angeführt: „1) Ob es dem gemeinen Wesen zuträglich sey, die bißher gemeinschaftliche „Nutzung der Grundstücken aufzuheben, und „jeglichen derselben einzelnen Besitzern als pri„vative, oder zu einem allgemeinen Gebrauche „eigenthümlich zu übergeben; und 2) *wie eine* „dergleichen Veränderung zum möglichst grösse„sten Vortheile der Gemeinen geschehen könne.„ Hernach stehen die Worte S. 61.: „ich kann nicht „leugnen, daß mich diese aufgegebene Frage so wohl, „als der auf deren Auflösung verwendete Versuch, „ziemlich befremdet hat. Denn was den erstern Theil „eben dieser Frage anbetrift; so wird wohl niemand „in dem Landwesen, wenn er sich anders nur ein we„nig bemühet hat, dessen Zustand zu erkennen, so un„wissend seyn, daß er nicht eine dergleichen Abstellung „der gemeinschaftlichen Nutzung, welche dem Land„wesen so höchst schädlich ist, vor sehr heilsam und „dienlich erachten sollte: weswegen es denn nicht nö„thig gewesen wäre, nach dergleichen zu fragen.„ Nur des Verfassers Unverschämtheit gehöret dazu, eine ganze ehrwürdige Gesellschaft so öffentlich ohne Grund zu tadlen. Die Mitglieder der Bernischen

Societät sind beym ganzen Publikum als solche Mei-
ter in der Landwirthschaft schon längst bekannt, gegen
welche W. kaum für einen Lehrling gelten kann, und
och erhebt sich ein solcher einzelner Mensch zum Rich-
er ihrer Handlungen. In der Folge kommt die Reihe
wieder an den Herrn Pillichody, der S. 62. einer
Unwissenheit beschuldigt wird, die noch lange nicht er-
wiesen ist. Endlich so kriegt der Verfasser der Abhand-
ung, von Aufhebung der Gemeinheiten in der
Mark Brandenburg, auch eins ab, S. 62 - 66.,
wobey das Lustigste ist, daß ihm W. unter andern
echt mathematisch, und dieses im wahren Ernst vor
demonstriret, ein Ochse habe vier Beine. In solchem
Geschmak ist dies ganze Werk geschrieben, darin der
eser viel unnöthiges Zeug zum Theil auch Grobheiten,
aber nichts neues brauchbares von einem so wichtigen
Gegenstand findet, als die Aufhebung der Gemeinhei-
en ist. Denn die hier gethanen Vorschläge können
wohl eine Verwirrung, nimmermehr aber eine Verbes-
erung der Feldwirthschaft anrichten. Es gehöret mehr
dazu als ein bisgen Buchstabenrechnung, davon W.
etwas weniges zu verstehen scheinet. Er hat zwar fast
auf allen Blättern den Lesern auf seinen verbesserten
Staat, den wir nächstens auch beleuchten wollen,
hingewiesen, welches äusserst gelehrt klingt; allein
wenn man weiß, daß das dicke Buch, so er hierunter
verstehet, und welches er prahlerisch die Verbesserung
des Staats betitelt hat, nichts anders ist, als höch-
stens ein etwaniger Unterricht für einen angehenden
Geometer, so sinket der Staatsmann plözlich aus sei-
ner eingebildeten Höhe auf die platte Erde herab, und
man hat mit einem blossen Feldmesser zu thun, wir

sind zwar zum Voraus versicher, daß dem Hrn. W. diese unsere wohlmeinende Beurtheilung nicht recht gefallen wird, allein eben dies ist unsere Absicht, weil wir wünschen, daß er und andere ihm ähnliche Schriftsteller ihren Eigendünkel fahren lassen, und begreifen mögen, wie es eine mißliche Sache sey, sich so unbescheiden vor dem Publikum über andere und so gar über ganze gelehrte Gesellschaften zum Richter aufzuwerfen, und zwar in einer Sache, die desselben Einsichten und Kräfte so augenscheinlich übersteigt.

X.

XXXIII.

C. F. G. Westfelds mineralogische Abhandlungen. Erstes Stük. Göttingen, bey Dietrich, 72 Octavseiten.

Herr W. untersucht in 15. Abhandlungen unterschiedene Fossilien. Den Anfang macht eine Untersuchung des Braunsteins, die unterschiedenes das hierüber geschrieben ist, theils bestättiget, theils verbessert. Aeusserliche beständige Merkmahle lassen sich vom Braunsteine nicht angeben, das allein ist beständig, daß er, mit Glase in geringer Menge geschmelzt, solches reinigt, und in grösserer Menge es färbt. Die Bestandtheile des Braunsteins sind Alaunerde, Eisentheile und brennbares Wesen. Wie Hr. W. sich verhalten hat zu finden, was jeder dieser Bestandtheil beym Braunsteine thut, zeigt folgende Probe: Er lößte gemeinen Alaun in abgezogenem Wasser auf, schlug die Alaunerde durch Weinsteinöhl aus der Auf-

uflösung nieder, süßte sie ab, und troknete sie, ver-
ischte alsdenn 6. Gran von ihr mit 30. Gran Sal-
eter und 1. Drachme zerriebenen grünen Glase, und
zte das Gemische im Tiegel vor das Gebläse, das
Has war davon ganz rein und weiß geworden, also
inigt die Alaunerde im Braunsteine das Glas. Er
eb ohngefähr einen halben Gran Eisenflocken, die er
vor aus einer Braunsteinauflösung durch Zink nie-
rgeschlagen hatte, unter zwölf Gran Alaunerde, das
Gemische sezte er zu einer Drachme grünen Glase und
5. Gran Salpeter; im Schmelzfeuer floß es zu ei-
en amethystfarbenen Glase; das Eisen ist also die Ur-
che der Farbe die der Braunstein dem Glase giebt,
nd diese beyden Versuche bringen die Frage: warum
inigt der Braunstein das Glas? auf die einfachere:
arum reinigt es die Alaunerde. Eine Frage aber
eiß er nicht zu beantworten: warum färbt der Braun-
ein das Glas, wenn man davon mehr als den zehn-
en Theil der Glasmasse zusezt? da die Verhältnisse
er Eisentheile zur Alaunerde einerley bleibt, so sollte
nan glauben, wenn etwa die Alaunerde die Farben-
heile flüchtig machte, die vom Eisen herkommen, so
nüßte sie solches allemal thun. Die übrigen Abhand-
ungen betreffen Kiesel, Spate, Kalchsteine u. s. w.
esonders viele Dinge die sich um Hrn. W. vormali-
en Aufenthalt Göttingen finden. Die neunte Ab-
andlung untersucht den Mergel umständlich, zeigt,
aß desselben Kalcherde vornemlich zu Verbesserung
er Aecker diene, daher auch reine Kalcherde dessen
Stelle vertreten kann. In achtzig Mergeln die Hr.
W. untersucht hat, findet er nur höchstens zufällig,
und doch sehr wenig Sand, daher er Sanderde nicht

unter die Bestandtheile des Mergels rechnen will. Einige hier beschriebene Fossilien, z. E. ein durchaus gelblicht grüner Diamant, sind aus der Sammlung des Hrn. Pr. C. W. Büttners zu Göttingen, andere hat er, eben als Beweise der Wahrheit seiner Untersuchungen, dieser vortreflichen Sammlung zu verwahren gegeben. Es würde zur Gewißheit und Brauchbarkeit der chymischen Untersuchungen sehr viel beytragen, wenn die, welche sich mit ihren Beschäftigen auch nebst dem Genie das allemal zu solchen Bemühungen vorausgesezt wird, auch gründliche mathematische Kenntnisse wie Hr. W. besässe; auch wo solche Kenntnisse nicht unmittelbar anzubringen sind, haben sie doch den Verstand gewöhnt die Sachen anders zu betrachten, als der unmathematische Kopf thut. Diese Abhandlungen sind dem Durchlauchtigsten Grafen von Bückeburg zugeeignet, in dessen Diensten Herr W. jetzo als Bibliothekar steht.

Herr W. hat bey seiner Abreise aus Göttingen einen Bogen in Form eines Schreibens an Hrn. Hofr. Kästner drucken lassen, wo eine Hypothese von der Erzeügung der Farben vorgetragen wird; Er vermuthet, eine Farbe unterscheide sich von der andern durch die unterschiedene Wärme und Ausdehnung, welche sie auf der Nezhaut verursacht. Er sucht dieses auf eine sinnreiche Art zu erläutern, und bringt sonst allerley gute Anmerkungen über Erfahrungen von den Farben bey.

J.

Kur-

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Sammlung einiger Sonn- und Festtags-Predigten, zum Druk überlassen von Heinrich Wilhelm Clemm, Prof. am Gymnas. Illustr. Prediger an der Stiftskirche und Herzogl. Bibliothecario zu Stuttgart. Tübingen, verlegts Johann Georg Cotta, 1766. 14½. Bogen in 8.

Wenn man diese Predigten charakterisiren sollte, so würde es schwer seyn, ihren Charakter zu bestimmen. Der Inhalt ist zuweilen sonderbar gewählt, als wenn z. E. am grünen Donnerstage von Rührungen und Ahndungen gehandelt worden. Die Ausführung sieht oft mehr einer Samlung zufälliger Gedanken, als einem bündigen Beweise des vorgetragenen Satzes ähnlich. Unter diesen Gedanken sind zwar viel richtige und gute, die in der natürlichen Sprache der Wahrheit, welche das Herz redet, gesagt werden; aber eben deswegen stechen die unbestimmten Gedanken, das Spielwerk, das mit einem Worte des Textes, als z. E. in der zweyten Predigt am Fest der Erscheinung Christi, getrieben wird, und der ungleiche, bald cathedermäßige, bald schwellende Styl, desto mehr dagegen ab. Manche unlogische Arten zu schliessen, und manche Beweisgründe, z. E. die aus der Hofnung der Judenbekehrung und des tausendjährigen Reichs, und andern unsichern Meynungen hergenommen sind, hätten wir von

dem Verf. auf der Kanzel nicht erwartet. Es ist wahr, die Predigten sind so abgedrukt, als sie gehalten worden; das kann nun wohl die Ungleichheit des Styls, aber nicht die Unzulänglichkeit der Ausführung entschuldigen; denn von der Sache, davon ich reden *will*, *muß* ich doch zuvor eine genaue und richtige Idee fassen. Die Predigt am 25. Sonntage nach Trinitatis; warum das gottlose Leben der Christen kein Beweiß gegen das Christenthum rc. sey? hat uns am besten gefallen. Verschiedene originale Züge des Verf. haben uns zu dieser genauern Kritick veranlaßt. Vielleicht würde er sich, wie viele andere, richtiger ausbilden, wenn der Geist nicht durch die Sklaverey immer über einerley Text zu reden, gefesselt wäre. Wenn wird doch der unglückliche Gebrauch abkommen, den Eigensinn und Unwissenheit aufgebracht und erhalten haben, die Christen nur über den kleinsten Theil der Schrift zu unterhalten; und ihnen das übrige nicht allein unverständlich zu lassen, sondern auch diesem kleinsten Theil durch ängstliches Drehen und Wenden unzählige, falsche Deutungen zu geben?

D. Johann Augustin Dietelmairs vermischte Abhandlungen aus allen Theilen der Theologie. Vierte Samlung 1765. Fünfte Samlung 1766. Altdorf, verlegts Lorenz Schüpfel, Buchhändler. 16 Bogen in 8.

Obgleich in dieser Samlung nicht alle Abhandlungen von gleicher Wichtigkeit sind, so verdienet doch der natürliche Vortrag, die Mäßigung und das gesunde Urtheil des Verf. vielen Beyfall. In manchen Stücken denken wir anders als er. Die Verdienstlichkeit der einzelnen Leidensstücke JEsu finden wir nicht in der Schrift; und die Anwendung derselben

)en St. 26. ist zwar gut gemeynt, aber mehr Spiel-
rerk als Realität. Wir können das Urtheil, das wir
o häufig hören und lesen, nicht billigen; da alles für
rbaulich gehalten wird, was zu dieser Absicht geschrie-
'en ist, es mag gegründet seyn oder nicht. Solche
rbauliche Betrachtungen können die Imagination
nterhalten, aber sie bessern das Herz nicht. — Im
St. 31. würde der V. vielleicht von manchen Ver-
heidigern der Religion keinen Umsturz derselben be-
ürchten, wenn er die christliche Religion selbst von der
Theologie unterschiede. Wer das Wesen der Reli-
ion im Ganzen, und für alle Menschen, übersieht,
er wird manches nicht, als wesentlich, zu ihr rechnen,
as der Theologie wesentlich ist und bleibt. — Von
er Unvermeidlichkeit der Trübsalen und Leiden bey
em Christenthum läßt sich schwerlich allgemein urthei-
n. Die davon handelnden Schriftstellen müssen, so
ie überhaupt die ganze Schrift, nach der Lage derer,
n welche sie zuerst gerichtet waren, erklärt werden;
nd enthalten nur immer unter ähnlichen Bestimmun-
en einen allgemeinen Satz. Solcher Abhandlungen,
ls die Anweisung zum Krankenbesuch für Prediger
St. 33. ist, wünschten wir mehr von dem Verf. zu le-
n. Sie ist klug und vernünftig, und vielen ange-
enden Geistlichen höchst nöthig.

Die Pflicht des Gesindes. Oder christlicher Unterricht für Diener und Mägde, was dieselben vorher zu bedenken haben, ehe sie in den Dienst gehen, und wie sie sich in ihrem Dienst gottselig, treu und vorsichtig aufführen sollen, damit es ihnen zeitlich und ewig wohl gehe. Berlin, gedrukt bey Christian Moritz Vogel. 13 Bogen in 8.

Ein

Ein sehr löblicher Vorsaz, dem zahlreichsten Stande in der Welt seine Pflichten besser und deutlicher ans Herz zu legen, als es in den gewöhnlichen Erbauungsschriften, welche in den Händen solcher Leute sind, geschieht! Wenn nur auch viele vom Gesinde Lust und Ueberlegung genung hätten, ein solches Buch zu lesen. Der ganze Plan und die Ausführung desselben ist ihrem Verstande ziemlich angemessen, aus der heil. Schrift geschöpft, der christlichen Absicht des Verf. rühmlich, und für die Welt sehr gemeinnützig. Nur wünschten wir, daß der Styl zuweilen minder schlaff, noch weitschweiffig seyn möchte; man kann doch wohl gemeinen Fähigkeiten faßlich seyn, und wird zugleich eindringender. Noch lieber möchten wir von dem unbekannten Verf. eine Schrift sehen, darin der Herrschaft ihre Pflicht vor Augen gestellet würde. Sie würde vermuthlich mehr gelesen werden, als die gegenwärtige; und vielleicht noch vortheilhaftern Einfluß auf das Gesinde haben. Denn das Gesinde wird mehr durch die Herrschaft und ihr Betragen gegen sie zur Gottesfurcht und Tugend erzogen, als durch Schriften. Dann könnte sich der Verf. unsre Erinnerung über den Styl auch zu Nutze machen.

B.

Predigten bey Veränderung des Amts gehalten von Jacob Friedrich Feddersen, Hochfürstl. Anhalt-Bernburg. evangelisch-lutherischen Hofprediger. Flensburg, bey Johann Christoph Korte, 1767. 13 Bogen nebst 2 Bogen Vorbericht in 8.

Mehr Kenntniß der Menschen, denen man prediget wird den Verf. bewegen, seinem Vortrage das glän-

glänzende Kleid auszuziehen, und ihm ein simpleres anzulegen. Er ist noch allzugeneigt, eine prächtige Umkleidung der Heilsordnung für Beredsamkeit zu halten. Dieß ist wenigen verständlich; rührt die nicht, die es verstehen, und mißfällt den Kennern. Man muß tiefer und specieller in die Wahrheiten eindringen, wenn man nicht die Fantasie des Zuhörers betäuben, sonder ihn zu sichern Entschliessungen neigen will.

Eines Predigers in — an seinen zu — sich aufhaltenden Sohn geschriebene Briefe, von verschiedenen Hauptlehren des lebendigen Worts Gottes. Zweyter Theil. Flensburg, bey Johann Christoph Korte, 1766. 1 Alph. in gr. 8.

Es ist ganz löblich, wenn ein Prediger seinen Sohn mit solchen Briefen unterhält, durch deren Inhalt er in der Erkenntniß der Gottheit und Genugthuung Christi, des Glaubens an Gott und des seligmachenden Glaubens an Christum befestiget, von dem Gnadengeschäft des Geistes der Heiligung unterrichtet, und mit den Lehren von der heil. Taufe, vom heiligen Abendmahl und von der Ewigkeit der Höllenstrafen näher bekannt gemacht wird. Sollen aber solche Briefe gedrukt werden, so müssen sie auch das Publikum unterrichten. Was der Verf. über diese Materien sagt, ist aus unsern ältern Gottesgelehrten genommen, und von ihnen, wie er mit vieler Wahrheit selbst gesteht, besser und gründlicher ausgeführt worden. Seine Schriftauslegung der Beweißstellen ist gemeiniglich aus dem theologischen System, welches er für die Analogie des Glaubens hält, in die Bibel hineingetragen, nicht aus dem Context und Sprachgebrauch be-

bewiesen. Bey seinen Folgerungen, die er daraus zieht, verliert man sich, weil man nicht einsieht, worauf er die Richtigkeit derselben gegründet hat. Seine homiletische Ausführungen enthalten viel Worte und wenig Realität; und die verkleinernde und verdächtig machende Art, wie er von anders denkenden spricht, lassen weder vermuthen, daß ihm die Erkenntniß der Wahrheit sauer geworden, noch daß sich seine Billigkeit über die Schranken seines Systems erstrecke. Will man die alten Gottesgelehrten lesen, so lese man sie selbst; sie denken gewiß bündiger, als ihre zum Denken ungewöhnte Nachbeter und Kommentators. — Ein Gedanke, den der Verf. S. 335. nur als eine falsche Voraussetzung hingeworfen, hat uns zum Nachdenken gebracht; vielleicht geschieht das bey unsern Lesern auch. „Die Predigt von der Ewigkeit der Höl„lenstrafen, sagt er, gehört nach der Aussage der Schrift „ganz deutlich in die gegenwärtige Haushaltung Got„tes; ob Gott in einer künftigen Haushaltung das „Ende derselben bekannt machen werde, das können „wir jezt noch nicht wissen.„ — Von der sonderbaren Phraseologie des V. müssen wir auch ein paar Proben geben. S. 53. wird von einem zappelnden Glauben geredet; S. 57. von Zeichen, die Jesu Tod bedeutet haben; S. 170. ist der Glaube das Herzblat der ganzen Heiligung; S. 207. muß man die Gebote Gottes in Jesu Wunden lesen; S. 219. ist die Taufe ein süsses Phänomenon der Liebe Gottes; und S. 223. werden die Kinder durch die Beschneidung ins Joch des Gesetzes gleichsam eingespannt, u. s. w.

Joh. Gottlieb Töllners, der Gottesgel. und Weltweisheit öffentlichen Lehrers auf der Universität zu Frankfurt an der Oder, An-

leitung zu einer zweckmäßigern Einrichtung der Predigten über die eingeführten Sonn- und Festtäglichen Texte. Züllichau, in der Waysenhauß- und Frommannischen Handlung, 1766. 10 Bogen in 8.

Die zwekmäßigere Einrichtung der Predigten, dazu der Verf. Anleitung giebt, besteht darin, daß nstatt der eingeführten, andere, auch festgesezte, Texte ewählt würden, nach welchen die Hauptwahrheiten es christlichen Glaubens und Lebens abgehandelt wer-en könnten; und eine solche Reihe von Texten liefert r hier. Oder, da die Abschaffung der gewöhnlichen Texte viel Unbequemlichkeiten mit sich führt; (würden ber wohl unsre ersten Kirchenverbesserer wohl gethan aben, wenn sie sich durch Unbequemlichkeiten hätten bhalten lassen?) So dringet er wenigstens darauf, aß die vornehmsten Lehren der Heilsordnung aus die-n verordneten Texten vorgetragen werden sollen; da-it man doch der in der Christenheit eingerissenen Un-issenheit in den wichtigsten Heilslehren steure, und ehre. Zu diesem Ende zeigt er, wie, und welche Materien aus den Sonntags-Evangelien und Episteln orzustellen sind, damit die Gemeine in dem ganzen hrbegrif ihres Glaubens unterwiesen werden könne: obey viel nüzliche Anmerkungen eingestreuet sind.

Besser ist nun diese Einrichtung freylich; noch lie-r aber wollten wir, wie auch der Verf. sagt, daß an die Stelle der gewöhnlichen Texte, das Lesen und erbauliche rklären der heil. Schrift, besonders des N. T. einge-hrt würde. Nächst dem müßten aber auch festgesezte exte zum erbaulichen Vortrage seyn, allein nicht solche, e jährlich wiederkommen; denn das tödtet die Auf-erksamkeit und Lehrbegierde des Zuhörers, schränkt

den

den einsichtsvollen und gewissenhaften Prediger ein, und macht den trägen nur noch träger. Die Sonn- und festtäglichen Texte, sagt der Verf. S. 44. gar recht, müssen im gewissen Verstande die Bibel des Laien seyn. Und wie werden sie das wohl? Wenn die vornehmsten Begebenheiten der evangelischen Geschichte; die Hauptlehren unsers Heylandes; und die für unsere Zeiten und Christen faßliche Erläuterungen derselben aus den Briefen der Apostel, in einen Auszug gebracht werden. Dieser sollte die Bibel des Laien seyn, und der sollte in Texte abgetheilt, und für die Christen erklärt und erbaulich angewandt werden. So lernten sie die Bibel verstehn, die ihnen Unterricht, Trost und Besserung geben soll. Nach des V. Plan fürchten wir uns zu sehr vor kalten, dogmatischen Abhandlungen der vielen Prediger, die den Menschen nicht kennen, und ihn weder zu bessern wissen, noch bessern wollen. Den Schwierigkeiten bey unserm Vorschlage kann und muß durch die Consistoria abgeholfen werden.

Auserlesene Briefe über verschiedene Gegenstände aus der Sittenlehre und Religion des weyl. ehrwürdigen Herrn Jacob Hervey, Pfarrers zu Weston Favell im Northamptonschire. Nebst einer Nachricht von seinem Leben und Tode. Aus dem Engl. übersetzt. Neue mit einigen Briefen vermehrte Auflage. Hamburg, bey Johann Christian Brandt, 1766. 2. Alph. 2. Bogen in 8.

Hervey hat, wie in seinen übrigen Schriften, so auch in diesen Briefen, einzelne, schöne, glänzende und recht erbauliche Gedanken; aber sie stehen oft nicht am rechten Orte, seine Betrachtungen kommen nicht na-

ürlich, sondern drängen sich zu, und man kann sich un-
er dem Lesen oft nicht erwehren zu glauben, daß sie
nehr mit Gewalt hergezogen, als aus dem Herzen ent-
tanden sind. Im Ganzen genommen herrscht und
pielt die Fantasie zu sehr bey ihm, als daß er korreckt
m Ausdrucke, überlegt in seinen Gedanken, und bündig
n seinen Schlüssen seyn sollte. So viel wir auch für sei-
ien Eifer um die Religion und Gottseligkeit Achtung
aben, so finden wir doch in seinen Briefen nicht die
Sprache eines von diesem Gefühl belebten Herzens.
Das Herz spricht nicht gekünstelt, schweift nicht bey jeder
Gelegenheit in schimmernde Schilderungen, gesuchte
Gleichnisse und übertriebene Gedanken hinüber: es haßt
ie vielmehr. Wir können es nicht damit reimen, wenn
s S. 22. heißt; „das unauslöschliche Feuer der
Hölle wird den Auserwählten dienen, den Genuß ih-
er himmlischen Glükseligkeit schmakhafter zu ma-
hen.„ Es ist nicht S. 53. aus demüthigem, son-
ern kindischem Herzen gesprochen; „es ist unglaub-
ich, daß, ob ich gleich nichts als Schmach und
llgemeine Verachtung verdiene, man mich dennoch
llenthalben, wo ich hinkomme, geneigt aufnimmt,
ind mir aufs beste begegnet.„ — Es kommen in
iesen Briefen auch dogmatische und polemische Ab-
andlungen über die Gottheit Christi, die Persönlich-
eit und Anbetung des heiligen Geistes u. s. w. vor;
araus man sieht, daß Hervey, als Gottesgelehrter,
nter triftigen und seichten Gründen keine weise Wahl
nstellen können. Indessen verdient seine Mäßigung
nd Toleranz, die er dabey beweißt, von seinen blin-
en Anhängern nachgeahmt zu werden. — Von den
nnern Wirkungen der Gnade hat er, wie bekannt, un-
eife und zuweilen enthusiastische Begriffe, und ver-
ällt darüber nicht selten in leeres Geschwäz. Die
Gerechtigkeit aus dem Glauben vertheidiget er so oft,

und zwingt jede Materie so sehr dahin, diesen Lehrsaz anzubringen, daß er sektirisch darüber wird. Wenn man die Menschen erst überzeugt hat, daß der Zwek der Erlösung J. C. die Heiligung sey, so wird es nicht schwer seyn, sie zu überzeugen, daß sie die *Seligkeit* nicht aus Verdienst, sondern aus Gnaden erlangen. — Die Furcht, daß der Herveyische Ton von schlechten Nachahmern unter uns, noch falscher nachgeahmt werde, hat uns veranlaßt, von diesem bekannten Buche genauer zu urtheilen, als es sonst nöthig gewesen seyn würde.

Fortsetzung des philosophischen Bedenkens, wegen der philosophischen Betrachtungen Hrn. Professor Meiers in Halle über die christliche Religion, in einem Antwortschreiben *auf die*, gegen gedachtes Bedenken gegebene, Beantwortung, entworfen von Ferdinand Heinrich Frenzel. Hof, bey Johann Gottlieb Vierling, 1766. 11½ Bogen in 8.

Herr Prof. Meier kann durch Herrn Frenzels Bedenken bewogen werden, in seinen philosophischen Betrachtungen vorsichtiger im Ausdruk, und bestimmter in den Gedanken zu werden; das gelehrte Publikum aber wird aus der unreifen Mischung wahrer und falscher Sätze, aus der Misdeutung mancher biblischen Sprüche, aus dem Gebrauch der Disputir- und Fechterkünste, und aus der Konsequenzmacherey, die in diesem Bedenken herrschen, keinen erheblichen Nutzen ziehen können; und unpartheyische werden es sehr misbilligen, daß ein Philosoph, der ein Christ ist, und für das Christenthum in seinen Betrachtungen arbeiten will, mit einer affektirten und ceremonieusen

Höflich-

Höflichkeit, hämisch behandelt, und mit groben Irr-ehrern, ja mit den ärgsten Widersachern der christlichen Religion verkleinerlich in Vergleichung gestellet wird.

F.

Vorbereitungen auf den Sabbath oder Betrachtungen zur Verherrlichung Gottes und Erbauung der Seele. Nürnberg, bey J. H. G. Bieling 20 Bogen in gr. 8. 1767.

Wir bedauern das schöne Papier, das durch so viel unnützes Geschmiere verdorben wird. Gegenwärtige Wochenschrift gehört unter die sehr entbehrlichen Bücher. Die Absicht ist freylich recht gut; wenn och aber auch unsere Gottesgelehrten endlich merken ollten, daß eine bloße gute Absicht nicht alles unnütze Schreiben entschuldigen könnte; sonst, weil sich doch ein theologischer Schriftsteller seine gute Absicht wird reitig machen lassen, so könnte jeder Dorfpfarrer in inem Kirchsprengel eine Papiertheuerung verursachen wollen.

Wir bedauren wirklich die Leser, die keine bessere Sonntagsvorbereitung haben, als diese Wochenschrift. Sie ist voll Schematismus und homiletischem Geschwäz; das dem Leser, der gute Erbauungsschriften ennet, bey der zweyten Seite schon zum Eckel werden muß. Anstatt der wahren Empfindungen des Christenthums wird ein mitleidungswürdiger Fanaticismus, esezt. Die an sich sehr unbeträchtliche, hier aber weitläuftig erzählte Lebensbeschreibung eines gewissen Superintendenten ist insbesondere voll davon. Man höre ur. S. 163. heißt es: „Gleicherweise erwieß Gott ihm oftmals ausserordentliche Gnadenbezeugungen. Einsmals, da er den gestirnten Himmel betrachtete,

„und dabey gedachte, daß Gott, der dieses alles er„schaffen, sein lieber Vater sey; wurde er mit einem „solchem himmlischen Vergnügen erfüllet, dessen „Andenken niemals verschwand.„ Wir schonen des Raums, sonst könnten wir mehreres auf diesen Schlag anführen. Wir fragen aber: Ist dies der Geist des praktischen Christenthums? oder ist es fanatische Schwärmerey, die sich ausserordentliche göttliche Gnadenbezeugungen einbildet, wo nichts als eine erhitzte Einbildungskraft vorhanden ist? Ist es denn also Sünde, wenn man über solche abgeschmakte Erbauungsschriften die Achseln zukt, und ohne Umschweife sagt, daß sie abgeschmakt sind?

**

Herrn Joh. Lorenz von Mosheim, weyland Kanzlers der Universität Göttingen, sämtliche heilige Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu Christi. In dreyen Bänden. Hamburg, bey Johann Carl Bohn. 1765. Erster Band, 1 Alphab. 18 Bogen. Zweyter Band, 1 Alphab. 18½ Bogen. Dritter Band, 1 Alphab. 14 Bogen in gr. 8.

Die Mosheimischen Predigten behaupten noch immer den Vorzug, daß sie am meisten unter allen die Vollkommenheiten einer Kanzelrede in sich vereinigen. Die ungezwungne Schrifterklärungen, und die deutliche und reiche Entwickelung der darin enthaltenen Wahrheiten machen sie ungemein lehrreich; die richtige Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, die der Verfasser hatte, macht die Anwendung derselben interessant und überzeugend; man erkennt sich in den Schilderungen, die er entwirft, man sieht die Wahrheit dessen, was er sagt, gleichsam vor Augen.

zen. Wir freuen uns also, daß seine Predigten unter uns noch stets den Beyfall erhalten, den sie verdienen; und daß sie in dieser neuen Auflage angehenden Predigern sowohl, als allen rechtschaffenen Christen aufs neue in die Hände gegeben werden. In dieser Auflage findet der Leser nicht allein die vorhergehende Samlung vollständig in dreyen Bänden zusammen gefaßt, sondern auch nach der Zeitordnung gestellt, und die kleine Samlung derjenigen, welche bey ausserordentlichen Gelegenheiten gehalten worden, an gehörigem Orte eingeschaltet; daß man daher alles, was dieser große Mann öffentlich geredet hat, hier völlig beysammen hat.

Briefe über den Charakter und die Pflicht eines evangelischen Predigers. Erster Theil. Berlin, bey Christian Friedrich Voß. 1766. 14 Bogen in 8.

Diese Briefe des Herrn M. Merkels lassen sich noch wohl lesen; doch fehlte uns was unter dem Lesen, das wir nicht gleich zu nennen wußten. Wir machten das Buch zu; zogen in Gedanken die gesuchten Verzierungen des Briefstyls, die sehr bekannten Schilderungen, die umständlichen Vorbereitungen, die der V. macht, ehe er zur Sache kömmt, davon ab; und siehe, es blieb nichts übrig, als einige allgemeine, nicht genung bestimmte Regeln, die sich leicht geben lassen, aber auch wenig nutzen. Ueber die gemeinen Fehler der Prediger lassen sich große Bücher schreiben. Angehenden Gottesgelehrten zu sagen; man muß was gründliches lernen, selbst über das gelernte nachdenken, es auf eine eigenthümliche Art vortragen, in seinen Sitten bescheiden, liebreich, u. s. w. seyn: das ist nicht schwer. Aber das war zu sagen: Was gehört dazu? Wie greife ich das an? welchen Grund muß ich legen?

Wie muß ich mich ausbilden? Wofür mich hüten, wenn ich den Charakter eines evangelischen Predigers erlangen und behalten will? dazu gehört viel Prüfung und Erfahrung, wenn man ein sicherer Mentor seyn will. Zufällige Gedanken sind für einen Privat-Briefwechsel ganz gut; aber das Publikum will etwas reifes und ganz überdachtes haben. — Nicht selten überfällt uns die Furcht, daß wir zu strenge urtheilen, und also ungerecht scheinen könnten. Diese Furcht nebst der Rücksicht auf die schlechte Beschaffenheit mancher Prediger macht, daß wir das Geständniß hinzufügen, diese Briefe können doch von nicht wenigen aus diesem Stande mit Nutzen gelesen werden.

Johann Friedrich Jacobi, Consistorialraths und General-Superintendentens zu Zelle, Beytrag zu der Pastoral-Theologie, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer heilsamen Führung ihres Amts. Hannover, verlegts Johann Christoph Richter, 1766. 1 Alphab. 4 Bogen in 8.

Der Zwek dieser Schrift ist, der einreissenden Verachtung der Religion durch wohlgeprüfte Klugheitsregeln zur vernünftigen Amtsführung der Geistlichen und zu fruchtbarer Einrichtung des Vortrags, bey den verschiedenen Gelegenheiten, wo das Amt denselben fordert, vorzubeugen. Der V. handelt daher von den nöthigen Eigenschaften eines Predigers, von den Klugheitsregeln bey der Katechisation, den Kanzelreden, den Absolutionen; in Absicht melancholischer Personen; bey Kranken und Sterbenden; bey solchen die zum Tode verurtheilt sind; von der Klugheit eines Geistlichen im Umgange, und in seinem

sem Hauswesen. Seine lange und überlegte Erfahrung macht ihn ungemein lehrreich; er warnet vor vielen sehr gemeinen Fehlern, die dem Amte sowohl, als der Religion selbst nachtheilig sind, und empfiehlt viel wichtige, zum Theil verkannte Grundsätze, von denen wir wünschten, daß sie allgemeiner ausgeübt werden möchten. Wir wollen nur einiges zur Probe auszeichnen, um die Leser auf das Buch selbst begierig zu machen, das wir allen angehenden Geistlichen bestens empfehlen. — Bey der Katechisation muß nur das wesentliche der Religion eingeschärft, S. 21. und die Jugend vornemlich zur Anwendung der christlichen Lehren angeführt werden. „Nur eine gelehrte Kunst,„ heißt es S. 21. „hat die Lehren der christlichen Religion weitläuftig gemacht, und wer könnte selig werden, wenn ein so weitläuftiges Lehrgebäude zum Himmel nöthig wäre? und wie hätte ein Paulus selbiges in so kurzer Zeit ganze heydnische Länder lehren können? Man thut dem Christenthum ungemeinen Schaden damit, u. s. w.„ — S. 80. giebt er eine richtige Vorstellung von der Versöhnung, und zeigt den Ungrund der zu menschlichen Vorstellung davon. S. 4. u. a. m. empfiehlt er mit Recht bey allen Arten des Vortrags Behutsamkeit und Sanftmuth, welche allezeit mehr Nutzen stiftet und weniger schadet, als Härte, und Bestrafungen, die grade zufahren, ohne Zeit und Umstände und das Herz derer, die sie vor sich haben, zu beachten. Diese Sanftmuth drukt sich auch selbst in des Verf. ganzen Schrift aus. Er spricht ganz treuherzig, und manchmal zu viel in einer öffentlichen Schrift, von seinen eigenen Fehlern. — Zuweilen scheint er auch dem Genie eines Predigers zu enge Gränzen zu setzen, der in sich, in der Lage seiner Gemeine, oder der Personen, die er vor sich hat, reichern

Stoff zu schicklichem und rührenden Vortrage finden kann, als der Verf. für möglich zu halten scheint.

Q*.

Ioannis Gerhardi, theologi quondam Ienensis celeberrimi, locorum theologicorum tomus quartus. Dissertationes locum de Christo ex historia cum primis ecclesiastica illustrantes, præmisit et præcipua doctrinæ sanctioris capita ab Gerhardo in hocce tomo pertractata variis observationibus illustravit et auxit, *Io. Friedericus Cotta*, Theologus Tubingensis. Tubingæ, sumtibus Io. Georgii Cottæ, MDCCLXV. 4. 2 Alph. 20 Bogen.

Da der Hr. D. Cotta es einmal für gut gefunden hat, den Gerhard, der ohnehin weitläuftig genug ist, mit Anmerkungen herauszugeben, so fährt er fort, viel Mühe und Gelehrsamkeit daben zu verwenden. Es enthält dieser Theil aus dem Gerhardischen System die fünf Kapitel von der Schöpfung und den Engeln, von der Vorsehung, von der Gnadenwahl, von dem Ebenbilde Gottes und von der Erbsünde. Die Anmerkungen des Hrn. D. unter dem Text, sind theils dogmatisch, theils historisch. Er hat vier Dissertationen vorangeschickt, von denen er die beyden ersten in der Vorrede des dritten Theils versprochen hatte, und die beyden andern sonst schon gedruckt gewesen sind. Die erste handelt von der Person und dem Amte Christi. Die zweyte enthält die Geschichte der Lehre von seinem doppelten Stande, der Erniedrigung und Erhöhung. Die dritte handelt von der Erlösung der Kirche durch das Blut Christi über Apostelgeschicht

20,

20, 28. und die vierte liefert die Geschichte von dieser Lehre. Es kommen hier manche Sachen vor, worüber sich seit Gerhards Zeiten die Einsichten zum Theil sehr verbessert haben, und die man in soviel andern Lehr- und Geschichtbüchern finden kann. Was des Hrn. C. Dissertationen anbetrift, so ist darin, wie in seinen Anmerkungen, manches unerhebliche und unnütze mit vielen Umständen unter die guten und wichtigen Wahrheiten gemengt worden. Daß wir uns doch noch immer in der Theologie mit soviel scholastischen Untersuchungen aufhalten, und daher auch den jungen Leuten auf Universitäten die Köpfe zum Theil mit Ideen anfüllen, die sie zu nichts brauchen können, und hernach zu vergessen nur Mühe haben, wenn sie selbst zu denken anfangen. Wozu dienen doch in der Welt z. E. die unwichtigen Fragen von der Materie, woraus Christi Leib in der Maria gebildet, wo und wie dieselbe gereiniget worden? Oder ob ein einziger Blutstropfen zur Erlösung der Welt genug gewesen wäre u. d. gl. wobey man sich aufhält? haben wohl solche Kleinigkeiten, die auch der Hr. D. nicht übergehen kann, den allergeringsten Einfluß in das Wesentliche der christlichen Lehre? Die heutigen Gottesgelehrten sollten doch wenigstens in die Absonderung des unbrauchbaren und unerheblichen, vom brauchbaren und erheblichen mehr Einsehen haben. Triebe man davon die angelegentlichen Wahrheiten, worüber sich die Bibel deutlich erklärt hat, und die eine unmittelbare Beziehung auf die grosse Sache der Religion und die Ausübung des Christenthums haben, stärker; suchte man darüber mehr Licht und Ueberzeugung unter Gelehrten und Ungelehrten auszubreiten; so würde dadurch mehr gewonnen und die Lehre des Evangeliums fester gegründet werden, als durch tausend Nebenfragen, die so sehr wenig auf sich haben. Nicht zu gedenken, daß

denn auch von den Gelehrten viel Zeit und Mühe gespart, und auf wichtigere Untersuchungen, besonders auf die Auslegung der heiligen Schrift gewendet werden könnte. Aber freylich dazu gehört für manche theologische Skribenten erst ein ganz anderer Geist, besonders ein Geist der Unterscheidung; und wer kann und soll ihnen den eingiessen?

Das Wesen dieser Welt nach Anleitung der gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien, schriftmäßig abgeschildert von D. Johann Dieterich Winklern, Past. zu St. Nicolai und Scholarchen in Hamburg. Hamburg, gedrukt bey Nic. Conrad Wörmer. 1765. 8. 20 Bogen.

Wir machen uns ein Vergnügen daraus, diese Dispositionen, nach welchen der Hr. D. ein Jahr hindurch geprediget hat, mit dem Lobe zu belegen, das sie in aller Absicht verdienen. Der Verf. hat die unrichtige Denkungsart irrdisch gesinnter Menschen von so mannigfaltigen Seiten vorgestellt, als sie sich täglich in der Erfahrung zeigen, und die Veranlassungen dazu allemal aus den evangelischen Texten genommen. Die abgehandelten Wahrheiten, welche größtentheils das Herz treffen, sind um deswillen dem Zuhörer wichtig und Hr. W. hat sie eben so ordentlich gedacht, als gut vorgetragen. Hier und da kommen Bemerkungen vor, die sich über das Gemeine erheben, weil man sie nicht von allen Kanzeln hört, und weil sie aus dem innersten des menschlichen Herzens hergehohlt sind, auch wieder zum Herzen gehen. Einzelne nicht genug bestimmte Gedanken und kleine Nachläßigkeiten im Ausdruk, der wohl zuweilen besser hätte gewählt werden kön-

nen,

men, wollen nicht viel sagen und verliehren sich unter die grösseren Vollkommenheiten des Vortrages. Bey der 25sten gründlichen Betrachtung über die falschen Einbildungen in göttlichen Dingen dünkt uns, daß die falschen Vorstellungen von Gott, von Christo, von der Sünde, dem Glauben u. s. w., welche der Hr. D. zu den Einbildungen in dem Leben der Christen rechnet, eben zu den vorher erwähnten Einbildungen in der Lehre gerechnet werden müßten, welche in der christlichen Kirche so sehr herrschend sind, aus denen gerade hernach so viel praktische Verirrungen in der Lebensart entstehen und wodurch die meisten lasterhaften Gesinnungen und Fertigkeiten der Menschen so sicher unterhalten werden.

C.

2. Rechtsgelahrheit.

Albani de Spinetto Apothecario di Venetia politische Schnupftobaksdose vor die wächserne Nase der Justiz, in sich fassend juristische Streitfragen im Handel und Wandel von den Kauf- und Mieth- oder Pacht- auch andern Contracten, mit satyrischer Feder entworfen und aus dem Italienischen ins Deutsche übersezt. Mundus vult decipi. Andere und vermehrte auch verbesserte Auflage. Jena und Leipzig, verlegts Christian Friedrich Gollner, 1766. Zwey Alph. und 6 Bogen in 8.

Eine streitige Rechtsfrage erstlich zu Schnupftobak gemacht, alsdann eine Prise davon genommen, und diese dem rechten oder linken Nasenloche empfohlen,

len, nachdem jene bejahend oder verneinend entschieden wird, machen das Satyrische eines Werks aus, in dessen theoretischen und historischen Vortrabe, und Vorreden der Verfasser (*Jo. Frid. Hert.* J. V. D. & Antecessor salarius) so viel Unsinn anzubringen gewußt hat, als vielleicht einem Dutzende Hirnloser Köpfe mit vereinigten Kräften unmöglich gewesen wäre. Doch Er mag selbst reden, und sich unsern Lesern empfehlen. „ Will man die lüsternde Studier-Jugend auch in den „ ernstlichen Haupt-Disciplinen beym Appetit erhalten „ und ihren Hunger stillen, so muß man die Speisen „ nach ihrem Gout oder den Pida Noß zurichten und „ über das Fleisch eine gute Würzbrüh machen, ich „ sage soviel, man muß sich eines teutschen und lustigen oder aufgewekten Stili befleisigen; jedoch so weit „ eines jeden sein Naturell und Genie, auch Stand und „ officium in honetter Maasse zulassen will.„ Eine Probe von diesem Naturell und Genie bey unserm V. sey das Compliment, das er seinen lustigen Spaßvogel Scaramuzzi der Madame Justiz machen läßt. „ Hat das Jungferle mit ein subtiles Näsele, und noch „ darzu zwo Löcher, eins forne, vor meinen Herrn das „ annere hinten, für mei den Geruch und Schuppen „ zu observiren; ans vor das rachte Nacht, das annere „ vor das linke Nacht.„ Worauf ihm sein Herr ein paar Streiche mit dem spanischen Rohre übern Puckel gab, da er dann mit heller Stimme schrie: „ Meine „ Waare ist eine gute Waare: Probatum est!„ War diese laut gerufene Versicherung vielleicht die Aufmunterung für den Buchhändler zu einer neuen Auflage? Wir möchten ihm gern sagen, daß es eine Schande sey, in unsern aufgeklärten Zeiten, solch unsinniges Zeug wieder aufzulegen, und hoffen, zur Ehre des guten Geschmaks, daß er keine Käufer finden wird.

D. Justus Claproths, ordentlichen Lehrers der Rechte, ausserordentlichen Beysitzers der Juristen-Facultät auf der Königl. Großbritannisch- und Churfürstl. Braunschw. Luneb. Georg-Augustus Universität, rc. rc. Kurze Vorstellung des Civilprocesses, nebst denen Entwürfen und nöthigen Formularien zum Gebrauch der practischen Vorlesungen nebst einer Vorrede: Von der Vorbereitung zu denen practischen Arbeiten und denen darzu diensamen Hülfsmitteln. Zwote vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen im Verlage der Wittwe Vandenhök. 1766. 16 Bogen in gros 8.

Die Absicht des H. Pr. bey diesem Werke ist, das künstlich zusammengesetzte Gebäude des ordentlichen Processes sowohl im Ganzen als nach seinen Theilen den Anfängern vorzuzeichnen und ihnen dadurch einen sichern Vortheil zu verschaffen, auf den man bisher in den gewöhnlichen Handbüchern und Einleitungen (die Siebertische ausgenommen) beynahe gar kein Augenmerk gerichtet hat. Zu leichterer Ueberschrift des Ganzen ist einem jeden Verfahren in dem Processe ein Schema vorgesezt, worauf die Entwürfe folgen, welche kurze und bündige Regeln enthalten, nach denen die einzelnen Stücke eines Verfahrens bearbeitet werden müssen. So gewiß wir überzeugt sind, daß sich der Nutzen dieser Arbeit auch weiter als auf die Lernenden erstrecken möchte; so sehr hätten wir dabey gewünscht unter den Verbesserungen dieser Auflage ein reines deutsch gefunden zu haben. Was konnte den Herrn V. bewegen seine Sprache mit so vielen lateinischen Wörtern ohne Noth zu durchweben? Oder

hält

hält Er dieses Gemenge, wie Herr Hofrath Pütter, in Betrachte der edlen Bindungswörter in seiner juristischen Praxis gethan hat, für ein wesentliches Stük der juristischen Schreibart? Solten für solche Männer die Beweise gegen diesen Irrthum nicht gemacht seyn? Daß sie es für Leute nicht sind, die sich in den Gerichtsstuben gebildet haben und noch bilden werden, wissen wir zuverläßig. Noch bemerken wir, daß der Herr V. Hofnung gebe auch die übrigen summarischen Processe auf gleiche Art zu behandeln und auseinander zu setzen.

D. Iusti Claprothi, P. P. O. Facultatis juridicae assessoris extraordinarii, et regii manufacturarum judicis, Iurisprudentiae heurematicae *Pars prior*, Sectionem generalem et materiam pactorum complectens. Gottingae sumtibus viduae Abrami Vandenhoeck CIↃ D CCLXII. 1 Alph. 3½ Bogen. *Pars altera* materiam contractuum complectens. CIↃ D CCLXV. 2 Alph. 3½ Bogen in 8.

Der Titel sagt schon, daß man die Hevrematik der alten Rechtsgelehrten in ihrem ganzen Umfange hier nicht zu suchen habe. Unser Hr. Verf. beschäftigt sich nur mit dem beträchtlichsten und nüzlichsten Theile derselben, welcher die vorsichtige Schließung und Beurtheilung der Gedinge und Contracte zum Gegenstande hat. In dem allgemeinen Abschnitte wird, die Natur dieser Geschäfte überhaupt, und vorzüglich gut untersucht und auseinander gesezt, worauf der Hr. Verf. in besondern Abtheilungen ein jedes Geschäfte dergestalt abgehandelt hat, daß zuerst der Begriff und die Eintheilungen davon festgesezt; die Personen; der Gegenstand; die Verbindlichkeiten und Gerechtsame für jeden Theil genau betrachtet; die Art ein Geschäfte wieder auf-

aufzuheben, mit der Anzeige, wie die Urkunden darüber einzurichten sind, angegeben; und von diesen zum Beschlusse jedesmal wohl ausgearbeitete Formulare beygebracht werden. Ueberhaupt können wir sagen: daß durch die gute Ordnung, Gründlichkeit und fruchtbare Kürze der Herr Prof. seine Vorgänger unter den Neueren weit hinter sich gelassen und auch schon darin als einen vernünftigen Rechtsgelehrten sich gezeigt habe, daß er bloß allein aus den Quellen; den Gesetzen und deren Analogie geschöpfet hat; denn diese sind unstreitig das sicherste und beste Mittel, aus dem unermeßlichen Ocean von widrigen und bezweifelten Meynungen der Rechtsgelehrten wiederum Land zu gewinnen. Doch scheinet uns der Hr. Verf. gegen das Anziehen guter Schriftsteller ein wenig zu gewissenhaft zu seyn, und hätten wir z. B. bey der wichtigen Materie von Bezahlung einer Schuld bey veränderter Münze wenigstens eine Anzeige der neueren Schriften darüber erwartet. Man denkt sonst in Göttingen über diesen Punkt liebreicher für seine Leser. Der Dienst ist auch in der That, und besonders für diejenigen nicht so klein, deren juristische Litteratur nur mit den Lippenisch-Jenichischen, und Struvisch-Buderischen Schätzen fortwächset.

Christian Friedrich Georg Meisters, ordentlichen Lehrers der Rechte und der Juristen-Facultät Beysitzers zu Göttingen, ausführliche Abhandlung des peinlichen Processes in Deutschland. Fünfter Theil. Göttingen, im Verlag Victorin Boßiegels, 1764. Mit den vorhergehenden Theilen 4 Alph. u. 5 Bog in 4.

Mit diesem Theile schliesset sich der erste Band dieser vollständigen Einleitung zur peinlichen Rechtsgelehrsamkeit in Deutschland, welcher die

Vor-

Vorbereitung zum peinlichen Processe enthält. Den Anfang macht das zwölfte Hauptstük, worin die Abhandlung von der peinlichen Gerichtsbarkeit zu Ende gehet und die mannigfaltige Einschränkungen derselben in Deutschland, mit der daraus fliessenden Eintheilung in die beschränkte und unbeschränkte, vorgetragen und erläutert werden. In dem dreyzehenden Hauptstücke findet man die Lehren von dem peinlichen Gerichtszwange und Gerichtsstande; dessen verschiedene Arten, und deren Concurrenz, mit dem aus dieser entspringenden Rechte der Prävention. Die Ablieferung der Verbrecher, und eine Untersuchung der Streitfrage: nach welchen Gesetzen ein Verbrechen zu bestrafen sey, wenn der peinliche Proceß in einem andern, als dem Gerichtsstande der verübten That, geführet wird. Wir lassen es mit Fleiße bey dieser kurzen Anzeige des Inhalts eines Theils von einem Werke bewenden, mit dem jeder deutscher Rechtsgelehrte sich billig selbst und näher bekannt machen muß, als durch einen blossen Auszug geschehen kann. Ordnung und Deutlichkeit; alles aus seinen Quellen herzuleiten; ausser dem allgemeinen peinlichen Processe auch die Verordnungen und Gewohnheiten einzelner Provinzen vorzutragen; nicht bey allgemeinen Säzen stehen zu bleiben, sondern auch die besonderen Fälle so sich bey dem peinlichen Verfahren zutragen können, zu erörtern, sind die Gesetze gewesen, die sich der Hr. H R. gleich Anfangs vorgeschrieben, und auf das genauste befolgt hat. Nur wünschten wir in Zukunft eine genauere Erfüllung seines Versprechens das Er dem Publikum gethan, alle halbe Jahre einen Theil dieser Arbeit zu liefern, um das Vergnügen zu haben ein Werk bald ausgeführt zu sehen, das von des Verfassers tiefen Einsichten in einen so wichtigen Theil der Rechtsgelehrsamkeit, ein dauerhaftes Denkmal abgeben wird.

L. R.

3. Arz-

3. Arzneygelahrheit.

Ioh. Reinboldi Spielmanni Institutiones Chemiae, praelectionibus academicis accommodatae. Editio altera revisa, aucta, polita. Argentor. bey Bauer. 1 Alph. 4 Bogen in 8. 1766.

Eine nicht sehr, aber doch wirklich vermehrte Ausgabe eines der schätzbarsten Lehrbegriffe der Chemie, der diese, Jahrhunderte durch, in rosenkreuzerische Dunkelheit eingehüllte und von empirischem Aberglauben verunstaltete Wissenschaft in einem Lichte darstellt, das seine Strahlen über jede dunkle Ecke der Naturkenntnisse verbreitet. Wir wollen unserm Leser nichts zum Vortheile eines Buchs sagen, das schon 1763, und also vor der Geburt unsrer Bibliothek, bekannt worden ist. Aber in ein paar Zügen müssen wir ihm den gelehrten Charakter des Hrn. Prof. Spielmann zu Straßburg entwerfen. Eine weitläuftige Belesenheit in alten und neuen chemischen Werken, die ungezwungen angebracht, wohl geordnet und aufs lehrreichste gebraucht ist. Alles, bis auf Glaubers Stufen, oder Fludds und Paracelsus Schlacken, wird auf Gold genuzt. Und unter allem diesem Wuste verleugnet sich nie der Philosoph, der selbst denkt, scharf prüft und mit eignem Augen aufs genauste beobachtet.

Vollständiges Handbuch der ganzen praktischen Arzneygelahrheit aus den Schriften der berühmtesten Aerzte und den Werken der gelehrten Gesellschaften zusammen getragen, in Ordnung gebracht und mit einer Einleitung von den Unterscheidungs-Kennzeichen der

Krankheiten, der Diät, dem Puls, dem Zusammenhange der Nerven und einem kurzgefaßten Grundrisse der thierischen Oekonomie versehen von R. Brookes, weyland D. A. D. Nach der vierten vermehrten englischen Ausgabe übersezt und hin und wieder mit Zusäzen vollständiger gemacht. Berlin bey Wever 1765. 1 Theil 2 Alph. 5 Bogen. 2 Theil 1766. 1 Alph. 18 Bogen in 8.

Der weitläuftige Titel zeigt den Plan des Verf. genugsam an. Er ist eben derselbe, nach dem ehemals Allen, nachher Shaw und noch neulich Ball ihre Sammlungen gemacht haben. Nach ihren Beyspielen hat Brookes auch anderer Aerzte Gedanken gesammlet, und durch die Eilfertigkeit, mit der es geschehen, ganze Bände vollgeschrieben. Dies ist der Ursprung seines aus sechs Bänden bestehenden New System of Natural History,*) und auch dieses Handbuchs, in welchen er wenigstens seine Vorgänger durchaus beydes an Wahl und an Reichthum übertrift. Seine Autoren sind fast lauter Britten. Sydenham, Morton, Harris, Pitcaire, Lister, Cheyne, Freind, Mead, Huxham und Pringle sind seine häufigsten Gewährsmänner und das erwekt für seine Arbeit ein gutes Vorurtheil. Die ältern Aerzte, Willis, Wisemann, Maynree kommen seltner vor. Auch sind die, so von besondern Krankheiten geschrieben haben, Hamilton, Floyer, Musgrave, Arbethnot, Gilchrist, Man-

*) Wir zweifeln nicht dieses Buch werde seiner Dicke wegen, auch bald einen der dienstfertigen deutschen Uebersetzer aufmerksam machen, denen die starke Bogenzahl für die Brauchbarkeit eines Buchs kein geringer Beweis ist.

Manningham, Fothergill, Whytt u. a. jeder an seinem Orte genutzt. Die Werke der gelehrten Gesellschaften sind auch bloß brittische. Von Ausländern hat er bisweilen Ettmüllern und Heistern; mehr aber Boerhaven und Hoffmann gebraucht. Hoffmann ist ihm, was Ettmüller dem Allen war, der Aushelfer in aller Noth, wenn er bey seinen Landsleuten über einen Zufall nichts sonderliches fand. Es finden sich auch Beschreibungen verschiedner endemischen und hauptsächlich nur ausser Europa gängen Krankheiten, des amerikanischen gellow Fevers (wobey wir uns doch wundern, daß Hillary ungebraucht geblieben ist), des Senegalfiebers, der Devonshire Kolik, der Gaws in Guinea, des ostindischen Beriberi, des in America graßirenden Tetanus und Opisthotonus s. w., die deutschen Lesern nicht unangenehm seyn werden. Hin und wieder vermissen wir nur die Anführung der Autoren, von denen die Räthe kommen und die der Verf. selbst doch für wichtig hält, damit man wisse, an wen man sich zu halten habe. Bisweilen kommen auch specifische Mittel vor, an welche Hr. B., (nicht zur Ehre seiner Beurtheilungskraft,) zu glauben scheinet, wie er sich auch überhaupt wegen seiner Vorliebe gegen diese Art Mittel und ihre geheime Wirkung in der Vorrede rechtfertigt. Was werden Leser, die über ihre Kunst denken, zu folgendem Mittel gegen den Schwindel sagen; nimm Päonienwurzel, Päonienblumen, Pfauenkoth und Zucker s. w.? Ueberdem wünschen wir auch, daß der Verf. mehr Aerzte andrer Nationen gebraucht hätte. Es sehen daher einige Artickel z. E. von der Bleykolik so sehr mager aus. Der uns unbekannte Uebersetzer hätte dergleichen Lücken von rechtswegen ausfüllen sollen: er hat etwas geleistet und was er geleistet hat, ist von der Art, daß wir wünschten, er hätte mehr gethan. Ueberhaupt ist hier, wie in allen ähn-

lichen Werken, die Beschreibung der Mittel weitläuftiger und reicher, als die von der Natur und der Kenntniß der Krankheiten, eine Eigenschaft, die der blinden Empirie sehr theuer und werth ist. Deutschen Aerzten wird dieser Auszug aus den verschiednen brittischen Werken, die man nicht alle so leicht erhalten kann, angenehm seyn, und denkenden Aerzten wird es hie und da Gelegenheit geben, auch weniger bekannte Mittel, besonders einige heroische, nach Maasgabe einer vernünftigen Beurtheilung, anzubringen. Aber gnade Gott, wenn den Aerzten mit dem Becken in den Rokfalten dies Buch in die Hände geräth. Opium, mineralischer Turbith, Cantharidentinctur und die Kupfertinctur werden Wunder zu tödten erweisen. Allen war doch noch lateinisch.

Nicol. Pisonis, Medici Lotharingi, *de cognoscendis et curandis* praecipue *internis humani corporis morbis* Libri tres ex monumentis classicorum medicorum, tum veterum, tum vel maxime recentiorum collecti et ejusdem *de febribus* liber unus. Accessit praefatio *Hermanni Boerhave*. Lipsiae impens. I. P. Kraussii 1766. 4 Alph. 13 Bogen in 8.

Was die Aerzte an diesem Werke haben, dessen deutscher Nachdruk nach der Leidenschen Ausgabe von 1736. veranstaltet ist, sagt der große Boerhave mit wenig Worten in der Vorrede. Piso hat darin alles Nuzbare, was die Alten gedacht und die Neuern bis auf seine Zeit (die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts) hinzugefügt, mit Fleiß, mit Ordnung, ohne theoretische Spizfindigkeiten, gesammelt und in einer guten fliessenden Schreibart vorgetragen. Boerhave

have preiset dies Werk daher Anfängern an, um sich in zweifelhaften Fällen und wenn sie in Verlegenheit sind, Raths daraus zu erholen und rühmt die guten Dienste, die es ihm selbst — — einem Boerhave, das ist viel! — geleistet. Nach einem ähnlichen Plane ein solches Werk bis auf unsre Zeiten, im Geiste eines Huxham und im Style eines Platner — was denken unsre Leser dabey?

M*.

Joseph Jacob Plenks, Meisters der Wundarztney und Geburtshülfe, Schreiben an Herrn Georg Ludwig Rumpelt, Churfürstl. Sächßl. Hof-Wundarzt; worinnen die Wirksamkeit des ätzenden sublimirten Quecksilbers und des Schierlings wider den Herrn L. F. Hirschel, der Arztney- wie auch der Wundarztneykunst Doktorn, dargethan wird. Wien, bey Johann Paul Krauß, 1766. 4½ Bogen in 8.

Herr Pl. verfolgt seinen Gegner Schritt vor Schritt, und da Herr Hirschel seine Gedanken von der Unkräftigkeit dieser Mittel mehr auf Raisonnement, als Erfahrung, gestüzt: ist ihm nicht schwer, ihm Vorwürfe zu machen. Denn wie kann man die Solution des Sublimats so schädlich nennen, und zugleich so schwach als einen versüßten Mineralgeist erklären? Woher weiß man, daß sich das mit dem Salpetergeist verbundene Quecksilber, aus einem grössern Hang zum Brennbaren von der Säure, im Weingeist, trenne? Warum sollte das Quecksilber nicht in dieser Verbindung in das Geblüte gehen, da man bisweilen einen Speichelfluß, öfter eine Vermehrung des Harns und

des Schweisses, darnach verspürt? Vermuthlich würde bey Herrn H. Versuchen die Solution sich auch wirksamer bewiesen haben, wenn Hr. H. bey dem Gebrauch derselben, eben die Gedult als bey den Fichtensprossen mit Melken gehabt hätte. Darin geht auch Hr. H. zu weit, daß man kein Mittel sicher verschreiben könne, dessen Wirkungsart unbekannt wäre. Noch heftiger wird Herr Plenk bey der Vertheidigung des Schierlings, Herr H. hat wohl den Wasserschierling mit der jezt gebräuchlichen Art verwechselt; doch nicht bey eigenen Versuchen, (denn solche vermißt Hr. Pl.) sondern bey seinen Schlüssen, die er nach den angeblichen Bestandtheilen des Schierlings macht. Hr. Pl. beurtheilet auch 2. Fälle die Hr. H. seiner Schrift als einen Anhang beygefügt. Herr H. hatte durch eine mit dem venerischen Ausfluß befeuchtete Kerze bey einem andern, der einen geschwollenen, erhärteten, und wie es heißt, cancrös gewordenen Hoden gehabt, den vorigen Ausfluß wieder zuwege gebracht, und auf die Weise, nebst andern Mitteln in der Folge den Geschwulst gehoben; welches Hr. Pl. für überflüßig und zum Theil unvorsichtig hält. Auch hat er nach dem Plazgeld einen Speichelfluß entstehen gesehen, welche Wirkung Hr. H. aber nach Hrn. Pl. Meynung, mit Unrecht, der Schwere und Flüchtigkeit dieses Präcipitats zuschreibt.

Descriptio anatomica embryonis observationibus illustrata, auctore *Henrico Augusto Wrisberg*, Med. D. in theatro anatomico Prosectore. Göttingæ, sumtibus viduæ A. Vandenhœck, 1764. 80 Seiten in Quart nebst einer Kupferplatte.

Der Herr Verf. hat 5. unzeitige Geburten zergliedert, davon die jüngste auf 10. Wochen geschäzt wird,

wird, und hier beschreibt er, was er an ihnen besonders gefunden hat. Bey zweyen gedenkt er auch der Krankheit der Mutter. Die Gelbsucht der Mutter hatte sich so gar bis auf die Knochen der Frucht fortgepflanzt. Das von Albinus so gut beschriebene Bläsgen zwischen den beyden Häuten der Frucht, verfolgt Hr. V. nebst den Fäden desselben sehr genau, wobey er doch in der Vorrede gesteht, daß er des seligen Prof. Zinn Beobachtungen von eben diesem Embryo, die er selbst wegen seines frühen Todes nicht hat bekannt machen können, Dank schuldig sey. Zwischen diesen beyden Bedeckungen hat er bey einem andern Kinde einen mit einer Gallerte angefüllten Sak entdeckt. Wie er einmal die Lungen aufblasen wollte, gieng die Luft bis in den Herzbeutel hinein. Besonders umständlich ist der Hr. Verf. bey der Beschreibung einer Frucht, an der beydes äusserlich und innerlich verschiedene Verunstaltungen zu sehen waren. Das Kupfer stellt zwar 5. Figuren vor. Drey aber betreffen einerley Frucht nach der verschiedenen Lage und unternommenen Untersuchung.

K.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Psalmen und Threnodieen, zweytes Buch, herausgegeben von *M. I. N. Seip*, zu finden in der Berthischen Buchhandlung zu Rinteln, 1766. 14. halbe Bogen in 12.

Daß manche Poeten immer den zweyten Vers vor dem ersten gemacht haben, ist bekannt; aber daß jemand das zweyte Buch einer Sammlung von Gedichten eher drucken läßt, als das erste, das ist

wirklich ganz was neues. Der Hr. M. Seip versichert in der Vorrede: „Dass wenn er von seinen „Empfindungen, auf die Empfindungen anderer schliessen dürfte: so könnte er hoffen, dass „man diese Gedichte nicht mittelmässig *finden* „werde; aber„ — sezt er auf eine sehr verbindliche Weise hinzu: „ — *ich weiss dass der feinere Ge-„schmak nicht der allgemeinste ist*.„ Er hat recht; z. E. auch bey uns findet sich der *feinere Geschmak* gar nicht. Wir finden diese Gedichte kaum mittelmässig. Hier und da ein paar leibliche Tiraden, aber Bombast, Schwulst, affektirtes Wesen, die Menge, und denn wieder zur Abwechselung mattes Geschwäz. Schlechter Bau der Verse und unharmonische Scansion. Wir wollen nur ein kurzes Gedicht zur Probe hersetzen:

An die Muse.

Schau nicht so strenge auf mich her o Lehrerin
 meiner Jugend; lass mir diese Leyer,
Die Scherz zu Mirjams Tanze sang,
Dass den Cimmerisch finstern Gram ich tödte,
Der wie Gift mir am Leben frass;
Dass in serafischen Hymnen ich auffliege: denn mein
 Gott kommt wieder kommt vom Zorne
Zurück. Der Herr verstört nicht ganz
Betrübt nicht gern die Menschen; jeden Morgen
Mit den Tag, wird sein Herz uns neu.

Ob die Muse verstanden hat, was der Verf. von ihr verlangt, lassen wir dahin gestellt seyn, wenigstens wir bekennen, dass wir nicht wissen was der Verfasser haben will.

Elogia illustrium præsentis Aevi Scriptorum Lucubrationibus dicata a *M. M. G. Christgau*, Ma-

Manipuli duo. Francof. ad Viadrum, apud Winterum, 6 Bogen in gr. 8.

Illustres hujus Aevi Scriptores müssen bey dem Hrn. C. wohl alle Schriftsteller heissen, deren Bücher er gelesen hat: denn im eben dem Tone, in dem er von den besten Schriftstellern redet, redet er auch von sehr mittelmäßigen Köpfen. Wir finden Elogia, in Gellerti & Rabeneri Scripta laudatissima; in Kennicoti Dissert. super Ratione Textus Hebr. in Süßmilchi ordinem divini Numinis in propag. Gen. Hum. in Lessingii Laocoonta, in Platneri Lancem Saturam; in Winkelmanni Libros de Arte, und in eben dem Athem auch in Oelrichsii Scripta; in Pauli Historiam Borusso. Brand. in Bidermanni Opuscula; in Krünitzii Characteres Professorum Viadrinorum; in Leyschneri opuscula elegantissima, und auf mehr dergleichen Leute, die sich vielleicht selbst kaum haben träumen lassen, daß sie *illustres* wären. Uebrigens werden einem jeden Schriftsteller, er sey gut oder schlecht, einige Dutzend recht gutgemeinte lateinische Verse zugemessen, die sich endlich, da sie nun einmal schwarz auf weiß gedrukt sind, schon werden lesen lassen.

Sammlung verschiedener deutscher Gedichte eines Sclavoniers des Freyherrn Joseph von Petrasch. Erster Theil. Frankfurt und Leipzig, im Jahr 1767. 12 Bog. in gr. 8.

Herr von P. hätte wohl gethan, wenn er seine Gedichte lieber gleich sclavonisch geschrieben; denn so wie er sie izt liefert, sind sie weder sclavonisch noch deutsch. Wir hoffen unsere Leser werden keine Beyspiele verlangen. Elende Gottschedische Reime, die

noch dazu undeutsch sind, müßten wir ihnen vorlegen! Und ist das wohl der Mühe werth?

M. J. J. Sprengs neue Uebersetzung der Psalmen Davids auf die gewöhnlichen Melodien. Bernburg, bey Cörner, 1766. in 8.

Eine neue Auflage eines bekannten und für die reformirte Kirchen brauchbaren Werkes.

K.

5. Schöne Künste.

Musik.

Versuche in Clavierstücken verschiedener Art, von Joh. Friedrich Wilhelm Wenkel, Stendal, in Verlag des Verfassers, 1765. in kleinem Querfolio, 10 Bogen.

Diese Versuche sind Claviermäßig und von guter Erfindung. Der Fleiß des Hrn. Wenkel ist rühmlich. Dies ist just die rechte Art angehende Clavierspieler zu bilden. Da er uns itzo eine Fuge in der rechten uralten Art, die sich nicht aus der Tonart rührt, sonst aber sehr wohl gearbeitet ist, liefert; so bitten wir ihn, inskünftige auch zu zeigen, daß er in seinen Fugen auch in andere Tonarten geschikt ausweichen kann. Die Veränderung ist ja, in allen erlaubten Dingen, und folglich auch wohl in Fugen, der menschlichen Natür angenehm, so wie der Mangel der Veränderung verdrüßlich. Und wenn die Alten wider diese, in der Natur selbst gegründete Lehre bey aller ihrer harmonischen Künsteley, manchmal gefehlet haben; so haben sie, weil sie nicht das Ganze, und die davon vernünftiger

ger Weise zu erwartende Wirkung, sondern nur das Blätchen, auf welchem sie ihr Thema entwarfen und herum drehten, übersahen, unstreitig Unrecht gethan; und muß ihnen also in diesem Stücke, aus sehr in die Augen fallenden Gründen, nicht nachgeahmet werden. Nichts als die Kürze gewisser alter Fugen kann noch diese einförmige Leyer einigermassen entschuldigen. Wie lange schon haben nicht Fux, Bach, Händel, Zelenka, Telemann u. s. w. bessere Wege, Fugen zu machen in ihren praktischen Werken, gezeigt. Doch vielleicht ist auch Herr Wenkel schon, ohne unser Erinnern, Willens, diese richtigern Wege zu betreten.

Symphonie zur Serenate auf die erste hundertjährige Jubelfeyer der hamburgischen löblichen Handlungs-Deputation. 1 Bogen in Folio, gedrukt von M. L. Bock.

Der Herr Capellmeister Telemann ist in seinem 85sten Lebensjahre, der Verf. dieser Symphonie und der darauf gefolgten Serenate. Er ist hier von der gewöhnlichen italienischen Form der Sinfonieen abgegangen, und hat die gegenwärtige in vier Absätze eingetheilt, in welchen er die musikalische Schreibart der alten, mitlern und jüngern Welt auf das natürlichste nachahmet. Der erste und zweyte Theil sind zween Tänze nach uralter Weise. Der dritte Theil stellt die bey der mitlern Welt am meisten beliebte Musikart in einer Fuge im Allabreve, mit der Ueberschrift, Capellmäßig, vor. Der lezte Theil ist, eine lustige Menuet, und heißt: die jüngere Welt. Jedermann weis, daß Hr. Telemann in allen musikalischen Schreibarten, zu welchen ihm nur die Feder anzusetzen beliebt hat, (das sind aber fast alle nur erdenklichen,) seine ganze Lebenszeit glüklich gewesen ist; und

man

man kann es nicht ohne besonderes Vergnügen betrachten, daß ihn auch in seinem hohen Alter, diese so seltene Gabe noch nicht verlassen hat. Die hier vorkommende Fuge, welche, wie der Hr. Verf. selbst, in der beygefügten kurzen Nachricht sagt: „aus einem Ge„webe besteht, das aus einer einzigen Clausul ent„springt,„ weicht nach der ersten Antwort des Führers und Gefährten, ehe sie wieder zum Schlusse in der Haupttonart gelangt, mit dem Hauptsatze in sechs verschiedene Tonarten aus. Ob nun dieses hier gleich bey der vorhabenden Kürze mit Fleiß etwas zu übertrieben zu seyn scheint: so bestärkt es doch, unsere, im vorigen Artickel, bey Hr. Wenkels Fuge angebrachte Erinnerung, gar sehr; und Hr. Wenkel wird sich, wenn er mehr Fugen macht, desto sicherer daran ein Beyspiel nehmen können, da ihm der größte Kenner aller musikalischen Schreibarten hier zeiget, daß man schon vor mehr als 50 Jahren in den Fugen nicht immer in einerley Tonart geblieben sey.

Sonatina I.II.III. a Cembalo concertato, II. Flauti, II. Violini, Violetta e Basso. Fol. Berlino presso Winter.

In diesen Sonaten hat nicht der das wohlklingende Reich übersehen sollende Componist, sondern der blosse Clavierist bey Hrn. Bach gar zu sehr die Oberhand behalten; betrachten wir die für das Clavier durch und durch besonders ausgezogene Stimme: so sind es die schönsten Claviersonaten die man wünschen kann. Aber zu Sonaten von der Art, welche auf dem Titel angezeiget wird, gehörte eine ganz andere Form. Laßt es seyn, daß die gegenwärtige nur für Liebhaber der Musik, welche nicht gar viel spielen können oder wollen, bestimmet sind. Dennoch mußten auch in die-

ser

ser Absicht verfertigte Sonaten doch eine ganz andere Einrichtung haben: sonst möchte mancher auf den schlimmen Einfall kommen, als wenn der Hr. Verf. um nicht viel Mühe zu haben, nur etliche schon fertige Claviersonaten genommen, und die Instrumente, so gut als es hätte angehen wollen, dazu geflicket hätte.

In den gegenwärtigen Sonatinen wird gleich Anfangs ein großer Theil des Stüks von Violinen und Flöten, nach einander weggespielet, und für das Clavier, steht eine mit der ersten Violine oder Flöte übereingehende Stimme vorgeschrieben. Hier sollte das Clavier nichts als den Generalbaß spielen: denn man weis, was ein Clavier, ja gar ein sehr starker Flügel für Wirkung thut, wenn er mit andern Instrumenten Oberstimmen im Einklange oder in Octaven ausführet. Nach diesem mehrentheils langen Vorspiele springen entweder die Flöten oder das Clavier mit kurzen concertirenden Säzchen hervor, welche beynahe im Huy vorüber sind, ehe man noch recht hat errathen können, wo sie hätten mögen hergekommen seyn. Dann geht das vorige langweilige Miteinanderspielen weiter: und so geht es immer, und das Stük ist nach vollendeten gewöhnlichen drey Absätzen aus. Hier ist kein Plan, der zu concertirenden Instrumenten, und wenn sie auch noch so wenig hervorstechendes zu spielen hätten, zugeschnitten wäre. Ob nun gleich diese Sonatinen nicht das künstliche und gearbeitete, mannichfaltig durchflochtene Wesen haben, konnten oder sollten, welches sonst vielstimmigen Sonaten zukömmt, und gleichsam ihr Unterscheidungsmerkmal ausmacht: so hätte doch das Muster der Einrichtung derselben von einem eigentlichen Concerto grosso genommen, und nur von dem Componisten ins kurze und leichte gezogen werden müssen. Widrigenfalls stehen einsehende und der Empfindung fähige Zuhörer bey einer solchen Mu-

sik

ist wirklich in Gefahr zu jähnen: welches gewiß nicht geschehen würde, wenn ihnen der berühmte Verf. dieser Sonatinen die bloße Clavierstimme derselben auf dem Clavichorde oder auf dem Flügel vorspielete.

P.

6. Weltweisheit.

Georg Friedrich Meyers, öffentlichen ordentlichen Lehrers des Weltweisheit, und der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin Mitglieds, allgemeine praktische Weltweisheit. Halle im Magdeburgischen, bey Carl Hermann Hemmerde, 1764. 8.

Dieser Commentarius über Baumgartens Principia Phil. pract. univ. ist in dem gewöhnlichen Tone des Hrn. P. M. geschrieben. In jedem Paragraph wird entweder die Erklärung eines Begriffes, oder der Beweiß eines Satzes an die Spitze gestellt, und dann folgt die Erläuterung derselben durch Exempel oder Gleichnisse. Die Ordnung der Baumgartenschen Abschnitte ist etwas abgeändert; bisweilen sind einige derselben zusammengezogen, bisweilen ist einer dem andern vorgesezt worden.

Godofredi Ploucquet, Log. & Met. P. P. O. in Vniversitate Tubingensi, Principia de Substantiis & Phænomenis, accedit Methodus calculandi in logicis ab ipso inventa, cui præmittitur Commentatio de Arte characteristica. Francof. & Lipsiæ, in Bibliopol. Bergeriano, 1764. 8.

Ein

Ein metaphysisches Lehrbuch, das eigentlich zum Gebrauch bey akademischen Vorlesungen bestimmt ist. Viele Wahrheiten erhalten in demselben, durch die Stelle, in welcher sie stehen, ein ganz neues und vortheilhaftes Licht. Da der Vortrag indeß nicht allemal akroamatisch genug ist, so scheint es überhaupt, zu dem Entzwek, wozu es hauptsächlich dienen soll, nicht eben allzu geschikt. Des Verf. Calculus logicus ist hinlänglich bekannt.

M. Friedrich Daniel Behns, des Lübekschen Gymnasii Subrektors, der jenaischen philosophischen Facultät Beysitzers, der Leipziger Gesellschaft ꝛc. Gedanken über die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß von geometrischen und metaphysischen Wahrheiten, wie auch von den ersten Grundsätzen der natürlichen Theologie und der Sittenlehre, und von den Graden derselben. Lübek, bey Jonas Schmidt und Donatius, 1764. 8.

Diese Schrift, welche durch die Preißaufgabe der Berlinischen Akademie verursacht worden, trägt ganz gemeine Sachen in einem weitschweifigen, witzigseynwollenden Style vor. Die beständigen ungesitteten Angriffe, die der Verf. auf gewisse unbekannte Gegner thut, machen seinen Vortrag ganz unerträglich. So weit er auch in dem ersten Abschnitte, der füglich ganz hätte wegbleiben können, ausholt, so hat er doch den rechten Punkt in dieser delikaten Materie ganz und gar nicht getroffen.

Alexander Gottlieb Baumgartens, Prof. der Philosoph. Metaphysik. Halle im Magdebur-

deburgischen, bey Carl Hermann Hemmerde, 1766. 8.

Diese Uebersetzung, über deren Nothwendigkeit der Verf. derselben am besten muß urtheilen können, ist getreu, aber oft, sonderlich in den Definitionen, steif und ungelenkig, wo ihr der Uebersetzer doch durch eine kleine Veränderung im Vortrage hätte zu Hülfe kommen können. Die Verbesserungen sind von keiner Erheblichkeit, und bestehen mehrentheils nur in der Zusammenziehung mehrerer Paragraphen in einen; welches der Hr. Prof. vermuthlich für seine Vorlesungen muß für vortheilhaft gehalten haben.

Von der Natur. Aus dem Französischen des Herrn J. B. Robinet übersezt.

Της φυσεως γραμματευς ην τον καλαμον αποβρεχων εις νουν.

Suid. de Arist.

Erster Band. Frankf. und Leipzig, 1764. 8.

Robinets Meynungen von der Gleichheit des Guten und des Bösen in der Welt, von der Erzeugung der Mineralien und der grossen Weltkörper, und von dem moralischen Sinn, sind bekannt. Er geht in seinen meisten Sätzen von einigen Wahrheiten aus, die er gemeiniglich unrecht versteht, oder so sehr übertreibt, daß er von dem rechten Wege abkömmt. Die Uebersetzung ist fliessend, und, so weit wir sie verglichen haben, getreu; nur würden wird S. 237. Communication lieber durch Gemeinschaft, als durch Mittheilung übersezt haben.

Die Verbesserung des Verstandes, oder Anweisungen zur Erlangung nüzlicher Wissenschaften,

ten, von Herrn D. Isaak Watts verfasset, und aus dem Französischen übersezt von Gottfried Lebrecht Richter. Danzig, 1764. bey Daniel Ludewig Wedel, 8.

Diese Schrift ist eigentlich eine Art von Supplement zu der Logik, die der D. Watts 1724. rausgab. Sie ist in einem angenehmen Vortrage gefaßt, ausser daß er bisweilen ein wenig zu weitweifig ist; die Materien, die in derselben abgehan- lt werden, sind interessant, und finden sich nicht allent- lben in dieser Art von Schriften. Die Uebersetzung bisweilen nicht genau, wie denn z. E. S. 11. in- mmensurable durch ungleich zu messend übersezt ist.

eobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, von M. Immanuel Kant. Königsberg, bey Johann Jacob Kanter, 1766. 8.

Diese wenigen Bogen sind so voll von scharfsinnigen Bemerkungen, und in einem so unterhaltendem one geschrieben, daß man sie von Anfang bis zum de mit Vergnügen liest. Der Eindruk, den die rschiedenen Gegenstände unsers Gefühls auf uns ma- n, ist nach richtigen Wahrnehmungen genau ange- ben, und die Betrachtungen, die darüber angestellt rden, sind gründlich und brauchbar.

ie vornehmsten Quellen der menschlichen Unruhe in kurzen Betrachtungen entworfen von M. Johann Friedrich Gensicken, Pfarrern in Frauenhayn unter der Großenhaynischen Inspektion. Dreßden, in der Gröllischen Buchhandlung, 1764. 8.

Alltägliche moralische Betrachtungen über verschiedene biblische Sprüche, worüber sie der Verfasser scheint als Predigten gehalten zu haben, die er hier ins Kurze gezogen hat. Sie hangen übrigens nicht zusammen, und gehören nicht weiter unter den allgemeinen Titel, worunter sie der Verf. herausgegeben, als in so fern, unsere Gemüthsruhe durch jede Tugend befördert und durch jedes Laster gestört wird.

St.

7. Mathematik.

Anleitung zur Tonometrie, oder wie man durch Hülfe der logarithmischen Rechnung nach der geometrischen Progreßionsrechnung die sogenannte gleichschwebende musikalische Temperatur leicht und bald ausrechnen kann; nebst einem Unterrichte von dem 1752. erfundenen und eingerichteten Monochordum, von Johann Daniel Berlin, Organist bey der Domkirche und Stadtmusikus in Drontheim. Kopenhagen und Leipzig bey Fried. Christ. Pelt, 1767. 8. 3 Bogen Text, 3 halbe Bogen Kupfer.

Vorläufig wird erinnert, daß der Laut, in Ansehung seines Unterschiedes, der Physik und Mathematik unterworfen ist; daß jene, wenn sie sich nicht durch diese begleiten läßt, nur aus leeren Grillen bestehet, welche von verständigen nicht geachtet werden (piano Herr Organist! wir haben berühmte Physiker, die dieses Register nicht hören mögen;) daß wir den Laut empfinden, indem sich das Bild des Lautes durch die

Luft

uft fortpflanzet, bis das Luftbild das Gehör der Hö-
enden rühret. (Castel hat die Töne gefärbet, ver-
muthlich sind diese Luftbilder damit gemahlt;) daß Laut
u Laut ein Ton ist; daß man bey Messung der Töne
e entweder bloß als eine Linie betrachtet (Tonlänge
der Sayte) oder zugleich ihre Stärke (eine Sayte mit
ngehängtem Gewicht) oder als einen Körper (ausge-
ölter Raum einer Pfeiffe.) Nun werden die dreyer-
ey Temperaturen erklärt. Die gleichschwebende, bey
er man jedes Stük aus jedem Ton gleich-wohllautend
pielen kann, wird erhalten, wenn die 12 Töne in einer
eometrischen Progreßion stehen, deren erstes Glied 1,
nd das dreyzehende 2 ist. Weil aber unser Ohr sich
n 12 Tönen in der Scala nicht begnüget, sondern ver-
anget, daß bey manchen Gelegenheiten die Töne häher,
ey andern niedriger seyn sollen als sie wirklich gestimmt
nd; so muß die Octave wenigstens 36 Töne haben,
ie in Progreßion stehen, und deren Länge, so wie bey
en vorigen durch Logarithmen berechnet werden kann.
Am Ende folgt eine deutliche und nette Beschreibung
es Monochordum. Da es andern Instrumenten zum
Maasstab dienen soll, so müssen seine Töne sich nicht
lbst verstimmen können, während der Zeit man an-
ere nach ihnen einrichtet. Dieses wird dadurch er-
alten, daß die Sayten nicht auf die gewöhnliche Weise,
ndern durch Gewichte gespannet werden. Ob es gleich
n Monochordum ist, so hat es doch 4 Sayten, die
ber in gleichen Ton stehen, und dazu dienen, daß man
e Harmonie ganzer Accorde nach dieser oder jener
emperatur untersuchen kann.

bregé de la Fortification. Kurzer Auszug ei-
niger zur Kriegsbaukunst gehörigen Wissen-
schaften (vielmehr Kenntnisse), darin die Be-
nennungen derer Linien, Winkel und Werke,

welche sich an einer Festung befinden, demonstriret und mit Figuren erläutert werden, nebst einigen Reflexionen über die Anstalten zur Belagerung fester Plätze. Leipzig und Halle 1767. 8. 3 Bogen Text ½ Bogen Kupfer.

Die Benennungen derer Linien u. s. w. werden demonstriret von der zwoten bis zur 23. Seite; darauf wird der Plaz berennet, nach Coulons Vorschrift belagert und auf der lezten Seite erobert.

Tractatus de Pyrotechnia et Balistica. Vindobonae Typis Ioan. Thom. de Trattnern, Cæs. Reg. Maj. Aulae Typogr. et Bibliop. 1766. 8. 6 Bogen, 4 Kupfer.

Nach einer kurzen historischen Einleitung wird vom Pulver, von den Kunstfeuern (ignes bellici,) dem Geschüz und dessen Gebrauch, den Batterien und Minen gehandelt. Der Vortrag ist kurz, deutlich und gründlich: Wir vermissen zwar die Gründe und Erfahrungen von der allmähligen Entzündung des Pulvers; der Menge und Würkung der daher entstehenden Luft; der Geschwindigkeit die sie den Kugeln eindrükt; der Gewalt, mit welcher sie andere Körper, hebt, trennt; die Art, wie man hieraus die Gestalt der Pulverkammer, die Ladung, die Länge des Laufs, die Einrichtung der Minen bestimmt; die Geseze nach welchen die Luft widerstehet, und die Kugelbahn von der Parabel entfernt. Doch der Verf. kann seine gute Ursachen gehabt haben, sich engere Gränzen zu sezen; denn sonst siehet man wohl daß ihm die Untersuchungen eines Robins, Eulers, d'Arcy, Lamberts nicht unbekannt sind.

Y.

8. Ge-

8) Geschichte, Geographie und Staatsrecht.

George Joachim Märk, bey Sr. Kayserl. Hoheit des Rußischen Großfürsten Akademie zu Kiel, ordentl. Prof. der Theologie und Magisters der Philosophie, Einleitung in die Schwerinsche evangelische Kirchengeschichte. Erste Abtheilung. Ein enger Abriß der Meklenburgischen Herzöge unter deren Regierung die Lutherische Religionsverbesserung zuerst aufgeblühet. Schwerin, 1765. drukts und verlegts Wilhelm Bärensprung, 8. 14 Bog.

Herr M. hat keinen Kopf zum Geschichtschreiber. Nichts interessantes, nichts pragmatisches in dem ganzen Buch, aber desto mehr Armseligkeit in des Verfassers Art zu erzählen, zu urtheilen und zu schreiben.

Q*.

Eduard Wells, der heiligen Schrift Doctors und Rectors in Cotesbach, historische Geographie des alten und neuen Testaments in vier Theilen abgefaßt, aus dem Englischen übersezt von M. Georg Wolfgang Panzer, Diacono an der Hauptpfarrkirche zu St. Sebald. — Erster Band, welcher den ersten und zweyten Theil enthält — mit dazu gehörigen Landkarten versehen. — Nürnberg, verlegt von Christoph Riegels seligen Wittwe, 1765.

Zweyter Band, welcher den dritten und vierten Theil enthält; eben daselbst, 8. 2 Alph. 12 Bog. (das Register mit eingeschlossen.)

Wem dieses Werk bereits im Original oder aus den Nachrichten des Hrn. K. R. Walchs und seligen D. Baumgartens bekannt worden, wird dem deutschen Publiko zu einer so getreuen und reinen Uebersetzung mit uns Glük wünschen. Um der übrigen willen, die es noch nicht kennen, zeigen wir kurz an, daß Herr Wells von Kapitel zu Kapitel die Bibel durchgeht, von jedes Orts Lage, Veränderungen, Merkwürdigkeiten bey dem Theil der Geschichte Nachricht giebt, in welchen er besonders ausgezeichnet worden, und hier das Mark aus den besten orientalischen Reisebeschreibungen auszieht, wozu noch manche *nüzliche* Anmerkungen des Hrn. Uebersezers aus dem Pocock, Reland, u. s. w. kommt. Kurz, es ist ein Handbuch für jede Classe von Bibellesern. In dieser Betrachtung tadeln wir es auch nicht weiter, daß Hr. P. die unbestimmten Citationen des Engländers, (als S. 532. wie der gelehrte Buxtorf angemerket hat,) nicht in den Noten berichtiget hat. Ohne Latein würde das nicht abgegangen seyn, und da weis man schon wie vielen auch nicht gemein denkenden der Appetit vergeht, wenn sie so etwas ansichtig werden, und dem würklich Unstudirten natürlicher Weise vergehen muß.

A.

Dissertation sur la Topographie ancienne de la Marche de Brandebourg qui a remporté le prix proposé par l'Academie Royale des Scienses et belles Lettres de Prusse pour l' Année 1760. à Berlin, chez Haude et Spener, 1764. 9½ Bogen in 4.

Dis-

issertation qui a remporté le Prix de 1764. sur l'Epoque de la Puissance Souveraine des Papes avec une Piece qui a concouru. à Berlin, chez Haude et Spener, 1764. 12½ Bogen in 4.

Die Abhandlung von der topographischen Beschaffenheit der Mark in den alten Zeiten, ist in eutscher Sprache, und hat Hrn. Samuel Buchholz, stern Prediger zu Lychen in der Ukermark, zum Verasser, sie ist etwas trocken geschrieben, zeiget aber von ner grossen Belesenheit in den alten Märkischen Schriftstellern, und von einer ganz besondern Kenntß der Geschichte dieses Landes.

Die Abhandlung von dem Zeitpunkte des Anngs der Souverainität der Päbste, die den Preiß halten hat, ist in französischer Sprache. Ihr Verf. t Herr Franz Sabbathier, Prof. an der Schule zu halons sür Marne in Frankreich. Die Schrift die it um den Preiß gestritten hat, ist in deutscher Spraie und führet die Ueberschrift: Vincit Sapientia lartem. Unserer Einsicht nach, ist zwar die französche Schrift, was die Schreibart anbetrift, der deutjen gar sehr überlegen, aber die Ausführung verhiedener historischen Umstände, scheint uns hin und ieder in der lezten gründlicher und genauer zu seyn.

Hermann von Clodwigs Gedanken von übermächtigen Reichen älterer Zeiten, und von der heutigen Universalmonarchie des Hauses Bourbon. Halle, (oder eigentlich Frankfurt am Mayn,) 1765. 128 Bog. in 8.

Ein wahrer Caffeehaus-Politicus, der (wer sollte sich so etwas wohl träumen lassen,) mit allerhand lben Gründen beweisen will, das Haus Bourbon

sey izt so fürchterlich mächtig, daß zu befürchten sey, es werde die Universalmonarchie über Europa erhalten. Um nun dieses Unglük zu verhüten, will er, daß alle Staaten Europens sich wider das Haus Bourbon in ein Bündniß einlassen sollen. Der Pacte de famille von 1761. scheint ihm ein sehr fürchterliches Ding zu seyn, und eben dieser Familien-Verein, soll Ursach zu dem allgemeinen Bündnisse wider das Haus Bourbon seyn. Denn, sagt der hochweise Verfasser: „Weil „das Haus Bourbon in seinem Familien-Verein, alle „andere Staaten für unfähig erkläret hat, in selbigen „Verein jemalen aufgenommen zu werden: so erfo„dert es die im Völkerrecht gegründete Billigkeit, in „den Gegenbund alle nicht Bourbonische Staaten bey„treten zu lassen.„ Der Verf. ist im Ernst überzeugt, daß dieses grosse Bündniß, seiner unumgänglichen Nothwendigkeit wegen, noch gewiß zu Stande kommen werde.

**.

---

9) Naturlehre, Naturgeschichte und Chymie.

Joh. Heinrich Gottlob von Justi — Grundriß des gesammten Mineralreichs, worinnen alle Foßilien in einem ihren wesentlichen Beschaffenheiten gemäßen Zusammenhange vorgestellet, und beschrieben werden. Zweyte Auflage. Göttingen, im Verlage der Wittwe Vandenhoek, 1765. 232 Seiten in gr. 8.

Diese Auflage ist ein blosser Nachdruk, der im Jahr 1757. herausgekommenen Ausgabe. Druk, Sel-

Seitenzahl, Format, sogar die Titulatur des Verf. die sich doch seitdem geändert, alles ist dasselbe.

K.

Dissertation sur le son et L'Ouie, qui a remporté le prix proposé par l'Academie Royale des sciences et belles Lettres de Prusse pour l'année 1762. adiugé en an 1763. à Berlin chez Haude et Spener. 1764. 16. Bogen in 4.

Diese Abhandlung ist in deutscher Sprache, obgleich der Titel der Gewohnheit der Berlinischen Akademie zufolge, Französisch ist. Der Preiß auf diese Frage ward bereits im Jahr 1760. für das Jahr 1762. ausgesezt. Weil aber keine genugthuende Abhandlungen einliefen, so ward der Preiß verschoben, und da hernach Hr. U. N. Belz, Doctor der Arzney D. in Neustadt Eberswalde, die gegenwärtige Abhandlung einsandte, so ward ihm der Preiß ertheilet. Das vornehmste Verdienst dieser Abhandlung ist eine deutliche Erörterung der Lehre vom Schalle. Neue Entdeckungen haben wir eben nicht gefunden.

Fortgesezte Beyträge zur Naturkunde, herausgegeben von J. D. Denso K. Professor etc. etc. 7tes bis 12tes Stük, oder Heumonat bis Christmonat 1765. Berlin im Buchladen der Realschule 30. Bogen in 8.

Hr. D. gab die 6. ersten Stücke dieser Periodischen Schrift schon 1762. heraus. Weil er nachher den Ort seines Aufenthalts veränderte, so schrieb er ein anderes Journal, unter dem Titel Physikalische Bibliothek. Izt findet er für gut die erstere Schrift fortzusetzen. Es ist eine ganz nüzliche Samlung von

allerhand Aufsäzen die die Naturkunde und Naturgeschichte betreffen. Es ist wahr, es sind manche unbeträchtliche darunter, dennoch wollen wir in dieser Schrift doch immer noch lieber mittelmäßige deutsche Originalaufsäze lesen, die doch wenigstens *neu*, und für unser Vaterland brauchbarer sind; als die elenden Uebersezungen, die uns die Sammlungen, die Magazine, die Auszüge, die Correspondenzen, die Intelligenzblätter zum dritten und so Gott will zum zehntenmale liefern. Uebrigens möchten wir Hrn. D. rathen, daß er nicht so gar weitschweifig schriebe, und sonderlich in seinen Briefen die vielen Complimente und sonstige ungeschmakte Wendungen weglieſſe. Noch eins, wir haben oben gesagt, daß wir die Aufsäze in dieser Schrift recht gern gelesen haben, aber wir nehmen namentlich davon aus; die in dem Neunten *Stücke* befindliche Anmerkungen über die aus der *Natur*kunde genommene Lehren JEsu. Sie sind voll des ungereimtesten Zeuges z. E. über die Stellen Matth. 5, 13. wenn nun das Salz dumm wird womit soll man würzen:

„a) Salz macht die Speise wohlschmeckend und „angenehm: heilsame Lehren und ein erbauliches Bey„spiel finden Wohlgefallen bey GOtt und den „Menschen.„

„b) Salz widersteht der Fäulniß und dem Ver„derben: Gottselige Lehren und heiliger Wandel wi„derstehen dem Aergernisse und der Verführung.„

„c) Salz hat man gar zur Balsamirung und Er„haltung verstorbener Leichnahme gebraucht: Die Leh„re von der Gottseligkeit ist der unvergängliche Same „der Unsterblichkeit u. s. w.„

„d) Sehr vielerley Nuzen in der Arzneykunst: „Die rechtgläubige Lehre ist die kräftigste Arzney wi„der Irrlehren u. s. w.„

Solche

Solche Floßkelchen könte man einem Priester in einem Marktflecken vergeben, der mit solchen feinem Schematismus, seinen Zuhörern eine hohe Meinung von seiner Gelehrsamkeit beybringen will! aber daß ein Professor der Physik auf solche Kinderpossen verfällt? — o wenn das Salz dumm wird womit soll man würzen!

***

Von der Unterschiedlichkeit der Chymie und inwiefern dieselbe, so wie sie bisher gelehrt worden, bey Untersuchung der Mineralien und Metallen und sonderlich in Absicht auf deren Nutzen anzuwenden. Brauschweig im Verlag der Schröderschen Buchhandlung 1765.

Ein viel bedeutender Titel der viel versprach, uns aber in unser Hofnung betrog. Gleich anfangs war es uns verdrieslich, daß der Verf. vom Anfange bis zu Ende, also 237 Seiten, ohne Ordnung, Eintheilung und gleichsam in einen Othem fortredet. So viel wir den Verf. verstehen, so will er den Unterschied der medicinischen und metallurgischen Chymie zeigen; der medicinischen giebt er ihr gebührendes Lob und gestehet, daß selbige zur Aufnahme der metallurgischen, vieles beygetragen; Allein er will nicht, daß man nach solchen Grundsätzen die Mineralien und Metalle behandeln soll. Er ist sehr unwillig, daß man bey chymischen Arbeiten nicht genug auf die Theile eines zerlegten Cörpers Achtung giebt, in wie fern sie ihrer essentialischen Wesenheit, wie sich der Verf. ausdrükt, von einander abgehen. Nun sollte man glauben, der Verf. würde uns belehren, wie wir künftig die verfahren sollten, so aber wirft er, statt dessen, alle bisher, nach Vernunft und Erfahrung angenommene

mene Grundsätze der Chymie, über den Haufen und sezt uns, indem er uns keine bessere, oder wenigstens sehr seichte, wiederum an deren Statt giebt, in die betrübtesten Umstände.

Um das, was wir hier gesagt, zu behaupten, verweisen wir unsere Leser nur, auf das leere Geschwätze S. 39. bis 56. Von der Entstehung und Zerlegung des Salpeters, S. 66. bis 72. auf seine wunderliche Meynung von der Bereitung des viereckigten Salpeters. Seite 102. auf die Entstehung des Alauns. S. 116. auf die Darstellung des Zinks aus seinen Erzen. S. 136. leugnet er die Versüssung der mineralischen Säuren durch den Spiritum Vini wider aller Erfahrung. S. 223. Gold und Zinn, sind die einzigen Metalle so nicht vererzt gefunden werden; Gold und Wismuth lassen wir gelten; allein die Zinnerze, Zinngraupen und Zinnzwitter, als die beyden vornehmsten Erze dieses Metalls, haben ihre Vererzung hauptsächlich dem Arsenik zu danken und endlich, damit wir nur bald zu Ende kommen, so soll S. 228. der Arsenik die vornehmste Ursache seyn, woher die Kobolde das Glaß blau färben und viele dergleichen mehr. In der Beschreibung die der Verf. von den Bestandtheilen, der vornehmsten Erze und Metall-haltenden Steine und Erden, macht, bedienet ee sich Ausdrücke, die wir, aufrichtig zu bekennen, nicht verstehen. Z. E. vitriolisch petreficirte Erden, versteinerter Vitriol und dergleichen. Wir ersuchen den Hrn. Verf., wenn er von seinem Lehrer, weitere Erlaubniß zum Schreiben erhalten sollte, wie er dazu S. 172. Hofnung giebt, uns doch dieser Schrift wegen schadlos zu halten.

L

---

10. Phi-

10. Philologie und Kritik.

0. *Andr. Danzii*, מדקדק sive Compendium Grammaticae Ebraeo-Chaldaicae — — editio novissima. Francofurti ad Moenum, sumtu Henr. Ludovici Broenner, MDCCLXV. 8. 13. pl.

— — — סגולתא דרבנו sive Rabbinismus enucleatus — — ibid. 1761. 8. 9 pl.

פתיח תרעא דסוריא sive aditus Syriae reclusus compendiose ducens ad plenam linguae Syriacae Antiochenae seu Maroniticae cognitionem — — — editio novissima, innumeris in locis correctior et emendatior reddita a M. *Io. Christoph Mylio*, Biblioth. Acad. Ienensis Praefecto et ordinis Philosoph. Adiuncto — — ibid. MDCCLXV. 8. 7. pl.

1. *Andr. Danzii*, משקלי שמות ופעלים seu Paradigmata Nominum simplicium, ac Verborum integra — — editio novissima accessione nominum auctorum et praefatione de יְהוָה, אֲדֹנָי et יֵשׁוּעַ locupletata — — ibid. MDCCLXV. 8. 8. pl.

— — תורגמן, siue, interpretis Ebraeo-Chaldaei synopsis, omnes vtriusque linguae idiotismos pro scriptura V. T. rectius intelligenda, explicans. Editio novissima — ibid. MDCCLXV. 8. 15. pl.

Wenn

Wenn alle diese angezeigten kurzen Lehrbücher, so wie das dritte, nach den neuerlich verbesserten und vermehrten Einsichten wären berichtiget, und die barbarischen lateinischen Uebersezungen, in dem lezten (als z. E. לִפְנֵי, ad *facies*, in *conspectu*,) noch überdies ausgemerzt worden, so würden wir die neue Auflage aller, als compendiarischer Anweisungen betrachtet, weiter nicht misbilligen, wie wir nun thun müssen.

Ioh. Iac. Wetstenii libelli ad Crisin atque interpretationem Novi Testamenti. Adiecta est recensio introductionis Bengelii ad Crisin Novi Testamenti atque Glocestrii Ridley dissertatio de Syriacarum Novi foederis Versionum indole ac usu, e bibliotheca et cum quibusdam notis Viri Cel. *I. D. Michaelis* in Academicorum usus edidit et pleraque observationibus illustravit D. Io. Salomo Semler in Acad. Regia Hallensi Theol. Prof. Publ. etc. Halae Magdeburgicae, apud Io. Godofredum Trampe cIↃ IↃ CCLXVI. 8. ohne die Vorrede 23 Bogen.

So vollständig der Titel ist, um die ausgewähltesten Regeln der Kritik und Auslegung des N. T. dem Leser anzukündigen, davon wir also nichts weiter sagen wollen, als daß sie durch den Hr. D. S. sonst durchgehends entweder richtiger bestimmt oder auf mehrere und eigentlichere Schriftstellen angewendet worden; so fehlt doch noch etwas daran, um sogleich zu wissen, daß der Hr. D. auch von der Offenbahrung Johannis seine eignen Gedanken und Erklärungen besonders vorgetragen und das mit eben so viel anstän-

iger Freyheit als Bescheidenheit im Urtheilen. —
Der Apostel Johannes ist nicht der Verfasser: das
Ganze ist für die Christen aus dem Judenthum be-
timmt. Es sollte auch kein Lehrbuch für alle Zeiten
eyn, sondern nur in den ersten Jahrhunderten der ge-
achten Classe von Bekennern zum Trost und Stär-
ung in den Verfolgungen dienen; daher bindet sich
er Verf. an die Hieroglyphik der jüdischen Theologie;
rägt unter derselben die nächsten Veränderungen im
Römischen Reiche vor, und läßt ihnen aus ökonomi-
cher Nachsicht die Favoritmeynung von einem tausend-
ährigen irrdischen Reich des Erlösers, in Hofnung,
aß man in den künftigen Zeiten nach erlangter männ-
cherer Einsicht in die Natur der christlichen Religion
e ohnedem werde fahren lassen, sie verschwand auch
m die Mitte des fünften Jahrhunderts ganz, nur
it dem Nachtheil, daß man, um doch den Gebrauch
es Ganzen in der Kirche beyzubehalten, allen Worten
nd Ausdrücken eine Beziehung auf das geistliche gab,
nd in der Folge gar alle Perioden der Kirche darin-
en abgebildet fand. — Dies ist kurz die Meynung
es Hrn. D. durch eine und andre kurze Anmerk. über
des Kapitel erläutert. Besonders ist es und bleibt
, daß die Juden in den Tagen Christi eben die wa-
n, die auf ein irrdisches Reich des Meßias warte-
n. Weit besonderer, daß der Papias, der sich selbst
nen Schüler eines gewissen Johannes nennet, so viel
ndisches von dem ungeheuer vielen Obste das in den
agen des tausendjährigen Reichs wachsen würde, re-
t; am allersonderbarsten, daß das tausendjährige
eich fast das klärste ist, was darinnen bejahet wird,
d doch J. C. durchaus kein irrdisches Reich aufrich-
n wollte. Und daraus schliessen wir, daß wer nicht
n der Parthey des Hrn. D. Cr. seyn will, in der
auptsache mit den Hrn. D. Semler übereinstimmen

müsse,

müsse, oder jeden seine Meynung lassen und für sich das επεχειν erwehlen. Aber wohl zu merken, nicht von diesen ganzen Buche. Denn das ist recht eigentlich für Gelehrte, und, mit dem Hr. S. zu reden, nicht denen σαρκικοις und νηπιοις sondern πνευματικοις geschrieben.

Io. Augusti Ernesti institutio interpretis Novi Testamenti editio altera — Lipsiae apud haer. M. G. Weidmanni et Reichium MDCCLXV. 8. pl. 17.

Man muß diese zweyte Ausgabe eines so bekannten als schäzbaren und recht eigentlichen claßischen Handbuchs nicht mit den Leidenschen Nachdruck vom Jahr 63. verwechslen oder sich diesen für jene, wie es uns selbst beynahe gegangen wäre, aufdringen lassen. Sie ist von dem Hr. D. selbst veranstaltet und fast auf allen Seiten das lezte Kap. ausgenommen, durch die Einschaltung eines oder mehrerer Worte für eine grössere Deutlichkeit oder genauere Bestimmung gesorgt worden: Und nur zwey oder dreymal ist dies durch ganz neue Paragraphen geschehen. Da es denn einmal nicht auf eine durchgängige übereinstimmende Anzahl der leztern mit der ersten Ausgabe abgesehen war, so hätten wir gewünscht, daß in dem Kap. de usu scriptorum Iudaicorum noch ein §. wäre dran gewendet worden, um den Leser auf den theils hermenevtischen, theils historisch-dogmatischen Gebrauch der apocryphischen Bücher A. T. in dem N. aufmerksam zu machen. — Aber ist es denn gar nicht möglich, daß dergleichen Vermehrungen, denen, die eine vorhergehende Ausgabe bereits besitzen, durch den Abdruck auf einzeln Bogen können geliefert werden? Uns dünkt die Sache auch den practischen Nutzen zu haben, daß man

als-

alsdann mit einem Blik den nach einiger Zeit veränderten, hier abgekürzten, dort erweiterten Gang des Geistes eines Schriftstellers würde übersehen können, — und bey einem Ernesti wünscht man doch am ersten das sogleich zu sehen!

A.

11. Haushaltungskunst.

J. Ch. F. Springers Physicalisch, praktisch und dogmatische Abhandlung von dem deutschen Getraidbaue, oder von dem Bau des Weizen, Dinkels oder Spelt, Rocken, Gersten, Haber, und Buchwaitzen. Göttingen, und Gotha, bey J. Ch. Dietrich. 1767. auf 255. S. in 8.

Die Schriftsteller, die sich mit der Oekonomie beschäftigen, haben beynahe ein gewisses Recht, unvollkommen zu seyn — wenigstens verdienen ihre Unvollkommenheiten am ersten unsere Entschuldigung. Denn es ist keine Wissenschaft so zusammengesezt, und keine hat so viele kleine Theile, die schon für sich weitläuftige einzelne Wissenschaften sind, als diese.

Wir läugnen es nicht, daß wir des H. Springers Abhandlung vom deutschen Getraidbaue mit diesem Vorurtheile gelesen haben, und daß sie uns besser als alle andere Schriften von der Art, gefallen hat. Die Materie ist noch nie mit einer solchen Vollständigkeit und mit einem so sorgfältigen Fleiße ausgearbeitet worden. Herr S. hat nicht aus eignen Erfahrungen allein, sondern auch aus den vortreflichsten ökonomischen Büchern gearbeitet, weil es ihm zu verwegen geschienen, auf seine eignen Versuche so viel Auktorität

zu rechnen, als die Versuche bekannter Männer haben.

Die Ausarbeitung ist so, daß die Erfahrungen immer nur wie Folgen der Theorie aussehn, und doch nie etwas, in ihrem wissenschaftlichen Kleid, verlieren. — Vielleicht hat diese Methode ausser ihren nothwendigen Vortheilen auch noch diesen zufälligen, daß sich selbst gemeine Leser mehr an das Denken gewöhnen.

Wir wünschten freylich, daß Hr. S. die Theorie nur von den Schlüssen der Physicker angefangen, und nicht immer bis auf die Elemente der Scheidekünstler zurückgeführt hätte. Wir sind mit der Gewißheit unserer Kenntnisse noch nicht so weit — und der Vortrag mißfällt dadurch bisweilen, weil er oft den Schein einer Subtilität hat.

Die bequeme und der Wirthschaft in allen Rüksichten vortheilhafte Waschmaschine. Wie solche in den damit gemachten Versuchen bewähret gefunden, und damit dieselbe um so sicherer und nützlicher gebraucht werden könne, hin und wieder abgeändert und verbessert worden, von D. Jak. Christ. Schäfern, nebst einer Kupfertafel. Regenspurg, 1766. auf 5 Bogen in 4.

Herr S. hat jetzt Lust sich selbst lächerlich zu machen — wenigstens beweiset es diese Abhandlung. Die seltsame Art wie er eine Maschine von einem noch sehr zweifelhaften Nutzen ausposaunet, ist seiner ganz unanständig.

Die Penderische Waschmaschine ist in einigen kleinen Umständen abgeändert worden, und nun soll sie so unverbesserlich seyn, als es möglich ist. Die Lobserhebungen, die dieser Maschine beygelegt werden, sind über-

übertrieben, und wir scheuen uns nicht es öffentlich herauszusagen, daß wir die grosse Ersparung der Seife für eine Unmöglichkeit halten. Wenn das Waschwasser nicht bis zur Sättigung mit Seife vermischt worden ist, so kann es die fettigen Unreinigkeiten der Wäsche auf keine Art auflösen.

Abhandlungen und Erfahrungen der ökonomischen Bienengesellschaft in der Oberlausiz, vom Jahr 1766. Zur Aufnahme der Bienenzucht in Sachsen herausgegeben. Dreßden, 1766. auf 94 Seiten in 8.

Diese Abhandlungen haben das mit den meisten Bienenbüchern gemein, daß sie schlecht sind. Man hätte der Welt den Einfall, eine Bienengesellschaft zu errichten, noch vergeben können: aber daß sie dem Publiko mit ihren Ausarbeitungen beschwerlich fallen, das ist unvergeblich. Was für Gesellschaften wird man noch errichten, und was für unsinniges Geschwätz werden diese Gesellschaften drucken lassen! Gewiß, es ist uns für die künftigen Nachahmungen dieses Unternehmens, das gar zu leicht durch den Schein eines Patriotismus blendet, sehr bange.

Auf die Geschichte der Einrichtung dieser Bienengesellschaft folgen einige Predigten; darauf berechnet Hr. Wilhelmi, auf dessen mathematische Gelehrsamkeit sich die Gesellschaft sehr viel zu gute thut, die innern Räume der Bienenstöcke. Hr. Schirach zeigt die Weise, Ableger zu machen. Diesen Mann macht seine Bienenkenntniß so eitel, daß er sich einen Maraldi, Swammerdam und Reaumur in die Welt zurück wünscht, um ihnen seine Entdeckungen sagen zu können. Die Ameisen von den Bienenstöcken abzuhalten, soll man ein Stück Pelzwerk um den Stock binden:

und zum Bienenfutter kann man Birnensaft brauchen. Der sächsische Bienenvater und Oberbeks Bienenwörterbuch werden sehr gerühmt, Eherles Bienenbuch aber getadelt. Des Hrn. S. Abhandlung von der Sprache der Bienen ist ungemein einfältig. Des Hrn. Petschke Ode auf die Bienen ist kindisch. Von der Bienenzucht dieses Jahres wird gesagt, daß sie nicht gar zu vortheilhaft gewesen sey.

Anleitung zur Bienenzucht. Hannover, 1766. auf 112 Seiten in 8.

Wir sehen nicht, was Hr. Dietr. Werner (dies ist der Name des Verf.) für einen Beruf gehabt hat, diese Anleitung zu schreiben. Sie ist von Wort zu Wort aus den Nachrichten eines *gemeinen* Bienenwirths genommen worden. Denn der Verf. hat weder eigene Erfahrungen noch Belesenheit in den Bienenbüchern. Alles, was er sagt, ist entweder schon bekannt, oder verdient nicht, bekannt zu werden.

Schreiben an Herrn Ostermann mit Beantwortung seiner in dem wienerischen Diario bekanntgemachten Aufgabe, auf was Art dem Holzmangel abzuhelfen, das verabsäumte Forstwesen wiederum herzustellen, und zugleich die Forstwissenschaft zu erweitern wäre. Wien, 1766. auf 48 Seiten in 8.

Der Verf. sagt für Oesterreich einige interessante Sachen. Nicht der Mangel des Holzes und anderer Brennmaterialien macht das Holz in diesem Lande theuer, sondern die Kostbarkeit der Fracht, und die Nachläßigkeit, mit der man Steinkohlen, Torf und dergleichen aufsucht. Der Verf. schlägt deswegen Mit-

tel vor, wie man die erste Schwierigkeit durch Flößen erleichtern könne, und räth darauf an, daß man die unterirrdische Brennmaterialien sorgfältiger aufsuchen möge. Was zur Verbesserung der Forstwissenschaft vorkömmt, ist nicht neu.

Zur Aufnahme der Landwirthschaft, 1766.

Wir zweifeln, daß dieses Buch sonderlich viel zur Aufnahme der Landwirthschaft beytragen wird: wenigstens sagt der Verf. nichts, was man nicht bisher schon gewußt hätte, ob man gleich die Aufnahme der Landwirthschaft noch immer nicht dadurch befördert hat. Es ist für das nördlichere Deutschland geschrieben, wo die Güter in Koppeln eingetheilt werden. Der erste Abschnitt handelt von der Einrichtung eines Gutes überhaupt, und der zweyte von der Eintheilung in Koppeln. In einem zeigt der Verf. nur an, was ein Landwirth wissen sollte, und in diesem beweiset er, daß die Menge der Koppeln nicht bestimmt seyn könne, sondern von den Umständen abhänge. Der Ackerbau wird in dem dritten Abschnitte nach der gewöhnlichen Art kurz beschrieben, und der Wiesenbau in dem vierten. Ehe der Verf. den fünften Abschnitt von dem Dünger schrieb, hätte er erst dieses Kapitel im Hausvater lesen sollen. Der sechste Abschnitt von dem Vieh, und der siebende von dem Forstwesen sind so unerheblich, daß wir sie gern vermisset hätten. Wenn sich doch die Schriftsteller einmal erbitten liessen, mehr zu lesen als zu schreiben! Wozu sollen uns nur die unzähligen Bücher, wovon eins die Anfangsgründe immer schlechter wiederhohlt als das andere!

Wir bitten den Verfasser, daß er uns diesen kleinen Eifer vergiebt, oder wir müssen uns mit dem

Motto entschuldigen, das er seinem Buche vorgesezt hat:

> Denn wenn sie keines verdienen,
> So loben wir selber die Könige nicht.
>
> Gellert.

B.

Sächsischer Bienenvater oder des Herrn Palteau von Metz neue Bauart hölzerner Bienenstöcke, nebst der Kunst die Bienen zu warten, und einer Naturgeschichte dieser Insekten, aus dem Französischen übersezt, und als ein praktisches Bienen-Buch für Bienenfreunde und Hausväter hiesiger Lande, mit nüzlichen Anmerkungen und vieljährigen Erfahrungen vermehret, herausgegeben von Adam Gottlob Schirach, Pastorn zu Klein Bauzen in der Oberlausiz. Mit einer Vorrede Herrn D. und Prof. Schrebers in Leipzig, und 8. Kupfer-Platten, 8. Leipzig und Zittau, bey Adam Jacob Spieckermann, 1766. 2 Alphab. 2 Bogen.

Der Herr von Palteau machte vor etwan zehn Jahren durch eine sogenannte neuerfundene Art Bienenstöcke in der ökonomischen Welt viel Aufsehens. Sein Traktat davon wurde in Frankreich und andern Ländern mit Vergnügen gelesen. Man entdekte aber nachhero daß seine Erfindung nicht neu war, sondern vor ihm ein Engländer John Gedde Esq. eine Art Bienenstöcke angegeben hatte, welche einfacher, und weniger kostbar, den vorgesezten Endzwek, nehmlich das Schwärmen der Bienen zu verhindern, eben so gut er-

erreichte. Herr Schirach scheinet des Gedde Schrift nicht zu kennen, ob sie gleich ins Deutsche übersezt und schon seit 1755. die fünfte Ausgabe davon vorhanden ist, weil er derselben sonsten vermuthlich würde gedacht haben. Am meisten aber ist es Schade, daß dem Herrn S. auch das lesenswürdige Memoire in dem Nouvelliste Oeconomique et litteraire Tome 29. pag. 137. unbekant geblieben ist, worinnen verschiedenen Unbequemlichkeiten der Palteauischen Bienenstöcke gezeiget und sehr glüklich abgeändert werden. Gegen die Uebersetzung liesse sich verschiedenes einwenden, indessen da es den oeconomischen Lesern nur vornemlich um die Sachen zu thun ist, so können wir ihnen dieses Buch als brauchbar und vollständig empfehlen.

Allgemeine Haushaltungs- und Landwissenschaft aus den sichersten und neuesten Erfahrungen und Entdeckungen geprüfet und in Ausübung gebracht von einer oekonomischen Gesellschaft in England. Vierter Theil. gr. 8. Hamburg und Leipzig, bey Grunds Wittwe und Adam Heinrich Holle, 1764. 1 Alphab. 2 Bogen.

Die drey ersten Theile dieses gemeinnützigen Werkes sind von Kennern mit dem grössesten Beyfall aufgenommen worden, und es ist bereits zu bekant als daß wir nöthig hätten, es hier allererst zu empfehlen. Nur ist zu bedauren, daß diese deutsche Ausgabe so äusserst langsam von statten gehet, indem an diesen vier Theilen nun schon fünf Jahre lang ist gedrukt worden; dahero, wie wir wissen, verschiedene Liebhaber oekonomischer Schriften aus Verdruß über solche unangenehme Verzögerung, lieber die Französische wohlgerathene Uebersetzung des Herrn *Dupuy Demportes*,

welche unter dem Titel: *Le Gentilhomme Cultivateur* schon längstens vollständig herausgekommen ist, sich angeschaffet haben. Die bey diesem vierten Theil versprochenen Kupfer sind auch noch nicht da, sondern die Leser sollen nun erst auf den fünften und lezten Theil, wer weiß wie lange noch, warten. Dieser Band handelt von den Zufällen, denen Vieh und Getraide unterworfen sind, benebst einem Anhange einiger nüzlichen Artickel. Uebrigens machet das schlechte Papier, welches von denen vorigen Theilen gar sehr abfället, denen Verlegern wenig Ehre.

Oeconomische Gedanken zu weiterem Nachdenken eröfnet, aus dem Dänischen übersetzet von Christian Gottlob Menzel. Inhalt, 1. Gedanken über die allgemeinen und besondern Haushaltungs-Regeln. 2. Schreiben aus dem Hollsteinischen, die Aufhebung derer Hand- und Spanndienste betreffend. 3. Commercien-Tractat zwischen Sr. Königl. Majestät von Dännemark und Sr. allerchristl. Majestät dem Könige von Frankreich. Dritten Bandes, Fünfter Theil, gr. 8. Kopenhagen und Leipzig, bey Friedrich Christian Pelt. 1765. 4 und einen halben Bogen.

Sunt bona mixta malis. Dieses ist die richtigste Ueberschrift die man über das Kopenhagener Magazin, welches wie bekannt, unter obigem Titel stükweise herauskomt, setzen kann. Gegenwärtiger fünfter Theil giebt einen neuen Beweiß davon ab. Die hierinn befindliche erste Abhandlung taugt ganz und gar nichts. Dahingegen die zwote in der Ordnung vorzüglich gut ausfällt. Die dritte aber, welche den

Com-

Commercien-Tractat zwischen Frankreich und Dännemark vom Jahr 1742. enthält, erwekt bey dem Leser die billige Verwunderung warum er nicht ehender als 23. Jahr nachher in dieses Werk eingerükt worden ist.

Oesterreich über Alles, wenn es nur will: das ist: wohlmeinender Fürschlag, wie mittelst einer wohlbestellten Landes-Oeconómie die Kayserl. Königl. Erb-Lande in kurzem über alle andere Staaten von Európa zu erheben, und mehr als einige derselben von denen andern independent zu machen, zu welchem noch ein Anhang, von unpartheyischen Gedanken über die Oesterreichische Landes-Oeconomie und leichteste Vermehrung der Cammer-Gefälle beygefügt worden. Neueste Auflage, von P. W. v. W. 8. Frankfurth und Leipzig, 1764. 1 Alphab. 3. Bogen.

Anstatt der Buchstaben v. W. soll auf dem Titel v. H. stehen, indem dieses Buch den ehemals berühmten Oesterreichischen Finanzier den Herrn von Hornek zum Verfasser hat. Die allgemeinen Säze und Regeln aus der Finanzwissenschaft die in diesem Buche angetroffen werden, sind gegründet, und ihre Anwendung auf die Oesterreichischen Lande hat damals auch Beyfall verdienet; allein, alles was zu der Zeit, da der Verfasser schrieb, Wahrheit war, ist es im Jahr 1764. gewiß nicht mehr gewesen, und hätte der Herausgeber dieser neuesten Auflage ein ganz anders Buch schreiben müssen. Wer die Ausgabe von 1753. besizt, kann der gegenwärtigen entbehren, es müßte denn seyn, daß er Belieben trüge ein und eben dasselbe Buch auf schlechterem Papier und mit schlechterem Druck zu besitzen.

Die Kunst Italiänische Pappelbäume aufzuziehen, mit Anmerkungen über die Wahl und Einrichtung der Baumschulen, wie man sie und die weiter verpflanzten Bäume aufziehen und warten soll, vom Herrn *Pelée de Saint-Maurice*, Mitgliede der Königl. Gesellschaft der Ackerbaukunst in der Parisischen Generalität und deren Versammlungsorte zu Sens. Arboribus varia est natura creandis. Virg. Georgic. Lib. 2. 8. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilschern 1764. 3½ Bogen.

Der immer mehr einreissende Holz-Mangel machet auch in denen meisten Ländern Deutschlands die wilde Baumzucht zu einem nöthigen Geschäfte des Landwirths. Da das langsame Wachsthum der meisten Holz-Arten eine Ursache der Abnahme unserer Wälder ist, so verdienen diejenigen Bäume, welche schnell groß werden, und leicht fortzubringen sind, eine vorzügliche Achtung. Von dieser Art ist die Italiänische Pappel welche in gegenwärtiger aus dem Französischen übersetzten Schrift angepriesen und ihr Anbau sehr deutlich gezeiget wird. Die Schwierigkeit dörfte ausser der Furcht wegen unserer kalten Himmels-Gegend annoch diese seyn, dergleichen Bäume, fals sie bey uns noch fremde seyn sollten, aus Italien oder Frankreich zu weiterer Vermehrung zu erhalten. Wir vermuthen aber nicht ohne Grund, daß wir die Italiänischen Pappelbäume unter dem Nahmen der so genannten Weiß-Pappeln schon wirklich besitzen, und rathen jedem Landmann die Pflanzung derselben an, zumal sie ausser dem grossen Vorrath an Holz annoch die beste Laubfütterung für die Schaafe liefern.

H.

12. Ver-

12. Vermischte Nachrichten.

Versuch einer Uebersetzung der Briefe der Marquisin von Sevigne, mit historischen und critischen Erläuterungen von dem Hrn. Mauvillon, dem Sohn. Braunschweig und Hildesheim, in der Schröderischen Buchhandlung. 1765. 8. 1 Alph. 8. B.

Die Bescheidenheit des Hrn. Uebersetzers, welche er in der Vorrede äussert, läßt uns kaum übrig, die Bemerkung zu machen, daß der Charakter der Sevignischen Briefe in seiner Uebersetzung allerdings ein wenig verdunkelt worden ist; welches aber auch bey diesen Briefen eine ganz unausbleibliche Folge war, zumal da der Uebersetzer die Französische Sprache mehr als die deutsche, in seiner Gewalt zu haben scheint, die daher nicht allezeit biegsam und gefällig genug gegen ihn ist. Wenn indessen ein andrer Uebersetzer dieses leztere Verdienst vor ihm voraus hätte, so würde doch bey wenigen das andre angetroffen werden, welches er in einem vorzüglichen Grade besitzt, eine sehr richtige Kenntniß des Feinen so wohl in der Französischen Sprache überhaupt als in seiner Urschrift insbesondere. Diese hat seiner Uebersetzung einen gewissen Grad von Richtigkeit und Wahrheit gegeben, selbst da, wo man noch den deutschen Idiotismus vermißt, und die von ihm beygefügten Anmerkungen und Erläuterungen müssen auch denen sehr lieb seyn, welche die Briefe in ihrer eigenthümlichen Sprache lesen. Für solche aber, welche sich mit dem feinern Französischen Ausdruk bekant machen wollen, wüßten wir keine vortheilhaftere Beschäftigung vorzuschlagen, als das Lesen des Originals mit Dagegenhaltung der Uebersezung. Die Fortsetzung derselben kan also für eine grosse

Anzahl

Anzahl Leser keine ganz gleichgültige Sache seyn, da ausserdem unsre Sprache selbst dabey gewinnen muß, wenn die ungezwungene Wendungen, welche die Frau von Sevigne ihren Gedanken zugeben weiß, auf eine eben so glückliche Weise in unsrer Sprache versuchet werden.

Kleine Beschäftigungen für Kinder. Vtilis — Si das hoc, paruis quoque rebus magna iuvari. Copenhagen verlegts F. Ch. Mummens Wittwe 1765. 8. 13. B.

Die Unternehmung dieser Arbeit und die beygefügte Vorrede verrathen einen Mann von Einsicht. Schriften, welche den aufkeimenden Verstand von Kindern glücklich entwickeln sollen, sind vielleicht von grösserer Wichtigkeit, als manches System, und der gröste Schriftsteller würde sich einer solchen Arbeit um so weniger schämen dürfen, als er in der Erfahrung finden möchte, daß auch das gröste Genie den wenigsten Schwierigkeiten dabey abzuhelfen im Stande ist. Alles beynahe, was Kindern gemeiniglich beygebracht wird und werden soll, bestehet aus so abstrakten und zusammengesezten Begriffen, daß man nicht eben so leicht einsieht, wie man den Unterricht einrichten soll, wenn man mit keinen andern als deutlichen Begriffen anfangen will. Ein eben so schwerer Fall ist es, wenn man Kinder mit Erlernung dieser Dinge beschäftigen will, ohne sie zu quälen. Gegenwärtiges Bändchen enthält eine in dieser Absicht unternommene Auswahl von kleinen Poesien, Fabeln, Erzählungen, aus den Herren Gellert, Hagedorn, Lichtwehr, Gesner und andern unsern Lieblings-Schriftstellern, und am Ende einen stärkern Auszug aus den Tageszeiten des Hrn. Zachariä und dem Evander vom Hrn.

Hrn. Geßner. Der Herausgeber hat sich die Freyheit erlaubet, in den meisten auszulassen und zu ändern, was ihm, über die Fassungskraft des zarten Alters zu gehen, oder einem Kinde anstößig seyn zu können schien. Die Ursache dieses Verfahrens ist von grosser Wichtigkeit, nur sehen wir nicht ein, mit welchem Recht man eines andern Schriftstellers Arbeit verstümmeln kan. Fand man sie nicht zu seiner Absicht bequem, warum mußte man eben diese wählen. Eine Fabel, eine Erzählung, ein jedes Ganzes, wenn ich seine Theile vermindre, hört auf eben das Stük zu seyn. Muß man ferner den guten Geschmak entsagen, um den Kindern richtigere Begriffe beyzubringen? Doch eine genauere Prüfung lehrt noch überdieß, daß ungleich mehr Stellen, Worte und Ausdrücke ungeändert gelassen worden sind, welche Kindern eben so wenig verständlich seyn, theils auch falsche Begriffe erwecken können. Vielleicht soll dieß des Lehrmeisters, oder des Vaters Aufmerksamkeit verhüten. Allein so würde man auch im erstern Fall auf dieses Verwahrungsmittel zu rechnen gehabt haben.

L.

Primitiae Typographiae Spirensis, oder Nachrichten von der ersten und berühmten Drachischen Buchdruckerey in der Reichsstadt Speyer, und denen im 15. bis zu Anfang des 16ten Seculi daselbst gedrukten merkwürdigen Büchern, wie auch dem ersten und raren Speyrischen neuen Testament; mitgetheilet von Erhard Christoph Baur, der Reichsstadt Speyer Raths-Consulenten und Syndico. Speyer, bey Zeuner, 1764. $6\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Diese

Diese Buchdruckerey, die von dreyen Drachen, die sämtlich den Vornahmen Peter hatten, geführet worden, ist aus mehrerer Ursach merkwürdig; der Verf. erzählet das Leben dieser dreyen Buchdrucker, und beschreibet die in der Drachischen Officin gedrukte Bücher. Dieses Unternehmen ist nüzlich; nur wünschten wir, daß der Verf. nur einigermassen merkwürdige Sachen von ganz geringfügigen Dingen zu unterscheiden wüßte, und nicht alles untereinander hinschriebe, was ihm in den Kopf kommt. Dazu kommt noch die altväterische und ganz undeutsche Schreibart; wir glauben z. B. schwerlich, daß irgendwo solch ein sonderbarer Mischmasch von Sachen, in einer so kauderwelschen Schreibart vorgetragen, gefunden werde, als die folgende Periode enthält: unsere Leser mögen versuchen, ob sie die Beziehung der Glieder desselben auseinander ausfündig machen können:

„Demnach gereichet es allförderst der Reichsstadt Speyer, zu einer nicht geringen Zierde und „Ehre, daß in selbiger c. a. 1471. bey ihrem in dem „XV. Sec. ohnehin noch geblüheten Zustand, neben „denen damaligen fürtreflichen Tücherfabriquen, Färbereyen, und aus ihrer Gemark gezogenen grossen „Farbenhandlung, mit Saflot, Färberröthe und Zwiebelsamen, wovon die meisten Felder angebauet waren, von welchem aber zu Speyer kaum das Angedenken übrig geblieben, und an deren Statt in diesem Jahrhundert die Tobakspflantage gekommen ist, „welchen man für den besten im Lande hält, gar bald „eine der ansehnlichsten Buchdruckereyen an dem Rheinstrom, angeleget worden, als in a. 1462. die große „Veränderung mit der Stadt Maynz sich zugetragen, „und bey damaliger Zerrüttung die Buchdruckerkunst-Verwandte, in andere Städte Deutschlandes, und „ausser dem Reich sich begeben hatten, welche das von

„Faust

"Faust und Schäffer in Maynz, bis dahin noch bey-
"behaltene Geheimniß dieser edlen Kunst also verbrei-
"teten, daß in denen ersten 10. Jahren hernach, aus-
"ser Straßburg, welche ohnehin schon ihren berühmten
"Johann Mäntele bey sich hatte, von welchen, und
"denen ihm gefolgten Buchdruckern daselbst, Herr
"Prof. Schoepflin in seinen Vindiciis Typographi-
"cis Cap. X. ausführlichen Bericht giebt, am Ober-
"Rhein zu Colmar, Schlettstadt, Hagenau, Worms,
"Oppenheim, unter diesen aber zu Speyer, wohl zu-
"erst, die Buchdrucker-Pressen im Schwange gien-
"gen, deren rühmliche Urheber die Peter Drachische Fa-
"milie ohnstreitig gewesen, wobey jedoch zu bewun-
"dern ist, u. s. w."

Ist es nicht eine Schande, das ein Raths-Consu-
lent und Syndicus einer deutschen Reichsstadt nicht
einmal deutsch schreiben kann, ja nicht einmal die sim-
pelsten Gedanken und Nachrichten in einem ordentli-
chen Zusammenhange vorzutragen weiß, sondern das
Hundertste unter das Tausendste menget!

**Lehrsätze aus der Einleitung in die sammentli-
chen Wissenschaften der Staatswirthschaft,
verfasset und erwiesen von Johann Edlen
von Sternschuz, des Heil. Römischen Reichs
Rittern. Wien, bey Kalinode, 1766. 5.
Bogen in 8.**

Vor fünf und zwanzig Jahren, war die Sucht alles
mathematisch zu demonstriren in Deutschland
allgemein. Seit kurzem scheint, seitdem in Oesterreich
die Wolfische Philosophie beliebter wird, sich diese
Sucht auch an einigen jungen Schriftstellern daselbst
zu zeigen. Herr von S. gehört unter diese Zahl:
Es scheint, er will die Staatswissenschaft demonstriren.

Wir

Wir sagen, es scheint; denn der Verf. der, wie aus der Vorrede erhellet, ein Böhme ist, schreibt so böhmisch-deutsch-philosophisch, daß wir nicht recht eigentlich verstehen, was er demonstriren will. Wir wollen zum Beyspiele der seltsamen Schreibart, nur den ersten Satz hersetzen:

„Einen Staat bestimmen wesentlich die Bestim-
„mungen des vereinigten Willens aller hinlängliche
„Kräften besitzenden Bürgern.„

„Beweiß. Es ist eines jeden Wesens wirklicher
„Bestand möglich.

„Ein solches Wesen ist näher seinem wirklichen
„Bestand, (Existentiae) wenn jenes bestehet, so die
„Ursach seines, ich meyne, des obigen Wesens Bestan-
„des in sich enthält, oder Macht hat, solchen Bestand
„zu wirken.„

„Menschen sind wirklich bestehende Wesenheiten,
„die zufolge ihrer Freyheit §. 7. und Macht §. 8. zur
„Bestimmung, möglicher Weise ein einiges bestimmen
„können, u. s. w.„

Es fällt in die Augen, daß der Verf. der ganz frais emoulu du College zu seyn scheinet, noch einige Jahre lang seine ganz roh niedergeschluckte Philosophie hätte verdauen sollen, ehe er geschrieben hätte; vielleicht hätte er unterdessen auch so viel deutsch gelernet, daß er sich seinen Lesern hätte verständlich machen können. Aber er hat große Dinge im Kopfe, wenn diese gründliche Richtschnur oder Einleitung wohl aufgenommen wird; so will er mit mehrern Theilen bald hervortreten, und er hoft, der dritte Theil, den er mit algebraischen Demonstrationen erläutern will, soll jenen, die das Finanzwesen kennen, nicht mißfallen. Wir möchten wetten, daß der Verfasser die Anfangsgründe der Algebra erst ganz kürzlich müßte gelernt haben. Die Anwendung der Algebra auf die Finanzwis-

wissenschaft giebt die sicherste Vermuthung, daß ihm die Algebra noch neu, und folglich lieb ist. Er will jederman zeigen, daß er auch mit A. und X. spielen kann.

Anleitung zur Registraturwissenschaft und von Registratoribus, deren Amt und Pflichten, neben zugleich die dahin gehörige Nachrichten, von Canzeleywesen, und sonstigen nöthigen Erforderniß ertheilet werden, nebst einer Erläuterung einiger hierin befindlichen Stellen, von Philipp Wilhelm Ludwig Flaot, Churpfälzischer Kirchen- und Ober-Apellations-Gerichts-Rath, ꝛc. Frankfurt und Leipzig, in der Eßlingerischen Buchhandlung, 1765. 18 Bogen in 8.

Enthält einige gute Sachen, die ein Registrator wohl wird brauchen können. Aber auch sehr viel gemeine und solche Sachen, die die gesunde Vernunft und die allergeringste Routine an die Hand giebt, werden aufs weitläufigste behandelt, und mit weitläufigen, meist höchstunnöthigen Allegaten bewiesen. Das ganze Buch ist sehr undeutsch geschrieben, und eine unfruchtbare Weitläufigkeit erstickt manches Gute, das darin befindlich ist. Der Leser wird unwillig, wenn man ihm deductionsmäßig mit vielen dazwischen gespikten Allegaten beweisen will, das 2 mal 2, 4 ist.

Der englische Greiß. Zwölfter Theil. Hamburg, 1767. 60 Bogen in klein 8.

Eine Sammlung von mittelmäßigem moralischem Geschwätze; Sie soll eine Art von Wochenblatte vor-

vorstellen, und gehört in die niedrigste Classe derselben. Die oft eingestreuten Verse sind mehrentheils höchst elend.

K.

Auszüge
aus Briefen einiger Correspondenten.

Auszug eines Schreibens aus St. Petersburg vom 24. Junius 1767.

Der eilfte Theil der Novi Commentarii der Kayserl. Akademie wird bald erscheinen, und der zwölfte soll sogleich nachfolgen, so bald der eilfte fertig ist. Es sollen jährlich zween Theile erscheinen, bis der ganze Rükstand nachgeholet seyn wird.

Die Institutiones Calculi Integralis des ältern Herrn Eulers, sind unter der Presse, und werden in Jahresfrist fertig werden. Dieses vortrefliche Werk wird zween Bände in groß Quart ausmachen, und eben so gedrukt werden, wie der Calculus differentialis eben desselben Verfassers.

Folgendes Werk: Lettres écrites à une Princesse d'Allemagne, sur divers sujèts de Philosophie et de Physique wird drey Bände in 8. ausmachen. Der berühmte Verfasser dieser Briefe, handelt darinn von verschiedenen Sachen aus der speculativischen Philosophie und erklärt die hauptsächlichsten Erscheinungen in der Natur, so weit es die Schranken der menschlichen Erkenntniß zulassen. Man zweifelt nicht, daß die gelehrte Welt und besonders das Frauenzimmer, für welche es eigentlich geschrieben ist, dies Werk gut aufnehmen werde.

Der dritte Theil von der bekannten Flora Sibirica des Gmelins wird endlich auch erscheinen. Hr. Gmelin, ein würdiger Neffe des verstorbenen Verfassers, der seit einiger Zeit als Professor der Botanik bey der kayserlichen Akademie der Wissenschaften steht, wird ihn herausgeben.

Hrn. Prof. Fischers kurzgefaßte Geschichte von der Entdeckung Siberiens bis zur völligen Eroberung dieses Landes durch die Rußischen Waffen, nebst einer

Ein-

Einleitung und einem vollständigen Register, ist auch unter der Presse. Das Werk ist durchgehends mit nöthigen Anmerkungen versehen und wird ohngefehr 50 Bogen ausmachen, ohne die Einleitung, welche 11 Bogen stark ist. Zwey Drittheile sind bereits gedrukt.

Unter den Werken, welche in Rußischer Sprache herauskommen, sind folgende beyden merkwürdig. Erstlich Nestor, ein Werk in Quart, das in Ansehung der Geschichte von Rußland, sehr wichtig und bereits im vorigen Jahr gedrukt ist. Und denn die Annales russici Niconiani, davon schon 12 Bogen aus der Presse sind. Das ganze Werk wird vier Bände in Quart, jeder Band ohngefehr zu 100 Bogen ausmachen.

Unter sieben Sammlungen rußischer Jahrbücher in der kayserlichen Bibliothek, ist diese die allervollständigste und geht bis auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1650.) Die Akademie hat auch um deswillen damit den Anfang machen wollen, ohnerachtet die übrigen grössentheils älter und besser sind. Man wendet bey der Ausgabe dieser Sammlung eine aussordentliche kritische Sorgfalt an. Jeder gedrukte Bogen wird fünfmal corrigirt und ihrer zwey vergleichen die Correktur Wort für Wort und Buchstaben für Buchstaben mit dem Manuscript. Man läßt nichts aus und ändert auch nichts darin und das Publikum wird einmal, was man schon seit langer Zeit gewünscht hat, bekommen — incorruptos rerum russicarum annales.

Die kayserliche Akademie hat besonders die alte Geschichte von Rußland zum Augenmerk und Herr Professor Schlözer beschäftigt sich vorzüglich damit. Um ihm seine mühsame Arbeit zu erleichtern, läßt die Akademie durch einen jungen fleißigen Gelehrten sehr accurate Excerpta aus den Scriptis Byzantinis machen. Herr Prof. Schlözer wird unterdessen durch verschiedene Länder eine Reise thun, und in den vornehmsten Bibliotheken alle ihm nöthige und brauchbare Materialen aufsuchen.

Die geographische Klasse läßt sich eben so angelegen seyn, die Neugier des Publikums zu befriedigen. Es werden in kurzen mehrere neue geographische Charten von verschiedenen Provinzen des weiten rußischen Reichs zum Vorschein kommen welche viel genauer seyn werden als die, so die Akademie sonst schon heraus gegeben hat.

Zur Erleichterung des Verkaufs dieser Werke und geographischen Charten in auswärtigen Ländern hat dieselbe alle nöthigen Maasregeln genommen. Sie wird deshalb noch dieses Jahr eine hinlängliche Anzahl Exemplare von allem, was sie seit ihrer Stiftung heraus gegeben, an die meisten deutschen Buchhändler versenden und sie *ihnen unter* solchen Bedingungen in Commißion geben, daß sowohl die Buchhändler als das Publikum in Ansehung des Preises und der Leichtigkeit, sie sich anzuschaffen, zufrieden seyn werden.

Auszug eines Schreibens aus dem Holsteinischen.

Mein gelehrter Freund, der Hr. D. Wichmann zu Hannover meldete mir schon im vorigen Jahre etwas von dem Blatterbelzen in England, das ich Ihnen und dem deutschen Publiko mittheilen muß. Als im *abgewichenen* Jahre der Leibmedicus Pringle auf seiner Pyrmonter Reise sich auch in Hannover aufhielt, sagte er meinem Freunde etwas von dem Inoculisten Sulton, einem Empirikus, der an der Menge der Inoculirten seines gleichen nicht hätte. Mein Freund hat ihn um nähere Nachrichten; Hr. Pringle merkte es sich in seiner Schreibtafel und unterm 8ten d. J. schreibt er ihm folgendes. „Es ist unleugbar (it is incontestable,) daß ein gewisser Mann, Namens Sulton, mit seinen beyden Söhnen zu Essex und in der benachbarten Gegend an 17,000 Personen inoculirt hat, ohne über 6. oder 7. zu verlieren. Er selbst sagt, er habe keinen einzigen verlohren. Es ist merkwürdig, daß er niemals seine Kranken zwingt, im Hause und noch weniger im Bette zu bleiben, nachdem die Blattern völlig ausgebrochen sind: aber durch gewisse Arzeneyen, die er geheim hält, bemüht er sich, daß seine Kranken nur wenig Blattern erhalten.„ Wenn dieses eine Nachricht wäre, die ein Reisender auf dem Caffehause gehört: so wäre der Glaube daran eine Art Sünde; aber nun es ein Arzt, ein denkender Mann, ein Pringle sagt, nun dürfte der Misglaube es seyn. Mein Freund sezt hinzu: „Die lezten Worte (by some medicines, which he keeps secret, he takes care, that his patients shall have but a small number of pustules) mögen Sie selbst übersetzen und meinen we-

wegen auch immer annehmen, als wenn Pringle daran glaube und im Ernste der Meynung sey, daß es Sulton wirklich könne.„ Dies überlasse ich indessen einem jeden Arzte zu beurtheilen und führe nur an, daß die Sache in Britannien selbst Aufsehen zu machen anfängt. In einem englischen Magazine finde ich die Recension eines Briefes von D. Glaß an D. Baker, in der jener Muthmassungen über Sultons Methode vorträgt.

Auszug eines Schreiben des Recensenten von Herrn Rector Damms griechischen Lexicon.

Ihre Versicherung sowohl als die Einsicht des mir übersandten Programms vom Hrn. Rector Damm, in welchem er schon 1752. die Ausgabe seines griechischen Lexicons ankündigte, überzeugen mich zur Gnüge, daß die in der Recension desselben (Deutsch. Bibl. III. B. II. St.) geäuserte Vermuthung, als sey bloß Sebers Index Homericus, und der Index Pindaricus dabey zum Grunde gelegt worden, ungegründet sey. Das was der Herr Rector in diesem Programm von seiner mühseligen Arbeit gedenkt, hat alle die Glaubwürdigkeit, die man einem rechtschafnen, redlichen verdientem Manne nie versagen kann, der alle Hochachtung verdient und auch bey dieser Arbeit gewiß eine gute Absicht gehabt, in verschiednen Stücken auch erreicht hat. Denn daß er die griechischen Wörter auf ihre ersten Stammwörter zurük zu bringen gesucht hat, ist ein sehr vernünftiger und rühmlicher Einfall; nur sollte es alsdenn kein Wörterbuch zum Nachschlagen beym Lesen von Schriftstellern seyn, noch weniger gehörte die unsägliche Mühe dazu, alle Stellen einzeln anzuführen, wo das Wort vorkömmt, und zwar ohne eine genaue Auseinandersetzung und Unterordnung der Bedeutungen. Doch vielleicht giebt es Personen, denen auch hierunter kein geringer Dienst geleistet worden ist. Ich bin 2c.

Nachrichten.

Die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin schlägt für das Jahr 1769 folgende Preise vor.

In der öffentlichen Versammlung vom 4. Jun. 1767. wolte die Metaphysische Classe den Preis über folgende Frage zuerkennen:

Ob man die natürlichen Neigungen vernichten, oder welche erwecken könne, die die Natur nicht erzeuget habe? und welches die Mittel seyn, den Neigungen, wenn sie gut sind, Kräfte zu geben, oder sie, wenn sie böse sind, vorausgesezt, daß sie unüberwindlich wären, wenigstens zu schwächen.

Da aber die eingelaufenen Stücke den Absichten der Akademie kein Genüge geleistet, so ist der Preis auf das künftige Jahr ausgesezt worden. Die Stücke werden bis zum 1sten April 1768. angenommen, und das Urtheil der Akademie wird den 31. May 1768. bekannt gemacht werden.

Die Classe der Experimentalphilosophie schlägt zum Preise für das Jahr 1769. folgende Frage vor:

Ein Mittel zu bestimmen, die Naturlehre mit der Landwirthschaft in nähere Verbindung zu bringen als sie bisher gewesen, und besonders den Einfluß der verschiedenen Theile der Landwirthschaft auf brauchbare Grundsätze zu bringen.

Die Abhandlungen werden bis zum 1sten Jenner 1769. angenommen.

Der Preis der Classe der Belles Lettres der den 31sten März 1768. zuerkannt werden soll, ist auf das beste Ehrengedächtniß des Hrn. von Leibniz gesetzet.

Der Preiß auf jede die Fragen, ist eine goldene Schaumünze 50 Dukaten schwer. Die Stücke werden an den beständigen Secretair der Akademie, Hrn. Prof. Formey, postfrey eingesandt. Man bittet die Verfasser sich nicht zu nennen, sondern ihre Abhandlungen blos mit einem Wahlspruche zu bezeichnen, und einen versiegelten Zettel beyzufügen, welcher von aussen den Wahlspruch, und inwendig ihren Namen und Aufenthalt enthält.

* * *

Der verstorbene Weimarische Hofrath, Herr Johann Samuel Verch, hat der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, ein ansehnliches Capital vermacht, mit

mit dem Bedinge, daß die Interessen davon, zum Theil zu Belohnung gemeinnütziger, und insonderheit seiner Vaterstadt Danzig, vortheilhaften, gelehrten und andern Abhandlungen, sollen verwendet werden. Es setzet also die gedachte Gesellschaft für dieses laufende 1767ste Jahr, folgende Aufgabe zur gründlichen Beantwortung aus, und bestimmet der besten unter den eingekommenen seine Belohnung von funfzig Dukaten.

Wie der mehr und mehr überhandnehmenden Versandung und dem weitern Anwachse der Sanddünen in der Nehrung vorzubeugen; welches die dienlichsten und am wenigsten kostbare Mittel zu Abhelfung dieses Uebels sind?

Die leserlich geschriebene Abhandlungen müssen in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache abgefasset seyn. Sie werden postfrey an den itzigen Secretair der Gesellschaft den Herrn Doct. von Schefler eingesendet, und werden bis den 31. Dec. dieses Jahres angenommen, der 29. Februar 1768. ist zu Austheilung des Preises festgesezt.

Herr Johann Christoph Adelung, Herzogl. Sachs. Gothaischer Rath; hat eine Nachricht von einer an das Licht zu stellenden vollständigen Erd- und Staatsbeschreibung Deutschlandes nach den ältern und mitlern Zeiten, nebst den dazu gehörigen Landcharten, auf einen Bogen in klein 8. 1767. bekannt gemacht. Sie soll bey Crusius in Leipzig auf Vorschuß erscheinen, doch werden die Bedingungen noch nicht angezeigt.

Todesfälle.

1766. den 20. Nov. starb zu Heilbronn Hr. Joh. Mich. Gruner, Hospitalprediger daselbst. Er war Verf. des 6ten und 7ten Theils der Geschichte der Staaten, die zu Heilbronn heraus kommt.

1766. den 6. Dec. starb zu Wien der Kayserl. Reichs-Hofrath Heinrich Balthaser von Blum, der durch verschiedene gelehrte Schriften bekannt ist.

